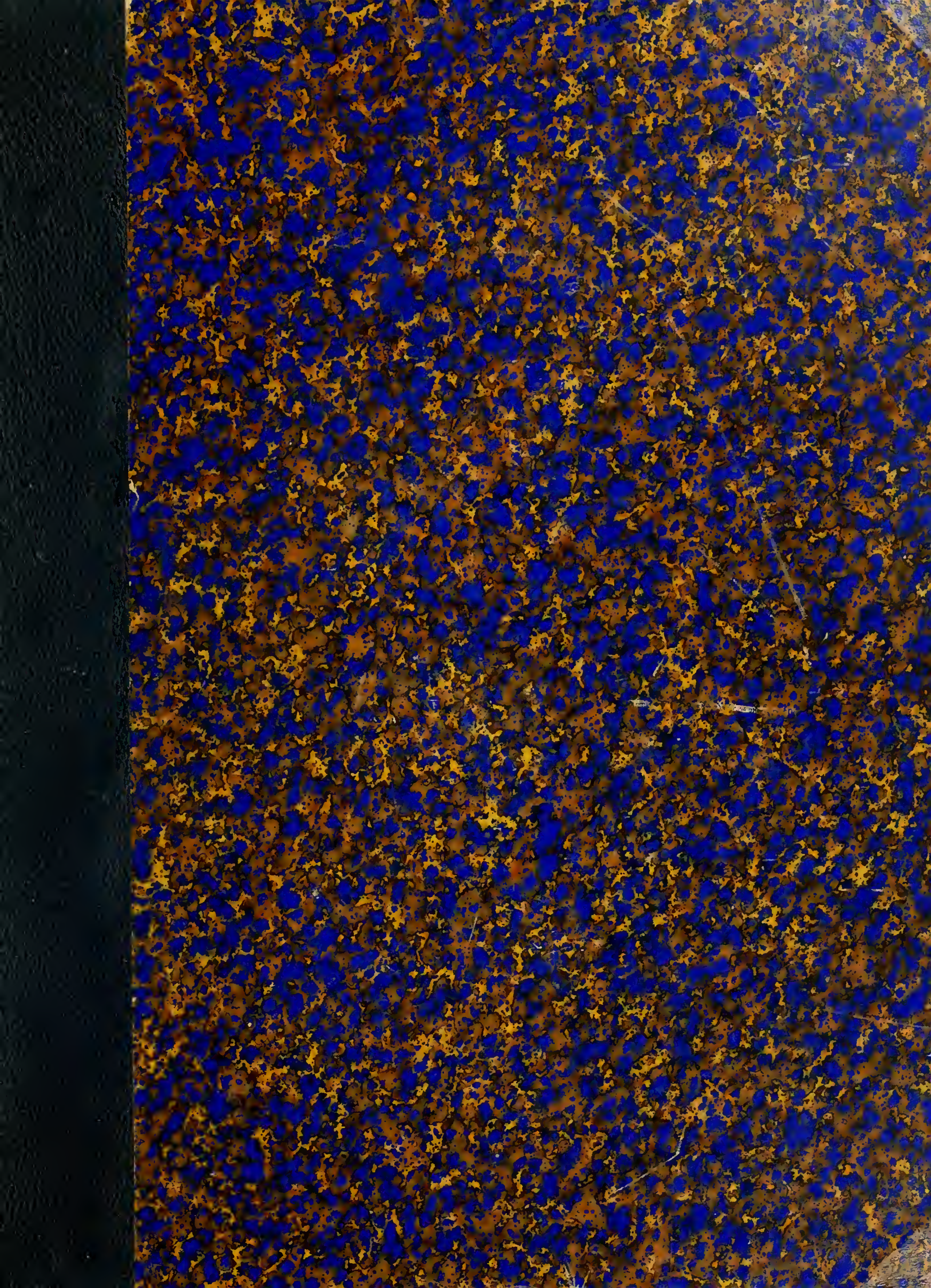
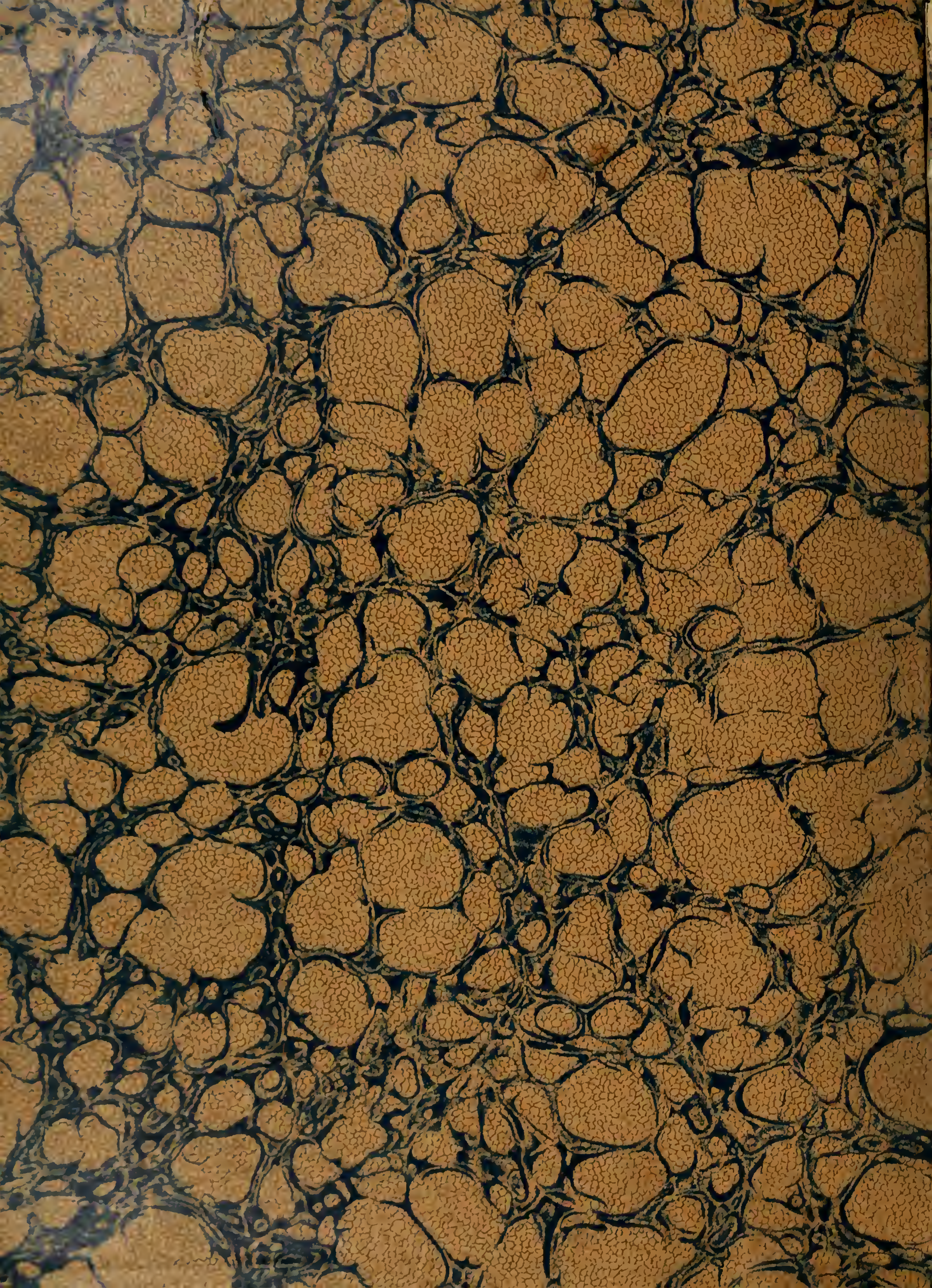
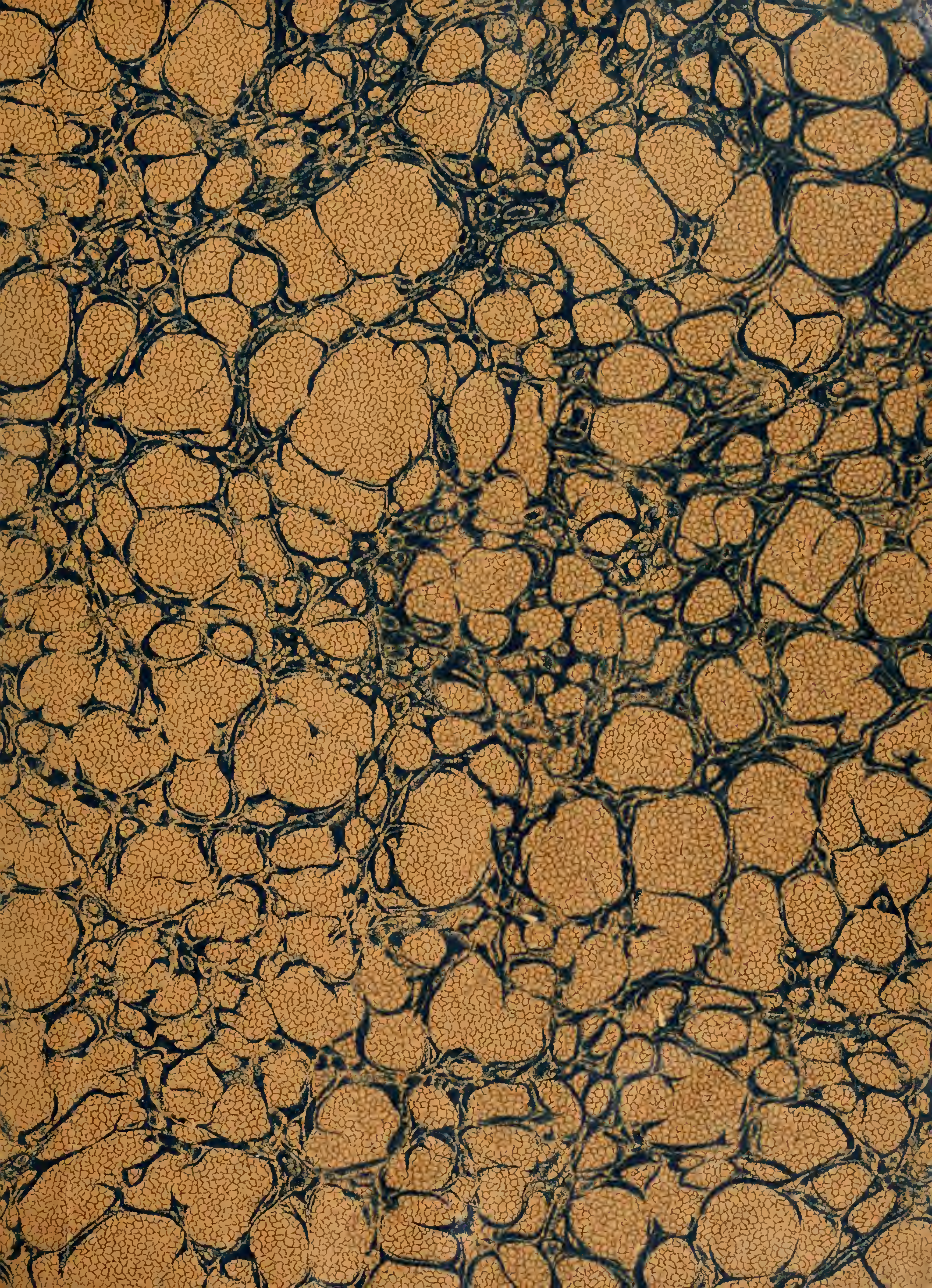




















JAHRESHEFTE

DES ÖSTERREICHISCHEN

ARCHÄOLOGISCHEN INSTITUTES

IN WIEN

BAND II

MIT 8 TAFELN UND 179 TEXTFIGUREN

WIEN
ALFRED HÖLDER
K. U. K. HOF- UND UNIVERSITÄTS-BUCHHÄNDLER
1899

Druck von R. M. Rohrer in Brünn



Fig. 1 Chan vom Eldschikdagh an der Nordwestgrenze Lykiens.

Über den Ursprung der Giebelakroterien.

Zu den genetisch dunkelsten Zierformen der hellenischen Architektur zählen die Aufsätze, mit denen die Giebel der Tempeldächer geschmückt sind. Ihrer Herkunft nachzuspüren, ist meines Wissens überhaupt noch kein selbständiger Versuch unternommen worden. Eine Vermuthung, die ich im Folgenden darüber entwickeln möchte, nachdem sie bereits in dem Architekturcapitel des lykischen Reisewerkes kurz angedeutet war,[1]) will daher zunächst als eine Anregung des Problems aufgefasst und der Prüfung Berufener als ein Versuch empfohlen sein.

I

Akroterien sind der ägyptischen wie der orientalischen Baukunst fremd und Eigengut der griechischen Formensprache. Hier treten sie bei keiner anderen Dachform auf als an dem Giebel und stehen in ausgesprochenem Bezuge zu den Fronten, auf die sie allein oder vorzugsweise berechnet sind. Für die Betrachtung von dieser Seite betonen sie nicht nur die drei Spitzen des

[1]) Reisen I 104, vergl. die Bemerkung von Eugen Petersen II 30, 1.

abschließenden Dreieckes überaus wirksam, sondern heben als frei abstehende Endigungsformen zugleich die Proportionen und die Richtung des Gebäudes hervor, wie die Zierfeder auf dem Hute oder der Busch auf dem Helme Richtung und Proportion der menschlichen Gestalt hervorhebt. Diese decorative Bedeutung, für welche namentlich Gottfried Sempers geniale Theorie des Schmuckes das Verständnis erschloss,[2] ist an sich so klar und wird allgemein als so glücklich empfunden, dass ein monumentaler Giebel ohne diese Zierde kahl erscheint. Nicht minder sicher aber ist, dass ihre Entstehung aus dieser ästhetischen Wirkung allein nicht abgeleitet werden kann. Mag auch die kaum übersehbare Fülle von Gestaltungen, die ihnen die Epoche des vollendeten Steinbaues gab, wie ein souveränes Spiel bildnerischer Phantasie anmuthen, so erkennen wir doch heute, obschon ein Beweis dafür erst theilweise mit abgestuftem Grade von Helligkeit erbracht ist, dass die Zierglieder der griechischen Architektur nicht einmalige Erfindungen, sondern Ergebnisse einer Stilentwicklung sind, die von Structurmotiven ihren Ausgang nimmt. Lässt sich daher ein Weg aufzeigen, der für die Akroterien einen bestimmten derartigen Ursprung als Möglichkeit eröffnet, so wird ihm principielle Berechtigung nicht zu versagen sein, und wenn er zugleich für ihre älteste Verwendungsform erklärenden Aufschluss gibt, Anspruch auf Erwägung zukommen. Damit ist scharf bezeichnet, inwieweit ein Nachweis beabsichtigt ist, und inwieweit er mit dem hier vereinigten Material erbringlich scheint.

An dem vollendeten Tempelbaue bestehen die Akroterien aus mächtigen, der Dachsima aufliegenden Steinblöcken, von denen sich vegetabilisch, tektonisch oder figürlich zugeformte Aufsätze erheben. Nach Karl Bötticher[3]) soll diese Anordnung aus werklichen Gründen hervorgegangen sein: der Akroterienbau auf dem Firste diene zur Sicherung der Steinverbindung an dieser Stelle, und die Last der Seitenakroterien biete einen Halt für die statisch schwächsten Stellen der Dachconstruction, da an den Eckgeisa die Körperlichkeit des Vorsprunges mehr als um das Doppelte die Masse der aufliegenden Theile übersteige und der Seitenschub der Dachgeisa eines Gegenlagers bedürfe. Indessen war einem solchen Seitenschub durch die Verdübelung der Dachgeisa mit der Giebelwand und ihren Verkleidungsplatten vorgebeugt, und, wie Durm entgegnet,[4]) „fehlen jetzt am Theseion, am sogenannten Concordientempel in Akragas, an den

[2] G. Semper, uber die formelle Gesetzmäßigkeit des Schmuckes und dessen Bedeutung als Kunstsymbol. Kleine Schriften 304 ff.; der Stil I 26 ff.

[3] Karl Bötticher, Tektonik der Hellenen [2] 240 Taf. 17 d

[4] J. Durm, Baukunst der Griechen [2] 156.

Tempeln in Segesta und Pästum diese Stücke, während die Giebelgesimsplatten noch unverrückt am Platze sind; wären diese Ecksteine als nothwendige Last aufgelegt gewesen, um dem Schube der schräg ansteigenden Gesimsplatten als Widerlager entgegenzuwirken, so hätten diese bei Wegnahme der ersteren nachrutschen müssen, was nicht der Fall war, und was vermöge der Construction des Giebelanfängers und des Verbandes, der Form und der Lage der Zwischenstücke nicht möglich ist. Am Parthenon liegt der Untersatzstein in der Ecke der ausgehöhlten Marmorrinne, diese beschwerend, aber als Übergewicht eher zum Umkippen der vorkragenden Theile als zur Festigung derselben beitragend. Das Gleiche fand bei der Mittel-Akroterie statt, indem auch hier der Sockelstein in der Sima lag, auf dem frei schwebenden und nicht auf dem unterstützten Theile der Gesimsplatten." Hiernach erscheint der Gedanke Böttichers nicht haltbar. Aber auch wenn er es wäre, oder wenn er durch wesentliche Einschränkungen eine überzeugendere Kraft erhalten könnte, würde er lediglich die Umbildung erklären, welche die Akroterien im Steinbaue erfuhren, und für ihre Entstehung nichts lehren, nur für ein letztes Stadium ihrer Formengeschichte zu berücksichtigen sein.

Auf den historischen Weg wies Durm a. a. O. mit der evidenten Bemerkung, dass den Steinakroterien des Marmordaches die thönernen des Ziegeldaches und diesen die hölzernen des Sparrengesimsdaches vorangiengen, mithin der Eigenthümlichkeit dieser verschiedenen Materialien — Holz, Terracotta, Stein — die formalen Durchbildungen entsprechen mussten. Eine erläuternde Darlegung dieses Processes hat er jedoch im Rahmen seines Handbuches nicht gegeben, nur berührt, dass Proben von hölzernen Akroterien in Nachbildung vorlägen an den phrygischen Felsgräbern, bei denen die Stirnbretter der vordersten Sparrenpaare weit über die Kreuzungspunkte im Scheitel hinausragen und eine charakteristische Verzierung bilden, wie sie an den Tiroler Holzhäusern noch heute zu sehen sei. Diesen Hinweis verdeutlichte aber unlängst Franz von Reber in seinen von vorzüglichen Reproductionen unterstützten Untersuchungen über Stil und Entstehungszeit der phrygischen Felsendenkmäler [5]) durch eine Zusammenstellung dort vorkommender Giebel- und Akroterienformen und technische Erklärungen derselben. Fig. 2 wiederholt jene lehrreiche Zusammenstellung; Fig. 3 und Fig. 4 fügen weitere Beispiele hinzu, welche

[5]) F. von Reber, Die phrygischen Felsendenkmäler, Abhandl. d. bayr. Akademie III. Cl. XXI. Bd. III. Abth. 573 ff. Fig. 6 (45 ff. des Sonderdruckes). Vergl. die vorzüglichen Untersuchungen über denselben Gegenstand von A. Körte, Athen. Mitth. XXIII 80 ff.

F. v. Reber außerdem und A. Körte nachträglich mittheilten.[6])

Nach vielfachen Analogien setzt F. v. Reber gewiss zutreffend voraus, dass diese Reliefs durch Farbenauftrag verdeutlicht waren, und aus der im wesentlichen gleichartig sich wiederholenden Dachstructur schließt er auf eine dem phrygischen Hause eigene Stilregel. Das Dachgespärre bestehe aus zwei übereinander liegenden Gliedern, von denen das kleinere unterhalb, der Sparrenlage entspreche, das etwas vorspringende höhere oberhalb, der Eindeckung, die aus enggereihten Pfetten mit aufruhendem Lehm oder Letten zu denken sei. Diese Verdachungsart habe an den Fronten aus Schutz- und Verschönerungsgründen eine an die Schnittflächen der Pfetten geheftete Verschalung durch giebelförmig aneinander grenzende Dielen gefordert, die sich im Firste kreuzten und an ihren überragenden Enden durch Schnitzerei oder Einsätze einen akroterienartigen Schmuck gewannen. An dem Felsdenkmale von Düver *A* in Fig. 2 liege ein einfacher Vorstoß der Dielenenden vor, an demjenigen der Akropolis von Yasili-Kaja *B* und den übrigen deutliche Hornbildungen, deren auffällige Größe sich als eine Überschreitung der vorbildlichen Zierformen in der Steinnachbildung erkläre, und deren Zusammenhang mit den Dielen namentlich bei den Denkmälern von Yasili-Kaja *E* und *F* durch die im Kreuzungs- und Befestigungspunkt angebrachte Rosette außer Zweifel stehe.

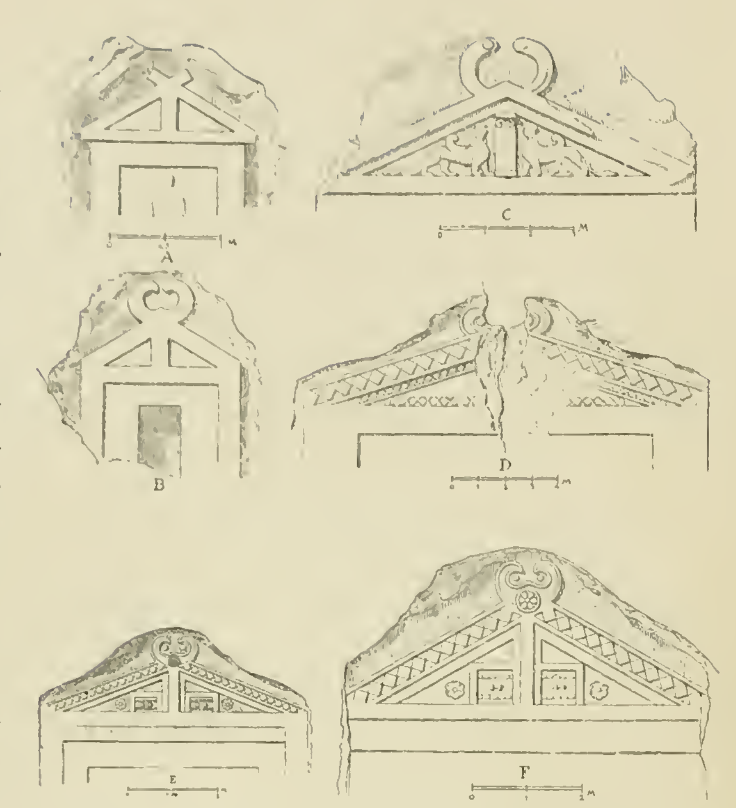


Fig. 2 Giebel phrygischer Felsgräber nach F. von Reber.

[6]) A. Körte, Athen. Mittheilungen XXIII 113 Fig. 8; F. v. Reber a. a. O. 594 66 Fig. 16. Ein Fig. 4 ganz analoger Aufsatz, aus zwei sphärisch gebogenen Hölzern gebildet, die zusammen einen Halbkreis beschreiben, findet sich über der Spitzbogenfassade eines Felsgrabes von Pinara, nach einer Skizze von Hauptmann E. Krickl, aufgenommen bei der Expedition des Jahres 1892.

In dieser Hypothese ist mir wie A. Körte a. a. O. zunächst die angenommene Eindeckung mit Lehm oder Letten anstößig. Auch auf Satteldächern kommt ja dergleichen vor, wie beispielsweise norwegische Blockhäuser[7]) auf der schrägen Fläche ihrer Bretterdecken zuweilen eine Torfschicht tragen. Aber für den Orient ist ein solches Verfahren unbezeugt, und bei der zähen Dauer seiner ländlichen Bausitten würde es sich dort gewiss bis auf den heutigen Tag erhalten haben, wenn es je angewendet worden wäre. Für die continuierlich heftigen Niederschläge der Winterszeit, die schon das horizontale Erddach immer und überall gefährden, wäre es ausnehmend unpraktisch, und wie an den erwähnten norwegischen Blockhäusern würde es Vorrichtungen gegen das Abrutschen des Lehmbelages, und zwar ausgiebigere als durch die vorausgesetzte Engreihung der Pfetten, erfordern, wie sie selbst dem horizontalen Erddach kaum je fehlen, indes an keinem der phrygischen Felsdenkmale zu bemerken sind. Keinesfalls kann ich glauben, dass eine Nöthigung zu dieser Annahme bestehe. Die größere Höhe des oberen Dachgliedes, die dadurch begreiflich werden soll, ließe sich einfacher durch ein mehrfaches dickes Übereinanderliegen von Schindeln begründen, wie es ziemlich überall in Übung steht. Wichtiger ist, dass ein structiver Zusammenhang der Akroterien mit der vorausgesetzten Dielenverschalung nirgends ausgedrückt ist. Bei *C* und *D* in Fig. 2, wie F. v. Reber selbst nicht entgieng, bleibt eher das Gegentheil wahrscheinlich, hier werden die Hörner gewiss besondere Aufsatzstücke sein. Bei *A* ist überhaupt kein oberes Dachglied, also auch keine Diele, angedeutet, und könnten die sich kreuzenden Vorstöße ebensogut Sparrenbalken angehören. Die Formen der Akroterien selbst aber, welche an den Originalen fast durchgängig so verwittert sind, dass sie die bisherigen Publicationen in merkwürdigster Verschiedenheit wiedergeben, scheinen die



Fig. 3 Phrygisches Felsgrab nach F. von Reber.

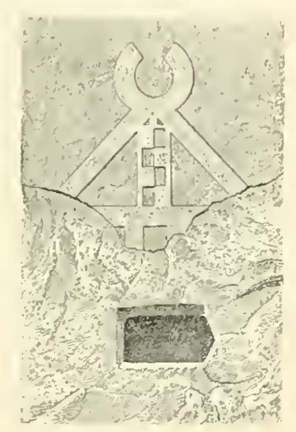


Fig. 4 Phrygisches Felsgrab nach A. Körte.

[7]) Dietrichson und H. Munthe, Die Holzbauten Norwegens 103 Taf. F XVI. — Technisch näher entwickelte F. v. Reber seine Auffassung in der Abhandlung über das Verhältnis der mykenischen zum dorischen Baustil, a. a. O. II. Abth. — Schindelbelag ist auf Gräbern von Limyra nachgebildet.

Deutung auf Hörner überhaupt nicht oder nicht überall zu empfehlen. Unter anderem wären bei *E* und *F* in Fig. 2 die in dem Einbuge der Hörner angebrachten beiden Buckel unverständlich, da sie verbindungslos in Luft zu schweben kämen. Von *F* gibt Perrot[8]) nach Texier und Ramsay das Akroter in gänzlich abweichender, oben geschlossener Gestalt, welche Fig. 5 hier wiederholt.

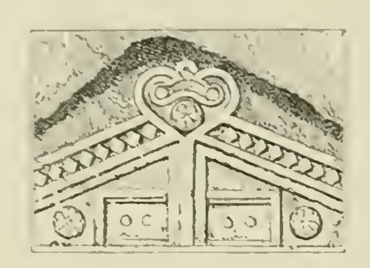


Fig. 5
Giebel des phrygischen Grabes *F* in Fig. 2, nach Perrot.

Von dem Midasgrabe *D* bietet die Zeichnung F. v. Rebers, verglichen mit seinem Lichtbilde auf Tafel V, wenigstens in ihrer linken Hälfte, eine Interpretation des sichtbar Erhaltenen und bleibt zu prüfen, ob nicht auch da keine oben offene, sondern eine zusammenhängende Form, ähnlich einer ionischen Doppelvolute, vorlag.[9]) In einem Falle, bei F. v. Reber Fig. 10, hier Fig. 3, ist das Akroter thatsächlich wie eine Scheibe rund. Auch weist ein zweites benachbartes Grab, wie A. Körte mir brieflich mittheilt, die nämliche kreisförmige Verzierung über dem Firste auf. Da F. v. Reber nicht angibt, dass er Fig. 2 unter Controle der früheren Abbildungen aufgenommen habe, scheint Zeugnis gegen Zeugnis zu stehen und trotz der gewiss größeren Gewähr seiner sachkundigen Beobachtung die Frage immer noch einer Revision zu bedürfen. Fällt aber diese, namentlich bei den sorgfältigst ausgeführten Denkmälern *D E F*, wirklich zu Gunsten hornartiger Formen aus, so ist von den phrygischen Felsfassaden eine Belehrung über den Ursprung tektonischer Tempelakroterien nicht zu gewinnen. Denn von derartigen Formen, die sich durch die weitverbreitete Verwendung von Thierhörnern zu apotropäischem Gebäudeschmuck auf das natürlichste erklären,[10]) ein Motiv, das auch später hin und wieder auf die Ausgestaltung von Akroterien einwirkte,[11]) ist keine stilistisch überleitende Verbindung denkbar zu den völlig incongruenten ältesten Akroteroriginalen, die uns aus Griechenland erhalten oder bezeugt sind. Es müssen andere Dachbildungen sein, in denen Aufschluss zu suchen ist.

Auszugehen ist von einer möglichst vollständigen Musterung der ganzen Überlieferung, um den erforderlichen Leitfaden zu gewinnen. Erhalten sind Akroterien ältesten Stiles in Terracotta und Stein, bezeugt durch schriftliche Nachrichten aus Metall, durch monumentale Nachbildungen von Riegelbauten aus Holz. Gemeinsam ist allen eine im Kreis geschlossene, seicht eingetiefte Rundform.

[8]) Perrot-Chipiez, Histoire de l'art V Fig. 59.
[9]) Leake, Asia minor 23 spricht von ‚two volutes'.
[10]) Reisen I Fig. 33 S. 52.
[11]) Furtwängler, Archaeol. Zeitung 1883 S. 352.

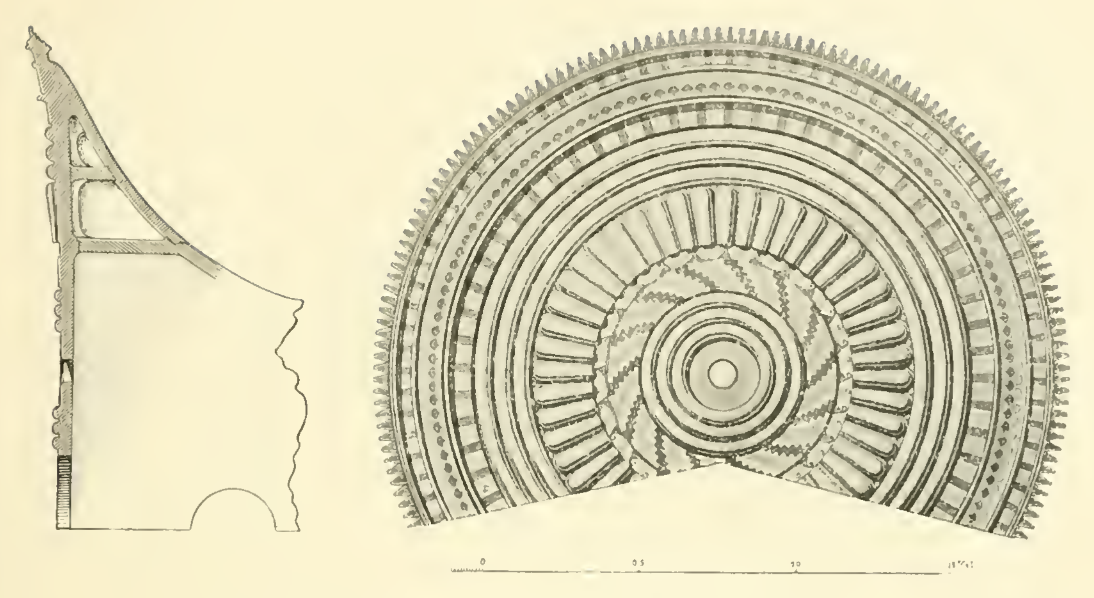


Fig. 6 Firstakroter aus Terracotta vom Heraion in Olympia.

II

1. Unbedenklich wird man das älteste der erhaltenen Originale in dem herrlichen Akroter vom Heraion in Olympia erblicken, welches mit Recht als eines der wichtigsten Denkmäler der antiken Thonplastik bezeichnet worden ist. (Fig. 6.)[12] Als Entstehungszeit nimmt Richard Borrmann spätestens die erste Hälfte des siebenten Jahrhunderts v. Ch. an, mithin jene Epoche, in der das uralte Gebäude durchgreifende Veränderungen erfuhr und nach Dörpfelds überzeugender Auffassung statt des früheren horizontalen Daches Giebel erhielt. Aus zahlreichen, leider nicht lückenlos passenden Fragmenten nahezu ganz wieder hergestellt, erreicht es einen Durchmesser von jedesfalls über zwei Meter und war auf der Front mit geometrischen Mustern reich bemalt. Sein Umriss wiederholt also in großem Maßstabe die Form der cylindrischen Firstziegel, indem es aus der langen Reihe dieser Firstziegel (Fig. 7) trichterförmig sich erweiternd aufsteigt und sie mit einer flach eingewölbten Rosette abschließt. Unsicher ist leider sein unterer Abschluss, da sich nur an einem Bruchstücke der linken Hälfte

[12]) Nach Bötticher Olympia [2] 201 (vergl. R. Borrmann, Die Keramik in der Baukunst 28 ff.), der die erste Publication: Ausgrabungen zu Olympia V Taf. XXXIV wiederholt. Die zweite Publication: Olympia II Taf. CXV 190 ff. (R. Borrmann) gibt dem Akroterion einen noch größeren Durchmesser und einen horizontalen Boden. Der ersten Publication folgt Adler in der Reconstruction des Baues, Olympia II Taf. LXXXIV f. und CXXIX. — Zur Geschichte des Heraion, Wernicke, Jahrbuch IX 102 ff.

ein Theilchen der Lagerkante erhielt. In dem großen Olympiawerke versuchte Borrmann eine Wiederherstellung mit horizontaler Lagerfläche, indessen ohne über einen Anhalt für die dann nothwendige Basis zu verfügen und ohne Anzeichen für die Befestigungen auf dieser Basis, welche an sich und zumal bei der enormen Größe des Stückes unerlässlich waren. Das früher angenommene eckige Auflager (Fig. 6) oder vielleicht eine leicht concave Endigung, wie sie andere Exemplare zeigen (Fig. 11 und Fig. 13), dürfte glaubhafter sein, da für die Standfestigkeit dabei besser vorgesorgt wäre. Von einem weiteren Akroter des Heraion ist sonst nur ein Fragment mit erheblich größeren Schuppenverzierungen gefunden worden,[13]) und nicht zu ermitteln gewesen, ob es von dem Gegenstücke am Firste oder von den Ecken des Daches herstammte. In seiner Reconstruction des Heraion gab Friedrich Adler dem Dache lediglich Mittelakroterien, und meines Wissens ist es eine offene Frage, ob Seitenakroterien überhaupt vorhanden waren. Die Ausgrabungen in Olympia scheinen kein positives Moment weder dafür noch dagegen ergeben zu haben.

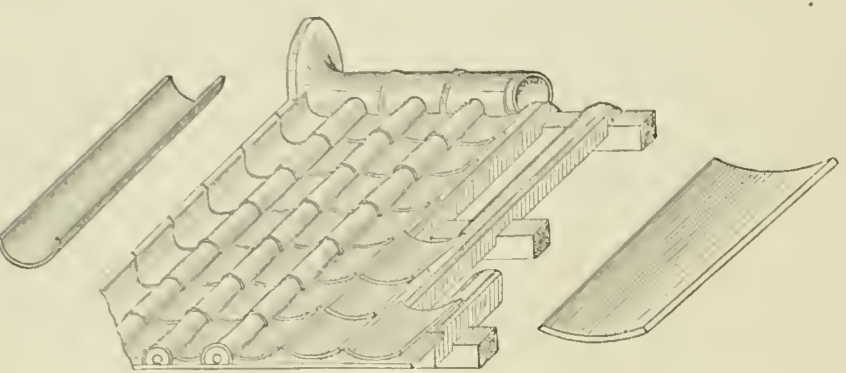


Fig. 7 Dach des Heraion von Olympia.

2. 3. In Olympia beeinflusste das Beispiel des Heraion im sechsten Jahrhundert die Firstverzierung des Schatzhauses der Megarer, die nach Pausanias in einem ‚Schilde‘ bestand,[14]) im fünften Jahrhundert die älteste Firstverzierung des Zeustempels. Nach der Schlacht von Tanagra im Jahre 457 v. Ch. schmückten die Lakedaimonier und ihre Bundesgenossen die Ostspitze des Zeustempels mit einer Goldschale, die das korinthische Weiheepigramm ihrer von Purgold glücklich entdeckten Basis ‚Phiale‘ nennt,[15]) Pausanias wieder als ‚Schild‘

[13]) Olympia II 191 Fig. 3.

[14]) Pausanias VI 19, 13. Von einem Seitenakroter dieses Schatzhauses ist die an das Endstuck der Sima angearbeitete Basis mit viereckigem Einsatzloche erhalten, Olympia II Taf. XXXVII. Vgl. Fig. 41.

[15]) Purgold. Archaeol. Zeitung 1882 S. 179; Olympia V n. 253.

bezeichnet; in Relief war ihr als Apotropaion eine Meduse, sicherlich als Kopf, aufgearbeitet.[16])

Über den oft und in verschiedenem Sinne behandelten Unterschied dieser Benennungen ist es möglich und von Belang ins klare zu kommen. Im Grundbaue ist eine Phiale und ein Rundschild, abgesehen von einem Centralbuckel, der bei diesem außen, bei jener innen saß, allerdings identisch. Auch wurde aus dichterischem Sprachgebrauche der Tropus: Schild = φιάλη Ἄρεως, φιάλη ἄοινος κτλ. belegt; aber möglich war dieser Tropus erst durch die erklärenden Zusätze und selbstverständlich ist er vom Krieger aus gedacht, nicht von der Ansichtsseite, für die der Schild convex, die Schale concav ist. Nur wenn ein buckelloser Rundschild auf dem Firste so aufgestellt gewesen wäre, dass er seine Innenseite dem Beschauer entgegenkehrte — welch letzteres ja undenkbar ist —, hätten die Ausdrücke mit formellem Rechte vertauscht werden können. Die späte Beschreibung des Votivs ist also ungenau, die Originalbezeichnung der Stifter, was keiner Erinnerung bedürfen sollte, allein entscheidend. Bei der Höhe des Firstes, die den Unterschied zurücktreten ließ, war für den Periegeten, der den kriegerischen Anlass der Weihung im Sinne hatte und den üblichen Centralschmuck der Schilde mit einem Gorgoneion kannte, ein Irrthum entschuldbar genug, und er ist an sich unerheblich, erzeugt aber eine falsche Vorstellung. Eine erhobene Bildung des Randes, welche das Licht gleichmäßig als Ring auffieng, sicherte dem Contur eine geschlossene Fernwirkung, und lediglich eine solche flach concave Bildung ordnet sich in die mit dem Heraion beginnende Reihe der archaischen Beispiele entsprechend ein. Das nämliche gilt dann auch für den angeblichen Schild an dem Schatzhause der Megarer. Gewiss hat man das Votiv der Lakedaimonier, welches den Bau des Zeustempels vollendete und krönte, in stattlicher Größe weithin erstrahlend nach Art der Goldmonstranzen am Firste von Jesuitenkirchen und als ein Prachtstück der Metallurgie zu denken, wie dasjenige des Heraion ein solches der Thonindustrie war. Nach einer Beobachtung A. Kirchhoffs war seine Weihinschrift in korinthischem Alphabete abgefasst, und ihre Schlussreste lehren, dass sich entweder ein korinthischer Künstler als Verfertiger oder die korinthische Stadtgemeinde neben anderen als Mitglied des peloponnesischen Bundes unterschrieben hatte. Das letztere mag das Wahrscheinlichere sein. Da aber auch in diesem Falle die Erstellung des Votivs schwerlich außer Zusammen-

[16]) Pausanias V 10 4 ἀσπὶς ἀνάκειται χρυσῆ Μέδουσαν τὴν Γοργόνα ἔχουσα ἐπειργασμένην. — Vgl. CIA 652 B Z. 6 und 660 Z. 54/55 φιάλη ἀργυρᾶ, ἣν Λυσιμάχη Τηλεμάχου μήτηρ ἀνέθηκεν, ἐν ἧι τὸ γοργόνε[ιον, σταθμὸν] ... ⊢⊢.

hang mit der Votivinschrift stehen konnte, ist das Akroter als korinthisches Fabricat anzusehen. Als am Firste des Zeustempels späterhin eine Nikestatue des Paionios zur Aufstellung kam, diente die anfänglich das Mittelakroter allein bildende Goldschale nur noch zur Verzierung der Nikebasis. Die Seitenakroterien des Tempels bestanden, wie bekannt, aus Dreifüßen.



Fig. 8 Akroterion aus Marmor in Sparta.

4. Etwa ein Jahrhundert jünger als das thönerne Akroterion des Heraion wird ein tellerförmig marmornes von Sparta sein, mit einem gehörnten Phoboskopfe von abenteuerlicher Bildung, Fig. 8.[17]) Es ist eingemauert über einer Hausthür und hat nach Versicherung des Eigenthümers einen ‚auf der Rückseite befindlichen langen Marmorzapfen'. Hiernach ist es als Akroter erkannt worden, wozu der untere Rand stimmt, der, zwar verletzt, eine schwerlich zufällige concave Einbiegung zeigt (vgl. Fig. 11; 13). Das Maß des Durchmessers von 0·32 m deutet auf ein Gebäude von kleineren Dimensionen.

5. Weiter schließen sich die bekannten aus Italien stammenden, polychrom plastischen Rundakroterien und Antefixe an, für welche die aus einem antiken Terracottendepot in Cerveteri nach Berlin



Fig. 9 Akroterion aus Terracotta von Cerveteri.

[17]) Nach Milchhöfer, Archaeol. Zeitung 1881 Taf. 17, 1; Athen. Mitth. II 317; Six, De Gorgone Taf. 2 III 5 a S. 83; Roscher, Lexikon I 1716.

in das königliche Museum und nach Rom in das Museo artistico industriale gelangten, trefflich erhaltenen Exemplare als nächster Beleg dienen: ein Specimen in Fig. 9.[18]) Es sind im Stile der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts gearbeitete Köpfe von Silenen und Frauen, ein jeder umgeben von einem sich einwölbenden großen Runde, in dessen Mitte er, fast wie das Emblem im Innern einer Schale, sitzt. Überall ist der erhobene Rand besonders eingekerbt, einigemale ist ihm oben eine stumpfwinklige Spitze gegeben. Die Höhe der größeren Stücke dieses Fundes beträgt einen halben Meter und darüber, und nach F. Adler ist es diese Größe hauptsächlich, welche für ihre Verwendung zu Akroterien spricht, während eine bei weitem größere Zahl bedeutend kleinerer Köpfe sich durch die rückwärts lang angearbeiteten Deckziegel als Endformen (Hegemones) der Kalypterenreihen auf der Traufseite des Daches erweisen. An den Akroterien finden sich die üblichen, neuerdings erkannten Vorkehrungen zur Abwehr der Vögel;[19]) in dem hier wiederholten steckt noch die Bronzegabel, welche dafür diente. Ihre Grundgestalt wird in der hier zusammengestellten Reihe stilistisch sofort verständlich. Verglichen mit dem über das metallene Mittelakroter des olympischen Zeustempels Gesagten springt Ähnlichkeit der tektonischen Anlage und Ausgestaltung in die Augen, und wenn jenes sich als korinthisches Fabricat erkennen ließ, steht auch für diese Thonstücke eben des übereinstimmenden Baues halber direct oder indirect die gleiche Herkunft zu vermuthen. Jedesfalls im letzten Grunde war die Praxis dieser ganzen leider noch nicht wissenschaftlich gesammelten und einheitlich untersuchten Gattung korinthisch, da die literarische Überlieferung des Alterthums die Erfindung, Stirnziegel durch Masken zu verzieren, dem Sikyonier Butades in Korinth zuspricht.[20]) Die bedeutenden Funde vom Apollontempel zu Thermon in Aitolien, worüber erst Zeitungsnachrichten vorliegen, scheinen wichtige Belehrungen über diesen Zusammenhang zu versprechen.

6. 7. Aus spät hellenistischer oder römischer Zeit stammen kreisrunde Mittelakroterien (Fig. 11, 13) von zwei dorischen Tempelgebäuden, die bei Kurno auf der Taygetonhalbinsel in Trümmern liegen. Ernst Curtius und C. Bursian haben die

[18]) W. Helbig, Grenzboten 1870 II 2 S. 155; Archaeol. Zeitung 1870 123; 1871 Taf. 41 S. 1 ff. (F. Adler; Mon dell' inst. Suppl. tav. II III. Vergl. Furtwängler, Meisterwerke 252, 5; L'art pour tous II n. 57; Panofka, Terracotten des kön. Museums zu Berlin Taf. VII; X; Giulio Minervini, Terracotte del Museo Campano: Journal of hell. stud. 1883 pl. XXXII; Duc de Luynes, Métaponte pl. II; Museo Gregoriano I 44; G. Körte, Archaeologische Studien Heinrich Brunn gewidmet 12 Fig. 9.

[19]) W. Helbig, Röm. Mitth. II 149; E. Petersen, Athen. Mitth. XIV 233 ff.

[20]) Willisch, Altkorinthische Thonindustrie 103 ff.; Studniczka zu Th. Wiegands vortrefflicher Dissertation über die puteolanische Bauinschrift im XX. Supplementband der Jahrbücher für Philologie 757, 3.

Ruinen beschrieben.[21]) Le Bas und Landron sie in achttägiger, mit Ausgrabungen verbundener Untersuchung aufgenommen und in ausführlichen Zeichnungen

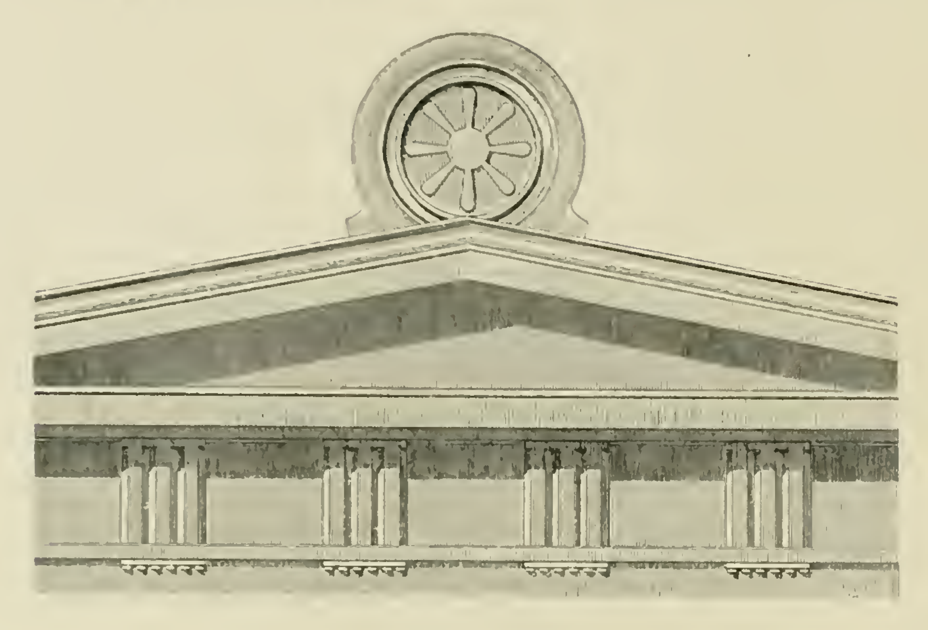


Fig. 10 Giebel eines Antentempels bei Kurno in Lakonien, nach Landron.



Fig. 11 Firstakroter von Fig. 10.

leider ohne begleitenden Text veröffentlicht;[22]) seither scheint die Örtlichkeit nicht wieder besucht worden zu sein. Die Akroterien erinnern in ihrer Model-

[21]) E. Curtius, Peloponnesos II 277 und 325. 64; C. Bursian, über das Vorgebirge Tainaron, Abhandl. der kön. bayr. Akademie, philos. histor. Cl. VII 792 ff. Eine Erwähnung bei Philippson, Der Peloponnes I 224 und Lolling, Hellenische Landeskunde 185.

[22]) Le Bas, voyage archéol. Péloponnèse 2. Ser. pl. 1—11. Vgl. S. 139 der Neuauflage von S. Reinach.

lierung an das tellerförmige von Sparta (Fig. 8), sind aber bloß mit Ornament versehen. Das eine, mit einer achtblättrigen flachen Rosette (Fig. 11), maß

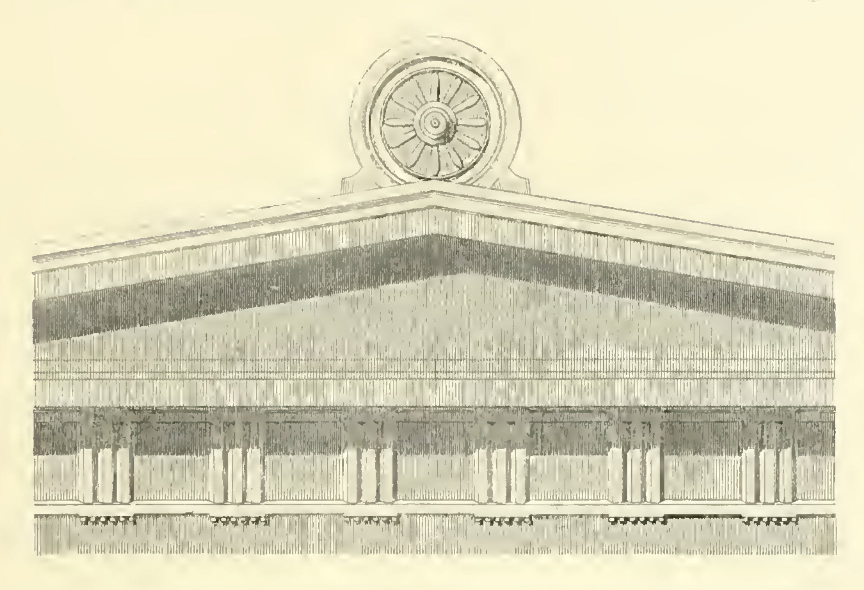


Fig. 12 Giebel eines Peripteraltempels bei Kurno in Lakonien, nach Landron.

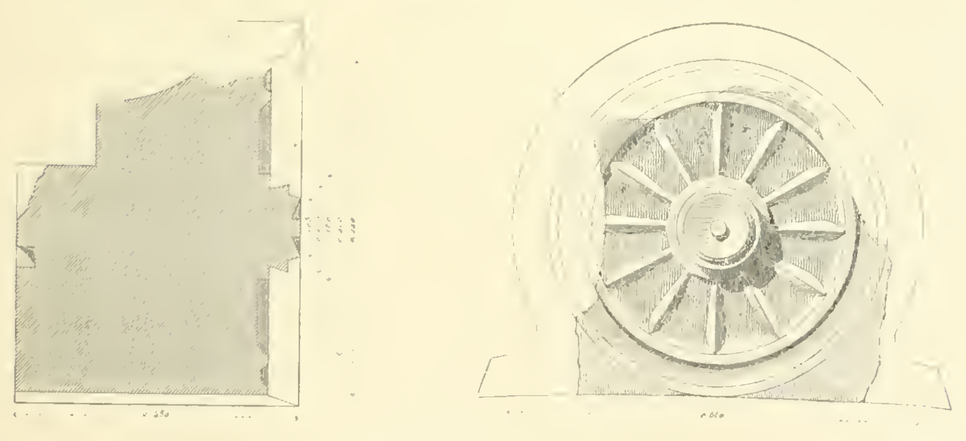


Fig. 13 Firstakroter von Fig. 12.

0·55 m in der Höhe und gehört einem Antentempel an. Das andere, mit einer zwölfblättrigen erhabenen Rosette (Fig. 13), war noch größer und bildete den Aufsatz eines Peripteraltempels, der im Grund- und Aufrisse abnorme Bildungen zeigt: sechs zu sieben auf eigenen Basen stehende dorische Säulen, die Ecksäulen indes nur halb, weil gegen die Fronten als Anten endend. Beide Stücke sind

nach den Detailaufnahmen Landrons (Fig. 11, 13) unten concav eingeschnitten, saßen also, wie die genau so zugeformte Basis des Mittelakroters vom Zeustempel in Olympia,[23]) nicht auf der Sima unmittelbar, sondern einem Zwischensteine auf. Seltsamer Weise fehlt dieser Zwischenstein in den Reconstructionen Landrons (Fig. 10, 12), die den Einschnitt im Widerspruche mit den Detailaufnahmen stumpfwinklig geben: ein nicht unwesentlicher Umstand, da die Höhe des Akroters durch den Zwischenstein gewinnen und zu vollerer Wirkung kommen musste. Im Zusammenhalt mit den Profilierungen und Verhältnissen der Bauten, welche namentlich an den Säulen und Triglyphen eine wie gesagt späte Epoche anzeigen, nimmt sich die alterthümliche Rundform dieser Akroterien als ein lehrreicher Atavismus aus.

8—11. Selten begegnet eine Rundform in Vasenbildern, die ja überhaupt nur ausnahmsweise sich auf Schilderung von Architektur einlassen. Nur vier, überdies ungleichwertige Beispiele sind mir aufgestoßen.



Fig. 14 Innenbild einer kyrenaischen Schale im Louvre.

Die beiden ersten, aus dem sechsten Jahrhundert, bemerkenswert auch durch den Herkunftsort, finden sich auf Vasen der von Puchstein als kyrenaisch erkannten Gattung, einer Schale (Fig. 14) und einem Deinos, beide im Louvre und Brunnenhäuser darstellend: den Giebelfirst überragen beidemale concentrische Kreissysteme, in denen man jetzt Buckelschalen erkennen darf.[24])

Das dritte Beispiel liefert das Gemälde einer unteritalischen Amphora des kaiserlichen Museums in Wien, welches Welcker veröffentlicht und unter Verkennung des Geschlechtes der Hauptfigur auf die Hochzeit des Theseus und der Antiope gedeutet hat.[25]) Einen Theil daraus verkleinert die neue Zeichnung Herrn Lahodas in Fig. 15. Nach

[23] Vergl. Purgolds Skizze, Olympia V 373 74

[24] O. Puchstein, Archaeol. Zeitung 1881 Taf. 12, 1 und 2, S. 239 ff, wo scharfsinnig an ‚die olympischen Schatzhäuser' erinnert ist, gewiss im Gedanken an das ‚Schild'akroter des megarischen.

[25]) Mon ined. d. inst IV 43; Annali 1847, 294 ff.; Welcker, Alte Denkmäler III 353 ff.; v Sacken und Kenner, Die Sammlungen des k. k Münz- und Antiken-Cabinetes 163, 69; R. von Schneider, Übersicht der kunsthistorischen Sammlungen 68, 683; P. Wolters, Athen. Mitth. XVII 437.



Fig. 15 Aus einem Vasengemälde der kaiserlichen Sammlung in Wien.

einer gründlichen Untersuchung des Gefäßes durch Robert von Schneider, welche die Note im Wortlaute mittheilt,[26]) zeigt die kreisrunde Firstzierde, die wie das ganze Gebäude weiß gemalt ist, längs der einen Hälfte eine antike braune Schattierung, die auf eine Kugel schließen lässt, und in entsprechender Schattierung hat das ganz sichtbare Seitenakroter das Aussehen eines Eies erhalten. Allerdings verträgt sich ein inmitten des schattierten Kreises braun eingezeichnetes „aufwärts gerichtetes herzförmiges Blatt mit der Mittelrippe" schwer mit einer Kugel; aber denkbar bleibt diese plastische Form, wenn anders der Maler mit Absicht verfuhr, nicht etwa eine anders gedachte Vorlage missverstand, da Kugelakroterien anscheinend in der That auf den Dächern etruskischer Grabcippen

[26]) Robert von Schneider: „n. 683. Amphora mit Volutenhenkeln: orientalischer Hofstaat: in der Mitte ein Thor mit Giebeldach, das den Palast andeuten mag, davor der thronende König, vor dem Tänze bei Flötenspiel aufgeführt werden. — Der schwarze Grund der Vase war, wie an der r. Seite des Bildes, wo die Ergänzungen sich zum guten Theil wieder abgelöst haben, sichtbar ist, vielfach beschädigt. Man füllte die ‚Narben' mit Gips aus, bemalte sie schwarz und bestrich die ganze Vase mit einem Kolophoniumfirnis, den bis heute die italienischen Restauratoren gern gebrauchen. Nur an einer Stelle erlaubte sich die ergänzende Hand eine bedenkliche Änderung, indem sie aus der Hauptfigur, die ich für den persischen Großkönig halten möchte, eine Frau machte, was den Anlass zu Welckers irriger Deutung gab. Das Kinn dieser Figur war so geformt, wie es die Tafel Mon. dell' Inst. IV 43 zeigt. Vor einigen Jahren entfernte ich die Übermalung und fand darunter den spitzen Kinnbart des Königs in deutlichen Conturen gezeichnet, der aber gleich dem vorauszusetzenden Lippenbarte nicht schwarz, sondern weiß bemalt war. Das Gebäude ist unberührt geblieben, wenn auch die Kreidefarbe mit der es bemalt ist, durch den Kolophoniumüberzug ein ölfarbeähnliches Aussehen erhielt. Das Antefix scheint mir nicht als Scheibe, sondern als Kugel gedacht und war in diesem Sinne mit brauner Farbe schattirt, wovon noch Reste übrig sind. In seiner Mitte ist, gleichfalls mit brauner Farbe, eine Figur eingezeichnet, die gewiss nicht einen Omphalos, viel eher ein nach aufwärts gerichtetes herzförmiges Blatt mit der Mittelrippe andeuten soll. Die gleichfalls braun schattierten Seitenakroterien zeigen den Umriss etwa eines Pinienzapfens. Das Giebelfeld ist unverziert. Die braune Schattierung kehrt auch an den kegelförmigen Kuchen, die auf dem Tische links stehen, wieder. Das in seiner Zeichnung ziemlich unsichere ‚Blatt' hat der Zeichner in der Bause nicht hinlänglich wiedergegeben."

und Grabbauten vorkommen[27]) und die Seitenakroterien sich mit R. von Schneider als Pinienzapfen verstehen ließen, welche für Aufsätze aller Art in Italien, wie bekannt, überaus häufig benützt wurden.



Fig. 16 Vasenbild im Louvre.

Das vierte Beispiel gibt ein vielbehandeltes Vasenbild im Louvre (Fig. 16),[28]) welches am First eines mit eckigen Seitenakroterien gezierten Giebels beidemal ein kreisrundes Gorgoneion zeigt.



Fig. 17 Giebelsimen der Akropolis von Athen.

12. Handelte es sich bisher stets um mittlere Akroterien, so wird nun auch für die seitlichen eine Rundgestalt durch alterthümliche Reste der attischen Akropolis bezeugt: zwei prächtige Giebelsimen von pentelischem Marmor, denen

[27] Canina, Etruria marittima II 104 ff. tav. CIX; Micali, Monumenti inediti LIX; Museo Gregoriano II 105, 3; J. Durm, Die Baukunst der Etrusker und Römer Fig. 57.

[28]) Über das ich eine freundliche Auskunft Salomon Reinach danke. Veröffentlicht ist es Dubois Maisonneuve, Introduction pl. 59; Laborde I p. 15; Annali d. inst. 1848 tav. d'agg. L p. 212 (Otto Jahn); Overbeck, Bildwerke 741 XXX 8; Élite céramogr. III 71. Besprochen von Stephani, Nimbus und Strahlenkranz 110, 2; Heydemann, Pariser Antiken 59. Die verschiedenen Versuche mytho-

volutenförmig aufragende Endaufsätze angearbeitet sind (Fig. 17).[29]) Sammt dem Aufsatz ist die eine 0·0[m], die andere 0·41[m] hoch, daher es vorderhand ungewiss bleibt, ob sie von einem Gebäude oder von verschiedenen herrühren. Mit farbigem Zierate einst reich bemalt, treten sie den kreisrunden Firstakroterien wie Ergänzungen zur Seite, und in subtil sorgfältiger Ausführung erhält ihr barocker Bau historischen Eigenwert. Im Ornament wirkt unverkennbar die Übung einer älteren Terracottatechnik nach, die Röhren der Traufsima sind ihr geradezu entlehnt, und auch die precär dünne Scheibenform der mächtigen Voluten kann nicht für Marmor erfunden sein, worin sie nur als Kunststück herzustellen war, noch weniger freilich für die Gebrechlichkeit von gebranntem Thon. Offenbar starrt hier etwas Urthümliches, in fortgesetzter Verwertung Umgewandeltes entgegen und hat man es darum nicht mit bizarren Ausnahmen, sondern mit zufälligen Proben einer untergegangenen Gattung ähnlicher Bildungen zu thun.

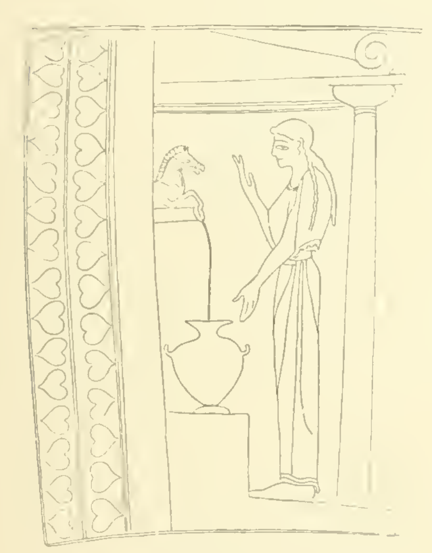


Fig. 18 Von einer Hydria der Münchener Sammlung.

13—16. Diesen angezeigten Schluss erhärten Vasenbilder, welche Giebelsimen in genau entsprechender Art sich unten aufrollen lassen, ohne dabei in Abhängigkeit zu jenem Marmortempel der Akropolis zu stehen; denn es sind Brunnengebäude, die dieses Detail aufzeigen.

Fig. 18 reproduciert den bezüglichen Ausschnitt eines vor Jahren für mich gebausten Vasenbildes der Münchener Sammlung, von einer schwarzfigurigen Hydria, deren Bauch die bekannte Scene Wasser holender Frauen ziert.[30])

Nur unbedeutend variiert diese Scene ein gleichartiges Gefäß des Museo Gregoriano, auf dem das Gebäude dorisches Gebälk und als Abschluss der Giebelsima wieder die aufgebogene Volute, hier aber mit einer halben Palmette in ihrem inneren Winkel, hat.[31])

logischer Deutung widerlegen sich gegenseitig, eine symbolische empfiehlt sich eher. Die dargestellte merkwürdige Baulichkeit, die als Aule räthselhaft wäre, ließe sich vielleicht verstehen als ein Doppeltempel mit vorderer und rückwärtiger Cella, die beiden Fronten der Deutlichkeit halber gewissermaßen aufgerollt und vorgeschoben. In den Cellen Arete und Hedone und die beiden Jünglinge zwischen ihnen wählend, wie Herakles am Scheidewege? Eine sichere Deutung steht noch aus.

[29]) Th. Wiegand, Antike Denkmäler I 50 S. 39.

[30]) Otto Jahn, Vasensammlung zu München n 116.

[31]) Museo Gregoriano II 12, 2; Helbig-Reisch, Führer II 246, 53.

Ein Gefäß des Leydener Museums veranschaulicht den Brunnen eines Gymnasiums mit sich waschenden und salbenden Athleten und gibt den Bau von vorne, dreisäulig, mit Triglyphenfries und springenden Pferden über den nämlichen Voluten; ein Firstakroter fehlt, im Giebel steht eine Schale mit Schlangen zu beiden Seiten. (Fig. 19.)[32]



Fig. 19 Hydria im Museum zu Leyden.

Eine überaus feine Hydria der Sammlung Torlonia in Rom, nach der alterthümlichen Schrift und der gleichzeitigen Verwendung von Roth- und Schwarz-



Fig. 20 Hydria der Sammlung Torlonia in Rom.

malerei noch aus dem sechsten Jahrhundert (Fig. 20),[33] lässt die Giebelsimen sich einbiegen und in übermäßige Voluten aufschießen: man sieht den durch

[32]) Roulez, Choix de vases peints pl. XIX; Th. Schreiber, Bilderatlas XXI 9; W. Klein, Vasen mit Lieblingsnamen [2] 48.

[33]) P. Hartwig, Antike Denkmäler II 8 S. 4; W. Helbig, Bull. d. inst. 1883, 166; W. Klein,

eine Mittelwand propylaienartig in zwei Theile geschiedenen Bau von einer Schmalseite und nur die Längsseiten sind gesäult zu denken.

Es ist mehr als wahrscheinlich, dass die unendliche Vasenmalerei bei fortgesetzter Beobachtung noch manchen weiteren Beleg liefern werde; doch genügt die gebotene Auswahl, die zu einer allgemeinen Erinnerung Anlass gibt. In den beschreibenden Verzeichnissen waren die Giebelvoluten übergangen, und jedes für sich allein betrachtet, würde schwerlich die Bedeutung eines monumentalen Zeugnisses zuerkannt erhalten, die ihnen jetzt nach den Giebelsimen der Akropolis (Fig. 17) unzweifelhaft gebürt: eine Lehre mehr, wie gering im antiken Ornament der Spielkreis künstlerischer Laune ist.

17. Ausgeschlossen ist sie natürlich nie, und sie erstarkt mit jeder Bereicherung der Darstellungsmittel. Auch die Giebel eines Peperinsarkophages aus Tarquinii im Museo Gregoriano haben wie das Brunnengebäude der Hydria Torlonia (Fig. 20) eine leichte Einbiegung und an den Enden aufgeschwungene Voluten;[34] doch bleibt mehr als ungewiss, ob da noch Tradition fortwaltet. Sicher ist dies angesichts mancher späten Verschnörkelung zu verneinen, beispielsweise in dem bekannten hellenistischen Relief des Neapler Museums mit einer Komödienscene, wo der giebelartige Abschluss einer Baulichkeit durch zwei in Rosetten auslaufende, geschwungene Bänder bewirkt ist.[35])

18. 19. Hingegen sind schwerlich bedeutungslos, wenn auch zunächst räthselhaft, die Akroterien zweier spätetruskischer Felsgräber von Norchia. (Fig. 21).[36]) Hier läuft nicht die Giebelsima, sondern das Geison in große, mit Gesichtsmasken verzierte Voluten aus und trägt die anstoßende Giebelsima auf einem Postament über ihnen eine Thierfigur als Akroter,

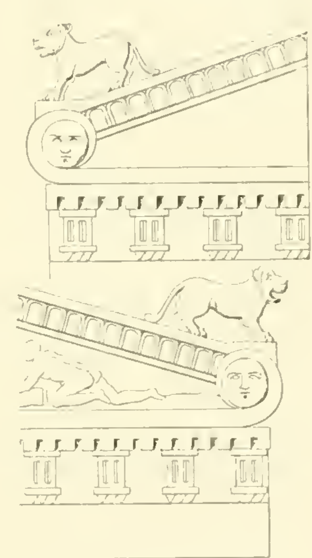


Fig. 21 Seitenakrotere zweier dorischer Felsgräber zu Norchia.

ähnlich also wie an dem Brunnendache der Leydener Hydria (Fig. 19); die Firsttheile sind leider zerstört. Sohin erscheinen zwei Akroterienformen, eine

Meistersignaturen ² 190, 2, der es dem Vasenmaler Hypsis zuspricht.

[34]) Museo Gregoriano II 100. Vgl. Brunn, Urne I 80; Overbeck, Bildwerke 141 ff.; Helbig-Reisch, Führer II 362.

[35]) Museo Borbonico IV 24. Die Literatur bei Dörpfeld-Reisch, Das griechische Theater 327 ff.

[36]) Canina, Etruria marittima II 94 S. 97 ff; Mon. ined. d. inst. I 48; Annali d. inst. 1832 292. (Lenoir); 1833 18 ff. (Orioli); Dennis, Cities and

ältere und eine jüngere, mit einander verbunden, und diese Contamination macht schon deshalb nicht den Eindruck eines müßigen Spieles, weil sie an beiden Fassaden, im ganzen also viermal, übereinstimmend wiederkehrte und in monumentaler Größe ausgeführt war; verstärkend tritt auch die Analogie des genannten Vasenbildes hinzu. Das Räthsel verschwände, wenn man die Nachbildung eines Gebäudes erkennen dürfte, welches ursprünglich, wie die übrigen Gräber von Norchia, ein flaches Dach besaß und später Giebel aufgesetzt erhielt; die Masken wären dann Köpfe von Schwerbalken des älteren Daches, ähnlich den typischen Polstern der Altäre. In Ländern, wo das flache Erddach dem Satteldach voraufgieng, hätte dieser Hergang nichts Befremdendes. Dörpfeld hat ihn für das Heraion von Olympia mit großer innerer Wahrscheinlichkeit erschlossen, für das Schatzhaus der Geloer[37]) durch den Nachweis einer Sima über dem horizontalen Giebelgeison bestätigt, und jedem Zweifel entrücken ihn mehrere, daraufhin noch ungewürdigte Gräber Kleinasiens, welche mit aller Deutlichkeit ein Adlerdach über dem platten Erddache aufweisen.[38]) In Italien aber scheinen die Grundlagen für eine solche Annahme zu fehlen.

Als reines Ornament enden dagegen abwärts gekehrte Voluten an dem oberen Hauptbalken eines Grabes zu Limyra, da an dieser Fassade, die ihren Reliefs zufolge noch in das fünfte Jahrhundert v. Ch. fällt, auch andere hellenische Ziermotive dem lykischen Riegelbaue äußerlich zugefügt sind.[39])

20. Aber weiter leiten andere Felsgräber der lykischen Provinz, welche Rundakroterien an allen drei Dachecken besitzen, Denkmäler aus hohem Alterthum, von denen feststeht, dass sie Holzbauten nachbilden. Hier entsteht Anreiz und Aussicht, einen structiven Ursprung der behandelten Zierform im Holzstile zu finden. Zu diesem Behufe ist der Faden einer früheren Darlegung[40]) wieder aufzunehmen, theilweise in Wiederholungen, wozu der Zusammenhang der Sache nöthigt, aber mit dem Vortheile, Einzelheiten zu berichtigen oder in helleres Licht zu rücken; ohnehin sind die Ergebnisse jener Darlegung öfter ungenutzt geblieben.

cemeteries of Etruria I[3] 301; L. von Sybel, Weltgeschichte 312. Den heutigen sehr zerstörten Zustand der beiden Bauten gibt J. Durm, Baukunst der Etrusker und Römer Fig. 48, augenscheinlich nach einer Photographie.

[37]) Dörpfeld, Olympia II 55.

[38]) Reisen I 110 ff., wo die Beispiele aufgeführt sind

[39]) Reisen II 73 (Petersen) Taf. XV.

[40]) Reisen I 96 ff. Vergl. Perrot-Chipiez Histoire de l'art V 361 ff.; Dieulafoy, L'art antique de la Perse I 31.

III

Die für Lykien charakteristischen und hier zu vielen Hunderten vorkommenden Architekturgebilde sind in der Regel Blendfassaden, die in nackten Bergwänden an und über kleinen Grabkammern als Zierat ausgemeißelt wurden, weitfernende monumentale Etiketten, welche die Ruheplätze der Todten auszeichnen. Hin und wieder, wo die Felsstirne einen Vorsprung bildet, setzt sich die Architektur gleichartig auf eine Nebenseite fort oder schält sich auch mit einer zweiten Nebenseite gleichartig aus dem Gestein heraus, und in mehreren durch die Bodengestalt begünstigten Fällen, wenn eine isoliert aufragende Felsmasse benutzt werden konnte, steht sie als vollendeter rechteckiger Bau von oblongem Grundriss nach allen Richtungen frei zutage. Die gewöhnlichen Blendfassaden ahmen also nur die Vorderseite dieses Baues nach, sind mithin deutliche Abkürzungen der Idee, die für die Decoration maßgebend war. Diese Decoration selbst aber ist als Ganzes wie in ihren einzelnen Bestandtheilen und Verbindungsformen kunstgeschichtlich so völlig singulär, wiederholt sich mit nebensächlichen Variationen, in denen öfter zufällige Ursachen als Symptome innerer Entwicklung zu vermuthen sind, durch Jahrhunderte in so starrer Gleichförmigkeit und vergegenwärtigt ein der Holztechnik so consequent entsprechendes, werklich ausführbares System des Riegelbaues, dass der Schluss auf das einstige Bestehen dieses Riegelbaues in der Landschaft zwingende Kraft besitzt. Der Anlage nach eine Hütte von bescheidenen Dimensionen, kann er nur für Wohnungen gedient haben. Seine Verwendung zu Sepulcralzwecken aber erklärt sich durch die natürliche Vorstellung, welche die Volkssitten so vieler Zeiten beherrscht, dass das Grab das Haus des Todten sei, und diese Vorstellung hat in der lykischen Kunst einen geradezu classischen Ausdruck gefunden. Nirgends sonst ist sie baulich so ernst genommen und in ähnlicher Umständlichkeit durchgeführt worden, da an allen Niederlassungen des Stammes die Abgeschiedenen in der That forthausten, wie sie es im Leben gewohnt waren.

Am besten ist die Structur des Riegelbaues nach einer Zeichnung George Niemanns zu verfolgen, welche die Resultate seiner vergleichenden Studien schematisch zusammenfasst (Fig. 22). Auf einer dem gewachsenen Felsen abgewonnenen, isolierenden Plinthe liegen zwei Langschwellen *A*, die an beiden Enden vorragen, quer über ihnen zwei kürzere, an beiden Enden aufgebogene Schwellen *B* und zwar in Verblattung, eine die Tragkraft der Hölzer schonende Verbindungsweise, die an allen weiteren Balkenüberkreuzungen folgerecht wiederkehrt. In den Verbandstellen sind dann, durch Holzkeile festgerammt, die senkrechten Eckpfosten *C*

eingezapft. Zwei Wandpfetten *D* verbinden sie oben und tragen ihrerseits mehrere eingekämmte Querbalken *E*, welche mit horizontal umgebogenen Enden beiderseits vorstehen und die Decke tragen. Die Decke bilden dichtgereihte Rundhölzer, zur Vorderseite winkelrecht gelegt und vorn wie hinten vorkragend. Beiderseits eingefasst wird diese Cylinderlage durch gleich hohe Langhölzer von rechtwinkligem Schnitte, und auf den Rändern dieser Deckenconstruction ruhen, an die Gliederung eines ionischen Epistyls erinnernd, drei Bretterbohlen *G* übereinander, an den vier Ecken wieder sich überkreuzend. Die Fächer des Riegelbaues sind an der Vorderseite durch ein Rahmenwerk *H* ausgefüllt, meist nur in einer Etage, nicht selten aber in zwei, ja drei Etagen, und in zwei bis zu vier Abtheilungen nebeneinander, so dass an zwölf Felder entstehen können, die sich an drei Seiten, rechts, links und oben, cassettenartig nach innen vertiefen. Die Längs- und Querverbindungen *I* und *K* theilen in Zweidrittelhöhe anscheinend ein oberes Stockwerk ab. *M* und *N* sind Verankerungen, die Balken *M* müssen wie die entsprechenden oberen durchlaufen und horizontale Innenabtheilungen tragen. An den übrigen Seiten der Hütte fehlt das Rahmenwerk der Eingangsseite und füllt glattes Getäfel, zuweilen mit Reliefs verziert, das Fachwerk aus. Manchmal ist das Rahmenwerk durchbrochen für eine Vorhalle mit geschlossenen Seiten, so dass der Eingang der Kammer in der Rückwand liegt. Der Verschluss dieses Einganges ist immer durch eine Schiebthüre hergestellt. Die Dimensionen der imitierten Hölzer wechseln nach der Größe des Grabes, die Pfosten messen zwanzig bis dreißig Centimeter in der Breite, die Rundhölzer der Decke etwa zehn.

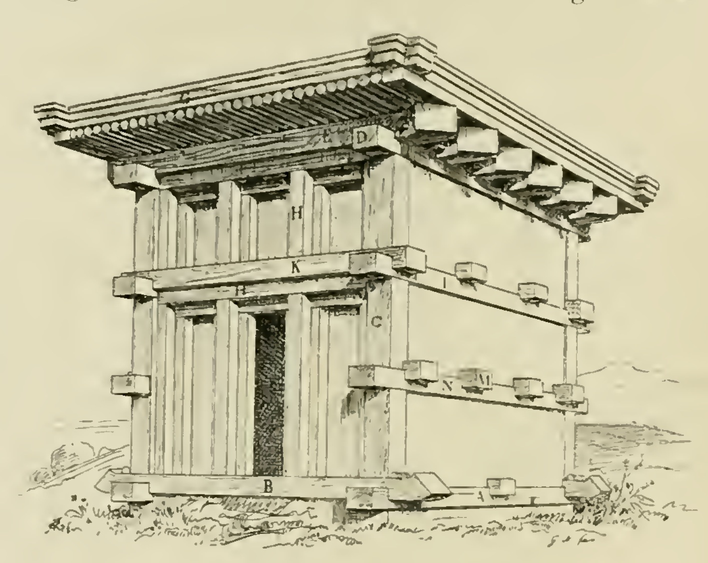


Fig. 22
Schema des altlykischen Holzhauses, entworfen von George Niemann.

In diesem Bilde sind noch einige Details schwer verständlich. Zunächst die sonderbare, hakenartige Umbiegung der Schwellen *B* in verticaler, der Deckbalken *E* in horizontaler Richtung. Eine zweckliche Bestimmung ist unersinnlich,

es kann sich nur um eine Zier handeln, die in der antiken Formenwelt idiotisch dasteht, und für die ich auch heute keinen formell genaueren Vergleich kenne, als die empaistisch überkleideten Holzbalken der japanesischen Culthore ‚Turi', die dem indischen ‚Turan' entsprechen. Näher liegen aber die Kniehölzer des Bootbaues,[1] umsomehr, wenn es doch wohl dieselben Zimmerleute waren, welche den Lykiern Schiffe wie Holzhütten herstellten. Seltsam sind ferner die nicht nasenartig unterschnittenen Architravierungen der Deckeneinfassung und ganz unerklärt die in den Querbalken *E* sitzenden Keile, die doch ebenso nothwendig Bedeutung haben müssen, wie diejenigen in den Querschwellen *B* neben den Pfosten *C*, welche ein Schlottern der Verzapfungen verhüten. Unbeantwortbar ist auch die Frage, ob das Gebäude außer der Thüre Lichtöffnungen besaß — im Rahmenwerk der Vorderseite oder wie Metopen zwischen den Deckbalken *E* wären Fenster denkbar, indessen angedeutet sind sie nie —, desgleichen die andere, wie die innere Einrichtung beschaffen war. Aber abgesehen von diesen an sich natürlichen Resten der Interpretation ist der Bau ein klares, regelrechtes Zimmergerüst, dessen alterthümliche Einfachheit sich durch die schlichten Schnittformen und das völlige Fehlen von Dreiecksverbänden charakterisiert. Elemente der Structur, namentlich ihr rein rechtwinkliger Charakter, die ständigen Überblattungen und Überkreuzungen, selbst Einzelheiten wie die zugespitzten Endformen der Querschwellen und die Verankerungen durch ein das Gerüst umfassendes Spannwerk — vergl. *M* und *N* in Fig. 23 — haben sich im Gezimmerstil der Landschaft bis in die Gegenwart erhalten, und in der Decke, die zugleich als Dach dient, ist der weitverbreitete, überliefertermaßen uralte Typus des orientalischen Wohnhauses offenkundig.

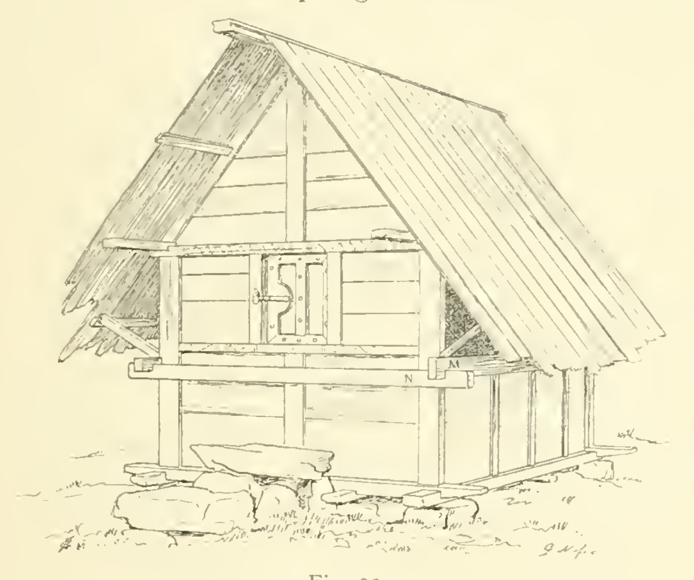


Fig. 23
Getreidespeicher bei Gjölbaschi, gezeichnet von George Niemann.

Eigenthümlich ist ihm der flache Abschluss durch ein dickes Lager von Schutterde, welche unmittelbar auf den Deckenhölzern ruht, als schlechter Wärmeleiter gleichmäßig gegen Sonnenglut wie Winterkälte schützend, und erst eine sogestaltete Eindeckung hellt an dem Riegelbaue die Absicht aller Gesimsgliederungen, mit überraschender Deutlichkeit selbst bis ins Kleinste, auf. Seine cylindrischen Hölzer boten den Vortheil, dass sich der Erdschutt fester in ihre aufwärts offenen Fugen einkitten konnte; einigen Seitenhalt gewährten dieser Unterlage die gleichhohen Längsbohlen, die sich kantig anschließen, und vor dem Abgleiten wurde die aufruhende Erdschicht durch einen allseits vorgespannten Rahmen (*G* in Fig. 22) bewahrt, dessen lose Zusammensetzung Durchlässigkeit erzeugte und so dem Bedürfnis der Abträufung auch ohne nasenartige Unterschneidungen entgegenkam. Dieser Nebenzweck war allerdings sehr unvollkommen erreicht, wie denn die ganze Construction urthümlich genug ist und mit Übelständen aller Art behaftet war, jedoch die Intention bleibt unbestreitbar; denn bei einigen aus jüngerer Zeit stammenden Gräbern, an denen sich das altheimische Schema gleichsam durch Einwurzeln zugeflogener griechischer Kunstformen im Detail umartete, sind inmitten des Umfassungsrahmens, nicht über ihm, Löwenspeier angesetzt, in Wirklichkeit kaum functionell, eher als erläuternder Zierat, wie die Kunst allerwärts Functionen im Schmucke ausdeutet.[41]) Kurz, das Erddach liefert den Schlüssel des Problems. Zum Überfluss erhält es eine monumentale Bestätigung durch ein bisher unbekanntes Grabmal, welches Heberdey kürzlich in Tschindam bei Antiphellos auffand und nach seiner durch Aufnahme einiger Hauptmaße unterstützten Skizze George Niemann in Fig. 24 gezeichnet hat.[42]) Hier ist die obere Abschlussfläche des Riegelbaues nicht horizontal wie sonst, sondern der Curve des aufgeschütteten Erdmantels gemäß gebogen, mithin genau so wie der obere Contur des von Dörpfeld erkannten Erddaches am Thetideion und Brunnenhause der Françoisvase. Denkt man aber, wie ansprechend vermuthet worden ist[43]), auch Schutt und Erde eingefüllt in die

[41]) Vergl. Reisen I Taf. XIV; II Taf. XV. Im Innern des Heroon von Gjölbaschi (S. 36 Fig. 23), ist ein marmorner Löwenspeier gefunden, der nur von dem Gesimse des horizontal eingedeckten Einbaues herrühren kann, vgl. Fig. 31 jener Publication.

[42]) Auch sonst ist dies Grab durch Besonderheiten wichtig. Unten läuft auf drei Seiten eine Sitzbank um, wofür ich kein zweites Beispiel kenne. Im Innern fehlt jetzt eine Zwischendecke, die doch wegen der im Obertheil befindlichen zweiten Thür nothwendig vorhanden sein musste und entweder für moderne Benutzungszwecke ausgebrochen ist oder einst aus Holz erstellt war. Nirgends anderwärts sitzt der Oberbau auf dem Erddache der Hütte so weit eingerückt auf. Gedankenlos sind aber auf dem Dachbogen Hebevorrichtungen angebracht, wie sie die aus dem Oberbaue des lykischen Hauses entstandenen Deckel der Sarkophage in ihren Knaggen oder Bossen besitzen. Das Grab ist monolith, und wo der Deckel eine Thür hat, ist ein Abheben des Deckels sinnlos.

[43]) Lachner, v. Lützows Zeitschrift für bildende Kunst XXIII 31.

Zwischenräume der Bretterverschalungen, die an den Seitenwänden des Riegelbaues nicht fehlen konnten, so würde der ganze Bau einer überirdischen Erdhöhle gleichen, eine entwicklungsgeschichtlich interessante Vorstellung, die sich thatsächlich mit dem Eindrucke deckt, den die dunklen dumpfigen Innenräume des heutigen orientalischen Landhauses gewähren.

An dem Grabe von Tschindam ist das Fachwerk der Hütte um einen Oberbau erweitert. Dieser Oberbau wiederholt sich an ungezählten Beispielen gleichförmig, an den ältesten am deutlichsten, wogegen die als Gattung im Lande späteren Sarkophage, auf deren Geschichte hier einzugehen kein Anlass ist, zwar die Verbindung von Unter- und Oberbau in Sarg und Deckel durchgehend beibehalten, allein das Ganze sowohl ihres kleineren Maßes wie der Verschiedenheit des Grabverschlusses halber zu einem neuen Typus umformen und an allen Theilen je länger je mehr Abkürzungen der Gliederung vornehmen, ja neue Formen, wie die Hebevorrichtungen des Deckels in den Knaggen oder Bossen, einführen. Die Zuthat eines Oberbaues an sich versteht sich aber von selbst aus dem für den Orient so oft bezeugten Brauche, das platte Hausdach für die verschiedensten profanen wie gottesdienstlichen Zwecke auszunutzen, insbesondere Laubhütten auf ihm zu errichten. Gleicht doch die Grundgestalt dieses Oberbaues wirklich dem Typus einer solchen Laube oder dem Typus eines oblongen Zeltes, wenn an den Langseiten Äste in den Boden gesteckt und in der Mitte oben spitzbogig zusammengebunden oder an einer Firstpfette befestigt waren, welch letztere dann an den Schmalseiten aufrechte Stützen erhielt, während allerhand Spreizen die mit Teppichen belegte Wölbung vor dem Einbiegen bewahrten. Derart flüchtige Constructionen finden sich noch überall in Lykien, und nach Größe, Grundriss und Dauer der Anlage wechseln sie in vielen von Naturvölkern

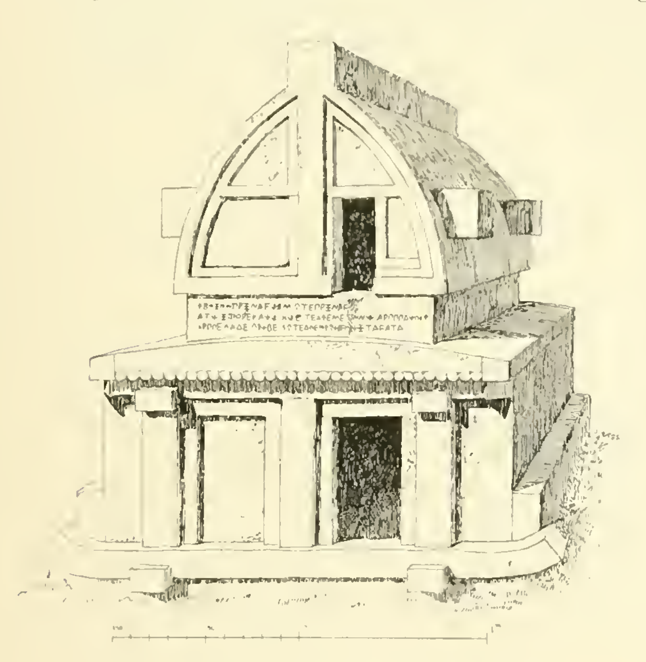


Fig. 24 Grab von Tschindam bei Antiphellos.



Fig. 25 Hütten der Somali, nach einer Photographie von Professor Paulitschke.

besiedelten Ländern. So bezeichnen, gegenüber den primitiven Jurukenzelten des Orients, einen namhaften Fortschritt der technischen Entwickelung die spitzbogig hochgewölbten Holzhütten der Somali (Fig. 25), welche, mit Matten, Häuten oder Schilf eingedeckt, ein regelmäßiges System von Sparren und Pfetten mit Stützen und Spreizen im Innern zeigen und hierin zu dem lykischen Spitzbogenbau näher in Parallele treten;[44]) und die Möglichkeit weiterer Vervollkommnungen, die der Holzreichthum Lykiens beschleunigen mochte, ist nicht zu leugnen. Das Urbild, aus dem der lykische Oberbau erwuchs, blickt daher nur in seinem geometrischen Gesammtschema noch durch; in seiner Ausgestaltung ist er dem Riegelwerke der Hütte angepasst, als ein durch Verticalständer und Horizontalspreizen kreuzweise unterstütztes Curvendach, hergestellt aus gebogenen Sparren, welche in einem vom First constant emporragenden Deckbalken von unten eingenutet scheinen und auf Pfetten liegen, welche vom Gespärre getragen werden. Der Deckbalken gleicht so dem Kiele eines umgekehrten Bootes, und mit einem Boote ist die Construction technisch auch der Spreizen wegen vielfach verglichen worden. Betonenswert ist schließlich, dass das Curvendach immer unmittelbar im Estrich des platten Daches innerhalb der Einfassungsbohlen einsetzt: es ist eine einmalige Anomalie, dass es an dem Grabe von Tschindam (Fig. 24) auf einer Plinthe sich erhebt, so gut wie es Widersinn ist, dass sich die Hebevorrichtungen der Sarkophagdeckel gedankenlos an ihm wiederholt finden, da ja das Grab monolith und der Oberbau nicht abhebbar war (vgl. S. 24; 42).

[44]) Vgl. Paulitschke, Beiträge zur Ethnographie und Anthropologie der Somâl, Galla und Hararî Taf. 15 S. 29 und das neuere Werk desselben Verfassers, Ethnographie Nordost-Afrikas. Ich danke ihm die Vorlage für Fig. 25. — Vgl. u. a. die Stierhütten der Mithrasreliefs, Cumont, Mystères de Mithra II 294 ff.

Das stilistisch älteste Bild des lykischen Gesammthauses gewährt die Westnekropole von Myra. Leider sind ihre senkrecht übereinander stehenden Felsgräber nicht ohne Gerüst zu untersuchen und daher den Messbändern der Architekten bisher unerreichbar gewesen; Texier allein brachte Aufnahmen zustande, doch von nicht mehr als einem Grabe, und auch diese erweisbar mehr aus dem Gedächtnisse.[45]) Aber das Nöthigste lässt die Photographie, der Fig. 26 entnommen ist,[46]) mit Sicherheit erkennen. Vor allem das eine, dass alle diese Bauten sich durch Breite der Verhältnisse und volle Ausführlichkeit in der Wiedergabe der Gesimsformen des Erddaches auszeichnen, darin also der wirklichen Hausgestalt besonders nahekommen, während die saeculare Fortverwendung des Gebäudebildes, wie an sich natürlich ist und synoptische Zusammenstellungen eindrücklich versinnlichen würden, mit einem zunehmenden Schwunde der Breitenmaße und namentlich von Einzelgliederungen verbunden war. Zwei dieser Felsgräber — bei anderen ist es nach dem Zustande, sei es der Photographie, sei es der Erhaltung, nicht ganz verlässlich — haben nun deutlich große Rundakroterien, und zwar über dem Firste des Spitzbogens, wie zu beiden Seiten seines Aufgehens über den Eckkreuzungen des horizontalen Dachrahmens. Bis auf den unteren Einschnitt ist die Rundform vollkommen, nur der Contur des einen Firstakroters ähnelt demjenigen einer ionischen Doppelvolute, wie vielleicht ebenso an dem Midasgrabe, vgl. oben Fig. 2 *D* und S. 6. Auch für mehrere andere, im Lande verstreute



Fig. 26 Gräber von Myra.

[45]) Texier, Asie mineure III pl. 227 Fig. III, wiederholt von Perrot-Chipiez, Histoire de l'art V 377 Fig. 234.

[46]) Vgl. Reisen I Fig. 57; II Taf. IV; Schnaase, Geschichte der bildenden Künste II ^{2} 117 (aus Kugler), nach einer Skizze des Malers Albert Berg.

Felsgräber, die sich mit der Gruppe von Myra zu einer stilistisch und wohl auch zeitlich ältesten Familie zusammenschliessen,[47]) sind ähnliche Akroterien



Fig. 27 Felsgrab von Tschaman, Skizze von R. v. Schneider.

vorauszusetzen, doch infolge von Zerstörung oder mangels bildlicher Fixierung nur dreimal, an Fig. 27, 28 (hier nur am Firste) und 29, noch nachweisbar. In diesen fünf Beispielen aber spricht der Anschein dagegen, dass die Rundformen Zieraufsätze darstellen, vielmehr entschieden dafür, dass sie constructiver Natur sind: denn alle anderen Glieder der Fassade sind in die Tiefendimension gedacht, nichts an ihr ist bloß decorativ.

Was sie thatsächlich bedeuten, überliefert nun die perspectivische Aufnahme eines Felsengrabes von Kekowa,[48]) in der sich die allein noch vorhandenen Seitenakroterien — die Beschaffenheit des zerstörten mittleren ist ungewiss, nur eine unterhalb kantige Form wahrscheinlich — als die Stirn von Rundbalken entpuppen, welche auf den Seitenrändern des Erddaches liegen (Fig. 29). Hier dienten diese Bäume klärlich als Schwerbalken, um einem Seitenschube des Oberbaues entgegenzuwirken, wenn sein Fuß nicht schon an den Einfassungsbohlen des Erddaches das erforderliche Widerlager fand. Dann haftet aber auch das Mittelakroter erst recht an einem Structurgliede, und dies kann nur ein Deckbalken



Fig. 28 Grab in Kyanai, nach einer Photographie von Hauptmann Krickl.



Fig. 29 Felsgrab von Kekowa, nach einer Photographie der Expedition Carl Grafen Lanckorońskis.

[47]) Reisen I 103, wo ein Verzeichnis gegeben ist.

[48]) Reisen I Fig. 51 nach der Photographie gezeichnet von Niemann.

sein, der die gefährdetste Stelle des Daches, die Firstfuge seines Belages, massiv schützend übergriff: ein capitales Motiv von aufhellendem Werte.

Wird doch erst aus ihm begreiflich, warum an den lykischen Spitzbogengiebeln, von den ältesten an bis herab zu den späten, gliederungsärmsten Sargdeckeln, und sogar an lykischen Satteldächern, entgegen dem herrschenden Brauche des Alterthums, so gut wie immer ein auf die Firststützen verzapfter Längsbalken emporragt. Allerdings ist er sonst kantig, nicht rund wie auf den fünf angeführten Gräbern: aber dieser Wechsel seiner Gebrauchsform ist ein technisch gleichgiltiger Wechsel des Geschmacks, welcher an seiner functionellen Bedeutung nicht das Geringste ändert. Diese ursprünglich functionelle Bedeutung wurde bleibend empfunden, da man sein Kopfende mit Masken oder Palmetten akroterienartig verzierte [49]; und weil er offenbar in fester Verzapfung lag, konnte er sogar im Querschnitt überhöht werden, um einem weiteren Bedürfnis der Decoration zu genügen, da an seinen Längsseiten figürliche Darstellungen beliebt wurden. Auch die seitlichen Schwerbalken giengen vereinzelt in kantige Formen über [50], oder sie entfielen ganz — sei es im Verfolg der berührten allmählichen Degeneration der Bauvedute, oder weil sie über den auch dem Oberbau Halt gebenden Einfassungsbohlen des Erddaches structiv entbehrlich wurden —, während der Deckbalken über der Firstpfette fortwährend in Geltung blieb.

Jene Verfirstungsart der Gräber von Myra ist daher keine sporadisch auftretende Ausnahme, im Gegentheile erscheint sie zunächst als ein Provincialismus der Zimmerei, und zwar als ein höchst urwüchsiger: denn es verblüfft geradezu, ihm auch heute noch im Lande als einem aus höchstem Alterthum fortlebenden Erbe zu begegnen.

Die Kopfvignette dieser Abhandlung (Fig. 1) gibt das Lichtbild eines halbverfallenen Schuppens, eines aus Bäumen und rohen Brettern eisenlos hergestellten Kiosks, der im Hochpass eines lykischen Grenzgebirges einsam am Wege steht und von den Karawanen als Nachtquartier benutzt wird. In Fig. 30 hat Niemann seine Construction zeichnerisch zur Evidenz gebracht. Vier an den Ecken eines Oblongums in den Erdboden eingerammte Pfosten, durch Horizontalbalken paarweise verbunden, tragen an den Fronten eine Art Sprengwerk, auf dessen

[49]) Vgl. Reisen II Taf. II Fig. 10; 49, zwei Sarkophage mit Masken an den Kopfenden des Deckbalkens; am Merehisarkophage und in Makri palmettenartige Verzierungen, Texier III pl 173. Zusatzzierden an Sarkophagen in Xanthos und Antiphellos, Fellows, Asia minor Titelblatt und zu S. 228.

[50]) Zum Beispiele an dem Felsgrabe von Pinara, Reisen I Fig. 33, wo sie durch auffällige Größe kenntlich werden, die Gesimsgliederung des Erddaches freilich geschwunden ist.

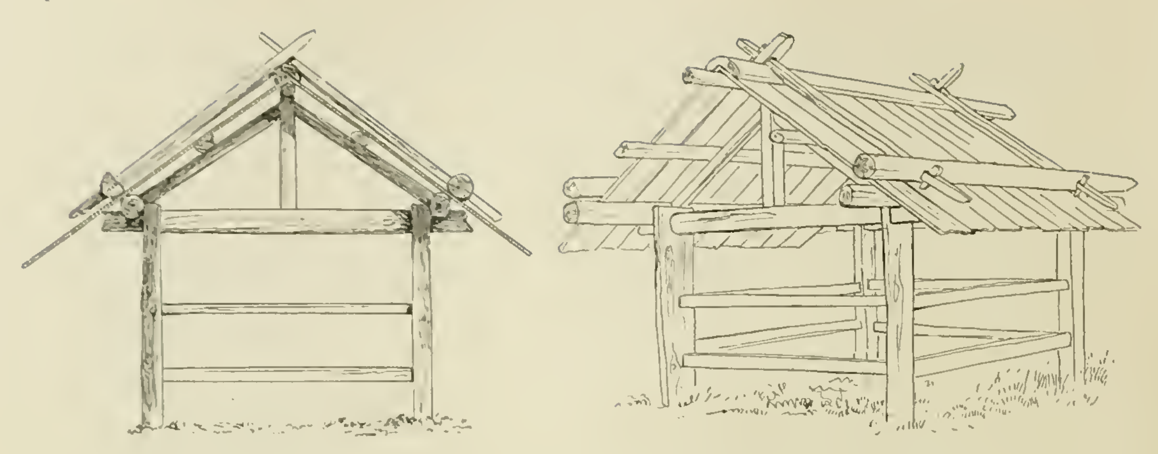


Fig. 30 Construction des Chanes von Eldschikdagh (Fig. 1) gezeichnet von George Niemann.

Schrägbalken je zwei seitliche Pfetten ruhen, während im Firste eine fünfte mittlere Pfette verbindet. Parallel zu den Schrägbalken sind auf die Pfetten unmittelbar Bretter gelegt und die Bretterenden über der Firstpfette einem tief unterschnittenen Deckbalken eingeschoben, um von ihm geschützt und zusammengehalten zu werden. Das Princip dieser Verfirstung ist also mit derjenigen der altlykischen Spitzbogenbauten identisch. Aber auch zu den zwei seitlichen Vorlagern der letzteren findet sich an dem Kiosk eine merkwürdige Analogie in den beiden lose aufruhenden Schwerbalken, welche die Bretter an ihrem unteren Ende belasten und durch ein äußerst sinnreiches System, zwei Paare scherenförmig sich kreuzender Stangen, deren unteres Ende durch die Schwerbalken hindurchgezogen und hier verpflockt ist, über dem Deckbalken des Firstes aufgehängt sind. Dies Hängesystem nimmt also den Deckbalken in die Klemme, drückt ihn durch das Gewicht der Klammer nieder und sichert ihm dadurch ein unverschiebliches Auflager.



Fig. 31 Lykischer Getreidespeicher. Skizze von Fellows.

In jedem Betracht civilisierter ist ein Getreidespeicher aus der Umgebung von Gjölbaschi (Fig. 23); aber auch bei ihm sind die Dachbretter einem Nasenvorsprung der Firstpfette unternutet, und fraglos würden sich noch zahlreiche Beispiele, außer diesen beiden einst blind aufgegriffenen, aus der heutigen Praxis des Alpenlandes in Vergleich ziehen lassen, wenn mir nicht die Natur und der historische Wert der behandelten Construc-

tionen erst nachträglich klar geworden wäre. Auf der letzten lykischen Reise im Jahre 1892 habe ich wohl darauf geachtet, bin aber da nicht mehr in Gebirgsregionen gekommen, in denen allein sich solche alterthümliche Überlebsel unbehelligt fortfristen. Die oft und auch hier in Fig. 31 republicierte Skizze, welche Fellows[51]) von einem lykischen Getreidespeicher mittheilte, ist sichtlich von so geringer Gewähr in den Einzelheiten, dass sie besser unberücksichtigt bleibt.

Dagegen finde ich unter den Aufnahmen Hauptmann E. Krickls, der uns 1892 begleitete, nachträglich eine Photographie, die das Gesagte bestätigt (Fig. 32). Man sieht eine Gruppe von Kornspeichern, welche die Dachconstruction des Chanes von Eldschikdagh (Fig. 1: 30) vervollkommnet wiederholen.[52]) Die Bretter bilden einen ordentlicheren Belag und sind augenscheinlich festgenagelt; denn seitliche Schwerbalken fehlen. Der Deckbalken sitzt auch hier rittlings lose über dem Firste, wird aber durch ein anderes System festgehalten. Beiderseits überragen ihn übergelegte Kurzbretter, die nach Art von Aufschieblingen den Dachflächen aufgenagelt sind. Sie leisten also dem Deckbalken durch ihre federnde Kraft den nämlichen Dienst, den an dem Chane von Eldschikdagh das Hängesystem der Seitenbalken durch pressende Schwere leistet. Jenes Loseliegen des Deckbalkens auf solchen primitiven Dächern ist ein entwickelungsgeschichtlich ausgiebiges Moment, auf das ich im Folgenden zurückkomme.



Fig. 32 Kornspeicher von Islamlar bei Xanthos, nach einer Photographie von Hauptmann E. Krickl.

[51]) Fellows, Lycia zu S. 128. Die Skizze sieht aus wie in dunkler Erinnerung gezeichnet und könnte auf einen Fig. 30 verwandten Typus zurückgehen.

[52]) Vergl. jetzt auch die Skizze, Reisen I, Fig. 78.

IV

Bestand einmal in einer dem Bereiche der Mittelmeercultur zugehörigen Landschaft ein mit aufliegenden First- und Schwerbalken ausgestattetes Holzdach, welches an den Fronten den Anblick runder Aufsätze darbot, so ist damit ein Structurmotiv nachgewiesen, aus dem sich die Zier griechischer Giebelakroterien denkbarer Weise hervorbilden konnte. Die geometrische Form jener Balkenköpfe deckt sich mit derjenigen, welche den im II. Abschnitte erörterten Akroteroriginalen ältesten Stiles eigenthümlich ist. Auch gleichen sie sich darin völlig, dass jene Balkenköpfe ausschließlich für die Fronten als Aufsätze erscheinen, die ältesten Akroterien ausschließlich für die Fronten als Aufsätze ornamentiert auf der Rückseite formlos sind, eine Exclusivität, die bei vielseitig sichtbaren Dachzierden an sich nichts weniger als selbstverständlich ist. Dies doppelte Zusammentreffen überrascht und verdient sicher, daraufhin geprüft zu werden, ob ihm Zufall oder ein wie immer laxes Abhängigkeitsverhältnis zu grunde liege.

Zunächst ist es wichtig zu constatieren, dass das Vorkommen eines vom First emporstehenden Deckbalkens — und auf ihn kommt es hauptsächlich an, da nicht feststeht, ob und wie constant die ältesten Tempel Seitenakroterien besaßen: vom Heraion in Olympia (S. 8) ist es unbekannt, den Giebeln auf den kyrenaischen Vasen (Fig. 14) und den beiden archaisierenden Tempeln von Kurno (Fig. 10—13) fehlen sie — keineswegs auf Lykien beschränkt ist. Es liegt nahe, einen Deckbalken auch auf den beiden anscheinend späten phrygischen Felsgräbern (Fig. 3, S. 5) vorauszusetzen, deren Firstspitze in eine Kreisform hineinreicht, desgleichen auf einem phönikischen Felsgrabe (Fig. 33), das nach der Rosette ebenfalls jungen Datums ist; indes die zeitliche Entstehung spielt in diesen Fragen eine untergeordnete Rolle.[53]) Das Portal eines Grabes von Jerusalem, welches T. Tobler als Specimen ‚altjüdischen Baustiles' nach eigener Zeichnung veröffent-



Fig. 33
Felsgrab von Gebal.

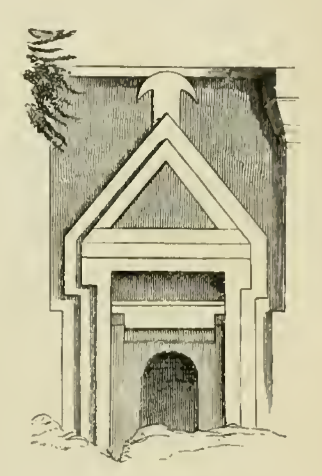


Fig. 34 Grab von Jerusalem.
Skizze von T. Tobler

[53]) Renan, Mission dans la Phénicie pl. 27; Perrot-Chipiez, Histoire de l'art III Fig. 115, wo Perrot mit Recht sagt: ‚un caveau que l'on croit très ancien.'

lichte,[54]) gleicht geradezu der späteren Gestalt des lykischen Deckbalkens (Fig. 34). Höchst auffällig ist ferner, dass die bekannten, 1803 in Marseille gefundenen Marmorkapellen, welche als ein bis zwei Fuß hohe handwerkliche Votivstücke das Gehäuse eines alterthümlichen Cultbildes kleinasiatischen Ursprungs darstellen,[55]) am Dach nichts angeben außer einen dicken, durchaus glatten Cylinder, der am Firste, namentlich bei dem einen Exemplar in Fig. 35, zu bauchig ausladt, um einer Deckziegelreihe zu entsprechen. Aber auch aus ganz anderen Gegenden und Zeiten sind Belege verfügbar. So haben altnorwegische Stabkirchen den Dachbelag von Brettern und Schindeln eingespundet in einen unterhöhlten mächtigen Firstkamm, der den Firstbalken übergreift und nach außen sichtbar ist (Fig. 36).[56]) Aus Photographien Professor Meringers ersehe ich, dass die Schindeldächer Bosniens am Firste öfters mit einer langen Holzpfanne belegt sind, und selbst allermodernste Bauten haben das alte Princip beibehalten, freilich auch unendlich vervollkommnet, wenn beispielsweise dem Firste der Bahnsteighalle in Giessen ein massiver Halbcylinder von Holz aufliegt, der durch Schrauben an der Dachconstruction befestigt und mit einer weit herabreichenden Blechkappe überzogen

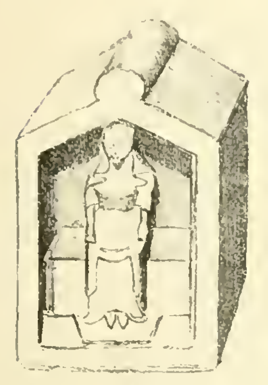



Fig. 35 Votivkapellen aus Marmor in Marseille.

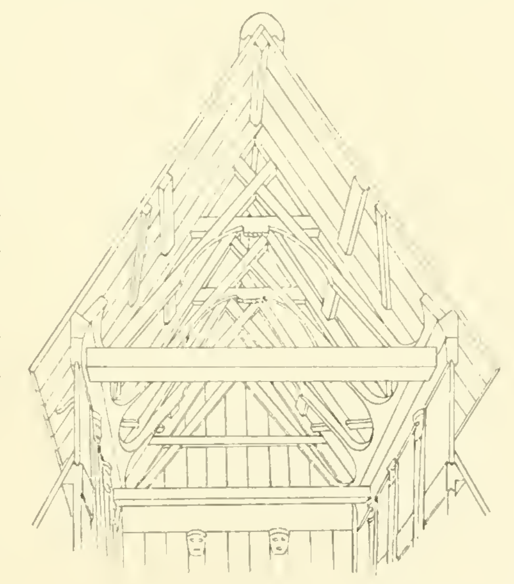


Fig. 36 Dachstuhl der Stabkirche zu Borgund.

[54]) T. Tobler, Golgatha, seine Kirchen und Klöster 223.

[55]) Conze, Archaeol. Anzeiger 1866 Taf. *B*; Schreiber, Kulturhistorischer Bilderatlas XV 14; Heuzey, Catalogue des figurines antiques 239; S. Reinach, Bull. de corresp. hell. XII 553 ff. tab. VIII (aus Kyme).

[56]) Nach Dietrichson und Munthe, Die Holzbaukunst Norwegens 3 Abbild. 3 (der Dachbelag ist in der Zeichnung weggelassen). Vgl. Semper, Der Stil II 321; Seesselberg, Die früh-mittelalterliche Kunst der germanischen Völker 72 ff. Auch das canadische Holzhaus hat diese Firstbildung. Durm, Handbuch der Architektur III 2 Heft 1 S. 235.

ist.[57]) Der Zufall, der mir diese zusammenhanglosen Dinge in die Hand spielt, ergibt jedesfalls soviel, dass jene lykische Verfirstung nur scheinbar ein Provincialismus der Zimmerei und dem Holzstile von Haus aus natürlich ist. Mit Unrecht würde man daher in Abrede stellen, dass sie einst weiter verbreitet gewesen sei, und vielleicht taucht sie auch noch einmal in waldreicheren Bergcantonen Griechenlands auf, wo doch auch Holzbauten existieren werden, die, soviel bekannt, noch keine sachverständige Untersuchung erfahren haben. Die zahlreichsten und in jedem Betracht aufschlussreichsten Belege stammen aber aus Ostasien und sollen unten gesondert zur Behandlung kommen.

Weiter ist ja gewiss kein Wort über die tiefe Kluft zu verlieren, die zwischen der Roheit eines Chanes vom Eldschikdagh (Fig. 1: 30) und der Kunst des ältesten griechischen Terracottadaches besteht, und dass es an jedem direct nutzbaren Materiale der Überlieferung gebricht, sie zu überbrücken. Aber die Kunst dieses Terracottadaches selbst ist so erstaunlich groß und geistreich vollendet, dass sie unmöglich wie in Inspiration entdeckt und auf einen Wurf fertig geschaffen sein kann, vielmehr eine in Abhängigkeit verkettete Serie allmählicher Vervollkommnungen des Holzdaches voraussetzt, auf das sie doch irgendwie zurückgehen muss, wie wohl von niemandem gänzlich geleugnet wird. Es gilt also kunstgeschichtlich den Formen und Formverbindungen nachzuspüren, die einmal aus Holz in gebrannten Thon übersetzt wurden oder zu intensiveren Umgestaltungen für den Stoff der höheren Technik anregten, und glücklicherweise gibt die Gestalt jenes ältesten Terracottadaches dem kritischen Blicke sichtbare Winke genug, ihn zu orientieren. Dass er dabei in Imaginäres geräth, mit bloßen Möglichkeiten operiert, darf nicht abschrecken, sofern nur diese Möglichkeiten unter sich in gewissem Einklang stehen und aus gäng und gäben Weisen der Holztechnik zu belegen oder abzuleiten sind. Wurzelt doch der Glaube an den inneren Zusammenhang und das nothwendige auseinander Hervorwachsen aller menschlichen Erfindungen zu stark in Thatsachen der Erfahrung, um sich in Fragen von solcher Beschaffenheit nicht mit einem möglichen Grade von Wahrscheinlichkeit zu begnügen.

In diesem Sinne hat Niemann sich bereit finden lassen, Wünsche, die ich ihm skizzenhaft entwickelte, in Fig. 37 und 38 auf einen vorlegbaren graphischen Ausdruck zu bringen, dessen bloßen Illustrationswert ich selbst freilich so wenig wie er verkenne.

[57]) J. Durm, Handbuch der Architektur III 2 Heft 5 S. 321 ff mit verschiedenartigen weiteren Beispielen namentlich aus England und Amerika (L. Schwering).

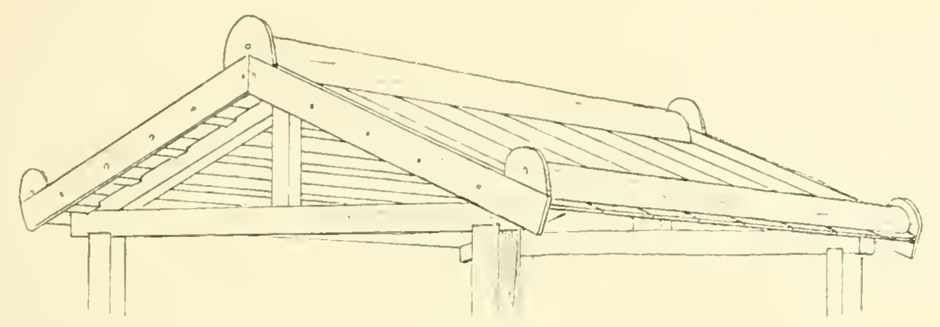


Fig. 37 Imaginäres Bohlendach älterer Form, gezeichnet von George Niemann.

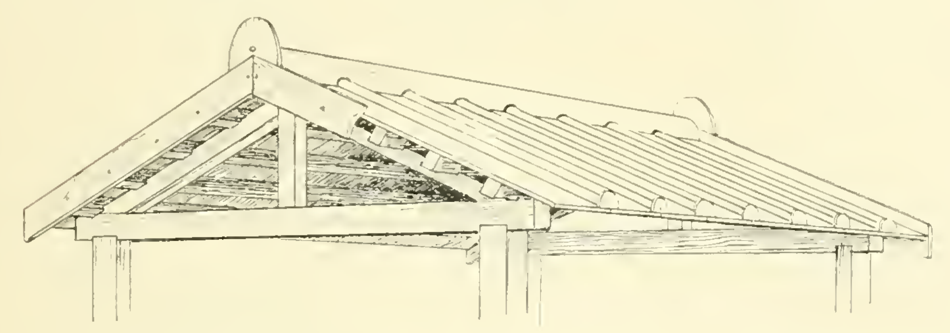


Fig. 38 Imaginäres Bohlendach jüngerer Form, gezeichnet von George Niemann.

Es sei also ein Versuch gewagt, ob und wie weit die Gestalt des ältesten griechischen Terracottadaches, desjenigen vom Heraion (Fig. 6; 7), sich aus einem denkbaren Holzdache entwickeln lasse.

a) Dachbelag.

Eine Construction wie der Dachstuhl des Chanes vom Eldschikdagh (Fig. 1; 30) erforderte als dringlichsten Eingriff, die starke Durchlässigkeit des Belages zu vermindern. Auch wenn die Bretter dicker gewählt, gut gehobelt und exact verfugt wurden, war dies nur theilweise erzielt; weit mehr, wenn Deckleisten über die Stoßfugen kamen. Solche Überfassungen sind wohl heute allenthalben in Gebrauch, wenn für mindere Zwecke an Dächern von Buden, Schobern, Kegelbahnen u. s. w. (aber auch bei Wandverkleidungen) bloße Bretter zu den Sparren parallel verwandt werden. Das Muster, das ich einer praktischen Baulehre in Fig. 39 *a*—*c* entlehne,[58]) veranschaulicht sie im Querschnitte und

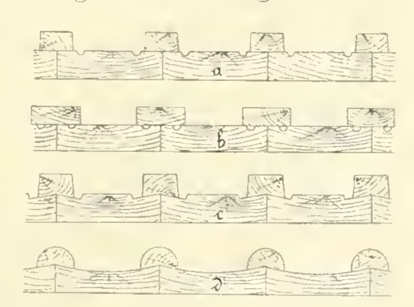


Fig. 39 Querschnitte von Deckleisten.

[58]) Otto Schmidt, die Eindeckung der Dächer der Architektur III 2 Heft 1 S. 224 (Erwin 5 Taf. 1 Fig. 6. — Vgl. J Durm, Handbuch Marx) und unten Fig. 49.

belehrt überdies, welche Nachhilfen zu besserer Dichtung des Daches dabei handwerklich vorkommen. Nach *a* sind längs der Deckleisten in den Brettern Nuten ausgehoben, die das abtraufende Wasser den Fugen abspenstig machen. Nach *b* sind diese Nuten unter die Deckleisten verlegt, um wie unsichtbare Canäle zu functionieren. Noch wirksamer scheint die Construction *c*, wonach die Bretter von den Fugen her bis zu einer gewissen Linie abgeschrägt, die Lagerflächen der Deckleisten stumpfwinklig behandelt sind, die Deckleiste also einem Giebelaufsatze gleicht.

Man braucht nun den in der Ausführung gleichsam stecken gebliebenen Gedanken dieser letzteren Construction, wie in Fig. 39 *d* versucht ist, lediglich durchzuverfolgen, Bohlen der Länge nach etwas concav ausgehobelt und, was selbstverständlich keinem Anstande unterliegt, die Fugenleisten cylindrisch anzunehmen, um ein strictes Prototyp in Holz für die thönernen Pfannen- und Deckziegel ältesten Stiles (Fig. 7) zu erhalten, die im Querschnitt ein flaches Kreissegment und einen unbedeutend überhöhten Halbkreis bilden. Denn sollte einmal ein derart erstellter Holzbelag in Terracotta nachgebildet werden, so war es gar nicht anders möglich, als die massiv langläufigen Constructionsglieder rechtwinklig zu zersägen und die zersägten Theilstücke schuppenförmig übereinander aufzureihen. Es correspondieren so die Bahnen der Pfannenziegel den Bretterbahnen, die Reihen der Deckziegel den hölzernen Fugenleisten. Aus dem Holzstil aber ist überall, wo es nöthig war, die Befestigung beider Ziegelgattungen auf ihrer Unterlage mit Nägeln beibehalten. Diese Nägel allein geben zu denken.[59]) Bei entsprechender Formung der Ziegel sind sie dem Terracottadache durchaus entbehrlich.

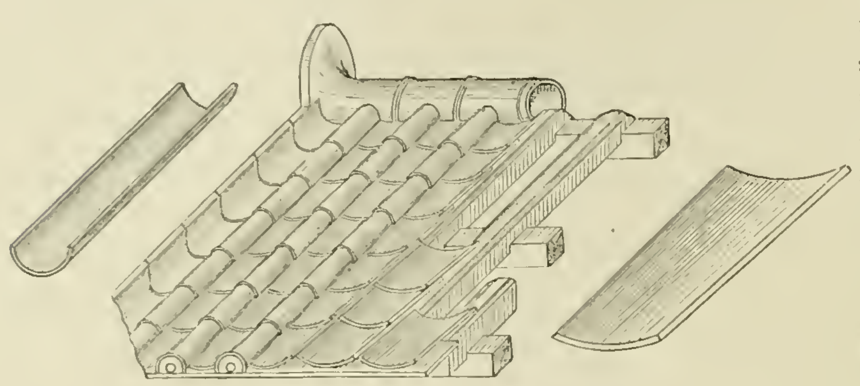


Fig. 7 Dach des Heraion von Olympia.

Überdies lässt sich die entwickelte Construction, die jetzt mit einem Belage von Pappe auch für dauernde Zwecke benutzt wird, durch allerhand Maßnahmen verbessert denken. Die Bohlen konnten verspundet, die Fugen und etwaige Holz-

[59]) Vgl. Dörpfeld, 41. Berliner Winckelmanns-programm 12; unten Anm. 68; Cozza, Notizie degli scavi 1888 p. 426; Puchstein-Borrmann, Archaeol. Anzeiger V 162 (Hakenziegel des ephesischen Artemision).

schäden verpicht werden, ja auf einem von Fig. 27 und 28 verschiedenen Dachstuhle der ganze Belag an einer durchlaufenden Holzunterlage gleichsam eine Reserve erhalten. An der Skeuothek des Philon bestand das Dach aus zwei übereinander liegenden Constructionsschichten, einer oberen aus Terracotta, einer unteren aus Holz mit aufruhender Lehmbettung. Die Holzschicht bildeten 0·148ᵐ breite längsläufige Bohlen mit 0·074ᵐ breiten Zwischenräumen, worüber dünnere Bretter genagelt waren.[60]

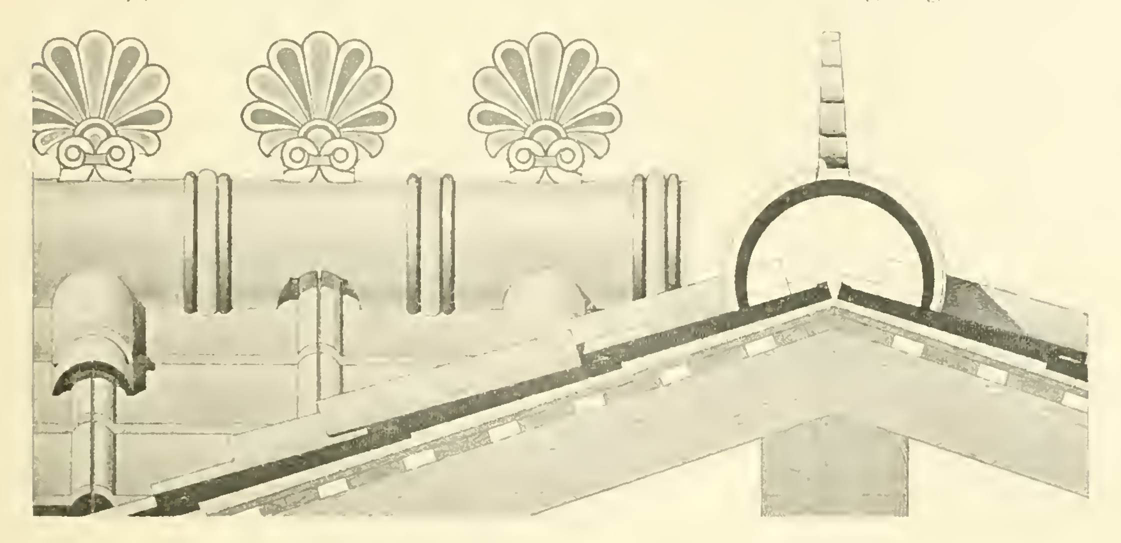


Fig. 40 Dach des Schatzhauses der Geloer.

b) Firstbildung.

War dann der angenommene Holzbelag nach Art der besprochenen lykischen Firstbildung in einen rittlings sitzenden Deckbalken eingelassen, so entblößen sich sofort wieder die nämlichen Formeln der Übersetzung, auf welche das Terracottadach auch hier muthmaßen lässt. Den langen Deckbalken ersetzte eine Folge einzelner Thoncylinder, die seine Grundform wiederholend hoch sich herauswölbt. Das überschüssige Volumen von fast zwei Fuß Durchmesser, das diese Cylinder auf dem Schatzhause der Geloer (Fig. 40), oder von gar dritthalb Fuß Durchmesser, das sie am Tempel *C* von Selinus besitzen,[61]) führt auf enorme Stämme, wie sie in griechischer Architektur nichts Seltenes waren, und nur der Wunsch, die Schwere dieser Urbilder zu erreichen oder zu überbieten, scheint in letzter Instanz solche Anstrengungen der Thontechnik hinreichend zu erklären. Jenen

[60]) Dörpfeld, Athen. Mittheil. VIII 161 mit der Selbstberichtigung, Olympia II 9. — Vgl. Cozza, Notizie degli scavi 1888 p. 432 Fig. 22. — Holzepistylia von 0·74ᵐ Breite an der Skeuothek des Philon.

[61]) F. Graeber, 41. Berliner Winckelmannsprogramm 17 nach Berechnung an Fragmenten, bestätigt durch Salinas, Notizie degli scavi 1884 p. 335.

Firstcylindern wurden aber nicht nur die obersten Pfannenziegel, sondern, da die hölzernen Fugenleisten den Deckbalken am Firste unterfahren mussten, wenn nicht Theile der Bretterfugen bloß liegen sollten, auch die obersten Deckziegel eingeschoben. Man sieht hierin mühsam und umständlich einen Gedanken herübergenommen, der nur im Holzstile original war. Thatsächlich überlebt er sich alsbald. Schon im sechsten Jahrhundert zeigt das Terracottadach vom Schatzhause der Megarer[62]) den constanten griechischen Normaltypus, der den emporstehenden Firstkamm mit den in ihn eingelassenen Dachgliedern gänzlich aufgab (Fig. 41). Die Pfannenziegel sind plane Flachziegel geworden, alle Deckziegel haben einen sattelförmigen Querschnitt, der für das Abströmen des Wassers günstiger war, am Firste greifen sie flach nach beiden Seiten über. In Griechenland ist also die Serie der großen Firstcylinder zeitlich auf das älteste Stadium des Überganges aus dem Holzstile beschränkt, erscheint hier einem Zwange der Übersetzung entsprungen, die einer eigenen neuen Sprache bald freie Bahn brach.

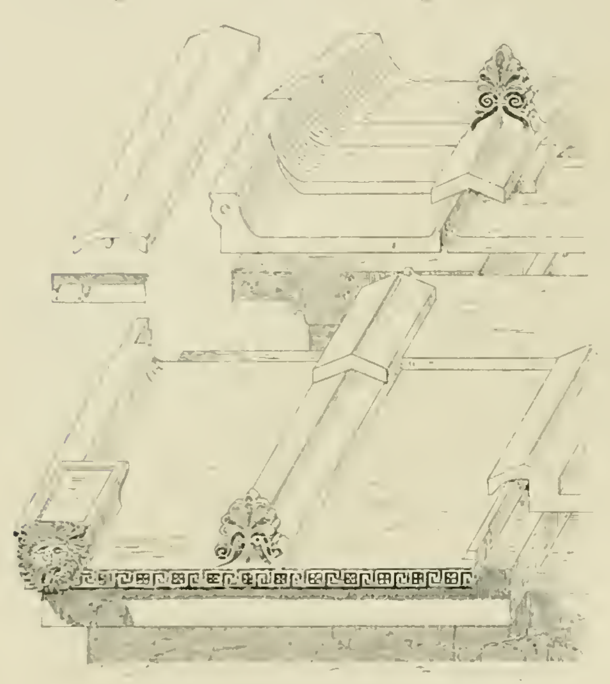


Fig. 41 Dach des Schatzhauses der Megarer.

Die Idee, dass die Serie der Firstcylinder einen Deckbalken nachbilde, unterstützen merkwürdige Exemplare, die aus der ältesten Begräbnisstätte Roms auf dem Esquilin herrühren und im Magazin des Orto botanico aufbewahrt werden (Fig. 42).[63]) Auch sie sind über das Bedürfnis groß, im Durchmesser 0·56^{m}, und nur durch seitlich angesetzte Trichterstücke unterschieden, in welche die Kalypteren gedeckt einmünden, was gegenüber ihrem losen Einmünden am Heraion einen Fortschritt ausmacht. Ein seltsam instructives Ornament haben sie aber an aufgemalten Bändern, die sich kreuzweise um die Cylinderfläche schlingen. Erinnert

[62]) R. Borrmann, Die Keramik in der Baukunst 31 Fig. 19; Olympia II Taf. XXXII, XXXIII.

[63]) J. Durm, Die Baukunst der Etrusker und Römer 60 Fig. 54.

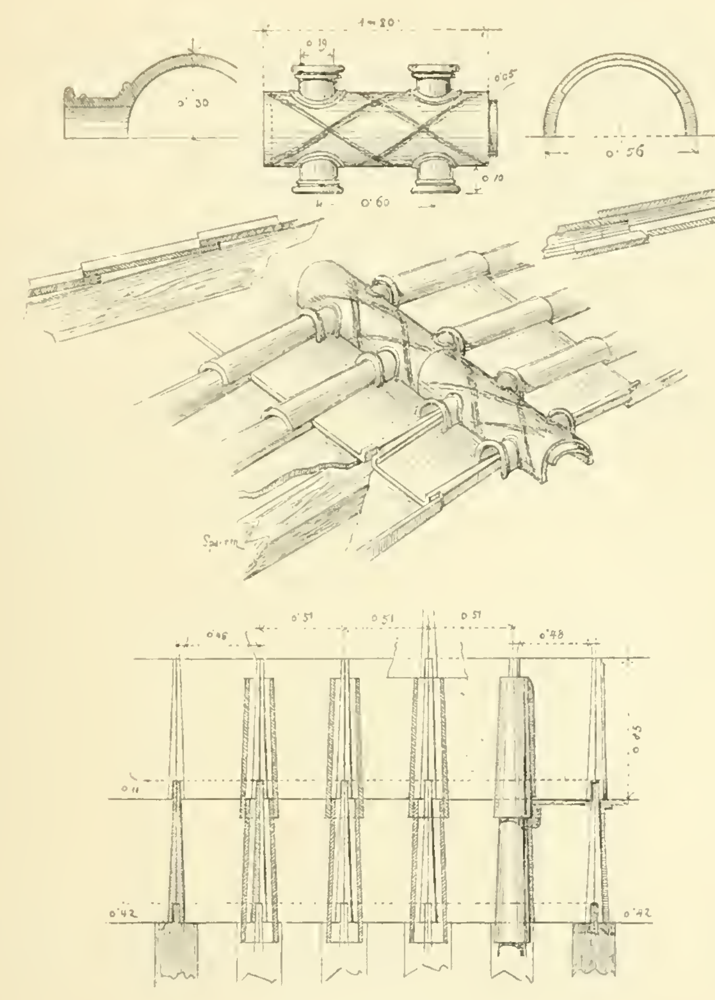


Fig. 42 Firstziegel vom Esquilin, nach J. Durm.

man sich, dass der Deckbalken primitiver Constructionen (S. 31) dem Firste lose aufliegt und dort durch wechselnde Systeme in seiner Lage erhalten wird, so erblickt man in den Bändern Stricke, mit denen er einmal der Firstpfette aufgebunden war, ein Verfahren, das der Praxis des Strohdaches natürlich ist.[64])

e) **Holzverschalungen.**

Als eine hervorragende Entdeckung der in Olympia beschäftigten Architekten mit Thonincrustationen bekannt machte, die den Steingesimsen altdorischer Tempel aufgenagelt waren, zog Dörpfeld sofort den gebotenen Schluss, dass diese Verkleidungen für Holzglieder erfunden und unter verbleibenden Vortheilen gewohnheitsmäßig auf Steinbauten übertragen seien. Ebenso gewiss wird man sich aber weiter vergegenwärtigen, dass sie auch in der ursprünglichen Verwendung nicht das älteste und einfachste Mittel darstellten, um Witterungsschäden am Holze hintanzuhalten, dass die Empaistik vorauslag und zu allererst Bretterverschalungen, die jedweder Zimmerei als Nächstes zu Gebote stehen. Die treue Imitation der lykischen Felsfassaden verräth zwar davon nichts, gibt alle Hölzer nackt, wie Axt und Säge sie zurichteten. Nur die unverhältnismäßige

[64]) Otto Schmidt, Die Eindeckung der Dächer 8. Vgl. unten S. 45 Fig. 47, die Strohdächer aus Japan. [E. Petersen, der die Güte hatte, die Zeichnungen Durms mit den Originalen zu vergleichen,

Größe der Giebelaufsätze in Myra (Fig. 26; 28) könnte allenfalls auf Verschalungen hindeuten, doch wäre dies ein Unicum in dem Architekturbilde; sind doch selbst die für das Fachwerk der Hütte nothwendigen Bretter (S. 25) durch Fugen nirgends bezeichnet. Jenes Fehlen kann einem wirklichen Mangel entsprechen, wie er auch den heutigen Blockhaus- und Riegelbauten an den Wandenden eigen ist, oder sich von dem porösen Kalkstein herschreiben, der auf die Wiedergabe vorspringender Theile verzichten ließ, und vermag daher die Sicherheit jener Voraussetzung nicht abzuschwächen. Mit Holzverschalungen operiert die bekannte Theorie Vitruvs, es bezeugt sie die attische Mauerbauinschrift des Jahres 307/6 und die lex Puteolana,[65]) von Dörpfeld wurden sie für die Wände der Megara in Troia und Tiryns und die Parastaden des Heraion monumental erwiesen. Ihre classische Stelle sind aber die Stirnenden der Hölzer. Wäre es statthaft,[66]) nicht nur in einem das Dachgespärre der Giebelseite überragenden Windbrette einen ersten Ursprung der Sima zu vermuthen, sondern nach Maßgabe von Fig. 37 und 38 auch die Köpfe der Dachbalken und die Köpfe stämmiger Fugenleisten mit Schutzdielen vorzustellen — Analogien böten die emporstehenden Firstverschalungen und niederhängenden Pfettenbretter der alpinen Holzhäuser —, so würde die Kunst der Akroterien und Antefixe sich als organisch aus solchen Structurmotiven erwachsen bis in Einzelheiten begreifen lassen.

d) Stirnziegel.

Dass auf den Traufseiten des vollendeten Tempels die Reihen der Kalypteren mit emporschießenden Endformen abschließen, hilft ästhetisch die Krone vollenden, welche das hellenische Dach in der Kunstgeschichte darstellt, ist aber für die Construction selber ein leerer, noch dazu unbequemer Luxus, der den Thonbildnern und Steinmetzen durch seine Hochausladungen keine leichte Aufgabe bot. Dergleichen wird nicht aus dem Blauen ersonnen und erlangt nicht ohne einen handwerklichen Grund die Macht, gemeingiltig zu werden. Treffend bemerkt Vitruv in der berühmten Stelle, welche das dorische Gebälk aus dem Holzbaue ableitet,[67]) dass die altgriechischen Werkmeister eine künstlerische Nachbildung

bemerkt, dass die Kreuzbänder immer bei den Trichteransätzen beginnen.]

[65]) Th. Wiegand, Puteolanische Bauinschrift 756 ff.

[66]) Vgl. F. v. Reber, Über das Verhältnis des mykenischen zum dorischen Baustil, Abhandl. der k. bayer. Akad. III. Cl. XXI. Bd. II 507 (35).

[67]) Vitruv IV 2, 6. Ita quod non potest in veritate fieri, id non putaverunt in imaginibus factum posse certam rationem habere. omnia enim certa proprietate et a veris naturae deducta moribus transduxerunt in operum perfectiones, et ea probaverunt, quorum explicationes in disputationibus rationem possunt habere veritatis.

unnatürlicher Constructionen nicht zugelassen, nur eigenartig gegebene und aus wirklicher Bausitte abgeleitete Motive, die sich in stilistischer Analyse als vernünftig erwiesen, benutzt und vervollkommnet hätten. Man hat also zu fragen, worin hier ein solcher Grund liegen konnte, und diese Frage ist ernst zu nehmen.

Auf die Antwort leitet ein von Dörpfeld in Tiryns gefundener Stirnziegel (Fig. 43),[68]) der mit einem ebendort gefundenen dorischen Capitäle[69]) einem ältesten Baue angehört und stilistisch dem Dache des Heraion vorausliegt. Er behält das Profil der deckenden Form an seinem unteren Ende bei, indem er sich da nicht nur die steile Hochstirn, sondern schlechthin jede Ausladung erlässt. Dieser Archaismus, der an etrurischen Aschenkisten, italischen Sarkophagen, auch wirklichen Dächern von minderem Aufwand, plebeisch fortlebt, ist äußerst lehrreich. Im Sinne der aufgestellten Hypothese bezeugt er ein Stadium, wo der Fugenleiste noch eine Stirnverschalung fehlte und das Ornament dem Hirnende selber aufgetragen war. Dann folgte das vorgenagelte Schutzbrett, welches angezeigter Weise die Sägefläche überragte und ohne weiteres eine gewisse Zier ergab, wenn sein Contur das Profil der Deckleiste in einer Erweiterung wiederholte. Mit diesem Fortschritt aber und mit dem Ornament, das von dem Hirnende auf das Schutzbrett übergehen musste, wenn es nicht verloren gehen sollte, entstand für die Nachbildung in Thon und Stein das entscheidende Thema, aus dem jener Luxus der Antefixe, von Gezeichnetem wie überall zu plastischer Ausgestaltung hindrängend, man darf sagen von selbst hervorquoll. Schon der Name Antefix, der das einst vorgenagelte Zierstück bezeichnet, spricht wohl zu Gunsten eines solchen Hergangs.[70])

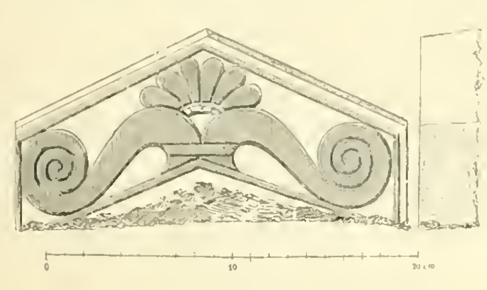


Fig. 43 Stirnziegel von Tiryns.

[68]) Schliemann, Tiryns 337 n. 123.

[69]) Schliemann, Tiryns 335 n. 122; Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VII 591 ‚de tous les chapiteaux de cet ordre qui nous soient parvenus le plus archaïque de forme et d'aspect'.

[70]) Der sprachliche Sachverhalt ist allerdings verwickelt. Von dem alterthümlichen Verbum ‚antefigere' hat sich bloß das Particip erhalten, und ‚antefixa' kommt als Terminus der Architektur nur an wenigen Stellen, und immer als Plurale tantum, vor. In der lex Puteolana heißen die Flachziegel am Dachrande, die Traufziegel, ‚tegulae primores' (Th. Wiegand a. a. O. 765), entsprechend den griechischen κεραμίδες ἡγεμόνες (Böckh, Urkunden über das Seewesen 406 ff., vgl. CIA II 1054 *c* Z. 14 ff.), ähnlich wie unser ‚Giebelanfänger' gedacht ist. Nun wurden, wenn eine Aufnagelung von Dachziegeln stattfand, nicht die oberen Reihen, sondern allein diese unterste mit ihren Deckziegeln (imbrices) in solcher Weise befestigt (Olympia II 169); sie hätte daher ‚antefixa', vorn aufgenagelt heißen können. Aber nur die Deckziegel dieser Reihe (imbrices extremi, Plin. Nat. hist. XXXV 152; 158) erhielten an ihrer aufstehenden Stirn figürliche Verzierungen, und auf diese figür-

Mit schüchternen Ansätzen regt sich jener Fortschritt in der Gestalt des ältesten wirklichen Antefixes, das wir kennen, am Heraion in Olympia (Fig. 44)[71]. In Bau und Schmuck von den freien Bildungen der Blütezeit wie eine aufbrechende Knospe von der entfalteten Blume verschieden, weist dieses Antefix auf den Keim jener schlichten Holzform mit unbestreitbarer Deutlichkeit zurück. Im Querschnitte sieht man dem Halbcylinder ein Rundbrett vorgesetzt, relativ dünn, mäßig vorragend und, was besonders beachtenswert ist, in dem Spitzwinkel der Hinterseite bloß nothdürftig etwas ausgestrichen, noch ohne eine schräg überleitende Verbindung mit dem Rücken des Deckziegels, deren die Holzverschalung nicht bedurfte: an dem beistehenden thönernen Antefix von Aigina (Fig. 45)[72] ist die Verbindung massiver als nöthig war und später üblich blieb. Die Profilierung ist sparsam, wie Schnittformen herübernehmend, welche von der Stirnfläche des Brettes ausgiengen. Im Centrum des Kreises aber, nahe der Lagerkante, findet sich „eine kleine, von einer Rosette eingefasste Luftöffnung“, mithin das Loch für den Nagel, der nur an dieser Stelle sitzen

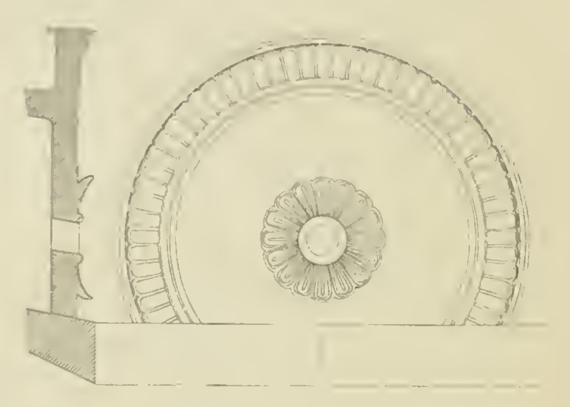


Fig. 44 Stirnziegel vom Heraion.

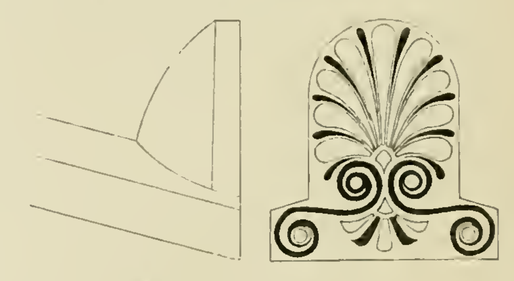


Fig. 45 Stirnziegel von Aigina.

lichen Stirnziegel ist in zwei Liviusstellen XXVI 23 und XXXIV 4 das Wort ‚antefixa‘ eingeschränkt: das einemal fällt eine Victoriastatue vom Firste des Concordiatempels rückwärts auf das Dach ‚et ad Victorias, quae in antefixis erant, haesit‘; das anderemal spricht Cato von den ‚antefixa fictilia deorum Romanorum‘. Diese Einschränkung der Bedeutung auf die eine der beiden aufgenagelten Ziegelgattungen und das Plurale tantum lässt sich nur verstehen, wenn es nicht den Stirnziegel als Ganzes meinte, sondern das Ornament, das ihm (nicht dem Dache) ursprünglich aufgenagelt war. Das Wort kommt nur noch vor in der dunkeln Glosse des Paulus Diac. p. 6 ed. Thewrek ‚Antefixa, quae ex opere figulino tectis adfiguntur sub stillicidio‘. Abeken, Mittelitalien 368 verstand hier eine Verschalung der Mutuli unter der Traufe, aber diese heißt sonst ‚antepagmentum‘, und ‚ex opere figulino‘ lässt auf etwas mehr als eine bloße Verschalung schließen. Otfr. Müller-Deecke, Etrusker II 260, 15 denkt an Stirnziegel und liest daher ‚super stillicidio‘; dann erklärt aber das ‚adfiguntur, tectis‘ die ‚antefixa‘ nicht. Bei Cato, De agri cultura XXI 3 ed. Keil ‚imbrices medias clavulis figito‘ ist von eisernen Pfannen an einer Ölpresse die Rede, die den Deckziegeln glichen. Aus Inschriften kennt Promis, Vocabuli latini di architettura 21 ff. keinen Beleg.

[71]) Olympia II Taf. CXVI S. 191 (Borrmann).

[72]) Blouet, Expédition de Morée III pl. 54; Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VII pl. XLV.

konnte. Und zu allem: das Loch verläuft nicht horizontal, wie für eine ‚Luftöffnung' gleichdienlich, für das Ausbohren der Thonplatte auf dem Modellierbrette aber viel bequemer wäre, sondern in der schrägen Richtung nach oben, die der Nagel einhalten musste, wenn die Fugenleiste nicht absplittern sollte.

Dies letztere Moment scheint mir den Ausschlag zu geben, da die Öffnung ohne einen solchen ursprünglichen Sinn vollkommen unverständlich wäre. Ein Brennloch war sie natürlich nicht, da der Ziegel auf zwei Seiten offen war, und ein anderer technischer Zweck ist unerfindlich. Die Beschreibung der Architekten[73]) schweigt darüber ganz oder beschränkt sich auf jene unvorgreifliche Bezeichnung, die einem Ausdrucke von Verlegenheit ähnelt. Offenbar waren in die Löcher der Antefixe bronzene Nägel eingelassen, vergoldet wohl wie die metallenen Oculi in den Volutencentren ionischer Marmorcapitäle. Die erloschene Function war so in einem Zierelemente festgehalten und dieses Zierelement mit vollem Bewusstsein derart verwendet, dass es nach Ort, Form und Richtung an das Vergangene erinnerte.

c) Akroterien.

An entsprechender Stelle wiederholt sich das Loch an dem Firstakroter des Heraion (Fig. 6), wo es gleichfalls als „Luftöffnung" beschrieben wird, und scheint sich auch da, sammt Form und Schmuck des unschätzbaren Stückes, analog zu erklären, wenn man wieder Stadien vor und nach der Verschalung auseinanderhält. Wurde das Ornament ursprünglich auf dem Hirnende des großen Deckbalkens eingetieft, so ergab die physiologische Structur des Holzes (Fig. 46)[74]) eine Vorzeichnung der Natur, welche der Holzschneider nur zu verfolgen brauchte, um eine gefällige Kunstform zu entwickeln. Wie bei dem Stirnziegel wanderte sie dann von der Stirnfläche des Deckbalkens auf das Langholz der Verschalung, welches das Profil der Hinterform wieder in Erweiterung beibehielt und des untern Schrägschnitts halber nicht mehr als einen Befestigungsnagel bedurfte, der naturgemäß ebenfalls in das Centrum kam. Auch

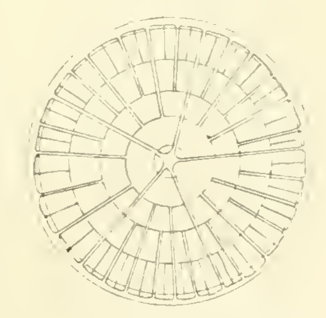


Fig. 46 Schematischer Querschnitt eines Baumstammes.

hier ist dieser Nagel durch die vorhandene runde Öffnung indiciert, doch mit dem bedeutsamen Unterschiede, dass sie da nicht schräg wie bei dem Stirn-

[73]) Dörpfeld, Ausgrabungen zu Olympia V 35 ff.; Borrmann, Olympia II 191 ff.; Die Keramik in der Baukunst 30.

[74]) Nach Karmarsch und Heeren, Techn. Wörterbuch IV³ 359 Fig. 2054.

ziegel, sondern horizontal verläuft, so wie der Nagel in den Deckbalken eindringen musste. Dass der Trichterrücken des Akroters dem Thonbildner angehört, der das Holzoriginal nicht anders übersetzen konnte, und dass der Thonbildner die Eigenmittel seiner Technik voll ausbeutete, um das Bekrönungsglied ins Monumentale zu steigern, ist so selbstverständlich, wie es denkbar bleibt, dass er dabei die Zierformen der Holzvorlage beibehielt: folgt doch je weiter zeitlich hinauf, umso unbefangener und träger eine Technik der andern. Jedesfalls bleibt es beachtenswert, dass in dem Ornament des Akroters die Hauptgliederungen des Hirnholzes hervorzutreten scheinen, in der Rundfläche um die Mittelöffnung das Mark des Stammes, in den concentrischen Zonen das Leitmotiv der Jahresringe, in den Blätterreihen dasjenige der radialen Markfasern und in dem für Thon abnormen Zackenkranze des Randes Kerbschnitte der Baumrinde. Diesen merkwürdigen Zackenkranz haben auch die hoch alterthümlichen kreisrunden Antefixe des Tempels von Neandria in der Troas,[75]) den Koldewey in das siebente Jahrhundert v. Chr. setzt, und gleichartig ausgezackt ist dort auch der obere Rand der Sima (Fig. 53).

Alles Vorgetragene beruht auf stilistischen Rückschlüssen aus dem Dachbefunde am Heraion. Da dieses hochentwickelte Dach nur den Deckbalken des Firstes imitiert, die Schwerbalken des Traufrandes unberücksichtigt lässt, versagt es natürlich einen Aufschluss gleicher Art für die Seitenakroterien, was umso begreiflicher erscheint, als nach den Grabungsergebnissen nicht sicher, nach den auf S. 32 angeführten Analogien eher unwahrscheinlich ist, dass es Seitenakroterien besaß. Aber der Charakter einer reinen runden Stirnflächenverzierung, der die Seitenakrotere mit dem Firstakroter verbindet, macht im Zusammenhange der mitgetheilten Thatsachen auch für sie den nämlichen structiven Ursprung a priori glaubwürdig. Fig. 37 deutet an, wie sie aus einer älteren unvollkommeneren Gestalt des Holzdaches ableitbar wären, womit nicht andere Wege der Erklärung ausgeschlossen sein sollen, die auf ein gleiches oder ähnliches Resultat führen würden. Denn es muss die Möglichkeit zugestanden werden, dass in der verhältnismäßig jungen Periode, aus der die volutenförmigen Seitenakrotere datieren, der alte Zusammenhang ganz gelöst und ihr Auftreten eine Art Reflexbildung aus der Rundform des Firstakroters war: genau so wie die Palmettenreihe des Firstgrates (Fig. 40) als eine rein ästhetische Reflexzier zu der Palmettenreihe der Antefixe entstand, darin einem Gegenregenbogen vergleichbar.

[75]) Koldewey, Neandria Abb. 66; 67. Der First des Tempels hatte runde Deckziegel von circa 0·4 m Durchmesser und nach einem Fragmente Abb. 68 *B* (= Fig. 53 *B*) ein Akroter wie das des Heraion.

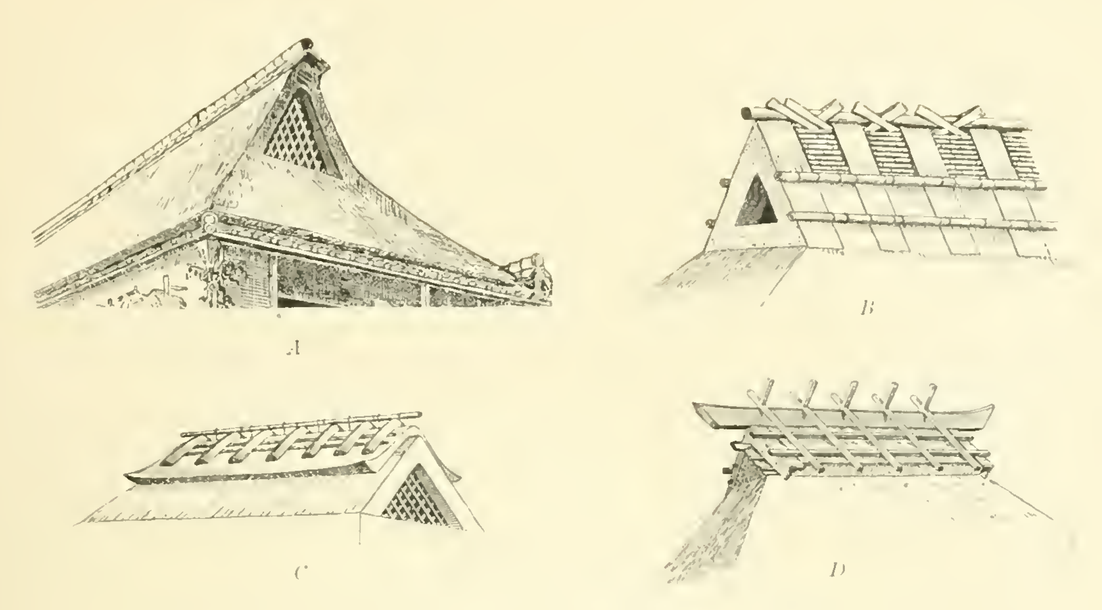


Fig. 47 Japanische Strohdächer nach E. S. Morse.

V

In einer weit ausgreifenden Studie über die ethnographische Verbreitung der Dachziegelformen hat E. S. Morse,[76]) Director der Peabody Academy of science in Salem Mass. U. S., die schlagende Ähnlichkeit illustriert, die zwischen den Pfannen- und Deckziegeln Ostasiens und denjenigen des Heraion von Olympia besteht; an der Traufe erstreckt sie sich selbst auf das Ornament, da der Rundverschluss der Stirnziegel häufig auch dort stern- oder rosettenförmige Muster trägt.

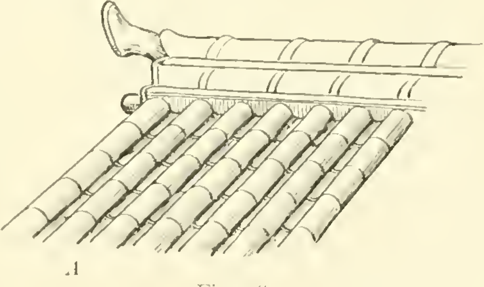


Fig. 48
Japanisches Ziegeldach (Nagasaki) nach E. S. Morse.

Die Übereinstimmung ist, verglichen mit Fig. 7, in der That so frappant, dass E. S. Morse an eine Wanderung von Ost nach West denkt. Auf den entgegengesetzten Weg haben andere Forschungen hingewiesen,[77]) ja in einer geistreichen Skizze trat Franz Wickhoff[78]) vor kurzem dafür ein, dass schon im sechsten Jahrhundert

[76]) E. S. Morse, On the older forms of terracotta roofing tiles, Essex Institute Bulletin, Jan. Feb. Mar. 1892 p. 21, indem er ein japanisches Dach (Fig. 48) neben das griechische stellt.

[77]) Friedrich Hirth, Fremde Einflüsse in der chinesischen Kunst, München und Leipzig 1896, und in Oberhummer und Zimmerer, Durch Syrien 436 ff.

[78]) Franz Wickhoff, Über die historische Einheitlichkeit der gesammten Kunstentwicklung, in ‚Festgaben für Büdinger,' Innsbruck 1898.

v. Chr. eine Befruchtung der Kunst Chinas durch die griechische stattgefunden habe, da zu dieser Zeit attische Töpfereien in den fernen Osten gelangt sein müssten, wie ja in der That früh ein Handelsverkehr bestand, für den in der Epoche des römischen Weltreiches zahlreiche Zeugnisse vorhanden sind.[79]) Dieser blendende Erweis, der uns um nichts Geringeres als einen universalhistorischen Zusammenhang bereichern würde, in dem Griechenland fast wie ein Kunstparadies figurierte, verdient ernstlich geprüft und verfolgt zu werden. Zu seiner Beglaubigung muss er aber vorerst noch einen starken Wechsel auf die Zukunft genauerer Einblicke ausstellen, und auf die in Rede stehende Verwandtschaft ist er meines Erachtens nicht anwendbar.

Die Verwandtschaft reicht sogar bedeutend weiter, als E. S. Morse bemerkte. Bereits früher[80]) betonte ich die merkwürdige Übereinstimmung des lykischen Holzbaues mit dem ostasiatischen, der gleichfalls jeder Dreiecksverbindung entbehrt,[81]) die Schwellenbalken mit aufgebogenen Enden (Fig. 22) als eine vielleicht heilige Form auf den Tempelthoren und Hausfirsten kennt, gleichartige Überblattungen und Überkreuzungen, ja die nämlichen Holzkeile an den Verzapfungsstellen verwendet. Noch merkwürdiger aber ist es, auch der emporstehenden Firstbildung an den Holztempeln und Privatbauten beinahe ausnahmslos zu begegnen.

Am Schindel- oder Bretterdache liegt der Deckbalken der Firstfuge nackt heraus und gibt an dem letzteren (Fig. 49), wenn die Fugenleisten in ihn einstoßen, geradezu das auf S. 38 vorausgesetzte, aus Griechenland fehlende Holzvorbild für die Serie der Firstcylinder mit den einmündenden Kalypteren. Am Strohdache wird er mit Stricken angebunden (Fig. 47 *A*; *C*) oder mit anderweitigen, scharfsinnig erdachten Systemen, die den geschilderten lykischen (S. 31) gleichen, festgeklemmt: in Fig. 47 *D* mit scherenförmig übergelegten Lattenpaaren, in Fig. 47 *B* mit übergesteckten Bambusstreifen, welche an die Form von Zuckerzangen erinnern („wide bamboo slats, bent abruptly into a yoke, in shape not unlike a pair of sugar-tongs, and these spanning the pole

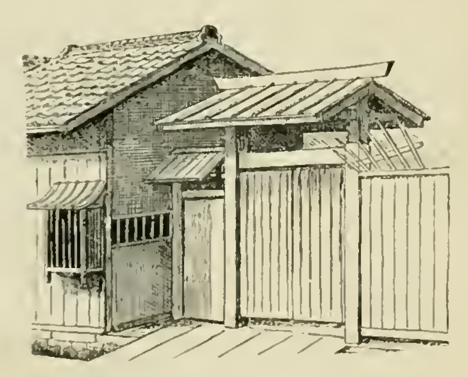


Fig. 49 Japanisches Bretterdach (Kanda Ku, Kioto) nach E. S. Morse.

[79]) H. Nissen, Der Verkehr zwischen China und dem römischen Reiche, Jahrbücher des Vereines von Alterthumsfreunden im Rheinlande XCV 5 ff.

[80]) Reisen I 98.

[81]) E. S. Morse, Japanese homes 23 bemerkt „Diagonal bracing in the frame-work of a building is never seen“ und theilt ein paar Ausnahmen mit, die er als scheinbar erweist. Vgl. Dresser, Japan 236 ff.

were thrust obliquely into the thach"). Am Thondache wird er mit Mörtel überkleidet (Fig. 51) oder mit Ziegeln überbaut (Fig. 50), so dass scheinbar eine Firstmauer entsteht,[82]) die dann besonders abgedeckt ist. An allen Kunstbauten aber führt er an seiner Stirn zu akroterartigen Verzierungen (Fig. 51), die trotz größter Varietät im einzelnen nicht nur in ihrem Alleinbezug auf die Giebelfront, sondern auch in dem meist rosettenartigen Charakter ihrer Kernform den altgriechischen Akroteren wie Halbgeschwister zur Seite treten. Prüft man indessen die Fülle von Beispielen, mit der die heutige ostasiatische Literatur[83]) eine Fundgrube der Belehrung für die Stilgeschichte des Daches eröffnet, in sorgfältiger Vergleichung, so findet man sich in einem geschlossenen Kreise nationaler Formen, die unter sich in der lückenlos innigsten Verbindung stehen, indem eine Technik von der andern lernt und empfängt, um das ihrige an eine höhere weiterzugeben. In West und Ost herrscht Identität der Prämissen, welche eine Verwandtschaft der Ergebnisse erzeugt. Nicht eine Entlehnung, sondern der Parallelismus der Entwicklung ist hier das kunstgeschichtlich Wertvollere.

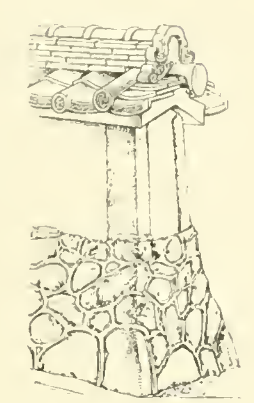


Fig. 50 „End of Wall at Kikú Uji, near Kioto" nach Chr. Dresser.

[82]) E. S. Morse, Japanese homes 87: ‚Many of the heavier ridges are deceptive, the main body consisting of a frame of wood plastered over, and having the appearance externally of being a solid mass of tile and plaster.' H. Hildebrand, Der Tempel Ta-chüch-sy 21 spricht nur von einer aus Ziegeln und Mörtel aufgemauerten Wasserscheide.

[83]) Benutzen konnte ich: Chr. Dresser, Japan, its architecture, art and art manufactures London 1882; L. Gonse, L'art Japonais Paris 1883; E. S. Morse, Japanese homes and their surroundings Boston 1886; Abel Guérineau, Ornaments Japonais Paris 1889; Ch. Garnier-A. Ammann, L'habitation humaine Paris 1892; H. Hildebrand, Der Tempel Ta-chüch-sy (Tempel des großen Erkennens) bei Peking Berlin 1897. Das letztgenannte Werk bietet in geschmackvoller Fassung eine technisch vorzügliche Detailstudie über einen inschriftlich beglaubigten Holztempel des fünfzehnten Jahrhunderts n. Chr., das Werk Morses ein auch in künstlerischer Hinsicht bewundernswertes Muster ethnographischer Forschung.

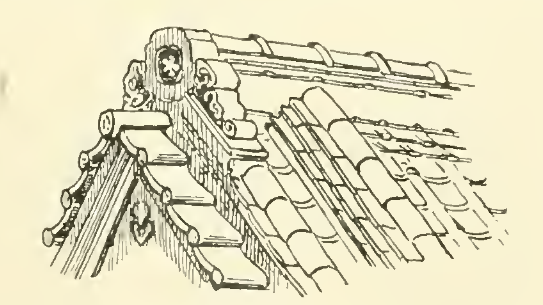


Fig. 51 Japanisches Akroter nach E. S. Morse.



Fig. 52 Firstakroter aus Cerveteri im königlichen Museum zu Berlin.

VI

Die verschiedenen Versuche, welche seit Dörpfelds grundlegendem Einsetzen unternommen worden sind, den dorischen Tempelbau aus dem mykenischen Baustil abzuleiten, lassen sämmtlich die Entwicklung des Daches außer Spiel. Selbst von dem Satteldache, welches F. von Reber dem homerischen Megaron vindiciert, indem er es mit rohem Lehmbelag gedichtet annimmt,[84]) ist noch ein enormer Sprung zu der Vollendung, welche das Thondach gleich bei seinem ersten Auftreten am Heraion darstellt. Eine Analyse dieses Thondaches führte auf das Vorbild eines vervollkommneten Dielendaches, welches mit seinen zeitlich rückwärts wie vorwärts weisenden Motiven die Lücke ausfüllen würde; die Mittel aber zu dieser Erschließung lieferte der antike Holzbau Kleinasiens. Hier stand in homerischer Zeit die Kunst der Zimmerei und Schnitzerei in notorischer Blüte, und wie sie durch Jahrhunderte die Sculptur in Stein und Thon beeinflusste, wird sie auch der Architektur entscheidende Mittlerdienste erwiesen haben. Immer klarer arbeitet sich die Erkenntnis heraus, dass der dorische und ionische Stil aus einer gemeinsamen Wurzel entsprossen ist, die mit dem mykenischen Holz- und Lehmziegelbau gegeben war.[85]) Verband sich im Osten einmal mit dieser Bauweise das von Homer bezeugte Satteldach, während das platte Erddach nach dem Zeugnis der Denkmäler in Griechenland noch auf längere Zeit fortbestand, wie ja noch jetzt beide Formen im Orient coexistieren, so konnte seine Leichtigkeit in dem nämlichen ursächlichen Zusammenhang mit der schlanken,

[84]) F. von Reber, über das Verhältnis des mykenischen zum dorischen Baustil 28 ff., vielleicht im Gedanken an die geneigten Lehmdächer primitivster Bauweisen, welche Vitruv II 1, 3—5 erwähnt.

[85]) Vgl. Noack, Jahrbuch XI 241.

lichten Säulenordnung Ioniens stehen, welcher zwischen der Schwere des massiven Erddaches und der dorischen Säulenordnung im Mutterlande von Dörpfeld vorausgesetzt worden ist. Auch spricht für ein höheres Alter des Satteldaches im Osten und seine Wanderung nach Westen der Umstand, dass an dem durch Koldeweys Verdienst bekannt gewordenen hocharchaischen Tempel ionischer Ordnung in Neandria der Dachschmuck sowohl im Akroter wie in den Antefixen (S. 44) demjenigen des Heraion gleicht und seinen Ursprung im Holzstile noch schärfer erkennen lässt (Fig. 53). In Korinth scheint dann jene kleinasiatische Dachgestalt und mit ihr die leichtere Säulenordnung am frühesten recipiert worden zu sein. Jedesfalls hat hier die kunstvolle Übersetzung hölzerner Dachformen in Terracotta oder eine durchschlagende Vervollkommnung dieser Übersetzung stattgefunden, auf welche die bekannten Überlieferungen (S. 11) mit Sicherheit schließen lassen.

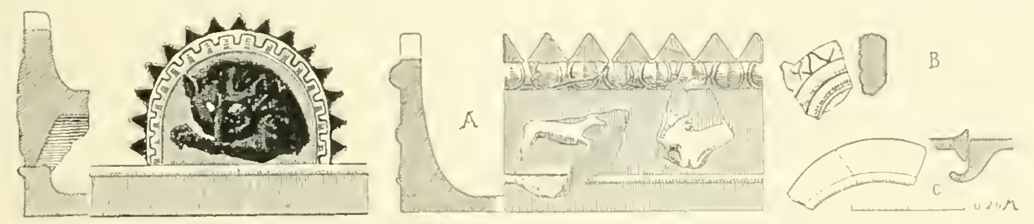


Fig. 53 Antefix, Sima (*A*), Firstakroter *B*), Firstziegel (*C*) von Neandria.

Eine Probe auf die vorgetragene Vermuthung scheint mir nun der Aufschluss zu geben, der daraus für die Firstakroterien resultiert. Es erklärt sich:

1. ihr ursprünglicher Bau, als keineswegs erwachsen aus der Idee eines Dachaufsatzes, die auf all- oder mehrseitige Bildungen hätte leiten müssen; sind sie doch anfänglich kein architektonisches Glied für sich, durchaus basislos, das bloß in die Giebelfront wirkende Stirnende eines Cylinders, ungeschieden von ihm wie die Schallöffnung von der Röhre eines musikalischen Instrumentes;

2. ihr Ornament, das von dem Nagel, der das Schutzbrett an dem Deckbalken befestigte, seinen natürlichen Ausgang nimmt. Wie im Thorbeschlag die Kuppe der Nägel im Laufe der Zeit allerwärts zur Rosette wird[86]) und weiter zur Schale mit dem Emblem einer figürlichen Kopfzierde, genau so und in der nämlichen Richtung vollzieht sich die erste Ausbildung ihres Schmuckes bis zu dem Maskenkopf hin (Fig. 9), dessen Erfindung sich die Korinther berühmten;

3. ihr Ort auf dem Steindach, der am First bis an die Grenze des Möglichen herausliegt (S. 3), also da, wo ursprünglich der Kopf des Deckbalkens war;

[86]) Vgl. Viollet-le-Duc, Dictionnaire de l'architecture s. v. clou und Dresser, Japan 114 Fig. 36, welche lehrreiche Zusammenstellungen aus der Kunst des französischen Mittelalters und der Kunst Ostasiens geben. In den figürlichen Zierden differenziert sich dann die Entwickelung, vgl. E. S. Morse a. a. O. Fig. 114.

4. ihre Entwicklungsgeschichte überhaupt, die man in Hauptzügen nun wie einen Bachlauf von der Höhe seiner Quelle übersieht. Als das Stein- und Thondach des sechsten Jahrhunderts[87]) auf den Deckbalken verzichtete und den stumpfwinkeligen Firstschluss einführte (Fig. 41), wurde der alternden Urform des Firstakroters gleichsam die Existenzwurzel abgerissen. Sollte ein Stirnrelief fortbestehen, so ergaben sich Bildungen, wie sie ein thönernes Firstakroter aus Caere im Berliner Museum zeigt (Fig. 52), dünn wie ein Brett emporstehend, rückwärts von einer lang aufsteigenden Firststütze gehalten, überdies nach seiner in scharfen, eckigen Vorsprüngen weit ausladenden Silhouette noch einer ausgesägten Holzschnitzerei gleichend.[88]) Gefallsam waren solche Versuche nicht, und von der in gleicher Weise befestigten Goldphiale, die als ein Nachzügler der Urform am Zeustempel auftrat, wird umso begreiflicher, dass sie in ihrer Bestimmung alsbald verkümmerte, um durch eine Neuleistung größeren Stiles ersetzt zu werden. Wollte man die Stirnzier auf dem scharfen Firstgrate forterhalten, so war sie einer radicalen Umänderung zu unterwerfen. Erst damit wurde sie ein selbständiges Architekturglied, ein wirklicher Dachaufsatz mit eigener Basis (Fig. 41).

Auch dies vollzog sich stufenweise, wie das Firstakroter von Aigina lehrt (Fig. 54), dessen Untersatz nur die Form eines überhöhten Deckziegels, noch nicht die Form eines regelrechten Postamentes, besitzt.[89]) Aber mit dieser Reform trat der Bildhauer nunmehr in die Schranken, um das von dem Holzschnitzer herabstammende Erbe seinerseits zu übernehmen und in alle Wege frei mit ihm zu schalten. Hochstrebende Palmettengewächse lösten die strenge Rosette ab; in immer leichterem, fließenderem Linienschwung sollte der ernste Accord der Architektur sich ausleben: immer ungebundener suchte man neue Motive und griff sie aus der Erfahrung auf, um heilige Thiere, hockend oder springend, wie Vögel oder Katzen auf dem Dachrand zu zeigen; ja ein dem impetuosen Naturell der ionischen Kunst entsprungener[90]) genialer Einfall, gewiss einmal wie ein Wunder bestaunt, hob den eines unendlichen Bewegungspiels fähigen Gliederbau der menschlichen Gestalt auf die schwindelnde Höhe. Nicht ohne Gefühl zunächst für den inneren Widerspruch des Wagnisses; denn es wurden Themen der Fabelwelt bevorzugt, um mit dem Unglaublichen zu versöhnen, vor allem

[87]) B. Sauer, Athen. Mitth. XVII 79 schreibt alterthümliche Marmorziegel der attischen Akropolis dem siebenten Jahrhunderte zu.

[88]) Archäolog. Zeitung 1882 Taf. 15 S. 352; Martha, L'art etrusque Fig. 220.

[89]) Cockerell, Temple of Jupiter Panhellenius pl. X Fig. 3 „the back of the Acroterion shows the dovetailed hole for the bronze stay supporting the figure"; pl. XIII Fig. 1 das größere Ostakroter. Vgl. Perrot-Chipiez, Histoire de l'art VII pl. VII.

[90]) Vgl. Furtwängler, Archäol. Zeitung 1882, 341 ff.; Meisterwerke 250 ff., mit reichen Belegen.

geflügelte Figuren, unter denen sich die jugendliche Siegesgöttin wie ein Glücksfund darbot und als die herrlichste Bekrönung eines Göttertempels auf die Dauer behauptete.[91]) Eine Steigerung darüber hinaus war dann nur durch Gruppenbildungen möglich, die indes meist wieder in den alten Reliefstil zurückfielen. Die Nike, welche Paionios auf den First des Zeustempels, der erhaltenen gewiss ähnlich, schuf, mochte ein Höchstes der ganzen Entwicklung bezeichnen, das auch die moderne Kunst nicht zu überbieten wusste.

Ein Blick lohnt noch auf das Firstakroter von Aigina (Fig. 54), das nicht bloß im Postament aus einer älteren Weise in eine jüngere überleitet. Das jüngere Element sind die im Typus ionischer Gewandstatuen gehaltenen Koren, welche als ein paradierender Zusatz zu dem Mittelstück hinzutreten, an dem alles auf eine ältere Technik zurückweist. Denn das Palmettensystem ist wie mit der Laubsäge einem Brette abgewonnen, und die dünne, parallelflächige Stütze imitiert mit ihrer schablonenhaften Thiersilhouette geradezu die Gestalt eines Holzständers. Th. von Hansen, der das Akroter für das Wiener Parlamentsgebäude verwandte, sah hierin eine Unform, die er durch die Rundsculptur eines Greifen, der mit dem Kopf und der erhobenen Tatze rechtwinkelig an die Palmette stößt, verbessern zu können glaubte.

[91]) Nach Homolle, Bull. de corresp. hellén. XX 652 Nikeakrotere schon auf dem alten Tempel in Delphi.

OTTO BENNDORF.

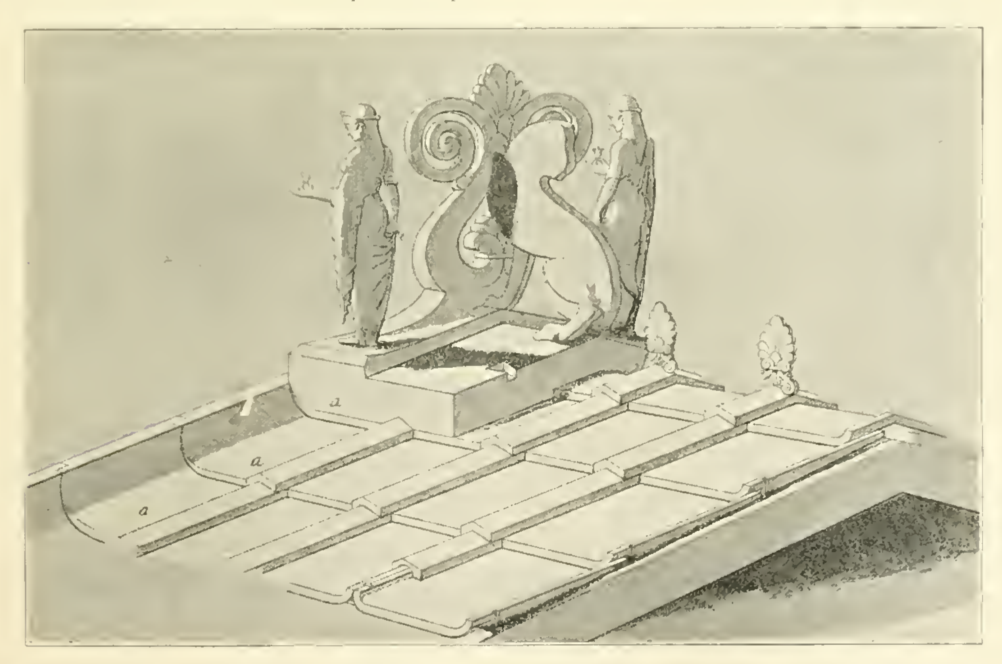


Fig. 54 Westakroter des Athenatempels von Aigina.

Über das lykische Alphabet.

The Lycian alphabet consists of 29 letters, including 4 rare forms which are hardly more than variants of others; all are probably, and 19 are certainly, derived from the Greek. The value of most has long been ascertained, thanks mainly to the labours of Schmidt, though some had been already determined by Grotefend and Sharpe, and in a few cases corrections were afterwards made by Savelsberg. In the list given by the last-named 16 or probably 17 letters are correct, 5 are approximately correct, 1 genuine letter is omitted entirely, 1 spurious letter is inserted, and 6 are entirely wrong.[1])

At the present time it may be said that the value of all the letters is known: two at most may be called rather uncertain, though the precise distinction in pronunciation between several of the gutturals, and between the two sibilants, remains obscure. This advance is almost entirely due to the great increase in material for which we have to thank the numerous Austrian expeditions which have visited Lycia, beginning with Professor Benndorf's first visit in 1881. Not only has the number of known inscriptions been increased from about 80 to about 150, but the innumerable errors from which hardly a single inscription was free have been corrected, and facsimiles of almost perfect accuracy prepared.[2]) It is from the new bilingual inscription of Tlos that we learn the true value of ✱; from the same inscription and from the improved copy of Lim. 19 that ∗ is known to be a k; from a new inscription from Cyaneae that Ψ is found to be a t[3]) (Heberdey und Kalinka, Bericht über zwei Reisen, Vienna 1896 n. 30) and so in other cases. Much has also been learned from the study of the Lycian coinage, first rescued from a chaotic state by M. Six, in whose too rare publications, and especially in his private letters, I have found more valuable suggestions than in the writings of any other author. M. Babelon's Catalogue greatly increased our information. Finally the whole subject has been treated in a most masterly manner by Mr. G. F. Hill in the British Museum Catalogue, and in the Numismatic Chronicle 1895.

[1]) Beiträge I 22.

[2]) I must here gratefully acknowledge the kindness and liberality with which these facsimiles have been put at my disposal by Professor Benndorf, and his courtesy in allowing me full access to all the paper-casts. I must also thank Dr Kalinka for many acts of courtesy.

[3]) As was at once pointed by M. Imbert. Mémoires de la Société de linguistique de Paris X. See also IX 209.

The value of the letters is arrived at by the study of the proper names found in the inscriptions.

Our means of information are as follows.

1. Lycian words rendered into Greek letters.

In 22 cases the two forms are found in the same inscription, namely: in the bilingual of Livisi, ᴍΟΛΛΕΙѦΣѦ+ = Μολλισιος (both in the genitive); ΔᚹΓᚹᚹᚹ = Λαπαρας; ΓΟΡΕ+ΕᴍѦΤѦ+Ѧ = Πορμιατιος (both genitive);

in that of Antiphellus (n. 3), ΕVΤΤᚹ = Ικτας; +Λᚹ+ = Λα, (genitives);

in that of Limyra (n. 19), ΓΟΒΕѦΛѦΙѦ = Πυριαλῃ (datives); also ΣΕΔѦΡΕΙᚹ = Σιδαριος is more probably a genuine native than a Greek name;

in that of Tlos n. 2, ѦΛ[ΓΟΛ]ѦΤΕ = Ελπολ[ε]τ[ις];

in that of Tlos n. ,4', new bilingual, (see final note), ꓘΡΟΓ[ΣΣѦ+] = Θρυφιος (genitive); ΓΟΡΕ+ΕᴍѦ[ΤѦ+] = Πυριματους (genitive); ΤΕꓘѦΟꓘΨΓΡΨ = Τισευσεμβραν (accusative); ΟΡΤᚹ✱ΕΙᚹ+Ξ = Ορτακια (genitive); ΓΡΕΙѦΝΟΒѦ+Ξ = Πριανοβα (genitive);

in the inscription of Limyra n. 42, ᴍᚹΣᚹΣΕ = Μασα; VΟϜᚹΤᚹ (found only in the dative VΟϜᚹΤᚹΙѦ) = Κοατα;

in Limyra n. ,48' (see final note), VΟΔᚹᚹᚹ = Κοδαρας;

in Cyaneae n. ,2' ΣΒΕꓘᚹΙᚹ (elsewhere also written ΣΒΕ:◊:ᚹΙᚹ, Lim. 8, 1) = Σπιγασα;

on the Xanthian stele, ΨѦΡΕΥᚹ (North side, l. 38 etc.) = Καρικα (ibid. l. 32);

on the sculptured tomb at Cadyanda n. ,2' ΙΙᚹΛᚹ = Σαλας; ΕΔᚹΙΙᚹΛᚹ = Ειδασσαλας; ᴍΟΔᚹ = Μολος; ΣΣ[Ѧ]Ϝᚹ (the name is proved by the genitive ΣΣѦϜѦ+ in Cadyanda n. ,3') = Σηο; ΨΓΓᚹᚹᚹᴍᚹ = Κπαραμο (the last letter is probably ο not ω). Of the other names Ἑκατόμνας and Σεσκως are certainly Carian, and Μέσος appears to be Greek; see below.[4])

With the names from bilingual inscriptions should be classed +ΛΧᴍΕΔѦϜѦ ᴍΛѦΙѦΟΣΕ and ᴍΟΡΞΝᚹ in the inscription of Limyra ,35', who are unquestionably the same men as the Ελμιδαυας, Μλακυσις, and Μορνας named together in a Greek inscription[5]) in the same necropolis.

Next in certainty are 8 geographical names, ᚹΡΞΝᚹ (coins etc.) = Ἄρνα, Xanthus (Steph. Byz.); ΤΛᚹϜᚹ (Stele of Xanthus, East 30) = Τλῶς, whence the adjective ΤΛΨΞΝᚹ = Τλωεύς (bilingual of Tlos n. ,4'); ΓΕΝᚹΛѦ (E. 30) = Πίναρα, whence the word ΓΕΛΛѦΞΝΕ = ἐκ Πινάρων (bilingual of Tlos n. ,4'); ΓΤΤᚹᚹᚹ (S. 38) = Πάταρα; ΤΡΧᴍΕΛΕ (Myra 4 etc.) = Τρεμίλης, Lycian, (Steph. Byz. s. v.);

[4]) cf. Kretschmer, Einleitung in die Geschichte der griechischen Sprache 357.

[5]) Reisen II 126. On p. 72, 1 of that work the identity of ᴍΟΡΞΝᚹ with Μορνας is pointed out.

ᛇOPΛ (only found in the adjective ᛇOPΛIE. inscr. of. Sura) = Σούρα: ΨPΔPFΨTE (Tlos 5 l. 21 and Xanthus 9 l. 3) = Καδυανδα: TΛΛΛBΛ+E (Tlos 5 l. 21, coins) = Τελεμησσός, Telmessus.

The following identifications, though conjectural, are fairly certain:

P]PMPVOTP (Isinda 2; first 2 letters somewhat defaced) = Ερμακοτας (Reisen II 102 etc.);

ΛPBBENP (coin) = Αρρινας (Reisen I 52);

ΛᛇΛΔΛΓΛ*ME (Myra 1 etc.) = Σεδεπλεμις (Reisen II 108) Petersen;

ΨΞTPNOBΛ+ (Cyaneae 2) | genitive. = Κινδανυβου (Reisen II 137) Schmidt;
ΨΞTΛNOBΛ+ (Xanthus 4) |

ΨΞTPBOP[E] (only found in genitive -PP+Ξ, Limyra 6) = Κινδαβυρις (Reisen I 82);

ΓEΨXMP (Limyra 18) = Πιγομας (Reisen II 170);

TPEIΨTΛIE (Kechiler) = Τριενδασις (Reisen I 84);

+XΓPΨMP (Xanthus 1 and 2) { Εμβρομος (Reisen II 106 VI F, 12)
{ Ἴμβραμος (St. Byz. s. v. Ἴμβρος) Six;

XME (only in dative XMEIΛ, Lim. 48) = Αμμις (Reisen II 117);

Essentially identical, though differing in suffix are

MΛPEMPFP (only in Dative-FPIΛ, Tlos 8), and Μερμμαυασα (CIG 4210 add.) Imbert;

TΛFENΛI*E (Telmessus 3), and Τευινασος (Reisen II 137).

Add likewise:

ꓘOΓPΛΛE (coins etc.) Κυβερνις (CIA II 323);

ΨΛIEꓘP+ (gen., S. 26) = Κοσσικα (Herod. VII 98). These two depend on an emendation in Herodotus l. c. proposed by M. Six and generally accepted, which reads Κυβερνις Κοσσικα instead of Κυβερνίσκος Σίκα. It would be more in accordance with other examples to read Κασσικα.

One common noun must be added:

MEΞTE (Xan. 1 etc.) = μινδις (Reisen II 27).

Less certain are

EΔΨΨPΛ (Tüssa) = Ιδαγρος (Reisen II 16);

ΓEΨPΛ (Ant. I) = Πιγρης (Reisen II 168) Savelsberg. These may not be proper names, though I have no doubt of the former.

In the following examples, the Greek form does not happen to have been found in Lycia, but occurs in neighbouring countries:

PΓOFPI[E] (only in genitive -IP+E, Tlos 7) = Αφυασσις (Caria, inscription of Lygdamis, and probably [Cilician script] Apwaši, Cilicia, Anz. der kais. Akad. der Wiss. in Wien XXI, where however Afgaši is proposed);

ΔΔPΔ[P] (Limyra 29) = Δαδας (Phrygia CIG 3857 r, etc.);

ΨΟΔΡΛ+ΕΛΡ (Lim. 40) = Κυδρῆλος (Strabo p. 633) Schmidt;

ΜPΨP+ (genitive, Tüssa) = Μαγας (Cibyra, Reisen II 260 etc.) Savelsberg;

ΜΕΔP+ (genitive, Lim. 40) = Μιδας (Cibyratis, Reisen II 211 etc.) Imbert;

ΜΟFP+ (genitive, Tristomo 1) = Μως (for Μοας: Cilicia, Journ. of hell. stud. XII n. 27; cf. Μοαγετης, coin of Cibyra, and similar names);

ΣΤΤΟΛΛ+ (genitive, Myra 4) = Στολου (gen. Cilicia, CIG 4418);

+ΟΡΡ (Xan. 13, 1) = Ορας (Termessus JHS XV p. 127).

Less certain is:

ΜΛΔΛΜΟΔΕ (Lim. 12) = Μενεμοδις (Cotiaeum, Phrygia CIG 3827 s) Schmidt.

2. Greek words rendered into Lycian letters.

Only 3 instances occur in bilingual texts:

in that of Livisi, Ἀπολλωνίδης = ΡΟΛΛΛΙΔΡ (where I, which elsewhere is invariably a consonant, is used by an blunder for E);

in that of Limyra 19, Παρμένοντος = ΡΛ[Ρ]ΜΞΝΛ gen., where the 5th letter doubtfully read by Schönborn, is probable but not certain;

in that of Cadyanda Μέσος = ΜΕΙΟ.

Conjectural are:

Ἰωνικός = ΕΙΨΝΕΣΞ acc.		
Σπαρτιάτης = ΣΡΡΡΡΤΤΡΙΕ		Stele E. 27, Savelsberg;
Ἀθηναῖος = ΡΤΨΝΡΙ.		

where the combination of the names makes the identification almost sure;

Λύσανδρος = { ΛΟΣΨΤΡΡ+Ξ gen. (Myra) Imbert; ΛΟΣΨΞΤΡΡ+Ξ gen. (Limyra 6);

Μελήσανδρος = ΜΕΛΡΣΨΞΤΡΨ acc. (Stele S. 40) Six;

Μόσχος = ΜΟΣΨΨΡ+ gen. (Myra 9);

Ξανθίας = ΨΣΣΞΞΙΕΙΡ (Rhod. 2) Imbert;

Περικλῆς = ΡΛΡΕΚΛΛ (coins etc.) Birch;

σίγλος or σίκλος = ΣΕΨΛΡ (Ant. 4, 4) Schmidt;

στήλη = ΣΤΤΡΛΡ (Stele n. 5) Savelsberg.

3. Persian words rendered into Lycian letters.

In 5 cases the original Persian form is known[6]:

mâda (Median) = ΜΛΔΛ-ΣΛ (Stele of Tlos l. 7);

pârsa (Persian) = ΡΡΡΙΙΡ (Stele X. 2) Schmidt;

[6]) The Persian names are taken from Spiegel, Die altpersischen Keilinschriften.

Utâna (Ὀτάνης) = OTΨΛΡ (Stele N. 5) Savelsberg;

Vidarna (Ἰδάρνης) = FEΔΡΞΛΡ+ (gen., Stele N. 11) Imbert;

Vishtâspa (Ὑστάσπης) = FEITTΡΓΓΡ (gen. -IΞ, Stele N. 49) Schmidt;

whether ΨΓΓΡΔΡΡΓΡ (Xan. 5) can be derived directly from khshatřapâvâ is rather doubtful; it may come through the Greek ξατράπης.

In 2 cases the original Persian, though not actually found, appears certain:

ariyamana (Ἱεραμένης) = Ρ]ΡΕΙΡΜΨΛΡ (Stele N. 11);

mithrapata [7]) { ΜΕΧΡΡΓΡΤΡ (coin) Six; ΜΕΙΡΓΓΡΤΡ (gen. -+Λ, Isinda 3[1]) Imbert.

In 5 cases the Persian form is unknown or very uncertain:

Ἀρπάγο (gen., Stele N. epigram l. 5) = ΡΡΓΓΡΨΟ+ (S. 25) Fellows;

Ἀρτεμβάρης (perhaps Atrambara, Herod. Rawlinson III p. 541) = ΡΡΤΤΟΧΓΡΡΡ (Stele of Tlos etc.) Schmidt, and ΛΡΤΟΞΓΡΡΕ (coin);

Ἀμόργης = { +ΟΜΡΨΨΨ (accus., Stele S. 50) Imbert; ΟΜΡΨΨΡ (gen. -IΞ, Stele N. 50);

Αὐτοφραδάτης (perhaps Uvatafradata, Imbert) = FΡΤΡΓΡΔΔΡΤΡ (in gen. -+Λ, Phellus 1[1]) Six;

Τισσαφέρνης = ΚΕΙΙΙΡΓΡΞΛΡ (Stele N. 11) Deecke; (probably a name ending in -frana.)

The fact that so large a proportion of the Persian names occur close together on the North side of the Xanthian stele gives these an authority which separately they would not have. Immediately before are found the names ΛΡΤΡΨΓΓΕΡΡΙΡ+Λ (gen.) and ΞΤΡΡΕΙΛΟΓΛ+Λ (gen., Stele E. 59). These both violate the law of vocalic harmony in a very unusual way, and therefore would seem to be transliterated directly from a foreign tongue, yet ‚ärtakssirasha' and ‚ndariyäusä' do not agree exactly either with the Persian Artakhshatřâ and Dârayavaush, or with the Greek Ἀρταξέρξης and Δαρεῖος; but they are said to be almost identical with the Egyptian forms ‚artakshairsha' and ‚ntarioush'.[8]) If so, these forms must have a common original, but in what language is unknown.

4. Carian names rendered into Lycian letters.

These are only known to us in a Greek form.

In the bilingual of Cadyanda:

Ἑκατόμνας = ΛΚΡΤΡΜΛΡ;

Σεσκως = ΙΕΙ✱✱Ρ.

[7]) Probably Μιτροβάτης, but cf. Ἀρτεπάτας.

[8]) Imbert, B(abylonian and) O(riental) R(ecord) II n. 9 p. 212.

In the bilingual ‚decree' of Pixodarus:
Πιξώδαρος = ΓΕVᛦ[Δ]ᛦPᛦ.

The value of these names as evidence of the sounds is almost destroyed by our ignorance of the original Carian forms. But since the bilingual inscriptions in which they occur are written not in Lycian and Carian, but in Lycian and Greek, it is possible that they were known to the Lycians only in the Greek form. This at any rate was almost certainly the case with Pixodarus who addresses his ‚decree' to the Lycians in Greek, and was in fact practically a Greek dynast living in a Greek city. His name may therefore fairly be classed with Greek names rendered into Lycian letters. The others being doubtful will be omitted from the following tables.

From the foregoing lists[9]) I have drawn up tables shewing the phonetic value of the Lycian letters. The vowel of the suffix has been consistently disregarded, because a Greek suffix, such as—os, is often substituted for the Lycian form with no apparent reason, as Σιδάρι-ος for ʃEΔᛦPEI-ᚹ.

Vowels.

The Lycian vowels are ᚹ (earlier A et A); ᛦ (earlier also A); O; E; ᛉ or Ѱ (later also ᛉ and ᛉ, finally Ѱ); and ᛯ (also ᛯ, later ᛘ and Y); together with two nasal sonants, X and Ӿ.

Lycian into Greek:

ᚹ is rendered by α, 26 times.
ᛦ „ „ „ α, 13 times; by ε, 10 times.
E „ „ „ ι, 26 times.
O „ „ „ υ, 12 times; by ο, 10 times; by ου once.

A few irregular forms should be noticed, though they are rather apparent than real exceptions. Τλῶς (or Τλώς) is obtained from TΛᚹFᚹ through Τλαϝος, cf. ϑώς; the Greek termination -ος being often substituted for a Lycian -ᚹ. Καδυανδα is probably a slight modification of Καδουανδα, which would bear the same relation to the strict form Καδαυανδα (ᛉᚹΔᚹFᛉTE) as the proper name Καδουας (CIG 4307) does to Καδαυας (JHS VIII 243). The exchange of α and ο in Asia Minor is too well-known to need illustration (cf. Ramsay, Historical Geography of Asia Minor 147 and 189).

[9]) Several other identifications which I have omitted as not proved will be found in a useful list given by M. Imbert, B(abylonian and) O(riental) R(ecord) V 53. p. 109.

In these 2 cases (the only exceptions to the rule that ᑭ = α) the irregularity is caused by the digamma, and the same cause explains the rendering of ΙΙΛFᑭ by Σηο. for Σε.ϝο.

The only exception to the rule that the Lycian E is rendered by a Greek ι is Εἰδασσαλας for EΔᑭIIᑭΛᑭ. Other compound proper names in which the same element is found are always written with ι, as Ιδαροη and Ιδαγρου in Lycia, Ιδαλωγρασις in Pisidia, Ιδαγυγος in Caria. The particular tomb however on which the name occurs (the bilingual monument of Cadyanda) offers several other anomalies. Not only is the Carian name Σεσκως rendered by IEI✱✱ᑭ and the Greek (?) Μέσος by ᴧᴧEIO, but Ενδυομις is apparently given as the equivalent of EꝀOFΛᴧᴧE. This last name if correct can only be explained as a variant of ※ꝀOF※ᴧᴧE (on coins), since Ενδυομις would be a perfectly possible rendering of ※ꝀOF※ᴧᴧE,[10]) while as a direct rendering of EꝀOFΛᴧᴧE it would be inexplicable. Perhaps the simplest explanation of the peculiarities of this tomb is to suppose that the sculptor, himself very likely a Greek, working in a mountain-town on the Carian frontier among a population apparently partly Carian, had not a very perfect knowledge of the Lycian alphabet, and confused the Lycian with the Greek E, just as the engraver of the bilingual tomb at Livisi confused the Lycian with the Greek I.

Greek into Lycian:

α is rendered by ᑭ 3 times; by Λ 3 times.
ε „ „ „ Λ once; by E twice.
η „ „ „ ᑭ twice.
ι „ „ „ E 5 times.
ο „ „ „ O twice.
ω „ „ „ Λ twice.
υ „ „ „ O once.

Persian into Lycian:

a is rendered by ᑭ 10 times; by Λ once.
i „ „ „ E 4 times.
u „ „ „ O once.

Persian had no e or o.

[10]) ※ is equivalent to εν and κ often passes into the sound of τ which after a nasal would be δ see below. The unnasalized form of ※ꝀOF※ᴧᴧE would be ΛꝀOFΛᴧᴧE not EꝀOFΛᴧᴧE.

From these tables it is manifest that:

P = a.

⩚ = ä (being rather nearer to a than e).

E = i.

O = u (serving also for o; it is nearly as often o as u, but this is because Lycian had no o-sound).

These renderings are those employed by Savelsberg, and the most generally accepted by writers on the subject. ⩚ is sometimes rendered by e, but ä is more exact.

Ψ and Ж, which should properly be treated next, require so much fuller discussion that it will be convenient to take X and Ξ first.

X appears in ΓΕΨXΜΡ = Πιγρημας; +ΛXΜΕΔ⩚F⩚ = Ελμιδαυας; ΤΡXΜΕΛΕ = Τρεμίλης or Τερμίλης; Atrambara (?), Ἀρτεμβάρης = ΡΡΤΤΟXΓΡΡΡ; +XΓΡΨΜΡ = Ἴμβραμος (Εμβρομος); XΜΕ = Αμμις.

It is correctly explained by Deecke (Bezzenbergers Beiträge XIII 132) as the nasal sonant m̥. The two last examples show that XΓ is μβ not μπ.

Ξ appears in ΡΡΞΝΡ = Ἄρνα; ΜΟΡΞΝΡ = Μορνας; Vidarna = FΕΔΡΞΝΡ; Τισσαφέρνης = ꓘΕΙΙΡΓΡΞΝΡ; Ξανθίας = ΨSSЖΞΙΕΙΡ; ΜΕΞΤΕ = μινδις; ΨΞΤΡΝΟΒ⩚ = Κινδανυρος; ΨΞΤΡΒΟΡ[Ε] = Κινδαβυρις; Λύσανδρος = ΛΟSΨΞΤΡΡ; Μελήσανδρος = ΜΕΛΡSΨΞΤΡΡ.

M. Six has explained it rightly as the nasal sonant n̥ (see Deecke, l. c.). The last 5 examples shew that ΞΤ is νδ not ντ.

The nasal sonants are only used before the following consonants t, n, m, p, k (ꓘ, Ψ, ✶), d, h, I (sh), but before the last three they are very exceptional, as appears from this table, in which repetitions and cases of the same word are excluded:

before t — Ξ is used in 62 words, X in one = 63
„ n — Ξ „ „ „ 40 „ = 40
„ m — X „ „ „ 33 „ = 33
„ p — X „ „ „ 13 „ = 13
„ k — X „ „ before ✶ in 6 words
Ξ „ „ „ ꓘ „ 2 „ = 9
Ξ „ „ „ Ψ „ 1 word
„ d — Ξ „ „ in one word = 1
„ h — Ξ „ „ „ „ „ = 1
„ I (sh) — Ξ is used in one word = 1.

There remain ⩛ (or ⩛) et ⩚ (or ⩚):

⩛ is equivalent to αν in ΨΡΔΡΕ⩛ΤΕ = Καδυανδα, and in Λύσανδρος = ΛΟϟ⩛ΤΡΡ;

⩛Ξ is αν in Λύσανδρος = ΛΟϟ⩛ΞΤΡΡ, and in Μελήσανδρος = ΜΕΛΡϟ⩛ΞΤΡΡ;

⩛Ν is αν in Ariyamana = Ρ]ΡΕΙΡΜ⩛ΝΡ, and in Utana = ΟΤ⩛ΝΡ; perhaps also Ἀθηναῖος = ΡΤ⩛ΝΡΙ. (which seems to come from the Doric) should be classed here:

⩛Μ is αμ in +ΧΡΡ⩛ΜΡ = Ἵμβραμος, of which, as M. Six points out, Ἔμβρομος is a mere variant, due to the already mentioned interchange of α and ο in Asiatic Greek;

ΕΙ⩛ΝΕϟΞ (= Ἰωνικός) was no doubt pronounced Iyanisn̥; the Greek ω was a impossible sound to the Lycians, as is shewn by the forms ΡΟΛΛΛΝΙΔΡ for Ἀπολλωνίδης et ΡΕ⩛ΛΔΛΡΛ for Πιξώδαρος.

⩚ is equivalent to εν in ΤΡΕΙ⩚ΤΛΙΕ = Τριένδασις;

⩚Ξ is αν in Ξανθίας = Ψϟϟ⩚ΞΙΕΙΡ;

⩚ is εμ in ΤΕΚΛΟΚ⩚ΡΡ⩚ = Τισευσεμβραν;

⩚Μ is εμ in ΛϟΛΔΛΡΛ⩚ΜΕ = Σεδεπλεμις.

I have no doubt that:

⩛ = a̰ (i. e. a nasalized Ρ), and

⩚ = ä̰ (i. e. a nasalized Λ).

Confirmatory evidence is found in the following facts [11]):

1. ⩛ and ⩚ are found before the very same consonants as the nasal sonants, namely t, n, m, p, k, (very rarely d, h, Ι). Again t, n, m, p, k are the very consonants before which nasalization might be expected, and before which it is known,[12]) from the proper names in Greek inscriptions, to have taken place throughout Southern Asia Minor, as will be shewn under 3.

The following table, in striking agreement with that on p. 59 shews the consonants before which ⩛ and ⩚ occur; repetitions and cases of the same word being excluded:

before t — ⩛ is found . . . . in 35 words
⩚ „ „ . . . . „ 26 „

[11] The argument that follows was written some time ago, when so far as I knew the value of ⩛ and ⩚ was quite unknown. It seems now to be generally acknowledged, see Bugge, Lykische Studien 6. I ought perhaps to strike it out, but as the facts cost some trouble to collect and may still be useful, I have left it almost unaltered, though if I had been writing the essay now I should have left it all out.

[12]) In the case of t, p, k; from the nature of the Greek alphabet it can only be inferred before n and m.

before n —	Ѱ	is found	(before Ν in 28 words, before Ξ in 4 words) . .	„ 32 words
	⁂	„ „	(„ Ν „ 44 „ „ Ξ „ 10 „) . .	„ 54 „
„ m —	Ѱ	„ „	(„ Μ „ 18 „ „ X „ one word) . .	„ 19 „
			(„ Μ „ 16 „ „ X „ 2 words) . .	„ 18 „
„ p —	Ѱ	„ „	. . . .	„ 5 „
	⁂	„ „	. . . .	„ 4 „
„ k —	Ѱ	„ „	(before Ѱ in 3 words, before Ꮶ in 3 words) . . .	„ 6 „
	⁂	„ „	(„ Ꮶ „ 4 „)	„ 4 „
„ d —	Ѱ	„ „	. . . .	„ 1 word
	⁂	„ „	. . . .	„ 2 words
„ h —	Ѱ	„ „	. . . .	„ 2 „
	⁂	„ „	. . . .	„ 3 „
„ I (sh) —	Ѱ	„ „	. . . .	„ 3 „
	⁂	„ „	. . . .	„ 1 word.

Ѱ is also found on a single occasion (in a proper name) before ʃ, but I think the solitary instances of its appearance before F and Λ are stone-cutter's errors (in ΓPΞΝΨFO, Antiphellus 3, 1, for the common word ΓPΞΝPFO, and in ѰΛP, Ant. 1, 5, where however the letters are somewhat defaced, and it is possible to read ѰΝP). ⁂ is found once (in a proper name) or possibly twice before ʃ, and once before I.[13])

2. Ѱ often interchanges with P, as in PXΜѰΜP = ѰXΜѰΜP; and ⁂ exceedingly often with Λ, as in ΜΛTE = Μ⁂TE, but with very few exceptions the exchange only takes place before n, m and t, as the table just given shews incidentally.

On the other hand Ѱ and ⁂ sometimes interchange with the nasal sonants X and Ξ (m̥ and n̥) as in ΓPΔPXΜP for ΓPΔPѰΜP on the same tomb (Xanthus ,14ᶜ) and ΞꓘΛ (Limyra 14, 2) for the commoner ⁂ꓘΛ (Myra 4, 2 etc.).

3. In Anatolian compound proper names preserved in Greek inscriptions when the first part ends with a, e, o, (u)[14]), and the second begins with t, p or k[15]),

[13]) Since these lists were drawn up, several new inscriptions have been printed, but it has not seemed worth while to alter them.

[14]) Names and elements of names ending in -o (-u) are rare in Lycia. The nasal does not seem to be inserted after -i-, for the only two apparent instances that I can find are Μερινδαση and Πισινδηλις, but these are probably formed from Μερι-, Πισι-, and Ινδαση, Ινδηλις, derived from Ινδας, Ινδης (Headlam, Ecclesiastical Sites in Isauria n. 13), as Αρσασις and Αρσηλις from Αρσης (Αρσει dative feminine CIG 4264, Sidyma).

[15]) The insertion of the nasal is rarer before k than before t and p: in Lycia it is the exception.

a nasal (n or m) is often (not always) inserted after the first part, and in that case the t, p, or k is changed to d, b, or g. In Cilicia the nasal in two cases is inserted before ζ, (a letter hardly ever found in Lycian-, Carian-, or Pisidian-Greek names) and once before σ.

Thus the widely-spread element Ταρκυ-, Ταρκο-, or Τροκο-, when compounded with Αρις (JHS XII n. 27, 62) becomes Ταρκυαρις (ibid. n. 1), but when compounded with Πιγραμις (Reisen II 130) it becomes Τροκο-μ-πιγραμις (JHS XII 27, 60); with Τβερας (found in Τβερασητας, ibid. 27, 64) it becomes Ταρκυ-ν-δβερρας (Sterrett III n. 181)[16]. So Μως (JHS XII 27, 49 = Μοας) compounded with Κιδρις (found in Κιδραμυας, Lanckoroński, Villes de la Pamphylie etc. I n. 98, 5, in the same compound reversed) becomes Μωγγιδρις (JHS XII 49). Or to take examples from Lycia itself, the common element Ερμα-, Ερμε-, (Lyc. ᐱΡΧᴍᐱ-, Lim. 23, i. e. ärm̥mä), compounded with τοας (= Θοας, Reisen II 208 etc., Τουης, Lanckoroński, op. cit. II 200, and in Νανι-τοα, ibid. 162) becomes Ερμα-ν-δοας (Reisen I 7); and compounded with ταδις (probably ΤᐱΔΕ, tädi, found in Τεδίκτας, CIG 4315 f, and the Cilician Τεδιαρις, JHS XII 27, 34, and Τεδινηνις, ibid. 58) becomes Ερμε-ν-δαδις (CIG 4315 f). Scores of examples might be given, but these will probably suffice.

Now in Lycian, in the first place t and p[17]) turn to d and b after Ψ and ✱, as they do after the nasal sonants X and Ξ, m̥ and n̥ (see above), but never, to my knowledge, after ᑭ or ᐱ. This fact is sufficiently proved by the examples of ΨᑭΔᑭFΨTE = Καδυανδα, Λύσανδρος = ΛΟʃΨΤΡᑭ, and ΤΡΕΙ✱ΤᐱΙΕ = Τριενδασις, ΤΕƘᐱΟƘ✱ΓΡ✱ = Τισευσεμβραν.

In the second place in compound proper names when the first part ends in ᑭ or ᐱ, and the second begins with T (t), Γ (p), or Ψ (k[18]), (also with ᴍ or ᴎ), the ᑭ or ᐱ are often (not always) changed into Ψ or ✱, which change exactly corresponds to the insertion of the nasal as described above. Thus the name ΔΔᑭFᑭ (Phrygian and Pisidian Δαος = ΔΔᐱFᐱ, Stele X. 9, etc., apparently a common noun: also in +ΛXᴍΕΔᐱFᐱ = Ελμιδαυας) when compounded with +Ψᴍᑭ (also found in +ΞΤΕ-+Ψᴍᑭ, Assar 1, ΓΡΕΙᑭΒΟ-+Ψᴍᑭ, Tlos (7), and ΙᑭΙ-+Ψᴍᑭ, Limyra (35)) becomes ΔΔᑭFᑭ+Ψᴍᑭ (Lim. 15), but when compounded with ΓᑭΡΤ[ᑭ] or ΓᑭΡΤ[Ε] (only the genitive is found: also in ΓᐱΡΤΕᴎᑭ, Candyba 2) it becomes ΔΔᑭFΨΓᑭΡΤ[ᑭ], Lim. 4. The above mentioned ΤΡΕΙ✱ΤᐱΙΕ, Τριενδασις, is composed

[16]) cf. Kretschmer, Einleitung 294; 332 etc. where the whole subject of Anatolian names is admirably treated; and Sachau, Zeitschrift für Assyriologie VII part 2.

[17]) k is not distinguishable from g.

[18]) Only twice with Ψ.

of TPE!Ꮧ (= TPEIᑭ in the unnasalized TPEIᑭTPBBᑭ, Xan. 8, and in Σεμριδαρματρια, better perhaps Σεμριδαρμα Τρια, Reisen II 132), and TᏗIE (= τασις in the Pisidian Ουιτασις, Lanckoroński II 89, and Μαμωτασις ibid. 38). TPBB✲ᐱEᗰE (coins) is composed of TPBBᏗ (found in TPBBᏗT✲, Stele S. 49; Τρεβημις, Reisen II 176; Τρεβελυσις, CIG 4269 d; Pisidian Τερβημις JHS XV 7; Cilician Τερβεμις (?), JHS XII 37; Ρωνδερβεμις, ibid. 27, 75; and Τερβεμασις, ibid. 27, 35; = TPBBᑭ, a common noun, Lim. 8, 2, see below, etc.; also in TPEIᑭTPBBᑭ just mentioned), and ᐱEᗰE (found also in ΨΛOFѰᐱEᗰE, Tristomo 2, and TOTEᐱEᗰE, Lim. 24). A good many other examples might be given.

4. Nouns ending in a consonant make their accusative in ṇ (Ξ), as TO+ᏗЅ, accusative TO+ᏗЅΞ (Tlos 4ᶜ, 4, 7); but those ending in ᑭ and Ꮧ make their accusative respectively in Ѱ and ✲, as ΛᑭΔᑭ, accusative ΛᑭΔѰ (passim); ᏗBᏗ, accusative ᏗB✲ (Ant. 6ᶜ). Here Ѱ and ✲ seem almost certainly to represent an earlier ᑭᐱ and Ꮧᐱ.

In 18 inscriptions this final -Ѱ of the accusative singular is in some words turned into -O.[19]) This is due to a further weakening of the nasal sound, a continuation of the process by which an original ᑭᐱ was weakened into Ѱ: I hope to shew on another occasion that all these inscriptions are relatively late. In a very few late inscriptions, (e. g. Xanthus 3) accusatives singular in -✲ are weakened into -Ꮧ.[20])

To sum up, the vowels are these:

1. ᑭ = a	5. E = i
2. Ꮧ = ä	6. O = u
3. Ѱ = ą	7. X = m̥
4. ✲ = ą̈	8. Ξ = ṇ

Consonants.

There are 21 consonants, but 4 of these are exclusively or almost exclusively confined to one or two early monuments, and appear to be hardly more

[19]) This change of Ѱ into O only happens in the case of final Ѱ, except in the single case of the word ᑭVOTE (Zevia) = ᑭVѰTE (i. e aka[n]-di, Lim. 32) where it occurs before the suffix -di. The word ᗰO+ѰE (Tlos 5ᶜ, 9 etc.) is a variant of ᗰᑭ+ѰE (Stele E. 47); ᑭ changes to O.

[20]) Nasalization before k (V) being very rare in Lycian (I only know one other case, the composition of EΔᑭ (= Ιδα cf. Ιδαρση, Ιδαγυγος, EΔᑭIIᑭΛᑭ etc.) with VPᏗ (cf. VPᏗ+✲ᐱOBᏗ) would normally result in EΔᑭVPᏗ corresponding to the Greek form Ιδαγρος. EΔѰVPᏗ must be a nasalized variant, like the Cilician Ρω-ν-ζβομερις (Journal of hell. stud XII 27, 47) for Ρω-ζβομερις (27, 36)

than variants of other letters, by which they were afterwards superseded. ◊ is superseded by Ƙ, V by Ψ, Ѱ by T, Ꟃ probably by B; see below.

Of the 17 that remain, 10 are made certain by the following tables.

Lycian into Greek:

B is rendered by β 5 times, by μ once, by π once;
Δ „ „ „ δ 12 „ „ λ twice, by ν once;
Ψ „ „ „ κ 11 „ „ γ 4 times;
Λ „ „ „ λ 14 „ „ ρ once, by ν once;
M „ „ „ μ 22 „ „ β once;
N „ „ „ ν 7 „
Γ „ „ „ π 12 „ „ β 3 times (twice after a nasal), by φ once;
P „ „ „ ρ 27 „
ʃ „ „ „ σ 8 „ ; ʃʃ by σ once;
T „ „ „ τ 13 „ , by δ 5 times after a nasal.

Greek into Lycian:

β is not found;
δ is rendered by Δ once, by T twice after a nasal;
λ „ „ „ Λ 6 times;
μ „ „ „ M 4 „
ν „ „ „ N 4 „
π „ „ „ Γ 4 „
ρ „ „ „ P 4 „
σ „ „ „ ʃ 6 „ , by I once;
τ „ „ „ T twice.

Persian into Lycian:

d is rendered by Δ 3 times (or perhaps 4);
f „ „ „ Γ twice?
m „ „ „ M 3 times;
n „ „ „ N 4 „
p „ „ „ Γ 4 „
r „ „ „ P 8 „ ?
t „ „ „ T 4 „ (by Δ once?).

Of the remaining letters:

Ѱ is hardly more than a variant of T. The word TΛIE (Tüssa, l. 1; Myra 1, 3) is written ѰΛIE at Cyaneae, and on the Xanthian stele in the course of 7 lines the same word is written once as ѰΛPΞ (S. 43) and once as TΛPΞ (S. 49). Compare also ʃΛѰΛѰΛPE (Stele E. 5) and ʃΛTΛTΛPE (Rhodiapolis 1 b, 7). Besides the Xanthian stele and the monument at Cyaneae the letter only appears on a single tomb (Xanthus 1) and then only in one proper name.

F is the Greek digamma (ϝ), our w, the Latin and Persian v. It is used to render a Persian v in Vidarna = FEΔPΞΝΡ, and in Vishtaspa = FEITTPʃΓΓΡ. In transliterating Lycian into Greek it was either represented by υ, as in TΛFEΝΛIЖE = Τευνκασος, and +ΛXΜEΔΛFΛ = Ελμιδαυας; or dropped altogether as in ΨOFPTP = Κοατα.

I is always a consonant, except once or twice by a stone-cutter's error. It is equivalent to y in Ariyamana = Ρ]PEIΡΜΨΝΡ, and no doubt as Schmidt pointed out is always a ‚y'. In Greek it is omitted.

\+ was explained as h by Schmidt, no doubt rightly. He based his opinion on the names +ΛΡ = Λα, and ΓOPE+EΜΛTΛ+ = Πυριματιος.

The gutturals Ψ, ꝁ, ✱ and ꞅ offer considerable difficulties.

The normal and only true representative of κ is Ψ. There are 11 cases in which these two letters are equivalent. It is possible that the sound of k was occasionally softened in pronunciation into g, since a Lycian Ψ is rendered by a Greek γ in 4 words Ιδαγρος, Μαγας, Πιγριας, and Πιγρης, with which may be classed Πιγραμιος, (Reisen II 180) and Πιγραμις (ibid. 130).

But if such a softening really took place it must have been very rare: the sound of γ was apparently almost unknown, since in a list of about 210 to 220 native Lycian names preserved in a Greek form, γ only occurs 4 times in authentic names besides those just mentioned. Ψ on the contrary is one of the commonest consonants; it is therefore impossible that it can be properly represented by γ.

It is still more clear that Ψ was not a χ. It seems almost certain that the Greek χ was an utterly unknown sound in the languages of southern Asia Minor. I can only find one apparently authentic name in Lycia containing a χ,[21]) while in extensive, though not complete, lists of native names in Greek letters from Pisidia and Cilicia, I cannot find one single name containing a χ.

[21]) Χναυα, Reisen II 85; perhaps Heberdey and Kalinka I 41, which however looks like a corrupt Greek name.

There are about 215 genuine Lycian names preserved in Greek inscriptions known to me. Of these 22 begin with κ, and in general κ is a decidedly common letter. It is therefore reasonably certain that Lycian had a genuine k-sound. There also happen to be about 215 Lycian names in the Lycian alphabet of which 30 begin with Ψ, which is in general a common letter; while of the other gutturals, only 5 at most [22]) begin with ĸ, and only 2 with ✱, and both letters are in general decidedly uncommon. It seems certain that Ψ is the normal representative of the Greek κ.[23]) It will also be shewn to be very improbable that either ĸ or ✱ was a real k. First however it is necessary to consider the letter V.

ʏ, V, or Y is an extremely rare letter. It is not found on more than 6 monuments, exclusive of coins, or in more than 18 different words altogether. It is rendered by κ in ΨɅPEʏP = Καριχας, and in ΨɅIEʏP = Κοσσικας, but it may represent a γ in Ἀμόργης = OᴧPYYP (the Persian form being unknown), and possibly in TΨΛɅʏOPɅ which Schmidt identified with Ἀθηναγόρας. It evidently approaches very nearly to Ψ, and in fact OᴧPYYP is also written +OᴧPΨΨP on the same monument, while ΨɅIEʏP appears on a later monument as ΨɅIEΨP.[24]) and PYΨ (Rhodiapolis 1 b, 8) seems almost certainly equivalent to the commoner PΨΨ. Since all but two of the inscriptions in which the letter appears seem to be distinctly early, it probably became merged in Ψ. Once however it exchanges with ✱, in IPEYP⋀E (Stele X. 51) = IPE✱P⋀E (ibid. W. 32). At least 7, probably more, of the 18 words containing a Y are proper names. It may be conjectured that Y was the most exact representative of the rare sound γ.

✱ is equivalent to κ in OPTP✱EIP = Ορτακιας and probably in Σεσκως = IEI✱✱P (the original Carian is unknown). It exchanges with Y once, as just mentioned. Though a distinctly rare letter, it occurs in some common words. Its exact sound is impossible to find out, but was distinct from that of the other gutturals, as is proved by its different employment in two respects. In the first place ✱ seems never to be followed by the vowel O, though Ψ and ʏ are followed by O as often as by other vowels, and ĸ is sometimes, though not often, followed by O. Possibly the sound of -u was already inherent in the letter, and the Lycians avoided the difficult combination quu: a view rather supported by the possibility that Σεσκως (IEI✱✱P) might stand for Σεσκοας, as

[22]) Including ĸPOΓ[ʃʃɅ+], Θρυψιος.

[23]) The fact that a Greek χ in one word, and perhaps a Persian kh in one word, is rendered by Ψ, merely tends to shew that there was no kh in Lycian.

[24]) Isinda ,4', new bilingual, l. 17 — Heberdey, Eine zweisprachige Inschrift aus Lykien (Jahreshefte I 37 sqq).

Μως for Μοας etc. If M. Imbert is correct in his ingenious conjecture that the numerous words beginning with TP✱✱- represent the element Ταρκυ- or Τροκο- -so remarkably common in Asia Minor,[25]) it is noticeable that the u-sound (-κυ, κο) always present in such names in their Greek form is not contained in the Lycian unless it is inherent in the letter ✱.

The second respect in which ✱ differs in use from the other gutturals is that it is never used after an n (the nasal sonant Ξ) nor after the nasalized vowels a̧ and ä̧ (Ѱ and ҂) but it is used after an m (the nasal sonant X): whereas the gutturals Ѱ and ꝁ are used after n and after the nasalized vowels, but not after m.[26]) This makes it almost certain that the letter is not a real k, and would perhaps rather suggest that it might be a strong h like the Scotch or German ch (not the Greek χ). If the element TP✱✱- really corresponds to Ταρκυ- and Τροκο-, it is important to remark that the letter which appears in these Greek forms as κ is always rendered in cuneiform writting by ḥ. Thus in opposition to Ταρκυαρις and Ταρκονδημος we find Tarḥulara and Tarḥunazi etc.[27]) The letter may perhaps be equivalent to a strong ḥ followed by a consonantal u (= ḥw), but this must remain doubtful.

ꝁ is rather a rare letter; it is found far oftener before ä and i than before any other letters — in over 40 different words. Before a and o, on the contrary, it is only found in ordinary Lycian in the ἅπαξ λεγόμενον ѰꝁᚹP (Stele S. 45) and in derivatives of the root ꝁOMᚹ or ꝁOMΛ;[28]) in the ‚poetical' dialect it occurs in half-a-dozen words before each letter. It is found in 5 or 6 words at most before X; in one before Ξ. Except in the ἅπαξ λεγόμενον ꝁΔOΞ (Myra 6, 3) it occurs only before the consonants B, Λ and P, in all in some 20 words. It never follows another consonant and consequently is never doubled. In all these respects it differs from Ѱ. In ordinary Lycian ꝁ sometimes takes the place of T in the ‚poetical' dialect, as ✱ΞMѰꝁBᚹ (Stele E. 52) for ✱ΞMѰTBᚹ (Stele W. 8); even in the common dialect ꝁPIIOBE (Arneae l. 5) is identical with TPIIOBE (Lim. 13), while ꝁBᚹTPᚹ, daughter, evidently has some connexion with θυγάτηρ.[29])

[25]) I cannot however agree that either TP✱✱ᚹS or TP✱✱ΞTᚹ are likely to be proper names, representing a god Ταρκυς and Τροκονδας; BOR V 53, 109. I therefore regard the identification as doubtful.

[26]) See the lists on p. 59; 61.

[27]) See Sachau, Bemerkungen zu cilicischen Eigennamen, Zeitschrift für Assyriologie, August 1892, 91.

[28]) Also the proper names ꝁOPPΛΛE, ꝁOΔᚹΛᚹ+ ҂ꝁOF҂ME, EꝁOFΛTE, SBEꝁᚹIᚹ.

[29]) I give the name ‚poetical' dialect to that of Antiphellus 1, and the West and part of the North side of the stele, which according to a most ingenious observation of M. Six appear to be written in lines or distichs.

ꓘ is equivalent to κ in ꓘΟΓΡΛΛΕ = Κυβερνις and Περικλῆς = ΓΛΡΕꓘΛΛ; compare also Ἑκατόμνας = ΛꓘΡΤΡΜΛΡ on the bilingual tomb of Cadyanda (see however p. 53).

It is rendered by γ in ꟅΒΕꓘΡΙΡ = Σπιγασα. But it is equivalent to θ in ꓘΡΟΓ[ꟅꟅΛ+] = Θρυψιος, and possibly to τ in Τισσαφέρνης = ꓘΕΙΙΡΓΡΞΝΡ (where however the original Persian is unknown). Finally it is rendered by σ in ΤΕꓘΛΟꓘΨΓΡΨ = Τισευσεμβραν. M. Six has ingeniously suggested that it may have had the sound of the Italian c, namely k before a and u, and ch (tsch) before e (ä) and i. I find that by curling up the tongue against the palate, a peculiar obscure ꓘ-sound may be produced which is very close to t and especially before l is indistinguishable from it, while it becomes almost identical with ch before e and i. Probably the Lycian ꓘ was some such obscure sound. I am inclined to think that at least before a consonant and before a and o the letter ꓘ generally represents an earlier T.

◊ can hardly be considered as properly belonging to the Lycian alphabet, since it is only found twice in two archaic inscriptions. In Lim. 8 ꟅΒΕ:◊:ΡΙΡ is written for ꟅΒΕꓘΡΙΡ; and in Lim. 32 ΤΕ◊Λ seems almost certainly to be meant for ΤΕꓘΛ, though that word occurs in its ordinary spelling just before. Though evidently derived from Koppa, this letter was apparently almost identical in sound with ꓘ, and therefore was disused as superfluous.

The difficulties connected with the sibilants are much diminished if we dismiss Schmidt's theory that the doubled letters ꟅꟅ and ΙΙ have a different value (sh and j for sy and zy) from the single letters Ʂ and Ι (s and z). This will be shewn later to be most improbable.

Ʂ is rendered by σ 8 times, and ꟅꟅ by σ once. The Greek σ is rendered by Ʂ 6 times and the Persian s once.

Ι is probably sh; in Vishtaspa = FΕΙΤΤΡꟅΓΓΡ the distinction between Ʂ = s and Ι = sh is clear. Probably the same sound occurs in ΡΓΟFΡΙΡ = Cilician-Aramaic [illegible], (? Ἀρυασσις). On the other hand a Persian sh is perhaps rendered by Ʂ in Khshatrapa = ΨꟅꟅΡΔΡΡΓΡ; while a Persian s is rendered by Ι in parsa = ΓΡΡΙΙΡ.

The value of the two remaining consonants must remain somewhat doubtful.

The rare letter ✕ is used as the equivalent of a Persian th in the name ΜΕ✕ΡΡΓΡΤΡ which by common consent represents a Persian name Mithra-

pata. Schmidt accordingly took ⋊ for a th.[30]) Against this conclusion may be urged the fact that at Isinda (Heberdey and Kalinka 31) the same name (probably of the same dynast) is written as ΜΕΙΡΡΡΡΤΡ.[31]) and that the name of Mithra probably forms part of the compound ΜΕΙΡΑΤΕΙΑ (Sura; compare the Cilician Μιθραῖος, JHS XII 27, 57). Again the Greek ϑ is not rendered by ⋊ in any known word, but is represented by T in Ἀθηναῖος = ΡΤΨΝΡΙ ., and perhaps in Ἀθηναγόρας = ΤΨΝΑΚΟΡΑ: and probably by Ι in Ξανθίας = ΨΣΣΨΞΙΕΙΡ.[32]) Finally a coin in the British Museum (Hill, Catalogue n. 99 p. 21) has ΣΡΡΞ for the normal ΣΡΡΞΤΡΙΡ. It might be inferred that there was no th in Lycian. Nevertheless it seems to me probable that Schmidt was correct. If ⋊ is th, the fact that it is almost invariably followed by a vowel in other words,[33]) while ΙΡ is quite a common combination, would amply account for the change of Mithra into Misra in common speech: the Lycians may have possessed a th and yet have avoided the combination thr. ΜΕ⋊ΡΡ was perhaps the accurate and ΜΕΙΡΡ the popular form. Similarly the combination νϑ is certainly foreign to Lycia; and while Ι is sometimes, though rarely, preceded by a nasalized vowel, a nasal is never found before ⋊. Therefore even if ⋊ was th, Xanthias would still have been altered to Xansias. The form ΡΤΨΝΡΙ . is explained by the probable fact that the Greek ϑ in the earliest times had the sound of a distinct τ followed by an aspirate: the Lycian form is derived either from a Doric dialect or through another language. With regard to the coin, I do not believe that the letter is intended for ⋊; it is more probably due to an attempt to correct on the die an accidentally reversed Σ (as in n. 99 of the Catalogue).

There remains Ͷ, which owing to its resemblance to the Greek (and Carian) Μ = s, and to the Phoenician ץ (tsade), has usually been classed with the sibilants. This I believe to be a mistake. The letter is excessively rare, occurring only on the stele, and there only in four distinct words, namely ΡΛͶΨΝΡ[:], N. 61; ΛΡͶΡΡ (N. 34; 38; W. 31; dative N. 44); ΜΡͶͶΡ (ΜΡͶͶΡΣ, N. 44; ΜΡͶͶΔΕ, N. 38; ΜΡͶΔΕ, W. 48; ΜΡͶͶΔΕΡΑ, N. 33); and ..ͶΡΔΟΝΕΜΕ, S. 34 and 35.

It is to my mind practically certain that this letter is almost identical with Β. ΡΛͶΨΝΡ[:] seems to differ only in the suffix from Ρ]ΛΒΨΜΡ, W. 26; ΡΛΒΨΡΑ,

[30]) It is not improbable that ΡΕ⋊Ψ (acc., Stele S. 14) may stand for Βίθυς or Βεῖθυς, a name not unknown in Lycia (Reisen II 83) though almost certainly of foreign origin.

[31]) See Imbert, Mémoires de la Soc. Lingu. X n. 13.

[32]) The rendering of ΚΡΟΡ[ΣΣΑ+] by Θρυψιος does not apply here.

[33]) ⋊ΡΕΔΑ (Stele E. 60) from the context is very likely Persian; ⋊ΡΧΜΨ (Stele E. 44) is probably an error for +ΡΧΜΨ.

W. 38; and ᑭᐱBᑭΨΨ, W. 42. ᴍᑭϡϡᑭ seems to offer the same root as ᴍᑭBBᑭᴎᑭΔᑭ (Flos, unpublished) and ᴍᑭBBΨᴎᐱΔE (S. 33; E. 5), which are the only other words beginning with ᴍᑭ; while the lack of any vowel before the Δ in the curious form ᴍᑭϡϡΔE can only be exactly paralleled by TᑭBBΔE (N. 38; W. 27; 34; compare also IᑭBBᐱΨ, N. 41; 44). It would perhaps be rash to connect ᐱᑭϡᑭᑭ with labra, a word which certainly was quite as much Carian as Lydian.[34]) It might be possible, since B and ᴍ are closely connected, to regard ϡ as a form of ᴍ, but the word ᴍᑭϡϡᑭ makes this improbable, especially as mm is always represented by Xᴍ. It is more probably connected with the Pamphylian ᴍ (digamma) and with the ᴍ (= β) of several early Greek alphabets.[35])

1. ᑭ, earlier A . . . . a
2. ᐱ, earlier prob. also A . . . . . ä
3. B . . . . b
4. ϡ . . . . probably b
5. ᛚ, Y, V . . . . k, perhaps rather g
6. Δ . . . . d
7. E i
8. F . . . . Latin v, English w
9. I . . . . an s; probably sh (English)
10. ϰ . . . . probably th (English)
11. I . . . . y (Latin j)
12. ⱶ an obscure sound between k and t, perhaps Italian c
13. Ψ, earlier Ψ, later Ψ . . . . . . k
14. ᐱ l
15. ᴍ . . . . m
16. ᴎ . . . . n
17. X . . . . m̥
18. ∓ . . . . n̥
19. O . . . . Italian u
20. Γ, Γ . . . . p
21. ◊ . . . . equivalent to Lycian ⱶ
22. ᑭ . . . . r
23. ʃ, ϟ . . . . s

[34]) On Λαβραυνδός and λάβρυς, see Kretschmer, Einleitung 303 ss.

[35]) The close connection of the Lycian and Pamphylian alphabets will be discussed below 73 sq.

24. Τ . . . . t
25. Ѱ . . . . t
26. Ѱ, Ѱ, later Ѱ and Ѱ, earlier Ѱ . . ą (nasalized ᚹ)
27. Ѱ, later Ѱ and Ѱ . . . . ä̧ (nasalized ᛅ)
28. ✶ a peculiar guttural, perhaps ḥ or ḥw
29. + ... h

Note on the letter B.

Since writing the foregoing pages, I observe in Professor Bugge's Lykische Studien, (Christiania, 1897), which he has kindly sent me, a suggestion that the Lycian B was a labial spirant having the sound either of the English labiodental v or of a bilabial spirant v (p. 27). The rendering of the Lycian name ʃBEKᚹIᚹ by Σπεγασα in a bilingual inscription at Cyaneae (Reisen II n. 25) would, to my mind, in itself be fatal to this view. Again the same pronoun appears indifferently as ᛅBTTᛅ and ᛅΓTTᛅ.

It is quite possible that certain words which contained the sound of sb, kb etc. at the period when our inscriptions were written, may at some earlier time have contained the sounds of sv, kv etc., instead. But I can find no evidence whatever to shew that the letter B had any other sound than of b. It is rendered by β five times, by μ once, and by π once; never, so far as is at present known, by any other letter.

Derivation of the Alphabet.

The adaptation of the Greek alphabet to the requirements of a foreign tongue was carried out by the Lycians in a way which almost appears systematic and deliberate. The Greek alphabet abounds in rounded forms, O, ⊗, ϙ, and ϕ which are not only inconvenient to engrave on stone, but also very easily confused. The Lycians only retained O, for ϙ, even in the form ◊, never seems to have come properly into use. The way in which the relation of the strong vowel ᚹ to the weak ᛅ and the strong Ѱ to the weak Ѱ is expressed in the shape might even be called scientific.

The derivation of both ᚹ and ᛅ or A from the Greek A is evident, and there can be no doubt about B, Δ, E, F, I, I, K, Λ, M, N, O, Γ, ◊, P, ʃ, T.

The chief difficulty arises from the presence of + (h) and Ψ (k), of which one resembles the Ionic and the other the Chalcidic form of χ, (Deecke, Bezz. Beitr. XIII 132). Neither letter has the value of χ, but h is at least as near to

it as k or g. If we suppose one of them only to belong to the parent alphabet, and the other to have been borrowed at a later time from a different source, we must assume that the Lycians, wanting an h or a k, were forced to borrow a letter, kh, which they did not need, and alter the sound; but since in other cases they used the greatest freedom in adapting the original alphabet to their requirements, it is impossible to believe in such an objectless double borrowing.

If ѱ is derived from χ, it is almost impossible to find a satisfactory derivation for +. To derive it from ⊟ seems hardly permissible.

If on the contrary + is derived from χ, ѱ or Ψ may be explained in two ways. It may be a modification of ⊬ or V (k, q), a letter closely allied in sound or it may be derived from ⱪ. M. Six has pointed out to me that in the very archaic Carian graffiti found in Egypt (Sayce, Trans. Soc. Bibl. Arch. IX 112) the very common letter Ψ (sometimes ѱ) seems to take the place of ⱪ, which apparently only occurs once. Since in the numerous Carian names of persons and places preserved in a Greek form χ hardly ever occurs, and γ is very uncommon, while κ is almost the commonest consonant, Ψ is probably κ as in Lycian. But the Carian alphabet seems to be derived from an early form of the Corinthian, as is shewn especially by the letters B (ε) and E (ι) which point clearly to the Corinthian B (ε) and E (ει). Since however the latter has + or X, not ѱ, for χ, the Carian Ψ must probably be derived from a primitive form of ⱪ, and in fact some forms come very near to the Moabite kaph, Ψ. In a similar way the Lycian Ψ may come from ⱪ.

⊬ or V (both forms are very early) may readily be derived from γ: it has a very close resemblance to the Pamphylian ∠, as M. Six has remarked.

Greek analogies also supply a derivation for ✱. Exactly the same form is found with the value ψ on Arcadian coins, and one closely similar is found for ψ not only there but also in Locris. These are certainly derived from Φ. Though these alphabets have no connexion with the Lycian, the similar forms are likely to have a similar origin, and ✱ may well be derived from Φ. Whether this is itself a form of Koppa, or whether the Lycians took the useless Φ as a guttural is not certain.

If ✱ is Φ, ⋊ may well be Θ, by a precisely similar modification. In both cases the change would be accounted for by the already-mentioned dislike shewn by the Lycians for round forms.

The origin of ⱪ, or ѱ and ✲ is not certain. They look like differentiated forms of V, Y for the sake of distinction from ⊬ or V (g), and this has been the usual

explanation. In spite of the different value, it is not unlikely that the Lycians, when they required two new vowels, had recourse to the remaining useless vowel of the parent alphabet.

X and Ξ seem to be derived from ξ, and to have acquired the value m̧ and ņ from Ϻ and Ͷ which immediately precede that letter (Deecke, Bezz. Beitr. XIII 132). In the Pamphylian alphabet we find the 2 letters ⧖ = ξ, and Ψ = σσ, both derived from samech, which was written both as ⊞ (alphabet of Formello) and ⊠ (Sabellian alphabet): from the form ⊞ is derived not only the Pamphylian Ψ, but also the Carian Ⲏ, Ͳ, T (ś), the Argive Ⲏ (ξ), the Ionic Ξ (ξ), the Halicarnassian T (σσ) etc.: from ⊠ is derived the Pamphylian ⧖ (ξ), the Western Greek X (ξ), the Etruscan and Venetian ⋈ (ś) etc. (see Pauli, Altitalische Forschungen III 107). Therefore X and Ξ are probably from ⊠, ⊞.

Ѱ seems to be a differentiation of T. Ѡ may again be derived from the Pamphylian alphabet, if, as I believe, it is closely related to B. The Pamphylian Ͷ, which is found e. g. on coins of Perga in the word ͶΑΝΑΨΑΣ = ϝανάσσας, is not identical with F since both letters occur in the long inscription of Sillyum; nor can it possibly, as it seems, be derived from F. It seems rather to be taken from the Ͷ or Ͷ which represent B in several different early alphabets (Ͷ at Melos and in Acarnania, Ͷ at Selinus).

Another peculiarity of the Pamphylian alphabet is that I is a consonant y, Latin j, as well as a vowel. In Lycian it represents the same consonant.

It would seem that four striking peculiarities of the Pamphylian alphabet are found also in the Lycian:

1. the presence of a distinct letter probably derived from βῆτα (Pamph. Ͷ; Lycian Ѡ) in addition to B and F;

2. the presence of two distinct letters derived from different forms of samech (Pamphylian ⧖ and Ψ; Lycian X and Ξ);

3. the use of I as a consonant;

4. the inverted γ (Pamph. ∠; Lycian V, Ͱ).

It is therefore probable that the Lycian alphabet is either directly derived from the Pamphylian, or from a common original. In comparing the letters in detail, it must be remembered that the shapes of the Pamphylian letters are comparatively late, since no inscriptions, except a few coins of Aspendus, are likely to be earlier than 300 b. C.[36]); though the alphabet is essentially more archaic than that of Abu Simbel, as Φ is absent, and H is always h not η.

[36]) See Roberts, Introduction to Greek Epigraphy I 317.

The following table gives the two alphabets:

| Pamph. A   B ᴧ ∠ Δ E F I H Θ I K   Λ M N
| Lyc.   ᐅ A ᗑ B M ⊢V Δ E F I   ⋊? I ⊧ Ψ Λ M N

| ⧖ Ψ O Γ   P Σ T   Y   Φ +
| X Ξ O Γ ◊ P ʃ T W ⊻ ⋇ *? +

It will probably be considered necessary to allude to the theory proposed by Professor Sayce in 1880, that part of the Lycian alphabet is not of Greek origin, but derived from a syllabary previously in use and identical in the main with the Cypriote.[37]) The value of the letters on which he relied in support of his views has proved to be different from what was then supposed, and as he is honourably distinguished by his readiness to give up any theory as soon as it is seen to be no longer in agreement with the facts, it may be taken as certain that he would no longer maintain the Cypriote hypothesis in its original form. It is however mentioned as though it were completely established in several widely read works.[38])

There are 10 Lycian letters of which the Greek origin is not certain and obvious. Though mixed alphabets are not common, and there is no evidence that any syllabary or hieroglyphic system was ever in use in Lycia, yet if these letters, or a considerable proportion of them, had a distinct resemblance in shape and sound to Cypriote forms, the theory in question would have to be accepted. This however does not seem to be the case, in spite of the very large range of comparison afforded by a syllabary in which every consonant appears in 5 distinct forms, and most forms have numerous and very wide variants.

1. The only strikingly close coincidence is that between the Cypriote ※ (ku, gu, or χu) and the Lycian guttural ✱. But this letter, as already remarked, is very easily derived from the Greek: if it were the only peculiar Lycian letter, its Greek derivation would be accepted without the slightest hesitation.

2. The guttural ⊢ or V on the other hand cannot be said to have any resemblance whatever to any Cypriote guttural, but is easily derived from the Pamphylian ∠, γ.

3. Either + (h) or Ѱ (k), whichever is not derived from χ, is not of obvious Greek origin. Neither however can be compared with any Cypriote form.

4. ⋊ (probably th; possibly a sibilant) has been derived from the Cypriote ⊼ (ta, da, or ϑa), but this is merely a truncated form of ⊼, which also appears

[37]) Schliemann, Ilios, Appendix III 699.

[38]) As Perrot et Chipiez, Histoire de l'Art V 350.

as F, and in any case has very little resemblance to ꟼ. Nor does any sibilant resemble ꟼ. The derivation from ʘ is preferable.

5. Ѱ (a form of T) has more resemblance to the Cypriote ⩚ (ti) than to the Greek and Lycian T, but the other derivation is quite probable.

6. ʍ (probably a form of B) has only a slight resemblance to the Cypriote ϟ (be, pe, φe). The Greek derivation is preferable.

7. ⱡ or Ѱ (nasalized a) has very little resemblance to the Cypriote ⚹ (a) and none at all to ⫪ (na).

8. ⚹ (nasalized ä) has very little resemblance to ⚹ (e). A late form Ѱ has a resemblance to a Cypriote variant ⚲ (which however is not given in most tables), but exceptional and especially late variants cannot properly be used as means of comparison; ⚹ is not like ꙮ (ne).

9. X (sonant m) has a resemblance to the Cypriote X (me) of which a truncated and presumably later variant has actually the shape X.

10. Ξ (sonant n) has a certain resemblance both to ⫪ (na) and to Ϡ (ni).

The last four are those on which the question chiefly turns. In the case of ⱡ and ⚹ the shape so strongly suggests that they are differentiated from a common original Y, and they have so little resemblance to the Cypriote a and e, with which moreover they do not really correspond in sound, that it seems the less difficult course to derive them from the Greek Y. Again X and Ξ (m̥ and n̥) have a resemblance to the Greek derivatives of Samech which seems too close to be accidental, when we consider how probable it is that m̥ and n̥ were placed next to m and n in the place known to have belonged to Samech. This consideration to my mind outweighs the not very extraordinary resemblance to the Cypriote forms.

Thus the Cypriote derivation is no case necessary: in 4 cases it is either untenable or decidedly less probable (ꟼ, + or ⩚, ꟼ, ʍ); 4 cases may be called indecisive (Ѱ, ⚹, ⚹, Ѱ); in 2 cases the resemblance in sound to the Cypriote is counterbalanced by the identity in shape and perhaps in alphabetical order with the Greek letters.

Note on the numbering of the Lycian inscriptions.

Since many of the inscriptions quoted above are unpublished, and no authoritative system of numbering has yet been adopted, I have employed a provisional arrangement of my own. Wherever it is possible I have kept the numbers given by Schmidt in his Corpus, except in the single instance of his

Limyra 10, which cannot be separated from his Limyra 9, and which I have therefore quoted as Limyra ‚9 a'. Inscriptions unknown to Schmidt have as a general rule been added after his in the order (as far as possible) of their discovery. The order of publication would be no doubt better, but is almost impracticable where so many remain unpublished. In accordance with this system in the case e. g. of Telmessus, Schmidt's numbers 1, 2, and 3 are retained, and Beaufort's ‚Caria' becomes Telmessus ‚4', though in reality it was published before the others, while an unpublished inscription is cited as Telmessus ‚5'.

Unfortunately Schmidt in many instances gives the same inscription twice or even three times over under different numbers and even different places. Thus his Limyra 7, 28 and 30 are different copies of one inscription; his Antiphellus 2 is really at Limyra and is given again by him as Limyra 20. Again his Limyra 37 and 38 are not there but at Tristomo. When all necessary corrections are made, many gaps are left in his series of numbers, so that his Limyra 43, for instance, is really only the 37th. If the principle of adding the new inscriptions after his be adhered to, those from Limyra would be numbered up to 57 or 58, though there are really only 49; while the numbers Limyra 25, 28, 35 etc. would be left entirely unused, since those inscriptions do not exist at all. I have therefore filled in the gaps in his series of numbers with inscriptions unknown to him in the order of their discovery, indicating by the use of inverted commas the fact that Schmidt's numbering is no longer observed in these cases. Thus I have given the name Antiphellus ‚2', to an inscription published by Texier, and referred to by Savelsberg under the very inconvenient name of Antiphellus 3 *b*: no confusion need arise, since Schmidt's Antiphellus 2 can never again be cited under that name, but must always be referred to by its correct title of Limyra 20.

WALTHER ARKWRIGHT.

[Zu den von Herrn Walther Arkwright verwerteten Inschriften lykischen Idioms hat Rudolf Heberdey auf einer Reise im Sommer 1898 vier neue hinzugefunden:

1. in Pinara am Südostabhang der kleinen Akropolis vier Zeilen, deren Anfänge verwittert sind, an der Felswand neben einem Felsgrabe im Holzbaustil;

2. in Myra (Westnekropole) drei großentheils zerstörte Zeilen im Innern eines Felsgrabes im Holzbaustil;

3. in Xanthos nahe beim Triumphbogen drei wohl erhaltene Zeilen auf einer 0·9 m hohen, 0·5 m breiten viereckigen Kalksteinbasis, deren Oberseite Reste von Standspuren zeigt;

4. in Üsümlü (Kadyanda) 21 Zeilen mit feinen, 0·01 m bis 0·015 m hohen, aber stellenweise ganz verwaschenen Buchstaben auf einer 0·39 m hohen, 0·35 m breiten Kalksteinplatte, die jetzt vor der Moschee als Stiegenstufe verbaut ist.

Soweit ich es übersehe, erleiden die obigen Aufstellungen durch diese neuen Funde keine Änderung.

ERNST KALINKA.]

Der angebliche Herakles des Onatas.

Die Pariser Bibliothèque Nationale besitzt in der Statuette des Herakles aus der Oppermann'schen Sammlung[1]) nicht nur eine vorzügliche Originalarbeit von der Wende des 6. Jahrhundertes, sondern auch ein Werk, das durch eine geistreiche Vermuthung von Friederichs[2]) kunstgeschichtliches Interesse gewann. Friederichs bezog nämlich die Figur auf die von den Thasiern geweihte Statue des Herakles, ein Werk des Onatas; nach Pausanias V 25, 12 war der Heros mit der Keule in der Rechten und dem Bogen in der Linken dargestellt, ein Koloss von 10 Ellen Höhe. Dabei deutete Friederichs den Gegenstand in der Linken der Pariser Bronzestatuette als den unteren Theil des Bogens. Vergl. Fig. 55.

Furtwängler hat mit treffenden Gründen[3]) die Unzulässigkeit dieser Beziehung klargelegt[4]) und nimmt wohl mit Recht für das Werk des Onatas eine ruhige Stellung an. Aber auch er sieht in der Oppermann'schen Bronze einen bogenbewehrten Herakles, der „wirklich mit der Keule zu einem mächtigen Schlage ausholt“, wohl ähnlich jenem Minotauros auf den Augenschalen, der sich „vergebens gegen Theseus wehrt, welcher — fehlt“.[5])

Dieser Annahme widersprechen jedoch die Formen des linken Armes der Statuette. Der Biceps ist mächtig gespannt, genau entsprechend dem des rechten Armes, der Deltoides stark hervortretend, der Supinator longus und ulnaris internus kräftig markiert. Ein bloßes Halten des Bogens kann dieses Muskelspiel nicht hervorgerufen haben, wie hiebei auch die halbe Drehung der Faust nach innen[6]) befremdlich wäre. Es wird aber sofort verständlich, wenn wir in dem stets missdeuteten Gegenstande in der Linken des kämpfenden Heros nicht den unteren Theil eines Bogens, sondern ein Horn erkennen, und zwar das Horn des Acheloos, der weggebrochen ist. Herakles hat den Flussgott mit mächtigem Griff an dem Horne gepackt, das an seiner Stirn, nahe der Schläfe, stand und drückt den Kopf nach abwärts, der hiegegen nach r. oben auszuweichen sucht. Dabei holt der Held mit der Keule zum tödtlichen Schlage aus. Es ist ein Moment höchster Spannung, der hier dargestellt ist.

[1]) Höhe 0·135 m. Babelon-Blanchet n. 518, woselbst auch die Literatur; Brunn-Bruckmann Taf. 351. Zuletzt kurz besprochen von Bulle, Der schöne Mensch S. 17, Taf. 27.

[2]) Friederichs, Berlins antike Bildwerke II 442.

[3]) In Roschers Lexikon s. v. Herakles 2142.

[4]) Auch Collignon, Histoire de la sculpture Grecque 285 neigt sich noch, wenn auch zweifelnd, der Ansicht von Friederichs zu.

[5]) Vgl. Klein, Euphronios[2] 25 f.

[6]) Dies ist besonders deutlich erkennbar an der Photographie der Rückseite Ed. Giraudon 219.

Versuchen wir es nun, aus dem Erhaltenen die Gestalt des Acheloos genauer wiederzugewinnen. Die reine Stierbildung mit bloßem Menschenkopf, wie sie uns auf Vasen[7]) entgegentritt, erscheint gleich der Annahme, dass, es sich hier um





Fig. 55 Bronze der Oppermannschen Sammlung in der Nationalbibliothek zu Paris.

den Kampf des Herakles mit dem kretischen Stier handeln könne, deswegen ausgeschlossen, weil wir infolge der Lage des linken Armes zu völlig unmöglichen Größendimensionen des Thieres gelangen, falls wir es uns feststehend denken.[8]) Stellen wir uns es aber nach l. aufsteigend vor[9]), so ergibt sich eine ganz undenkliche Position des Fabelwesens. So bleiben denn zwei Möglichkeiten für die Reconstruction des Acheloos: entweder als Mensch mit Stierhörnern, wie er durch Münzen und Schriftquellen belegt ist[10]), oder in der singulären Form, wie er uns auf einem Stamnos des Phanphaios im britischen Museum[11]) entgegentritt. (Fig. 56) Eine Entscheidung zwischen diesen beiden Möglichkeiten ist kaum statthaft, wir er-

[7]) Z. B. Arch. Zeitung 1862 Taf. CXVII; CXVIII.

[8]) Auf Münzen erscheint gleichfalls Acheloos meist in Stierbildung mit Menschenantlitz vgl. u. a. die Darstellungen von Imhoof-Blumer und Keller, Thier- und Pflanzenbilder auf Münzen Taf. XIII n. 17—25 und Imhoof-Blumer, Choix de Monnaies Grecques pl. VIII 266. Eine interessante und wichtige Parallele zu unserer Statuette bietet eine selinuntische Münze ‚Herakles im Stierkampf' Gardner, The Types of Greek coins pl. II 17.

[9]) So erscheint der kämpfende Stier auf thessalischen Münzen cf. Arch. Zeitung 1878 Taf. IX 6, 7.

[10]) Vgl. hiezu Jahn, Arch. Zeitung 1862 317 ff. und die Münze von Metapont a. a. O. Taf. CXVIII 4.

[11]) E 437; Klein, Meistersignaturen [2] 97; Gerhard, Auserl. Vasenb. II 115.

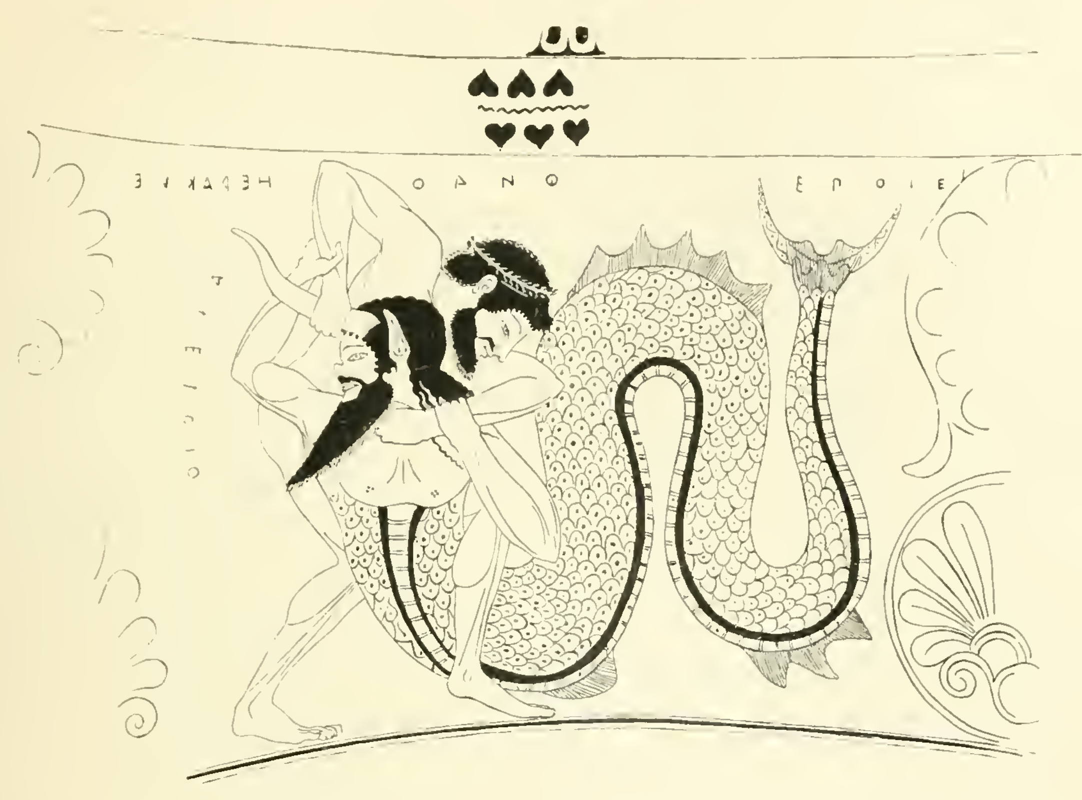


Fig. 56 Vasenbild des Phanphaios im britischen Museum.

halten in beiden Fällen eine Gruppe von überraschend lebendigem Aufbau. Gern würden wir annehmen, dass das Gefäß des Phanphaios die richtige Redaction übermittelt; denn bei der wenig originalen Art dieses Meisters ist die Bildung des (inschriftlich bezeugten) Acheloos als Mischwesen aus Mensch und Seeungeheuer mit einem Horn an der Stirne, das mit jenem in der Hand des Herakles bis ins Detail übereinstimmt, eine höchst auffällige Thatsache. Setzen wir diese Form des Fabelwesens in die Gruppe ein, so ergibt sich eine vollständig geschlossene in ihren Gegenseiten sich völlig entsprechende Linienführung von ursprünglichem Gepräge, welches die Hand eines großen Meisters verräth.

Man hat diesen, wohl verleitet durch den vermeintlichen Bogen, unter den äginetischen Künstlern gesucht und sich auch nach Friederichs von dem Gedanken an Onatas nicht losgemacht. Dürfte hiemit auch die Entstehungszeit des Werkes annähernd richtig bestimmt sein, so weisen stilistische Merkmale den Ursprung der Statuette in eine andere Richtung. Das in mächtigem Ausfall vorgesetzte, im Knie scharf abgebogene linke Bein, das langgestreckte rechte, welches nur mit

den Zehen balancierend den Boden berührt, die gewaltsame Drehung des Oberkörpers aus der Front- in die Profilansicht — all dies weist mit voller Bestimmtheit in die Richtung der Meister der Tyrannenmörder. Auch bei ihnen finden wir die gleiche heftige Action der Arme; am weitesten geht jedoch die Übereinstimmung in der Behandlung des Haares, das den scharfkantigen Schädel, einer anliegenden Kappe gleich, in kleinen Löckchen umgibt und sich bis tief in den Nacken hinabsenkt. Selbst im Detail finden wir so viel Gemeinsames, als wir überhaupt bei dem Vergleich einer Kleinbronze mit einem Marmorwerke, der Copie einer viel späteren Zeit, verlangen können. Das starke Betonen des Deltoides, das scharfe Hervorheben der Clavicula findet sich hier wie dort,[12]) ebenso wie die breite Behandlung des Schamberges.

Diese Thatsachen dürften zu der Annahme berechtigen, in der Heraklesbronze der Pariser Bibliothèque Nationale ein Werk attischer Kunst aus dem Beginne des fünften Jahrhunderts zu sehen. In seinem lebensvollen Aufbau, seiner kühnen Linienführung erkennen wir die Hand eines großen Meisters. Einen bestimmten Namen mit dem ursprünglichen Vorbilde in Zusammenhang zu bringen vermögen wir nicht, möchten jedoch darauf hinweisen, dass Hegias, ein Zeitgenosse des Kritios und Nesiotes, einen gefeierten Herakles schuf.

Prag, im Januar 1899. ARTHUR MAHLER.

Topographische Studien.

Die nachfolgenden Untersuchungen sind bei der Beschäftigung mit den römischen Itineraren entstanden. Sie beziehen sich, drei die Ortskunde von Pannonien, Macedonien und Sicilien angehende Abschnitte ausgenommen, sämmtlich auf Italien.

1. co.

Dies Zeichen findet sich zwischen je zwei Stationsnamen an 7 Stellen auf der Peutingerschen Tafel und hat ihren Erklärern bisher erhebliche Schwierigkeiten gemacht. Man hat verschiedene Deutungen vorgeschlagen. Nach Desjardins (Text zur Peut. Tafel 98) wäre es ‚compendium‘; nach Miller (Text zur Peut. Tafel 117) bezeichnete es die Zusammengehörigkeit zweier Orte und wäre wahrscheinlich bloß ‚con‘ oder auch ‚connexum, coniunctum, compitum‘ zu lesen,

[12]) Besonders übereinstimmend sind diese Partien am Aristogeiton.

Müller (zu Ptolemaeus S. 496) löst es mit ‚comminus‘ auf. Diese Vorschläge befriedigen besonders deshalb sämmtlich nicht, weil sie einen ganz unbestimmten Ausdruck da einsetzen, wo wir eine Zahl erwarten. Was half es dem Benützer der Tafel, zu wissen, dass er compendio von einem Ort zum andern gelangen könne, oder dass eine Station mit der andern nahe verbunden sei, wenn er nicht ersehen konnte, wie groß die zurückzulegende Strecke sei? Ich brauche in der Kritik nicht weiter zu gehen, da ich eine völlig gesicherte Erklärung geben kann.

Wer die Distanzangaben der Tafel mustert, wird erstaunt sein, nur solche von II m. p. aufwärts anzutreffen; die Einheit scheint gar nicht vorzukommen, und doch müsste sie aller Wahrscheinlichkeit nach wenigstens in dem so ausführlich behandelten Italien gelegentlich zu finden sein. Das, was wir vermissen, steckt in dem räthselhaften co. Das bekannte Zeichen für mille ∞ wurde von dem Abschreiber der Tafel nicht mehr verstanden, er gab es durch co wieder. Der Strich, der an drei Stellen darüber gesetzt ist,[1]) ist der bei Zahlen übliche, welcher zur Differenzierung von den Worten dient. Derselbe nahe liegende Schreiberirrthum findet sich beispielsweise noch in der handschriftlichen Überlieferung des bellum Africanum, vgl. Wölfflin S. 66, 10; 118, 13; 119, 3; 6; 122, 8; 123, 1, und in der des Itinerarium Antonini 323, 10 : I *P*, CC *D*, mille∞ *L*, comille *B*, CCmille *reliqui*, vgl. 370, 3 : I *P*, CC *D*, ∞ *L*.

Die gegebene Erklärung wird in den Fällen, wo eine Prüfung möglich ist, durchaus bestätigt; sie muss also als sicher gelten und liefert nicht unwichtige topographische Ergebnisse.

a) **ad sanctum petrum $\overline{\text{co}}$ ponte adriani.**

Von der Front der alten Peterskirche bis zur Engelsbrücke messe ich 652 passus.[2]) Da die Tafel keine Bruchtheile verrechnet, konnte nur ∞ gesetzt werden.

b) **in uinias co puteolis.**

Der Verbindungsstrich zwischen in uinias und puteolis fehlt.

Itinerarium Antonini 122, 7 f.	tab. Peut.	Ravennas 333, 7 ff.
cumis	cumas	cumas
	III	|
III ω IIII P	in uinias	in uiniis
	co	|
puteolis	puteolis	puteolis

[1]) Er steht über c und o, nicht nur über o, wie man nach Millers Ausgabe glauben müsste.

[2]) Lanciani, Forma urbis V 13; 14.

Im It. Ant. sind nach dem handschriftlichen Stemma ω und P hier gleichberechtigt, da D fehlt.[3]) Dennoch darf IIII, das den Posten der tabula entspricht, nicht in den Text gesetzt werden, denn die 122, 4 von ω und P übereinstimmend überlieferte Summe fordert III. Damit ist aber nicht auszukommen. Vom Fuße der Akropolis von Cumae bis an den Fuß der Höhe des heutigen Pozzuoli messe ich in der fast geraden Linie durch die Grotta della Pace über den Lago Averno, auf dem ein regelmäßiger Verkehr mit Barken bestanden haben mag, und über die Stelle des im 16. Jahrhundert entstandenen Monte Nuovo fort nicht weniger als $6^1/_2$ Kilometer = 4·4 m. p. Diese Zahl lässt sich um etwa 1 Kilometer ermäßigen. Der Ausdehnung der römischen Ruinen der Städte entsprechend kann man die Itinerarstation von Cumae näher dem Westeingange der Grotta ansetzen und die von Puteoli nördlich vom sog. Serapeum. Auf weniger als $5^1/_2$ Kilometer = 3·7 m. p. wird man die Distanz nicht schätzen dürfen. Ferner wäre es, wenn auch nicht undenkbar, so doch merkwürdig, dass in P die richtige Ziffer durch Zufall wiederhergestellt sein sollte. Die einzige Lösung ist die Annahme, dass ursprünglich IIIS gelesen wurde.[4]) In ω wurde das S in Summe und Posten getilgt, in P verschwand es ebenfalls aus der Summe, wurde dagegen im Posten zu I verschrieben, was sich aus seiner Form leicht erklärt, die dem geraden Strich ziemlich nahe kommt. In der tabula ist demnach entweder IIS — ∞ oder III — S das Ursprüngliche gewesen. Die Station in Vineas lag also 700 bis 1500m von Puteoli entfernt.

c) confluentibus co singiduno.

Itinerarium Antonini 131, 6 f.	tab. Peut.	Ravennas 214, 13 f.
tauruno classis	tauruno	taurinum
	III	|
IIII	confluentibus	confluentes
	co	
singiduno castra	singiduno	

Von Semlin (Taurunum) bis zum Zusammenfluss der Save mit der Donau (Confluentes) messe ich etwa $4^1/_2$ Kilometer = 3 m. p.; der Übergang über die Save und der Aufstieg auf die Höhe von Belgrad (Singidunum) ist mit 1 bis $1^1/_2$ Kilometer zu bemessen, d. h. mit ∞ passus.

Wie Confluentes unter dem Felsen von Belgrad, so liegt Succosa unter dem von Cosa.

[3]) Vgl. Kubitschek, Wiener Studien XIII 1891 S. 177 ff; Cuntz ebenda XV 1893 S. 260 ff.

[4]) Vgl. Cuntz a. a. O. 297 ff.

d) cosa $\overline{co}$ succosa.

Aus dem Namen, der mit ähnlichen Stationsbezeichnungen wie sub Anagniae und sub Romula (It. Ant. 302, 5; 120, 3) zu vergleichen ist, hat man schon längst geschlossen, dass Succosa am Fuße der felsigen Höhe gelegen habe, welche die wohlerhaltenen Mauern von Cosa (Ansedonia) trägt. Diese Vermuthung hat nun ihre Bestätigung gefunden. Von keinem der drei Thore der Stadt,[5]) deren höchste Erhebung nur 113^{m} misst, ist es in die Ebene hinunter weiter als $^{1}/_{2}$ Kilometer. Benndorf[6]) vermuthet, dass die Station, von der Straßen nach Saturnia und Centumcellae (Civitavecchia) ausliefen,[7]) in den Ruinen bei Torre della Tagliata anzusetzen ist. Ihre Distanz von dem Südthore der Stadt, etwa $^{3}/_{4}$ Kilometer, spricht durchaus für diesen Ansatz.

e) foro clodo co sabate.

tab. Peut.	Ravennas 285, 6 ff.
carcias	
VIIII	
vacanas	
VIII	
ad nouas	civitas novas, item
?	|
sabate	sabbatis
co	|
foro clodo	foro glodi

Der Verlauf der Straße ist von Desjardins im ganzen richtig dargestellt worden.[8]) Sie geht von Galera (Careiae) nordöstlich nach Vacanas, das in der Nähe von Baccano, etwa 1 m. p. nördlich, lag, und von hier westlich um den Nordrand des Sees von Bracciano herum nach S. Liberato, das, wie durch die Entdeckungen des Jahres 1888 endgiltig festgestellt ist,[9]) auf der Stelle von Forum Clodii liegt. Auf der Strecke Baccano—S. Liberato, welche die via Cassia mit der Clodia verbindet, ist der antike Straßenzug genau bekannt. 8 m. p. führen auf ihm von Vacanas bis zu der kleinen Bucht im Osten von Trevignano, und hier bei S. Bernardino hat Desjardins daher richtig ad Novas localisiert. Für

[5]) Vgl. Dennis, The cities of Etruria II² 250.

[6]) Bullettino 1867 S. 145 ff.

[7]) Tab. Peut.

[8]) Ann. d. inst. 1859 S. 43 ff.; Text zur tab. Peut. 129 ff., wo auch die von mir gegebene Lesung der tabula zutreffend vertheidigt und die Ansicht, dass Vacanas in unsere Route irrthümlich hineingezogen sei, zurückgewiesen wird. Vgl. Bormann CIL XI S. 502.

[9]) A. Pasqui, Nuove scoperte nell' area di Foro Clodio sulla collina di S. Liberato presso Bracciano, Notizie degli scavi 1889 S. 5 ff; CIL XI S. 502.

Sabate stand, so lange das co nicht richtig gedeutet war, das Seeufer von hier bis S. Liberato zur Verfügung. Desjardins glich es mit Trevignano (1 Kilometer von S. Bernardino), an dessen Westeingang noch heute ein großes Stück der alten aus Quadern erbauten Stadtmauer erhalten ist. Dieser Ansatz hat fast allgemeine Billigung gefunden,[10]) und man pflegt seither Sabate, ‚eine früh verschollene etruskische Stadt', die dem lacus Sabatinus seinen Namen gab, in dem vom See umspülten und von der steilen Rocca überragten Städtchen zu sehen. Wir wissen jetzt, dass es höchstens 1½ m. p. = 2·2 Kilometer von S. Liberato am Westufer des Sees gelegen hat. Die von Trevignano nach S. Liberato führende römische Straße, die seit der Erhöhung des Wasserspiegels am Ende des 17. Jahrhunderts[11]) bis zur Vigna Orsini vom See bedeckt ist, zieht sich um die südlich der Vigna Campana aufsteigende und in den See vorspringende Höhe il Colle, verlässt dann das Ufer, durchschneidet die Vigna Grande und steigt nach S. Liberato hinauf.[12]) 2·2 Kilometer reichen von dem Bezirk von S. Liberato bis hinter den Vorsprung des Colle im Süden der Vigna Campana. Wo hat nun auf diesem Raum die alte Etruskerstadt gelegen?

In der Ebene der Vigna Grande sind heute noch über der Erde die Ruinen einer Villa und einer Badanlage zu sehen. Aber nichts ist vorhanden, was dazu berechtigte, hier eine städtische Ansiedlung zu suchen. Wer möchte überhaupt glauben, dass eine so alte Stadt — soll sie doch dem See den Namen gegeben haben — in der Ebene gelegen hat? Es bleibt noch il Colle übrig. Aber, obwohl der Acquedotto Paolo seinen Fuß umkreist, hat niemand bisher auf ihm Reste von Befestigungen oder künstliche Felsabsteilungen bemerkt. Ich selbst habe auf Kreuz- und Querzügen vergeblich nach derartigen Spuren gesucht.[13]) Man könnte nun etwa vermuthen, Forum Clodii liege auf der Stelle von Sabate, die jüngere römische Gründung habe die ältere etruskische ersetzt, und es sei nur der alte Name noch bestimmten Örtlichkeiten am Fuße des Stadtberges geblieben. Auch das ist abzulehnen. Der Bezirk von S. Liberato ist für die Anlage einer alten vertheidigungsfähigen Stadt so unpassend wie möglich. Er ist kein deutlich begrenztes Plateau, sondern zieht sich ansteigend an einem breiten Bergstock in

[10]) Kiepert, Karte von Mittelitalien und Atlas antiquus; Dennis I 59 f.; Nissen, Italische Landeskunde 260; Jung, Grundriss der Geogr. von Italien 1897 S. 54; Bädeker, Mittelitalien 1896 S. 91.

[11]) Desjardins, Zur tab. Peut. 140.

[12]) Pasqui a. a. O. Vgl. die Karte des istituto geografico militare 1 : 25000 143 III N. E.

[13]) Auch auf dem M. Perpignano, der sich zwischen S. Liberato und Bracciano gegen den See vorschiebt und, von den westlichen Höhen durch eine kleine Einsenkung getrennt, sich für eine Stadtanlage gut geeignet hätte, habe ich nichts dergleichen gefunden.

die Höhe, dessen Mitte einnehmend. Von allen Seiten ist er überhöht und eingesehen, die Möglichkeit, ihn zu befestigen, ist nicht vorhanden. Für die Gründung eines forum empfahl ihn seine Lage am Kreuzungspunkt von vier Straßen und an einem schönen, sonnigen und fruchtbaren Abhange; für eine feste Stadt eignete sich jede der benachbarten Anhöhen am See, Colle, Perpignano, Bracciano, viel besser. Die alte Etruskerstadt ist also nicht unterzubringen.

Aber worauf beruht denn überhaupt die Annahme einer solchen? Im Jahre 387 wird die tribus Sabatina geschaffen; aber von einer Stadt Sabate ist in der ganzen Literatur keine Rede. Man hat ihre Existenz lediglich aus unserer Itinerarstelle erschlossen. Das einzige Zeugnis, das wir für die Herkunft des Tribusnamens haben, steht bei Festus,[14]) da heißt es: ‚Sabatina a lacu Sabate dicta'. Von Gewässern sind noch andere Tribusnamen, nämlich Aniensis, Arnensis, Galeria (?), Oufentina, Pomptina, Teretina, Velina hergenommen.[15]) Die bei Festus erhaltene älteste Form des Seenamens finden wir auf der Itinerarkarte wieder,[16]) und an das Seeufer führt uns die Distanzangabe. Es wird nach genau 1 m. p. in der Vigna Grande am Fuß von il Colle erreicht. Unter Sabate ist also keine Stadt, sondern der See zu verstehen, an dem wir uns in der Nähe der großen Straße eine Nachenstation vorstellen dürfen, die den Verkehr der Uferorte mit Forum Clodii und der via Clodia vermittelte. Nach dem Sprachgebrauch der Itinerare wird den Gewässern allerdings gewöhnlich lacus oder flumen ausdrücklich zugesetzt, doch kann es auch fehlen.[17])

Zwischen ad novas und sabate ist V oder VI zu ergänzen.[18])

f) **fons $\overline{co}$ neapolis.**

tab. Peut.	it. Ant. 320, 5 ff.	it. Hierosol. 603, 8 ff.	it. Ant. 331, 2 f.
philippis	philippis	civitas philippis	philippis
?			
fons	XII	X	
co			XXI
neapolis	neapoli	mutatio neapolim	
XLIIII	VIIII	VIIII	
acontisma	acontisma	mansio hercontroma	acontisma

[14]) Paulus S. 342; Festus S. 343.

[15]) Kubitschek, De Romanarum tribuum origine 1882 S. 18.

[16]) Sabbatis des Rav. halte ich für verderbt.

[17]) Vgl. tab. Peut. Italien: melfel = Melfa lambrum = Lambro u. s. w.

[18]) Eigentlich VS

Die Zahlen der zweiten Spalte werden durch die vierte bestätigt. Für Philippi—Neapolis ist also XII gesichert und für Philippi—Fons XI einzusetzen. Dementsprechend messe ich von den Ruinen von Philippi nach Kavala, dessen Gleichung mit Neapolis zweifellos ist,[19]) die heutige Straße entlang[20]) auf der Karte des k. u. k. militär-geographischen Instituts[21]) etwa 17 Kilometer = $11\frac{1}{2}$ m. p. Die Localisierung der Station Fons, die man bisher fälschlich in der Nähe von Philippi vermuthete,[22]) kann nun erst versucht werden. Vielleicht ist Fons der Punkt, wo die Straße einen Neapolis mit Wasser versorgenden Aquaeduct kreuzte. Allerdings ist der heute vorhandene schöne Aquaeduct nicht antik, doch hat er gewiss einen antiken Vorgänger gehabt, da es in der Stadt an Quellen fehlt.[23]) Eine nähere Untersuchung der Frage ist nur an Ort und Stelle möglich.

g) **tabellaria V ? co grauisca.**

tab. Peut.	Ravennas 267, 4 ff.	Ravennas 335, 3 ff.	Itin. marit. 499, 1
mindo fl.	minium	minium	
?	|	|	
grauisca	tuuelari	tuellaria	
co			
?			
V			
tabellaria	grauisca	grauisca	grauiscis
II	|	|	III
marta fl.	martha	martha	maltano

Grauisca und Tabellaria liegen danach zwischen den Flüssen Mignone und Marta. Von Grauisca wissen wir ferner, dass es unmittelbar an der sumpfigen Küste lag.[24]) Mehr lässt sich nicht mit Sicherheit behaupten, zumal da die tabula und der Ravennas Grauisca und Tabellaria in verschiedener Reihenfolge bringen. Das Itinerarium maritimum, dessen maltano mit großer Wahrscheinlichkeit gleich martano gesetzt und an der Martamündung gesucht wird, spricht für den Ravennas. Unter diesen Umständen ist eine Fixierung der Station, deren Name in der tabula ausgefallen ist, unmöglich.[25])

[19]) Strabo VII S. 330 fr. 32; S. 331 fr. 36; Appian b. c. IV 106; Guido 535, 21; Expositio Andronici Palaeologi bei Parthey, Hieroclis synecdemus et notitiae episcopatuum 1866 S. 239; Cantacuzenus Hist. III S. 226; 264; 293; Nicephorus Gregoras, Hist. byz. VII S. 246; XIII S. 631.

[20]) Heuzey, Mission de Macédoine 1876 S. 33.

[21]) 1 : 300000, gedruckt 1897.

[22]) Tafel, De via Egnatia 1841 S. 12; Heuzey a. O. 43.

[23]) Heuzey a. O. 13.

[24]) Itin. marit.; Strabo V S. 225; Rutilius Namatianus I 281 f.

[25]) Ich möchte mit Bormann (CIL XI S. 511) Grauiscae bei Porto Clementino ansetzen. Es an das rechte Ufer der Marta zu verlegen (Dennis, Cities of

2. Aequum Faliscum.

Aequum Faliscum, in dem Bormann[26]) mit Recht einen von Falerii verschiedenen Ort sieht, wird nur selten in der antiken Literatur erwähnt. Für eine genauere topographische Fixierung kommt nur eine Strabostelle und die Peutingersche Tafel in Betracht. Bei Strabo heißt es (V 226) οἱ δὲ Αἰκουουμφαλίσκον[27]) λέγουσιν ἐπὶ τῇ Φλαμινίᾳ ὁδῷ κείμενον μεταξὺ Ὀκρίκλων καὶ Ῥώμης. Es lag also nach gewissen Gewährsmännern Aequum Faliscum an der via Flaminia zwischen Otricoli und Rom. Die tabula bedarf einer eingehenden Besprechung. Auf ihr findet sich ein Straßenzug, der, in der Station ad novas von der via Salaria abzweigend, über die Stationen farfar fl., aequo falsico, inter manana eine namenlose zweithürmige Vignette, den Kreuzungspunkt dreier Straßen, erreicht.[28]) Ad Novas oder Vico Novo, 32 m. p. von Rom, 16 m. p. von Reate (Rieti),[29]) ist bei der Osteria Nova de' Massacci zu suchen,[30]) nicht weit von der Stelle, wo die via Salaria den Farfa überschreitet; Farfar fl(uvius) ist ein anderer Übergang über denselben Fluss; Aequo Falsico und inter Manana bleiben noch unbestimmt; die zweithürmige Vignette ist Narnia (Narni), denn dort laufen die Straßen von Mevania (Bevagna) und Interamnium (Terni) zusammen.[31]) Unter dieser Straße ist von Rom auslaufend die via Flaminia eingezeichnet. Der rothe Strich, der ihren Zug darstellt, hört auf bei der durch eine Vignette markierten Station aqua viva, deren Lage im Nordwesten des Soracte etwa $2^1/_2$ m. p. südöstlich von Civita Castellana durch die noch in neuerer Zeit vorhandene Quelle Acqua Viva sowie eine Osteria des gleichen Namens und die Capelle S. Mariae Aquae Vivae bezeichnet ist.[32]) Doch ist links davon noch die Angabe der Distanz bis zur nächsten Station erhalten: VII. Die Frage ist: Wohin muss der rothe Strich von aqua viva gezogen werden? In Betracht kommen nur Narnia und aequo falsico;

Etruria I² 430 ff.; Kiepert, Karte von Mittelitalien), widerspricht der Überlieferung.

[26]) CIL XI S. 466.

[27]) So Cluvers allgemein angenommener Vorschlag, οἰακουουμφαλισκον codd.

[28]) Die Millersche Ausgabe ist hier correct, nur hätte das e in aequo deutlicher wiedergegeben werden müssen. — Es ist nicht richtig, wenn Bormann a. O. den Straßenzug zwischen Eretum und ad Novas sich abzweigen lässt und ihn als ‚frustum viae' bezeichnet, das hinter inter manana abgebrochen sei.

[29]) Tab. Peut. und It. Ant. 306, 5 ff.

[30]) Mommsen CIL IX S. 464.

[31]) Desjardins (Text zur tabula 110) hält inter manana für den zur Vignette gehörigen Namen. Aber der rothe Strich der Straße macht über den Thürmen einen besonderen Knick, auf dem inter m. steht. Es muss daher schon deswegen eine besondere Station bezeichnen. Die Künste, mit denen D. aus inter manana : narnia herstellt, verdienen keine Widerlegung.

[32]) Westphal, Die römische Campagna 1829 S. 136: „4 m. p. nördlich der scharfen Biegung der Straße, wo sich der Weg nach S. Oreste abzweigt"; Wesseling, Zum itin. Hierosol. 613, 2. Auf der Karte des istituto topografico militare ist eingetragen Muraccio S. Maria (südlich von Acqua V.) und M. dell' Osteriola (östlich von Acqua V.).

inter manana tritt zu weit zurück. Die Stellung der VII scheint die Verbindung mit Narnia mehr zu empfehlen, aber es sprechen entscheidende Gründe dagegen. Die Entfernung Acqua Viva—Narni beträgt 24 m. p.[33]) Es müsste also, wenn man nicht gar einen Ausfall annehmen will, VII aus XXIIII verderbt sein, was an sich unwahrscheinlich ist und auch deswegen verworfen werden muss, weil eine Angabe von mehr als 20 m. p. in der Gegend von Rom auf der Tafel nicht vorkommt. Ferner muss Aequum Faliscum sicherlich auf dem rechten Tiberufer im ager Faliscus gelegen haben.[34]) Nun ist es aber fast undenkbar, dass der Straßenzug ad Novas—Narnia auf dem rechten Tiberufer nördlich vom Farfa und weiter nach Narni lief, ohne in die via Flaminia einzumünden oder sie zu schneiden. Es würden also die beiden Routen der Tafel in Collision gerathen. Dazu kommt endlich noch die citierte Strabostelle, die Aequum an die via Flaminia legt. Es ist daher aqua viva durch eine gebogene oder gebrochene Linie mit aequo falsico zu verbinden.[35]) Daraus ergeben sich folgende Resultate: die Gleichung von Aequum Faliscum mit Falerii Veteres (Civita Castellana),[36]) für die man keinen Beweis beigebracht hat, ist aufzugeben; Aequum muss 7 m. p. nördlich von Acqua Viva an der Flaminischen Straße gelegen haben. Mit dieser Distanz erreiche ich den Rio della Fratta. Ich halte Aequum daher für identisch mit der von Dennis beschriebenen bedeutenden alten Stadt bei S. Silvestre westlich von Borghetto, deren Anlage mit der von Falerii Veteres große Ähnlichkeit hat.[37]) Da die Distanz Aqua Viva—Narnia 24 m. p. beträgt (s. oben), war die zwischen inter manana und der Vignette ausgefallene Zahl: V, d. h. inter Manana lag 5 m. p. von Narni, 7 von Otricoli.[38]) Wenn man vom Fratta im Tiberthal nach Süden misst, so erreicht man nach 16 m. p. den Farfa nicht weit von seiner Mündung, etwa bei Ponte Sfondato. Dort mag also die Station Farfar fl. gelegen haben. Von Ponte Sfondato bis Osteria Nuova messe ich in der Luftlinie 10½ m. p., die ausgefallene Zahl dürfte also XII oder XIII gewesen sein.

[33]) Itin. Hierosol. 613, 2 ff.; Die Becher von Vicarello; It. Ant. 124, 8 ff.; 311, 1 f.

[34]) Vgl. auch Vergil Aen. VII 695 ff. Die Zeichnung des Flusses auf der tabula ist ohne jede Beweiskraft.

[35]) Desjardins verbindet es a. O. 110 mit Narnia, daneben 167 versuchsweise mit Aequo, doch ohne Folgerungen daraus zu ziehen; beides mit ganz unnöthigen Correcturen.

[35]) Desjardins a. O. 142 ff.; 167; Deecke, Die Falisker 1888 S. 44 f. — Dass Aequum F. und Falerii Novi (Fallari) nicht identisch sind (Kiepert, Karte von Mittelitalien, Atlas Antiquus), lehrt schon die tabula, auf der beide auf verschiedenen Routen vorkommen.

[37]) Dennis I² 121 ff. Er nennt sie Fescennium, zieht aber auch die Bezeichnung Aequum Faliscum in Erwägung. Auch Kiepert (Karte von Mittelitalien) hat sie als Fescennium eingetragen. Gallese (Dennis I² 120 f.) ist von der via Flaminia zu weit entfernt. — Bei Acqua Viva trennt sich die alte Straße von der heutigen (die nach Civita Castellana führt) und passiert in nördlicher Richtung die Treja östlich von S. Susanna. Vgl. Westphal a. O. 136; 141 ff.

[38]) Vgl. die in Anm. 33 citierten Itinerarstellen.

3. Trebula Suffenas.

tab. Peut.	Ravennas 274, 12 ff.
preneste	preneste
XI	|
treblis	trebio
XV	|
carsulis	cussiolis

Die neueren Bearbeiter dieser Praeneste (Palestrina) und Carsioli (Civita Carenza) verbindenden Straße setzen übereinstimmend die Mittelstation treblis gleich Treba, heute Trevi.[39]) Dagegen spricht erstens, dass beide überlieferten Zahlen geändert werden müssten, denn von Palestrina nach Trevi sind etwa 23, von Trevi nach Civita Carenza über Subiaco etwa 25 m. p.;[40]) und zweitens — worauf bisher niemand Wert gelegt hat — dass in treblis vor der Endung ein l steht, das, wie es scheint, auch in der Quelle des Ravennas vorhanden war. Sehen wir daher einmal von Trevi ab. Von Palestrina nach Civita Carenza messe ich in der Luftlinie gegen 20 m. p.; 26 m. p. können also auch bei größeren Umwegen in gebirgigem Gelände wohl ausreichen. Nun hat gerade für die Gegend, die die gezogene Luftlinie schneidet, Dessau die Existenz einer Stadt Trebula durch Conjectur wahrscheinlich gemacht, ohne sich indes der tabula zu erinnern. Er will in der alla chiesa diruta di S. Pietro sotto Saracinesco gefundenen Inschrift des M. Vetius Cissus (CIL XIV 3492) das von Revillas gelesene ‚VIvir aug(ustalis) tebulae sue' in ‚VIvir aug(ustalis) trebulae suf' verbessern und nimmt dann mit Recht an, dass Trebula Suffenas, wenn auch wegen der Nennung des Stadtnamens nicht am Fundort des Steines selbst, doch irgendwo in jener Gegend gelegen habe, da schwerlich jemand aus der Ferne gekommen sein werde, um in Trebula Suffenas den Sevirat zu bekleiden. Andere Gemeindebeamten gesetzte Inschriften (n. 3500; 3501; 3512; vgl. 3502) sprechen sehr stark dafür, Trebula Suffenas da zu suchen, wo sie gefunden sind, nämlich in Ciciliano,[41]) das von jener Luftlinie fast berührt wird.

Schon die Zusammenstellung der Itinerarüberlieferung mit diesen inschriftlichen Funden lässt die Ansetzung von Trebula Suffenas in Ciciliano gesichert

[39]) Westphal a. O. 106; 122; Desjardins a. O. 183; Dessau CIL XIV S. 353.

[40]) Wenn man, wie es bisher geschehen ist, sublacio der tabula mit Subiaco gleicht, so entsteht eine weitere erhebliche Schwierigkeit. Für mich fällt dies Argument fort, da ich sublacio anderwärts suche. Vgl unten S. 94 f.

[41]) Vgl. Dessau CIL XIV S. 360, der jedoch dem oppidum sui iuris in Ciciliano keinen Namen geben will, da ihm seine Conjectur zu n. 3492, die

erscheinen. Ich habe aber noch einen ferneren Beweis dafür gefunden. Allerdings wird der Ort mit beiden Namen nur noch in der alphabetisch geordneten augustischen Liste der Gemeinden der vierten Region (Plinius n. h. III 107) erwähnt, aus der nur so viel hervorgeht, dass er in Ciciliano gelegen haben kann. Denn sie enthält Tibur und Carsioli, während Praeneste zur ersten Region gerechnet wird (n. h. III 64). Aber in dem Gedicht des Martial V 71 wird ein vom Dichter ohne unterscheidenden Beinamen erwähntes Trebula so geschildert, dass ich darin deutliche Hinweise auf Ciciliano erblicke:

Humida qua gelidas summittit Trebula valles
Et viridis cancri mensibus alget ager,
Rura Cleonaeo nunquam temerata leone
Et domus Aeolio semper amica Noto
Te, Faustine, vocant: longas his exige messes
Collibus; hibernum iam tibi Tibur erit.

Der verwöhnte reiche[42]) Freund hat den Sommeraufenthalt auf seinem Tiburtinum zu warm gefunden, während Tibur sonst als das Ideal einer Sommerfrische gilt.[43]) Da räth ihm der Dichter im Scherz: Geh doch weiter hinauf ins Gebirge nach Trebula; wenn du dort in der Kälte den Sommer verlebt hast, wird Tibur für dich ein passender Winteraufenthalt sein.

Welches Trebula von den vier Orten des Namens, die wir kennen,[44]) ist hier gemeint? Ausschließen kann ich wohl sogleich das fern in Samnium am Sangro gelegene Quadri bei Pizzoferrato,[45]) das sicherlich außerhalb des Gesichtskreises Martials lag. Auf das sabinische Trebula Mutuesca, heute Monteleone[46]) passt die Beschreibung des Dichters in keiner Weise. Von dem feuchten Ort sollen sich kalte Thäler hinabziehen, um die Sonnenwende soll das Getreide noch grün auf dem Acker stehen, nie soll Hitze die Felder berühren, stets soll der Südwind dem Hause willkommen sein. So kann man den Sommer eines Ortes nicht schildern, der durch seine Ölbäume berühmt war. Vergil (Aen. VII 711) spricht von der ‚olivifera Mutusca', Strabo (V 228) schließt unmittelbar an die Erwähnung von Trebula und Eretum die Bemerkung an: ἅπασα δ' αὐτῶν (τῶν Σαβίνων) ἡ γῆ διαφερόντως ἐλαιόφυτός ἐστι καὶ ἀμπελόφυτος, und heute heißt eine Monteleone benachbarte Gemeinde Oliveto. Monteleone liegt nur 491^m hoch und ist im Süden und Westen nur von aufgelösten Bergzügen umgeben, von denen keiner höher als

er dort als sehr wahrscheinlich bezeichnet, nun als nimis incerta erscheint.

42) Seine Villen in Tibur IV 57; VII 80, 12; Anxur X 51, 8; Baiae III 58.

43) Martial IV 57, 10; I 12, 1.

44) Mommsen, Bullettino 1847 S. 152.

45) CIL IX S. 262 n. 2823.

46) CIL IX S. 463.

750^m ist. Ebensowenig kann das campanische Trebula Baliniensis, heute Treglia[47]) nördlich von Capua gemeint sein. Der Ort hat nur 300^m Höhe ü. M.; die Felder, die schnell bis zu 75^m herabsteigen, ziehen sich nach Süden herunter und sind durch Berge, die im M. Maggiore 1037^m erreichen, gegen Norden und Osten geschützt. Der Acker der Stadt zählte zum besten von Italien. Cicero erwähnt (De lege agr. II 25, 66), dass er durch Servilius Rullus neben dem von Venafrum und Allifae zur Aufnahme von Colonisten bestimmt war. Welcher Quirite hätte sich wohl durch Ländereien, wie sie Martial schildert, ködern lassen? Unser Gedicht kann sich also nur auf das vierte bekannte Trebula, das Suffenas benannte, beziehen.

Die Beschreibung passt nun auf Ciciliano vortrefflich. Es liegt auf einem 619^m hohen Berge, ein Mittelpunkt des ganzen Berglandes. Nach Norden fließt in engem Thale der Rio in den Anio ab, nach Westen der Empiglione gegen Tibur, nach Süden zieht sich ein von Bergen umschlossenes Hügelland hinab (bis 304^m) und wieder hinauf nach Pisoniano (518^m). Das ‚summittere valles' trifft also buchstäblich zu. Die Äcker werden hauptsächlich nach Pisoniano hin gelegen haben, und für sie werden — vielleicht ein wenig dichterische Übertreibung vorausgesetzt — Martials Verse wohl gelten dürfen. Dem West- und Südwind ist durch eine zusammenhängende Bergkette, die bis 1218^m ansteigt, der Zutritt gewehrt, und wenn die Höhen sich im Südosten nicht viel über 800^m erheben, steigen sie im Nordosten wieder auf 1251^m. Die nördliche Nachbarschaft von Ciciliano kennen wir durch Horaz. Fast gegenüber der Stelle, wo sich der Rio in den Anio ergießt, mündet von Norden her die Digentia, in deren Thal er sein Sabinum besaß. Mandela, das heutige Cantalupo Bardella, das dort über dem Anio liegt (487^m ü. M.), charakterisiert er als ‚rugosus frigore pagus', und seinem Gute rühmt er nirgends eine besondere Ertragsfähigkeit nach. Er spricht begeistert von seinem klaren Bach und seinem Wäldchen; aber es wachsen ihm keine Oliven, keine Obstbäume, keine Reben,[48]) und an dem Acker hat er nur die ‚certa fides segetis' zu loben.[49]) Da er dem hohen Gönner und Spender gegenüber nirgends mehr zum Preise des Sabinum zu sagen weiß, dürfte es kaum von besserer Qualität gewesen sein als der trebulanische Acker Martials.

Endlich gewinnen wir doch auch wesentlich für das Verständnis des Dichters, wenn wir den Faustinus empfohlenen Sommersitz in der unmittelbaren Nachbarschaft von Tibur localisieren. Da Tibur dir nicht genügt, zieh in das armselige Nest da oben!

Martials Gedicht verstärkt also meinen Beweis noch erheblich. Ich kehre

[47]) CIL X S. 442.

[48]) Epist. I 14, 23; 16. 1.

[49]) Carm. III 16, 30.

zur tabula zurück. Ich messe von der Burg von Praeneste (Castel S. Pietro 752^m) nach Ciciliano 9 m. p. in der Luftlinie. Den Anfang einer alten von Ciciliano nach Süden führenden Straße hat Westphal constatiert.[50]) Ob mit 11 m. p. auszukommen ist, mögen andere entscheiden. Ich vermuthe, dass die Straße Capranica Prenestina berührte, und glaube, dass die Zahl höchstens geringer Correctur bedarf.

Von Ciciliano nach Civita Carenza sind gegen 11 m. p. Luftlinie. Die Straße das Thal des Rio hinab zum Anio zu ziehen, woran man zunächst denken könnte, verbietet die Zeichnung der tabula, die Carsulis und nicht Lamnas (Osteria della Ferrata nach den correcten Distanzangaben der via Valeria)[51]) zum Knotenpunkt macht. Um den Bergstock der Costa Sole im Süden zu umgehen (Cerreto Laziale, Rocca Canterano, den Anio hinab, Arsoli), sind mehr als 15 m. p. erforderlich, mindestens 16. Ich möchte daher annehmen, dass die Straße mit starker Steigung nach Saracinesco (908^m) hinauf und über Anticoli zum Anio hinabgeführt worden sei, um über Roviano und Arsoli Civita Carenza zu erreichen.[52]) Diese Strecke wird mit $14^1/_2$ bis 15 m. p. richtig geschätzt sein.

In der Form des Namens ‚treblis' ist der Ausfall des u an sich nicht auffällig und auch bei dem campanischen Trebula erfolgt, das im Mittelalter ‚treble' und ‚triblis' heißt. Vielleicht kann durch diese späten Formen auch die Endung erklärt werden.

Die Grenze der vierten und ersten augustischen Region wird durch die Fixierung der Trebulani Suffenates genauer bestimmt.

4. In monte Grani, in monte Carbonario, Vignas, Sublacio.

carsulis
VI
in monte grani
V
in monte carbonario
V
vignas
VII
sublacio
?
marrubio

Auch diese Route der tabula hat bisher der Erklärung die größten Schwierigkeiten geboten. Man hat sich schließlich dabei beruhigt, sie für stark verderbt zu

[50]) a. O. 119 (W. gelangt von Tivoli den Empiglione hinauf): ‚bis unterhalb Ceciliano, wo die alte Straße rechts abgeht, sich aber nun bald verliert, ohne dass man mit einiger Gewissheit bestimmen könne, wohin sie eigentlich geführt habe.' Vgl. 122.

[51]) 5 m. p. von Variae (Vicovaro), 10 m. p. von Carsioli.

[52]) Den kürzeren Weg der via Valeria über Riofreddo (vgl. Westphal 115) bietet weder die tabula noch das It. Ant., die Tibur-Carsioli über-

halten, und sich in dieser Meinung durch die falsche Auffassung der anschließenden Strecke preneste — carsulis bestärken lassen.[53]) Nun haben wir dort jeden Anstoß fortgeräumt und werden mit umso größerem Recht auch hier den Versuch machen, die Überlieferung zu schützen.

Die Straße verbindet Carsioli = Civita Carenza und Marruvium bei S. Benedetto am lacus Fucinus. Von den Zwischenstationen scheint ferner noch sublacio bekannt zu sein. Niemand hat an seiner Identität mit Sublaqueum, heute Subiaco gezweifelt. Zwischen diesen drei Punkten lässt sich nun aber eine allen Anforderungen entsprechende Straßenverbindung in keiner Weise herstellen. Wer die Ausführungen Westphals hierüber und seine Reconstructionen liest,[54]) wird den Eindruck eines aussichtslosen Bemühens erhalten. Carsioli und Sublaqueum sind ja allerdings durch eine große Straße, die via Sublacensis, verbunden; aber die Distanz beider Orte beträgt, auf ihr gemessen, nicht mehr als 10 m. p., während die tabula 23 gibt, und, was noch mehr ins Gewicht fällt, die beiden Stationen ‚in monte' kann man unmöglich im Aniothal suchen wollen. Und doch könnte nur diese Straße in Betracht kommen. Auf einen die hohen Berge nördlich von Subiaco überschreitenden Pfad wird man schwerlich rathen wollen. Wie soll endlich das letzte Straßenstück construiert werden? Subiaco—S. Benedetto ist 29 m. p. in der Luftlinie, in Wirklichkeit, etwa über Trevi, Filettino und die das Liristhal im Westen begrenzenden hohen Bergketten, noch viel mehr. Wir hätten eine ganz ungewöhnlich hohe Zahl auf der Tafel zu ergänzen, sollten eher erwarten, dass Treba (Trevi) oder eine andere Zwischenstation genannt wäre, und müssten endlich die Annahme einer Route in dieser Richtung überhaupt als höchst unwahrscheinlich bezeichnen.

Offenbar liegt die Schwierigkeit in der Gleichung sublacio = Subiaco. Lassen wir sie einmal beiseite, und folgen wir dem Zuge der via Valeria über Carsioli weiter. Die Stationen in monte Grani und in monte Carbonario sind zwar nicht fixiert, aber ihre Namen geben uns eine deutliche Vorstellung von ihrer Lage. Wir müssen uns einen längeren, passartigen Übergang denken, auf dem sie zwei besonders markierte Punkte sind. Mit Vignas kommen wir dann in eine weintragende Gegend hinunter. Diese charakteristische Situation der drei Punkte findet sich gerade in den gegebenen Abständen auf der via Valeria.[55]) Wer das Thal von Carsoli nach Osten hinauf sieht, dem erscheint es wie

einstimmend 23 und 22 m. p. haben, d. h. für Lamnas-Carsioli 10 (oder vielleicht 9), die über Roviano-Arsoli gemessen sein müssen (über Riofreddo nur etwa 7).

[53]) Westphal a. O. 107; Mommsen CIL IX S. 204; Dessau CIL XIV S. 353.

[54]) a. O. 107; 122.

[55]) Ich verwerte eigene an Ort und Stelle ge-

geschlossen durch den langen Rücken des Monte Bove. Ihn durchbricht die Eisenbahn durch einen Tunnel; die römische Straße steigt westlich von Colli, an derselben Stelle, wo die moderne Straße eine lange Kehre macht, am Berg empor, zieht in südöstlicher Richtung stets ansteigend den Berg entlang, windet sich absteigend um seinen Südabhang bei Roccacerro und läuft in starker Senkung durch das Thal, in dem sich Tagliacozzo aufbaut, zum Imele hinab.[56]) Sechs (besser $6^1/_2$) m. p. führen von Civita Carenza gerade dahin, wo die Straße nördlich von Colli auf den M. Bove übergeht. Der Berg ist oberhalb von Colli unbewachsen, ein nackter grauer Fels, es beginnt der passartige Charakter der Straße. Weitere 5 (besser $4^1/_2$) m. p. bringen uns dahin, wo der Pass ein Ende hat und die Straße nordöstlich von Roccacerro den M. Bove verlässt, um in gerader Linie nach Tagliacozzo zu laufen. Anfang und Ende des Überganges über den M. Bove, der nördliche und der südliche Theil des Berges, werden also durch in monte Grani und in monte Carbonario bezeichnet. Und weiter: mit 5 ($5^1/_2$) m. p. gelangen wir hinab in die campi Palentini, in die Nähe der Biegung, die die heutige[57]) Straße macht, um dann in gerader Richtung nach Scurcola zu gehen: Weinberge treten dort an die Straße heran. Alles trifft zu, was wir fordern mussten.

Die via Valeria läuft zu der Anhöhe, auf welcher Alba Fucentia (Albe) liegt, und am Nordufer des Fuciner Sees entlang nach S. Benedetto. Die Route der tabula kann das nicht sein, sie schreibt Alba erst hinter Marruvium ein. Es bleibt nur übrig, südöstlich durch die Campi Palentini zu gehen, den schmalen Rücken des M. Salviano zu überschreiten und am Südufer des Sees entlang S. Benedetto zu erreichen. Gerade auf diesem Wege nun findet sich, fast genau in der gegebenen Distanz, ein Ort, auf den der Name sublacio, so eigenartig die topographische Situation ist, die er voraussetzt, ausgezeichnet passt. Von dem Punkt, wo wir Vignas ansetzten, messe ich $12^1/_2$ Kilometer = $8^1/_2$ m. p. bis nach Capistrello im Liristhal. Hier ist die Mündung des berühmten Emissars des Claudius, der den Fucinersee entwässern sollte. Die Überlieferung nennt uns den Namen des zum mindesten während der elfjährigen Bauzeit des Canals lebhaften Ortes, wo der Kaiser in Lebensgefahr gerieth, nicht.[58]) Die Bezeichnung ‚Ort

machte Beobachtungen. Vgl. Promis, Le antichità di Alba Fucense 1836 S. 59 ff.

[56]) Reste der Straße sind vielfach sichtbar, so bei Colli, Roccacerro, auf der Höhe über Tagliacozzo.

[57]) Die via Valeria geht hinter Tagliacozzo links direct nach Scurcola, vgl. Promis 60.

[58]) Sueton, Claud. 20: per tria autem passuum milia partim effosso monte partim exciso canalem absolvit aegre et post undecim annos, quamvis continuis XXX hominum milibus sine intermissione operantibus; 32: convivatus est et super emissarium Fucini lacus ac paene summersus, cum emissa impetu aqua redundasset; Tacitus ann. 12, 57: quin et convivium effluvio lacus appositum magna formidine cunctos affecit, quia vis aquarum prorumpens proxima trahebat cet.

unter dem See' ist für ihn vortrefflich geeignet, ebensogut wie für Subiaco. Wenn wir die Station der tabula nicht nach Capistrello selbst, sondern auf die Höhe, in die Nähe von S. Barbara, legen dürfen, so stimmt die Meilenzahl sogar genau ($7^1/_2$ m. p.). Beachte man endlich noch, dass wir mit Capistrello den Endpunkt der wichtigen Lirisstraße gewonnen haben. Dass sie in der Itinerarüberlieferung vorhanden war, zeigt der Ravennas, der auf seiner Karte die Route aquinon (Aquino)—arcis (Rocca d'Arce)—sora (Sora) las.[59] Die Zeichnung der tabula, die bei sublacio in scharfem Knick umbiegt und rechts davon einen größeren Raum leer lässt, unter dem aquino steht, scheint darauf hinzudeuten, dass der Zeichner die Strecke sublacio—aquino unterdrückte.

Von Capistrello überschritt die Straße den M. Salviano entweder über dem Emissar oder etwas weiter südlich und gelangte nach Lucus Angitiae (Luco) und weiter dem Ufer folgend über Trasacco nach S. Benedetto, wo sich, genau der Zeichnung der tabula entsprechend, die Straßen nach Alba und Cerfennia (Collarmele) trennen. Zwischen sublacio und marrubio ist etwa XXII zu ergänzen.

Dass die tabula die via Valeria unterbricht und Alba Fucentia, anstatt direct, in einem großen Bogen erreicht, kann nicht auffallen. In der gleichen Weise unterbricht sie die via Clodia vor Forum Clodii, um den lacus Sabatinus zu umkreisen.[60]

Alle Schwierigkeiten haben sich gelöst, alle vier Stationen haben sich ihren Namen und den Distanzen entsprechend localisieren lassen; so kann, glaube ich, die Annahme zweier Orte des Namens Sublacium oder Sublaqueum gegen meinen Erklärungsversuch nicht bedenklich machen.

5. Angulus.

Alle mir bekannten Karten des alten Italiens erstrecken das Gebiet der Marruciner bis an die See. Das beruht auf den Worten des Strabo (V 241): Ἄτερνον . . . ὁμώνυμον δὲ τῷ ποταμῷ τῷ διορίζοντι τήν τε Οὐηστίνην καὶ τὴν Μαρρουκίνην. Aber es folgt daraus keineswegs, dass der Aternus (Pescara) von dem Punkte an, wo er marrucinisches Gebiet berührte, bis zu seiner Mündung überall Marruciner und Vestiner trennte. Es wäre denkbar, dass die Vestiner außer Aternum (Pescara)[61] auf dem linken Flussufer auch auf dem rechten Ufer Besitz gehabt hätten. Ferner hat man sich wohl durch Ptolemaeus beeinflussen lassen, bei dem die Marruciner in der Küstenbeschreibung erscheinen (III 1, 17). Aber seinem

[59]) 275, 7—11.

[60]) Siehe oben S. 83.

[61]) Strabo V 241; 242.

Zeugnis ist gar kein Wert beizumessen. Nicht nur die Aternusmündung erklärt er für marrucinisch, sondern auch die Mündung des picenischen Matrinus (Piomba),[62]) und im Vorausgehenden lässt er sogar die Paeligner an die Adria stoßen. In den Küstenbeschreibungen des Mela[63]) und Plinius,[64]) die ihrer Grundlage nach zusammengehören, erscheinen die Marruciner nicht, werden aber die Frentaner ungebürlich weit nach Norden vorgeschoben bis zum Aternus, ja sogar bis zum Truentus (Tronto, Mela).

Umso wertvoller ist die folgende Stelle des Itinerarium Antonini (313, 6—8):

ostia aterni
X
angelum
XI
ortona

Angelum, welches als Ἄγγολος bei Ptolemaeus (III 1, 52) unter den vestinischen Städten des Binnenlandes erscheint, dessen Einwohner als Angulani im officiellen augustischen Verzeichnis der vestinischen Gemeinden stehen,[65]) wird von Mommsen[66]) mit Spoltore geglichen. Hülsen hat diese Vermuthung mit Recht abgelehnt.[67]) Es ist nicht glaublich, dass unsere Route von Pescara direct westlich nach Spoltore ging, um dann, in spitzem Winkel umlenkend und die Straße Aternum-Teate in rechtem Winkel schneidend, nach Ortona zu laufen. Beide Distanzzahlen müssten corrigiert, die eine ermäßigt, die andere erhöht werden. Angelum hat vielmehr im Osten von Pescara gelegen. Genaueres wage ich nicht anzugeben.[68]) Die directe Straße Pescara-Ortona die Küste entlang misst gegen 14 m. p. Wenn der Ort an ihr gelegen hätte, so würde er wahrscheinlich in einer der Küstenbeschreibungen erwähnt sein. Ich möchte ihn daher lieber im Binnenlande ansetzen. Das Itinerar scheint, wie es kurz vorher von der directen Route abgieng und Hadria aufsuchte, ebenso hier eine Abschweifung gemacht zu haben. Ob an den Distanzzahlen nun eine Correctur vorzunehmen ist und wie, vermag ich nicht zu entscheiden.

Wir haben also einen vestinischen Ort etwa mittewegs zwischen Pescara und Ortona, und damit sind die Marruciner vom Meer abgeschnitten. Ptolemaeus setzt allerdings Ἄγγολος nicht östlich, sondern westlich von Teate, aber ich

[62]) Μαρρουκίνων ὁμοίως Ἀτέρνου ποταμοῦ ἐκβολαί Ματρίνου ποταμοῦ ἐκβολαί.

[63]) II 65.

[64]) n. h. III 106.

[65]) Plinius n. h. III 107.

[66]) CIL IX S. 316.

[67]) Pauly-Wissowa: Angulus.

[68]) Hülsen sucht es beim heutigen Francavilla al Mare, aber er hat infolge eines Versehens falsche Distanzzahlen zugrunde gelegt.

möchte hier um so mehr einen Irrthum annehmen, als die Ptolemäische Darstellung dieser Gegend, wie wir sahen, auch sonst viel Verkehrtes enthält. Mein Resultat findet eine wesentliche Stütze in der Notiz des Strabo,[69]) dass Paeligner und Marruciner das vestinische Aternum in Gemeinschaft mit den Vestinern als Hafen benutzten. Die Marruciner hatten also ebensowenig einen directen Zugang zur Adria wie die Paeligner.

6. Die Straßenzüge im Norden von Capua auf der Peutingerschen Tafel.

esernie	esernie	teano scedicino
VII	VIII	?
ad rotas	cluturno	telesie
?	?	VI
[venafrum][70])	ebutiana	syllas
?	IX	VI[71])
teano scedicino	adlefas	ad diana
	?	III
	sepinum	capuae
		VI
		calatie

cluturno	adlefas	adlefas
VIIII[72])	?	VIIII
telesie	gazatiae[73])	calatie[74])
	VI	
	ad diana	

Es ist bisher nicht gelungen, diese anscheinend äußerst verwirrten Straßenlinien zu ordnen. Auch mein im Folgenden gegebener Versuch erhebt nicht den Anspruch, etwas durchaus Sicheres zu bieten, doch ist er, glaube ich, so weit begründet, dass er dargelegt zu werden verdient.

Die sicher fixierten Punkte sind folgende: esernie (Aeserniae) = Isernia,

[69]) V 241 f.: τὸ δὲ πόλισμα . . . Οὐηστίνων μέν ἐστι, κοινῷ δ' ἐπινείῳ χρῶνται καὶ οἱ Πελίγνοι καὶ οἱ Μαρρουκῖνοι.

[70]) Die Ergänzung, die schon durch die Zeichnung wahrscheinlich ist, kann nicht entbehrt werden. Das Fehlen der Stadt würde sehr auffallen; eine Straße Aesernia—ad Flexum—Casinum, die Venafrum nicht berührt, ist nicht denkbar; Venafrum liegt 17 m. p. von Casinum (It. Ant. 303, 6 : 16); endlich hat Rav. 275, 12—14: lasinon—flexon—benafron.

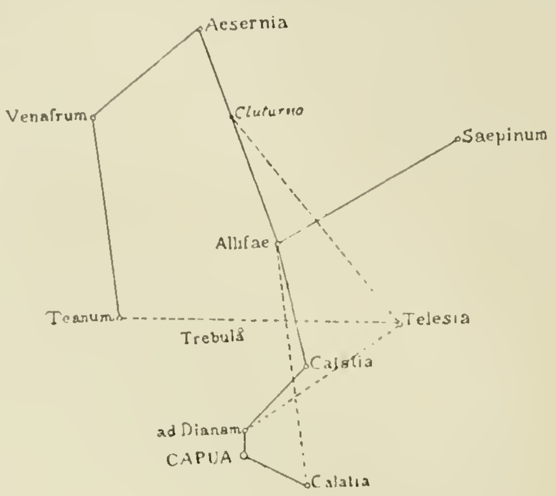
[71]) Die Zahl steht unter ad diana. Ich glaube nicht, dass sie zur Strecke ad diana-capuae gehört und dort ein Name ausgefallen ist (Mommsen CIL X S. 59); denn die Distanz ad Diana-Capua beträgt gerade 3 m. p., vgl. Pausanias V 12, 3 : 30 Stadien von Capua zum Artemistempel.

[72]) So liest auch Mommsen CIL IX S. 203.

[73]) Miller: gazatie. Im übrigen ist seine Ausgabe hier correct.

[74]) castra aniba iouis tifatinus gehört so wenig zum Straßennetz wie iouis penninus id est agubio in Umbrien.

venafrum = Venafro, teano scedicino (T. Sidicino) = Teano, adlefas (Allifas) = Allife, sepinum (Saepinum) = Altilia bei Sepino, telesie (Telesiae) = Telese, ad diana (ad Dianam) unterhalb des Tempels der Diana Tifatina (S. Angelo in Formis), capuae = S. Maria di Capua, calatie (Calatiae) = Galazze (bei Maddaloni), gazatiae (Caiatiae) = Cajazzo.



Wenn man diese auf der Karte einträgt und die Routen mit geraden Linien einzeichnet, erhält man nebenstehendes Bild.

Unmöglich erscheint es nun erstens, Allifae mit Calatia direct zu verbinden. Ein sehr einfaches Heilmittel ist es, dafür Caiatia mit Calatia zu verbinden. Auf der tabula wäre der Straßenstrich nur um ein weniges tiefer nach gazatiae zu ziehen. Von Cajazzo nach Galazze um den Ostfuß des Tifata über S. Leucio und Caserta messe ich gegen XIIII m. p., so dass sich auch die Zahl VIIII durch eine einfache Correctur berichtigen ließe. Eine andere Möglichkeit wird unten erörtert werden.[75])

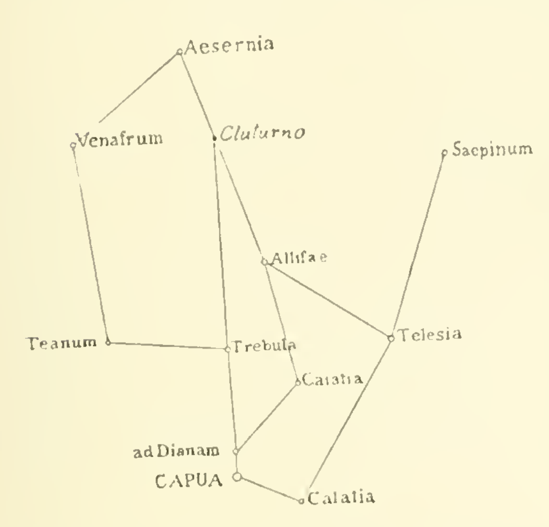
Ernster ist eine andere Schwierigkeit. Sie liegt in der Stellung von Telesia.[76]) Auf der Tafel steht es links der Linie Allifae—Capua, in Wirklichkeit ist es rechts anzusetzen. Dadurch sind auf unserer Skizze sich kreuzende Linien entstanden. Die directen Verbindungen von Cluturno und Teanum mit Telesia sind offenbar unmöglich. Es leuchtet nun ohne weiteres ein, dass der Verwirrung dadurch abgeholfen wird, dass wir Telesia westlich von jener Linie localisieren. Ein zweites Telesia kann man dort allerdings nicht annehmen; aber sollte telesie vielleicht mit einem ähnlichen Namen verwechselt worden sein? Gerade in der Mitte zwischen Teanum, Allifae und Caiatia liegt eine nicht unbedeutende Stadt, deren Name mit Telesia gleichen Anfangs- und Endbuchstaben und gleiche Buchstabenzahl hat: Trebula, heute Treglia.[77]) Ich halte es daher für sehr wahrscheinlich, dass telesie durch ein Versehen an die Stelle von trebule gesetzt

[75]) S. 99

[76]) Das ist schon von Desjardins (Text zur tabula 193 f.) richtig erkannt. Seine Reconstructionsversuche sind haltlos.

[77]) CIL X S. 442 f. Oben S. 89.

worden ist. Der Fehler muss alt sein, die tabula muss einst telesie an richtiger Stelle gehabt haben. Diese Stelle ist rechts von adlefas. Denn Allifae kann nicht, wie wir es heute auf der Tafel sehen, mit Saepinum direct verbunden werden. Eine Straße über den Matese wird niemand annehmen wollen; sie kann nur um ihn herum gezogen werden, und dabei musste Telesia, der Punkt, wo sie aus der Südost- in die Ost- und Nordrichtung übergeht (15 m. p. von Allifae), unbedingt genannt sein. Ich setze also telesie wieder an den Platz, den es verlassen hat, und es wird calatie, anstatt mit gazatie, nun besser mit telesie verbunden werden. Telese-Galazze über Valle di Maddaloni und Maddaloni messe ich gegen 19 m. p., es ist also vor der VIIII ein X zu ergänzen.



Für die Einsetzung von Trebula spricht noch Folgendes. Der Name Syllas ist nach alter Vermuthung wahrscheinlich vom Dictator Sulla herzuleiten. Wir erfahren, dass er nach seinem Siege über L. Norbanus am Tifata ‚grates Dianae . . . solvit, aquas salubritate in medendisque corporibus nobiles agrosque omnes addixit deae',[78]) Schenkungen welche nach der Inschrift CIL X 3828 durch Augustus und Vespasian aufrecht erhalten wurden. Man möchte daher Syllas nicht zu weit vom Tifata auf den der Diana verliehenen Ländereien suchen. Sehr schlecht passt da die bisher vorgeschlagene, auch sprachlich bedenkliche Gleichung mit Squille (7 m. p. von Telese);[79]) mit größerer Wahrscheinlichkeit werden wir Syllas zwischen Treglia und dem Tifata localisieren, haben wir doch aus Pontelatone die einem ‚pr(aefectus)' oder ‚pr(aetor) i(ure) d(icundo) montis dianae tif(atinae)' gesetzte Grabschrift (CIL X 4564).

Das nunmehrige Aussehen des Straßenschemas zeigt obenstehende Skizze.

Es erübrigt noch den muthmaßlichen Verlauf der Routen um Trebula zu bestimmen. Von der Ebene am Fuße des Tifata bei S. Angelo in Formis führt

[78]) Velleius II 25.

[79]) Desjardins a. O. 194. — Auf der Strecke Telese — Squille — S. Angelo in Formis lässt sich ferner Caiatia kaum umgehen, das die Tafel auf anderer Route hat.

eine Straße nördlich zum ponte Annibale, überschreitet den Volturno und gabelt sich. Rechts geht es nach Caiazzo (etwa VIII m. p. statt VI der tabula) und weiter nach Alife (12 m. p.), links nach Treglia. 12 m. p. sind für die Strecke ad Dianam—Treglia zu viel, ich messe nicht mehr als 9 oder $9^1/_2$. Ich halte daher eine der beiden VI für verderbt aus III und setze Syllas entweder gleich Pontelatone oder gleich einem Orte weiter unten gegen den Volturno hin, etwa 2—3 Kilometer vom ponte Annibale.

Von Isernia führt eine Straße südlich auf das rechte Volturnusufer und erreicht nach 7 m. p. ad Rotas, nach weiteren 6 m. p. etwa Venafro, nach weiteren $10^1/_2$ etwa (It. Ant. 304, 1 : 18) Teano. Sie muss schon, ehe sie den 7. Meilenstein erreichte, auf das rechte Ufer übergegangen sein; denn die am linken Ufer nach Alife ziehende Straße[80]) berührt ad Rotas nicht, hat dagegen am 8. Stein die Station Cluturno, die etwa dort anzusetzen ist, wo der Volturno dicht um den Fuß des M. Gallo fließt. Die letztere zieht dann um den M. Cappella, entweder im Westen dem Flusse folgend, oder im Osten über Capriati und Prata Sannitica, gegen Ailano, in dessen Nähe wir nach der Distanzangabe Ebutiana suchen müssen, und nach Alife.

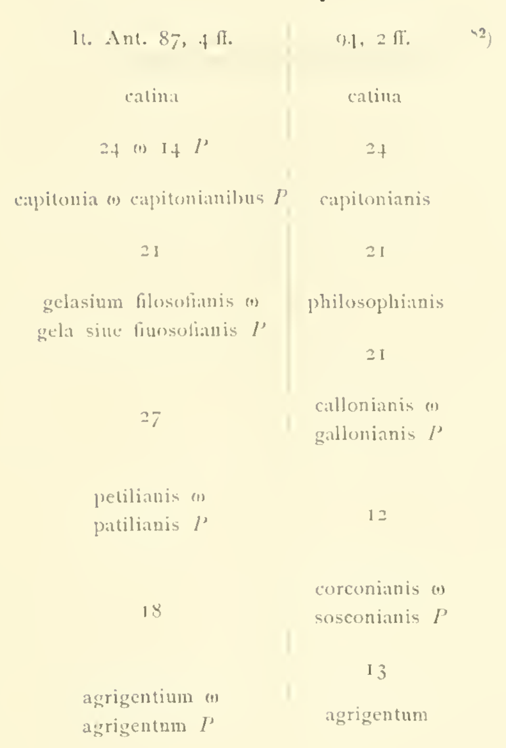
Die Treglia mit Teano verbindende Straße gieng über Formicola und Croce nach Rocchetta, und von dort wird sie in ziemlich gerader Linie Teano erreicht haben. Ich messe etwa 12 m. p. Die Straße Treglia—Cluturno muss bei Cluturno oder doch zwischen Cluturno und Ebutiana in die Straße des linken Ufers eingemündet sein. Ich glaube daher, dass sie sich bei Rocchetta von der Straße Treglia—Teano abzweigte, über Pietramelara[81]) und Pietravairano zum Volturnus lief, ihn überschritt und, den M. Cappella im Westen umkreisend, nicht weit von Cluturno in die Straße Aesernia—Allifae eintrat. Damit habe ich die eine der beiden Möglichkeiten, Cluturno und Ebutiana zu verbinden, fortgenommen, und es bleibt nur noch der Weg über Prata Sannitica dafür übrig. Der M. Cappella wurde demnach im Westen und Osten von Straßen umgangen. Von Cluturno nach Ebutiana messe ich etwa 11 m. p., von Cluturno nach Treglia etwa 29 m. p., so dass für VIIII : XXVIIII einzusetzen ist.

Ernstliche Schwierigkeiten bestehen nach meiner Correctur nicht mehr; darin liegt, glaube ich, ihre beste Empfehlung.

[80]) An einen Übergang über den Matese, etwa über S. Agapito und Gallo nach Prata Sannitica, wird niemand denken.

[81]) In westöstlicher Richtung geht über Pietramelara die Straße Teano—Alife des It. Ant. 121, 12—122, 1 und 304, 1—2.

7. Gela siue Philosophianis.



It. Ant. 87, 4 ff.	94, 2 ff. [82]
catina	catina
24 ω 14 *P*	24
capitonia ω capitonianibus *P*	capitonianis
21	21
gelasium filosofianis ω gela siue fiuosofianis *P*	philosophianis
	21
27	callonianis ω gallonianis *P*
petilianis ω patilianis *P*	12
18	corconianis ω sosconianis *P*
	13
agrigentium ω agrigentum *P*	agrigentum

Die Summe der Posten ist 90 und 91 m. p. Trotz dieser Übereinstimmung muss eine Corruptel in den Zahlen stecken, denn die Luftlinie zwischen Catania und Girgenti ist über 134 Kilometer, etwa 91 m. p. lang, und sie führt durch ein Bergland, in dem man für die Straße, und sei sie auch noch so gestreckt gewesen, erheblich mehr fordern muss. Der Fehler muss auf der Strecke Catina—Philosophianis gemacht sein; denn hier ist die Zwischenstation die gleiche, so dass man ihn durch Entlehnung einer Route aus der andern oder durch gemeinsame Benutzung einer verderbten Urquelle erklären kann, während er auf der Strecke Philosophianis—Agrigentum nur durch den wunderbarsten Zufall entstanden sein könnte.[83]

Die Station Capitonianis ist uns sonst nicht bekannt. In der folgenden Zeile hat Parthey Gelasium in den Text gesetzt, und niemand hat, so viel ich weiß,

[82]) Über die Handschriften siehe oben S. 82.

[83]) Im allgemeinen gilt für das It. Ant. der Satz, dass eine Zahl durch identische Überlieferung an zwei oder mehreren Stellen gesichert wird. Ausnahmen, wie die hier vorliegende, sind äußerst selten. Zu vergleichen ist 121, 12 ff. und 304, 1 ff., wo in dem gleichlautenden Routenschluss die Distanz Alifas—Telesia (Alife—Telese) beidemale falsch zu XXV anstatt zu XV m. p. angegeben ist.

die gleichberechtigte Lesart von P in Erwägung gezogen. Schubring[84]) gibt die alte, handschriftlich nicht begründete Form Gelensium, Holm[85]) Gelasium. Man hat Gelasium als Genetiv des Ethnikon von Gela angesehen. Aber dann muss man erstens die Form beanstanden, an deren Stelle Gelensium oder Gelanorum erwartet werden müsste, und zweitens die Stellung, denn Philosophianis müsste nach der Analogie vieler anderer Ortsnamen vorangehen. Fasst man es nicht als Genetiv, so ist einmal schon der Doppelname höchst auffallend; und wie kommt der Nominativ neben den Ablativ, der Singular ohne Verbindung neben die Pluralform? Während ω schwere Bedenken entgegenstehen, gibt P einen vortrefflichen Sinn. ‚Gela, das auch Philosophiana genannt wird', findet eine Analogie innerhalb der sicilischen Routen in 87, 1: Tamaricio sive Palma und 91, 2: Aquis Segestanis sive Pincianis. Die ältere Namensform geht voran, die jüngere wird mit sive angeschlossen.[86]) Philosophianis ist ebenso wie Pincianis eine der in römischer Zeit auftauchenden und ältere Namen verdrängenden Bezeichnungen großer Landgüter.

Setzen wir nun Gela ein, so ist die ganze bisherige Auffassung der Route als einer durchweg binnenländischen, wie sie noch von Holm kürzlich vertreten ist,[87]) unhaltbar. Gela lag an der See auf der Stelle des heutigen Terranova.[88]) An die Küste weist uns aber auch mit vollster Deutlichkeit die späte Erwähnung von Philosophiana in der Lebensbeschreibung des heiligen Gregor von Agrigent,[89]) die Holm citiert, ohne sie zu verwerten.[90]) Es heißt dort von Gregors Feinden in Agrigent:[91]) ‚et vero ad illum (exarchum) scripserant, ut praesto iam esset, erat enim apud Philosophianos necessaria comparans ad navigationem: Romam quippe navigare cogitabat'.[92]) Endlich stimmen auch die gesicherten Zahlen des Itinerars. Ich messe von Terranova nach Girgenti in der Luftlinie 43 m. p.: 45 oder 40 genügen für die Küstenstraße über Licata und Palma vollständig, treffen gerade die Distanz. Damit ist mein Beweis geschlossen.[93]) Das Itinerar

[84]) Hist.-geogr. Studien über Altsicilien, Rh. Mus. XXVIII 117.

[85]) Gesch. Siciliens III 1898 S. 260.

[86]) Für Tamaricio vgl. Holm a. O. I 81.

[87]) a. O. III 260.

[88]) a. O. I 392.

[89]) Octavius Caietanus, Vitae Sanctorum Siculorum, 1657 I 188 ff.: De vita et miraculis sancti Gregorii Agrigent. episcopi auctore Leontio presbytero, Ann. Ch. 564, 23. Nov.

[90]) a. O. III 482; 490.

[91]) S. 206.

[92]) S. 207: interea fugam etiam arripuerat Exarchus atque ad Philosophianorum civitatem concesserat.

[93]) Schubring (a. O. 117) gleicht Philosophiana mit heut. Sofiana, einer Gegend etwas südlich (10 Kilometer) von Piazza am Flusse Gelas (Nocciara), Carrera (bei Holm III 482) Petilianis mit heut. Petiliana bei Delia. Vielleicht darf man die Bezirke Philosophiana (vita Gregorii: civitas) und Petiliana von der Küste so weit nördlich erstrecken.

enthält also ein wichtiges, bisher unbenutztes Zeugnis für die Gleichung Gela = Terranova.[94])

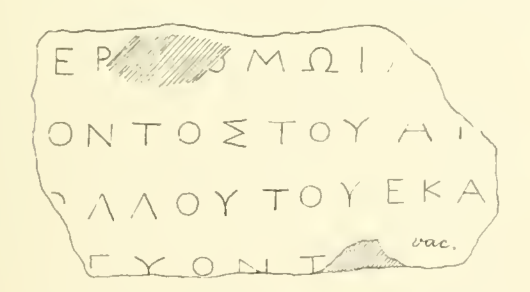
Petilianis ist nach den Distanzangaben zwischen Licata und Palma östlich des Castellazzo di Palma zu suchen, Gallonianis etwa 2 m. p. westlich von Licata in der Ebene zwischen dem Berge Eknomos und dem Himerasflusse (F. Salso), Corconianis in oder bei Palma. Capitonianis ist, wenn es 21 m. p. von Gela gelegen hat, in der Gegend von Caltagirone anzusetzen, wenn 24 m. p. von Catania, in der Gegend des Fondaco Trefontane nördlich von Palagonia. Eine der beiden Zahlen ist um 20 m. p. zu erhöhen, das zweite X in ihr ist aus L verschrieben worden.

Graz. OTTO CUNTZ.

Der Regierungsantritt des Artaxerxes Ochos.

Die folgende Inschrift, in einem Privathause zu Mylasa vermauert, ist im Jahre 1894 von Hula und mir abgeschrieben worden. Sie steht auf einem 0·16ᵐ h., 0·37ᵐ br. Marmorfragment; die Buchstaben, welche auf das vierte Jahrhundert weisen, sind 0·022ᵐ hoch.

Kaum zweifelhaft kann folgende Lesung und Ergänzung sein:



ἔτει] ἑ[βδό]μωι, [μηνὶ . .
βασιλεύ]οντος τοῦ Ἀρ[ταξέρξευς,
Μαυσσώ]λλου τοῦ Ἑκα[τόμνω
ἐξαιθραπ]εύοντ[ος

Es ist also das Präscript eines Volksbeschlusses, datiert aus dem siebenten Jahr des Artaxerxes und nach der Satrapie des Maussollos. Da Artaxerxes II

[94]) Auch die Route 89, 5 ff. benutzt, bis Calvisiana, unsere Küstenstraße; 95, 2 ff. gibt, wie schon die in ↓ gemachten Zusätze refugium u. s. w. beweisen, den Seeweg. Zwei Stationen Calvisiana anzunehmen, ist man nicht genöthigt. Schubrings Aufstellungen (a. O. 108 ff.), denen sich Holm (a. O. 483) angeschlossen hat, halte ich in diesen Punkten nicht für richtig.

Mnemon 404 die Regierung angetreten hat, so fällt sein siebentes Regierungsjahr noch vor die Zeit des Maussollos. Es müsste also Artaxerxes III Ochos gemeint sein. Aber auch hier ergeben sich Schwierigkeiten. Wenn man die aus der Kaiserzeit stammende Inschrift aus Tralleis Lebas III 1651 = CIG 2919, in der die Regierungsjahre durch Striche angegeben sind, für die Chronologie wirklich verwerten will, so war im siebenten Jahre des Ochos bereits Idrieus Satrap. Die Inschrift ist zwar auch als wertlose antike Fälschung beiseite gelegt worden, aber Judeich hat noch kürzlich (Kleinasiatische Studien 229) daran festgehalten, dass wenigstens die Datierung richtig sein müsste, und danach den sonst schwankenden Regierungsantritt des Königs Ochos zu bestimmen gesucht. Mit Unrecht, denke ich, wie die neu gefundene Inschrift lehrt, mag man nun die von Tralleis für wertlos halten oder sie mit Lenschau, De reb. Prien. 151 n. 3, wo die andere Literatur dazu citiert ist, auf einen älteren Satrapen Idrieus aus dem siebenten Regierungsjahre des Mnemon beziehen, von dem sonst nichts bekannt ist.

Judeich hat, gestützt auf die Angabe des Kanons der persischen Könige, den Ochos im 390. Jahre Nabonassars (Nov. 359—358) antreten lassen, verwendet aber eine Stelle des Polyaen VII 17 zu der Hypothese, dass die officiellen Urkunden seinen Regierungsantritt erst zehn Monate später zählten, weil er so lange den Tod seines Vaters verheimlicht hatte.[1]) Lassen wir diese Hypothese beiseite, so gelangen wir unter der Annahme, dass Ochos noch 359 den Thron bestiegen habe, auf das Jahr 353 als das siebente seiner Regierung, aller Wahrscheinlichkeit nach zugleich das letzte Jahr des Maussollos. Da die gleichzeitige Inschrift mit der besten Überlieferung stimmt, so dürfen wir annehmen, dass die so viel spätere Angabe der Inschrift von Tralleis auf einem falschen Ansatze der Regierungsjahre beruht. Ob die Angabe Polyaens ganz zu verwerfen ist, oder ob der richtige Sachverhalt im siebenten Jahre des Ochos bereits bekannt gewesen ist und die Urkunden daher fortan wieder richtig datiert wurden, bleibe dahingestellt.

Wien. EMIL SZANTO.

[1]) Ὦχος Ἀρταξέρξου τοῦ πατρὸς αὐτῷ τελευτήσαντος εἰδὼς ὅτι περιων μὲν ὁ πατὴρ φοβερὸς ἦν τοῖς ὑπηκόοις, μετὰ δὲ τὴν τούτου τελευτὴν αὐτὸς εὐκαταφρόνητος ἔσοιτο, τοῖς εὐνούχοις καὶ κατακοιμισταῖς καὶ τῷ χιλιάρχῳ συνθέμενος ἔκρυψε τὸν θάνατον ἐπὶ μῆνας δέκα. ἐν δὲ τούτοις τὴν βασιλικὴν σφραγῖδα διαπέμπων ἐξ ὀνόματος τοῦ πατρὸς προσέταξεν Ὦχον ἀναγορεῦσαι βασιλέα.



Fig. 57 Das Amanosgebirge, von Öserlü gegen Südosten gesehen, nach einer Skizze von A. Wilhelm, gezeichnet von E. Richter.

Die Schlacht bei Issos.

Seit geraumer Zeit liegt die vorzügliche Aufnahme des Schlachtfeldes von Marathon durch Officiere des deutschen Generalstabes vor. Die nach Schliemanns Versuchsgrabung angestellten genaueren Untersuchungen (Stais, Ath. Mitth. XVIII 46) haben ferner gezeigt, dass der Soros die Grabstätte der gefallenen Griechen ist. Dennoch kann nicht einmal die Stellung der Griechen und Perser mit Sicherheit bestimmt werden, da wir auf den aus der Volksüberlieferung geschöpften, alle topographischen und militärischen Einzelheiten vernachlässigenden Bericht Herodots angewiesen sind, der durch die Angaben späterer Schriftsteller keinerlei brauchbare Ergänzung erhält.

Anders steht es mit der Überlieferung über die Schlacht von Issos. Es sind uns indirect über diese die Berichte zweier Augenzeugen, des Kallisthenes (bei Polybios XII 17 ff.) und des Ptolemaios (bei Arrian An. II 7 ff.), erhalten, von denen der eine in Alexanders Hauptquartier den Feldzug mitgemacht hat und, obschon nicht selbst militärisch gebildet, doch durch seine Umgebung gut unterrichtet gewesen ist, der andere aber das Lob eines sachkundigen Militärs in jeder Hinsicht verdient. Hinzu kommt, dass Ptolemaios seiner Darstellung die königlichen Ephemeriden zugrunde gelegt, also dieses und wohl auch anderes amtliches Material benutzt hat (U. Wilcken, Philol. N. F. VII 80 ff.).

Es genügte daher festzustellen, dass der Deli-Tschai, der einzige größere Fluss in der Strandebene von Issos, mit dem Pinaros identisch ist, um die Frontlinie der persischen Aufstellung zu kennen, als die Arrian und andere Quellen eben diesen Fluss bezeichnen. Allein die Einzelheiten des Kampfes zu verfolgen, die antiken Berichte an der Hand topographischer Anschauung zu kritisieren, insbesondere aber die auf topographische Erwägungen gestützte Polemik des Polybios gegen Kallisthenes richtig zu beurtheilen, war insolange unmöglich, als

genauere Aufnahmen der Ebene von Issos fehlten oder die vorhandenen nicht benutzt worden waren.

Das annähernd richtige Bild des Geländes, das sich jetzt entwerfen lässt, reicht hin, um auch diese Aufgaben zu lösen; dies wird selbst dadurch nicht vereitelt, dass nach den letzten Forschungen auf dem Boden Kilikiens die Lage der Stadt Issos als unbekannt gelten muss.[1]) Für die antike Kriegsgeschichte bleibt also wesentlich die Zuverlässigkeit und Sachkunde der erhaltenen Berichte: ist diese nicht vorhanden, so reicht auch die beste Anschauung des Geländes nicht hin, um zu vollem Verständnis vorzudringen.

Den äußeren Anlass und die Möglichkeit, Genaueres über die Schlacht von Issos festzustellen, verdanke ich der bereitwilligen Vermittlung des österr. arch. Institutes, das mir zur Anfertigung einer neuen Karte des Schlachtfeldes in größerem Maßstabe (Fig. 50) die Originale der vortrefflichen Routiers zur Verfügung stellte, die R. Heberdey und A. Wilhelm im Jahre 1892 bei zweimaliger Durchquerung der Ebene aufgenommen haben.[2]) Sie sind meiner Karte in möglichst genauer Bause zugrunde gelegt, die Routen der beiden Reisenden sind darauf als einfache, dünne Linien ersichtlich. Bei der Herstellung der Karte hat mich College E. Richter freundlichst unterstützt.

Da die Routiers bei Paias ein annähernd richtig aufgenommenes Stück der Küste, weiter nördlich einen am Strand stehenden Baum und westlich von Karabasdan-Tschiftlik abermals ein Stück der Küste verzeichneten, so konnte die auf der englischen Admiralitätskarte zuverlässig eingezeichnete Küstenlinie auf meine Bause übertragen werden. Für alle weiter landeinwärts gelegenen Örtlichkeiten habe ich dagegen die unzuverlässigen Angaben der englischen Seekarte beiseite gelassen. Hinzugefügt wurde zu dem, was Heberdey und Wilhelm boten, aus Humanns Routier (Humann-Puchstein, Reisen in Kleinasien und Nordsyrien 107) die ungefähre Breite des Öserlü-Tschai und aus Favre und Mandrot (Bullet. de la société géogr. VII série XV 1 ff.) die Angabe, dass

[1] Dass Issos am Meere lag, also die bisherige Festsetzung des Ortes mehrere Stunden landeinwärts falsch ist, haben Heberdey und Wilhelm, Reisen in Kilikien, Denkschriften der kais. Akad. in Wien XLIV 23 mit Berufung auf den Stadiasmos und Ptolemaios richtig erkannt. Die Entsendung eines Schiffes mit Kundschaftern dahin, die Alexander melden, dass die Stadt von Darius besetzt sei (Arr. II 7, 2), sowie die ausdrückliche Angabe bei Xenophon (An. I 4, 1) Ἰσσοὺς τῆς Κιλικίας ἐσχάτην πόλιν ἐπὶ τῇ θαλάττῃ οἰκουμένην (danach wörtlich bei Diodor XIV 12) machen dies zweifellos. Als der jüngere Kyros drei Tage in Issos verweilte, landeten die spartanischen Schiffe in der Nähe seines Zeltes. Issos hat also dicht am Meere gelegen.

[2] Diese Routiers sind auch von H. Kiepert für die a. a. O. enthaltene Karte in der Reduction auf ein Zwanzigstel verwertet; die Kleinheit des Maßstabes macht jedoch diese Karte für etwas eingehendere Forschung ungeeignet.

der Deli-Tschai oberhalb Odschaklü durchwatet werden kann, sowie die Straße von Alexandrette nach Adana.

Auf der Admiralitätskarte sind ferner nur die angepeilten Gipfel des Amanos zuverlässig verzeichnet, alles andere ist willkürlich und ungenau. Die Karten von Favre und Mandrot, von H. Kiepert zu Humanns und Puchsteins Reisewerk und die Karte Nordsyriens von Blankenhorn bieten das Gebirge gleichfalls nach der englischen Seekarte, vermehrt durch täuschende Details. Erst aus Kieperts letzter Karte zu dem Reisebericht Heberdeys und Wilhelms ist unsere Unkenntnis der Formen des Alma- und Giaur-Dagh ersichtlich. Ich habe daher für die Zeichnung des Gebirgsabhanges ebenfalls nur Heberdeys und Wilhelms Aufzeichnungen benutzt.

Obschon in den Routiers die Höhenlinien nur à la vue eingezeichnet sind und begreiflicher Weise daher deren stellenweise nothwendige Verbindung zu Höhenquoten vermuthlich hie und da fehlerhaft ist, so ergab sich doch ihr beiläufig richtiges Zusammenstimmen aus der Umrechnung der 16 Barometerablesungen, die die Itinerare verzeichnen. Hiezu gibt mir E. Richter folgende Erläuterung: „Als Ausgangspunkt der von Heberdey und Wilhelm abgelesenen Aneroidstände diente die von Humann und Puchstein (a. a. O. 107) gefundene Höhe von Öserlü mit 30 ^{m} (vgl. die Bemerkung ebenda 105, 1). Aus den Barometerablesungen von Beirut (Jahrb. der k. k. Centr.-Anst. f. Meteorologie in Wien für 1892) ergibt sich, dass vom Abend des 5. Mai bis zum Morgen des 6. das Barometer um 0·0008 ^{m} und während des 6. noch um 0·0021 ^{m} gefallen ist. Es wurde angenommen, dieselbe Veränderung habe sich auch in Öserlü und seiner Umgebung vollzogen. Da Temperaturablesungen fehlen, wurde die Mitteltemperatur der Luftsäule zwischen den jeweiligen Beobachtungspunkten 20° C. angenommen."

Die so ermittelte Seehöhe für Öserlü stimmt mit der von Humann angegebenen ungefähr überein. Allein für den Ort Ersin würde sich nach Heberdey und Wilhelm eine beträchtlich höhere Lage ergeben als nach Humann, dessen Berechnungen auf dem Hin- und Rückwege bezüglich Ersin und Osmanije untereinander jedoch ebenfalls nicht übereinstimmen (vgl. S. 109 und 153). Die Seehöhe von ungefähr 30 ^{m} durfte gleichwohl mit Rücksicht auf die allgemeine Beschaffenheit des Geländes zum Ausgangspunkt genommen werden.

Zur besseren Veranschaulichung habe ich ferner eine Landschaftsskizze A. Wilhelms beigegeben (Fig. 57), die mir E. Richter für die Reproduction umgezeichnet hat. Sie hält den Blick südöstlich von Öserlü gegen das Gebirge zu fest. Der im Vordergrund nach rechts sich wendende Fluss ist der Öserlü-Tschai, links im

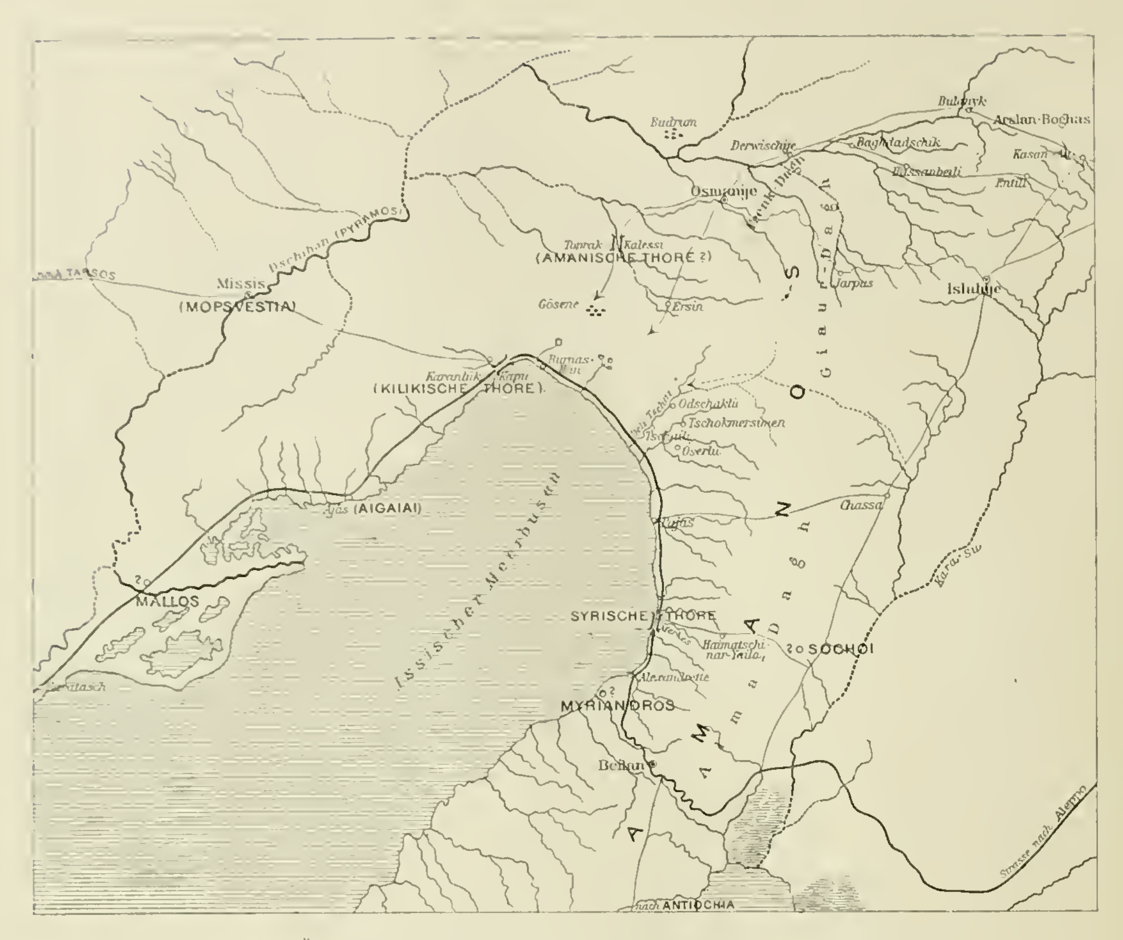


Fig. 58 Übersichtskarte der nach der Ebene von Issos führenden Wege, nach H. Kiepert, Koldewey und F. v. Luschan, im Maßstabe 1 : 900000.

Hintergrund sind zwei die Vorberge überragende schneebedeckte Gipfel des Amanos sichtbar. Durch die beiden felsigen Schluchten rechts von der Mitte des Bildes bricht der Kurudere in zwei Armen nach der Ebene hervor, durch die dritte am Ende rechts wahrscheinlich der Paias-Tschai. Gerade in der Mitte auf der Spitze eines Felsens liegt das Schloss Mandschylik-Kalessi.

Um endlich die Beurtheilung der strategischen Lage und der zur Schlacht führenden Märsche Alexanders und des Darius zu erleichtern, habe ich eine Übersichtskarte beigefügt (Fig. 58). Sie gibt im wesentlichen H. Kieperts Karte zu den Reisen in Kilikien wieder, ich habe jedoch nach der Karte Koldeweys zu dem ersten Heft der Ausgrabungen in Sendschirli (Mitth. a. d. oriental. Sammlungen der kgl. Museen zu Berlin, H. XI) und nach den Angaben F. v. Luschans in

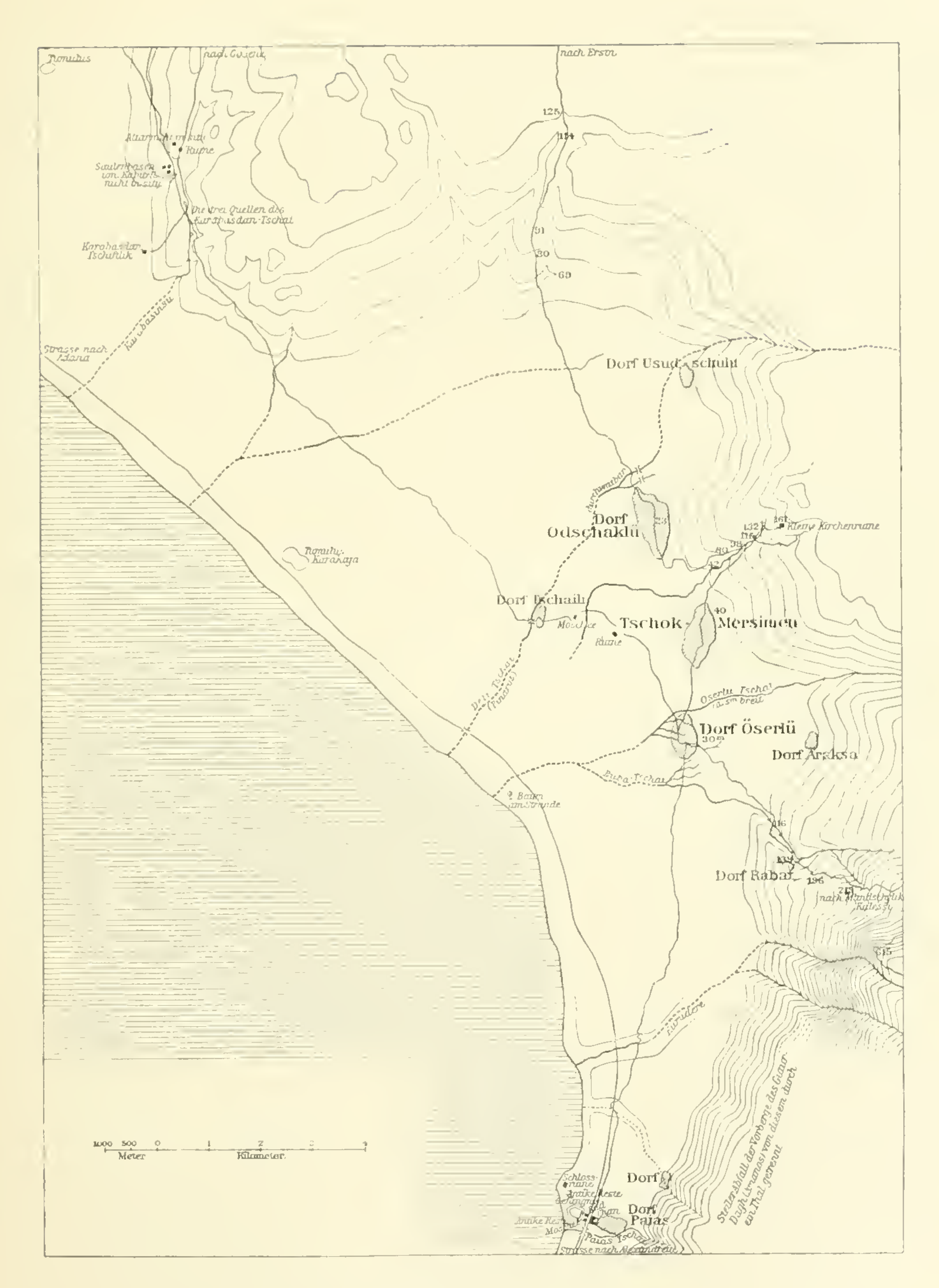


Fig. 59 Karte des Schlachtfeldes von Issos
nach den Routiersaufnahmen von R. Heberdey und A. Wilhelm gezeichnet von A. Bauer.

diesem Werke (S. 44 ff.) auch die sämmtlichen über den Amanos führenden Wege eingetragen.

Aus der englischen Seekarte stammt ein grober Fehler der meisten älteren Karten, der noch in der auch sonst ganz unzureichenden Skizze des Geländes bei dem Grafen York von Wartenburg (Kurze Übersicht der Feldzüge Alexanders d. Gr., Berlin 1897 S. 21) wiederkehrt. Der Deli-Tschai fließt nicht von O nach W, sondern vielmehr von NO nach SW, also diagonal durch die Ebene. Schlimmer ist aber ein zweiter grober Fehler der meisten älteren Karten, der ausnahmslos sich auch in allen neueren Geschichtswerken findet, dass nämlich die Breite der Ebene vom Austritt des Deli-Tschai aus dem Gebirge bis an die Küste viel zu gering angegeben ist.

So ist bei York von Wartenburg (a. a. O.) auf der Skizze diese Distanz nur halb so groß als in Wirklichkeit, im Texte heißt es sogar, dass die Front vom Meere bis zu den Bergen nur wenig über einen (!) Kilometer Raum bot. Rüstow und Köchly (Geschichte des griech. Kriegswesens, Aarau 1852 S. 275) sagen, die Ebene werde am Pinaros etwa eine halbe Meile breit; ihnen folgt J. G. Droysen, dessen falsche Angabe noch in der 4. Auflage (Geschichte Alex. d. Gr. 176) im Widerspruch mit der beigegebenen Karte festgehalten ist. Holm (Griech. Gesch. III 374) spricht von den 600.000 Mann (!) starken Persern, die in der nur etwa 5 Kilometer breiten Strandebene standen, und J. Beloch (Griech. Gesch. II 635) von der bergumgrenzten Ebene, die an dieser Stelle nur etwa 3—4 Kilometer breit war. B. Niese (Gesch. d. griech. und maked. Staaten seit d. Schl. v. Chaeronea I 75) begnügt sich, die antike Nachricht zu wiederholen, auf die alle diese unrichtigen Angaben zurückgehen, und bemerkt, dass die Strandebene am Pinaros etwa 14 Stadien breit sei. Nur G. Grote (Griech. Gesch. VI 464 der deutschen Übersetzung) gab Zweifeln Ausdruck: „Die Breite der Ebene soll nicht mehr als 14 Stadien ($1^1/_2$ engl. Meilen) betragen haben."

Die englische Admiralitätskarte gibt jedoch schon die Breite der Ebene an dieser Stelle mit ca. 9 Kilometern ungefähr richtig wieder. C. Ritter und die bei ihm angeführten alten Reiseberichte geben ebenfalls (Erdkunde XVII 1831) annähernd richtig an, dass die Ebene am Deli-Tschai „bis drei Stunden breit ist". Dann folgt aber bei Ritter (S. 1833) im Druck hervorgehoben die Stelle aus Kallisthenes (Polyb. XII 17, 4), dass das Intervall zwischen Meer und Gebirge am Pinaros nicht mehr als 14 Stadien (ca. 2·5 Kilometer) betragen habe, und Ritter meinte, diese Stelle dürfe als positive Angabe eines Augenzeugen nicht unbeachtet bleiben.

Die Nachmessungen nun, von denen er eine Lösung dieses Widerspruches erwartet hatte, haben stattgefunden, sind aber bei der starken Wirkung, die bestimmte Angaben gleichzeitiger Schriftsteller auszuüben pflegen, unberücksichtigt geblieben. Auch wenn man der englischen Seekarte (1858) den Glauben versagte, so gab doch die Karte von Favre und Mandrot schon seit 1874 die Distanz mit ungefähr 10 Kilometern, die Karte von Blanckenhorn mit ca. 9 Kilometern, Kieperts Karte zu Humann-Puchstein mit ca. 11 Kilometern an; es konnte also schon längst festgestellt werden, dass die Angabe des Kallisthenes fehlerhaft ist.[3])

An dem unbegründeten Respect vor dieser Zahl ist aber auch die Autorität, deren sich Polybios erfreut, mit schuldig. Polybios hat nämlich die Möglichkeit gar nicht in Betracht gezogen, dass der Fehler von Kallisthenes' Darstellung in der Distanzangabe stecken könnte. Der antike Kritiker, der so oft und nachdrücklich die Nothwendigkeit genauer Kenntnis des Geländes beim Geschichtschreiber betont und anderen deren Mangel zum Vorwurf macht, hat sich diesmal in seiner eigenen Schlinge gefangen. Freilich hätte er seine Polemik gegen Kallisthenes dann auf die kurze Berichtigung beschränken müssen: die Distanz beträgt nicht 14, sondern fast 52 Stadien. Im übrigen ist dessen Darstellung unanfechtbar, und nur, wenn man verfährt wie Polybios, kann man zu dem Ergebnis kommen, jener erzähle Dinge, die, mit den Augen des sachkundigen Militärs betrachtet, lächerlich und unmöglich sind.[4])

Einem naheliegenden Einwand gegen dieses Ergebnis muss ich entgegentreten. Die Vermuthung, dass seit dem Jahre 333 v. Chr. die Ebene am Pinaros durch die vom Amanos herabgeförderten Schuttmassen breiter geworden und also Kallisthenes' Zahl doch richtig sei, ist unbegründet und abzulehnen. Die heutige Lage des Tumulus Karakaja dicht am Meere genügt als Beweis, dass kein Wachsthum der Küste von irgend welchem Belang stattgefunden hat. Der von den Bergen herabgeführte Schutt wird vielmehr durch den Küstenstrom des Meeres

[3]) Nach meiner Karte beträgt die Breite der Ebene etwas über 0·5 Kilometer. Vierzehn Stadien sind 2·5 Kilometer; weshalb sie von den genannten Forschern bald auf 5 Kilometer erhöht, bald auf „etwas über 1 Kilometer" erniedrigt worden sind, vermag ich nicht festzustellen. Der Versuch K. J. Neumanns (Jahrb. f. Philol. CXXVII 544), die Schwierigkeit dadurch zu beheben, dass aus Curtius III 9, 12 eine 32 Mann tiefe Schlachtordnung Alexanders erschlossen und so den Bedenken des Polybios Rechnung getragen wird, ist abzulehnen. Auch N. hat mit Polybios an der falschen Angabe des Kallisthenes festgehalten. Wie immer stand auch am Pinaros die Phalanx Alexanders in der Schlacht 8 Mann tief.

[4]) Darin liegt der Fehler und nicht, wie J. Beloch (Gr. Gesch. II 637) meint, darin, dass Polybios und die Neueren den naheliegenden Schluss zu ziehen versäumten, dass 30.000 Reiter und 30.000 griechische Söldner arg übertriebene Zahlen seien. Diese Zahlen sind vielmehr von zwei unabhängigen Zeugen übereinstimmend überliefert und werden von Beloch wie alle Zahlen, die zu seinen Ansichten nicht stimmen, grundlos verdächtigt.

weitergefördert und an anderen Stellen abgelagert, was die flachen Linien der heutigen Küste, die dessen Resultat sind, bestätigen, wie mir E. Richter mittheilt.

Aus der Polemik des Polybios (XII 17—22) gegen Kallisthenes ergibt sich nun dessen Darstellung, soweit sie jener wiederzugeben für gut befunden hat, wie folgt. Während Alexander die kilikischen Pforten durchschritt, überstieg Darius die amanischen Thore und kam nach Kilikien. Hier erfuhr er, dass Alexander schon nach Syrien abmarschiert sei. (Er hatte also erwartet, ihn noch im Vormarsch in Kilikien zu treffen, und daran zu hindern gehofft.) Er beschloss, Alexander zu folgen, und schlug am Pinaros ein Lager in der Nähe des Passes. Die Ebene ist an dieser Stelle etwas über 14 Stadien (2·5 Kilometer) breit,[5]) der Fluss stürzt durch steile Risse von den Berghängen herab und wird in der Ebene von schroff abfallenden und schwer zugänglichen Hügeln begleitet, das Gelände war überdies bewaldet und durchweg zerrissen. Alexander erfährt, 100 Stadien (ca. 18 Kilometer) vom Heere des Darius entfernt, dessen Eintreffen, beschließt, umzukehren und den Perserkönig anzugreifen. Er marschiert, an der Spitze das Fußvolk, dann die Reiter und den Tross, wieder durch den Pass und entwickelt, sobald er diesen hinter sich hat, die Phalanx, indem er die Rotten erst 32, dann 16 und vor dem Feinde 8 Mann tief formiert. Vierzig Stadien (7 Kilometer) vom Feinde entfernt, marschiert er in der Schlachtordnung,[6]) gegen die auf den Höhen stehenden Perser bildete er eine Defensivflanke.

Darius stellte seine Phalanx im Lager auf und benutzte den Pinaros als Frontdeckung, und zwar stellte er 30.000 Reiter am Meere, 30.000 griechische Söldner am Flusse und seine Peltasten am Abhang des Gebirges auf. Diese Söldner stoßen beim Aufmarsch mit den angreifenden Makedonen zusammen, und als sie handgemein werden, zieht Darius, der im Centrum hält, die Söldner von dem Flügel an sich. Seine Reiterei auf dem rechten Flügel greift die Alexanders an, die einen Gegenangriff unternimmt.

[5] Ich habe der Umrechnung immer das attische Stadion von 177·6^{m} zugrunde gelegt, dessen Polybios selbst sich für Distanzangaben bediente, wahrscheinlich hat auch Kallisthenes danach gerechnet. In der gegen ihn gerichteten militärischen Auseinandersetzung verwendet Polybios ein Stadion von 185^{m}, das dem ptolemaeisch-römischen von 184^{m} am nächsten steht. Die Differenzen, die sich bei Annahme dieses oder eines anderen Stadiums ergeben würden, sind nicht von Belang

[6]) So behauptet wenigstens Polybios. Allein dies ist ein wahrscheinlich nicht unbeabsichtigtes, vielleicht durch einen ungenauen Ausdruck zu rechtfertigendes Missverständnis. Aus den Einzelangaben des Kallisthenes ist vielmehr ersichtlich, dass er von dem Aufmarsch der Phalanx in dieser Entfernung, nicht aber von ihrem Vormarsch in vollzogener Formation gesprochen hat. So auch Rüstow und Köchly (a. a. O.).

Alexanders Heer zählte mit den in Kilikien eingetroffenen Nachschüben 45.000 Mann zu Fuß und 5300 Reiter, ungerechnet die seit Beginn des asiatischen Feldzuges eingetretenen Verluste und die Abcommandierungen, die Polybios so schätzt, dass für die Schlacht selbst 42.000 Mann Infanterie und 5000 Mann Cavallerie als Combattanten übrig bleiben.

Diese Darstellung ist vor allem mit dem Parallelbericht bei Arrian II 7—13 theils vortrefflich vereinbar, theils direct in Übereinstimmung, wie eine Vergleichung zeigt. Ich hebe nur eines hervor. Kallisthenes gibt die speciellen taktischen Manöver an, die angewendet worden sind, um zu erreichen, was Arrian mit folgenden Worten ausdrückt: καὶ ἕως μὲν πάντῃ στενόπορα ἦν τὰ χωρία, ἐπὶ κέρως ἦγεν (Alexander formiert also im Küstenpass nördlich von Alexandrette sein Heer in einer einzigen Marschcolonne)· ὡς δὲ διεχώρει ἐς πλάτος, ἀνέπτυσσεν ἀεὶ τὸ κέρας ἐς φάλαγγα, ἄλλην καὶ ἄλλην τῶν ὁπλιτῶν τάξιν παράγων, τῇ μὲν ὡς ἐπὶ τὸ ὄρος, ἐν ἀριστερᾷ δὲ ὡς ἐπὶ τὴν θάλασσαν. Die einzelnen Taxen marschierten also, nachdem sie den Pass hinter sich hatten, nach Maßgabe des Raumes bald rechts, bald links in die Front und verringerten, wie aus Kallisthenes sich ergänzen lässt, ihre Rottentiefe von 32 auf 16, schließlich auf 8 Mann. Polybios freilich stellt sich in seiner Kritik so, als ob Kallisthenes gesagt hätte, Alexander habe die ganze Phalanx erst 32, dann 16, dann 8 Mann formiert und sie so 40 Stadien (7 Kilometer) weit marschieren lassen.

Dieser Bericht darf somit nicht, wie Polybios thut, mittelst der Terrainschilderung des Kallisthenes, die sich als falsch erwiesen hat, sondern sie muss an dessen wirklicher Beschaffenheit geprüft werden.

Favre und Mandrot haben den Deli-Tschai oberhalb Odschaklü durchwatbar gefunden, auch Heberdey und Wilhelm haben ihn ungefähr an derselben Stelle, nicht über die vorhandenen Brücken passiert, Humann (a. a. O.) gibt ferner die Breite des Öserlü-Tschai auf ungefähr 5^{m} an. Diese Beobachtungen fallen in die Monate April und Mai, in die Zeit der Schneeschmelze. In den Wintermonaten scheint allerdings die Wassermenge dieser Bäche etwas größer zu sein, wenigstens führt C. Ritter (a. a. O. 1831) aus Ainsworth an, dass die Breite des Deli-Tschai im Januar 1836 vierzig englische Fuß (ca. 13^{m}) betragen habe. Die Schlacht von Issos ist aber im Spätherbste des Jahres 333, also zur Zeit des niedersten Wasserstandes geschlagen worden. Freilich bemerken Heberdey und Wilhelm a. a. O. 17), dass im östlichen Theile der Ebene zahlreiche Bäche zur Zeit der Schneeschmelze in tief eingeschnittenen Rinnsalen beträchtliche Wassermengen herabführen und auch im Sommer nicht völlig vertrocknen. Allein dass sie,

einschließlich des Deli-Tschai, gleichwohl für Alexander kein Annäherungshindernis waren, folgt aus der Notiz bei Arrian II 10, 1 Δαρεῖος .... ἐπὶ τοῦ ποταμοῦ ταῖς ὄχθαις, πολλαχῇ μὲν ἀποκρήμνοις οὔσαις, ἔστι δὲ ὅπου καὶ χάρακα παρατείνας αὐταῖς, ἵνα εὐεφοδώτερα ἐφαίνετο, οὕτως ἔμενεν. Sie bestätigt die Beobachtung der beiden Reisenden, beweist aber auch durch die Erwähnung künstlicher Verstärkung der Stellung, dass der Fluss selbst und seine Uferabhänge nur stellenweise Schutz bieten konnten.

Im Gegensatz zu dieser freien Passierbarkeit der Ebene selbst steht deren völlige Abgeschlossenheit im Osten durch den steilen Abfall der Vorberge des Amanos. Erst im Norden des Schlachtfeldes verflachen sich die Abhänge zu einem in die Ebene vorgeschobenen, leicht welligen Hügelland (Lecce), das gleichfalls leicht passierbar ist. Weiter nördlich bei Toprak-Kalessi werden diese wieder steiler, und das zum Durchmarsch geeignete Gelände verengt sich. Da Alexander bis kurz, bevor er am Deli-Tschai eingetroffen war, im Aufmarsch blieb, während dessen nur die einzelnen Taxen unter sich geschlossen und im allgemeinen auf gleicher Höhe zu bleiben hatten, so können ihm die Bäche nördlich des Strandpasses keine Schwierigkeiten geboten haben, und auch der Deli-Tschai war in seinem oberen Theile für Cavallerie und Infanterie ohne Vorkehrungen passierbar. Also hat Kallisthenes nicht nur die Breite der Ebene zu gering angegeben, sondern auch deren Beschaffenheit unrichtig dargestellt.

Er sagt ferner, Alexander habe von dem Eintreffen des Darius in Kilikien erfahren ἑκατὸν ἀπέχοντα σταδίους ἀπ᾿ αὐτοῦ, διαπεπορευμένον ἤδη τὰ στενά. Damit ist der Küstenpass am Merkes gemeint, der gewöhnlich ‚syrische Pforten‘ genannt wird. Bezieht man, wie der Wortlaut verlangt, die Distanzangabe auf den Pass selbst, so sind von dort bis zur Mündung des Pinaros ca. 19 Kilometer, 100 Stadien aber sind 18 Kilometer; diese Angabe ist also correct.[7])

Aber auch die beiden Heere konnten in der von Kallisthenes angegebenen Stärke in der Ebene aufmarschieren. Im anderen Falle müsste übrigens Arrians aus Ptolemaios geschöpfter, in allem Wesentlichen übereinstimmender Bericht gleichfalls verworfen werden, da er die Zahl der Perser beträchtlich höher angibt als Kallisthenes.

Polybios selbst bemerkt, dass auf einem Stadion Frontraum, wenn für den

[7] Nach Arrian II 6, 2; 7, 2 war Alexander allerdings schon in Myriandros, südlich von Alexandrette eingetroffen, als er diese Nachricht erhielt. Hier liegt also ein Widerspruch der Angaben des Kallisthenes und Ptolemaios vor. Arrian bietet wahrscheinlich das Richtige, jedoch ist diese Differenz nicht wesentlich.

Mann 6 Fuß (1·84 m) gerechnet werden, (bei einer Tiefe von 10 Mann) 1000 Mann Platz finden (XII 19, 7). Die Front am Süduſer des Pinaros beträgt in der Luftlinie gemessen 9·5 Kilometer oder 51·35 Stadien; hier ist also sogar Raum für 82.160 Mann. Sie finden natürlich auch dann Platz, wenn, wie es die Sachlage erfordert und Kallisthenes bezeugt, die Gefechtstellung eingenommen wird, in der die Rotten halbiert werden und in die Zwischenräume einrücken, so dass nun die Phalanx die normale Tiefe von 8 Mann hat und 3 Fuß (0·92 m) in der Front auf den Mann entfallen. Es ist also ganz und gar unnöthig, Homer zu bemühen und auf den συνασπισμός zu weisen (Abstand 1½ Fuß = 0·46 m), wie Polybios thut, um Kallisthenes ad absurdum zu führen (XII 21, 3).

Rechnen wir nämlich mit Polybios Alexanders Verluste und die Abcommandierungen ab, so bleiben nach Kallisthenes für die Schlacht von Issos nur 42.000 Mann zu Fuß und 5000 Reiter übrig; es ist also überreichlich Raum für deren Aufstellung und für die Thätigkeit der Cavallerie auf beiden Flügeln, ja Alexanders Front nahm in Wahrheit überhaupt gar nicht den ganzen auf dem linken Pinarosufer verfügbaren Raum ein. Diese Bewegungsfreiheit war aber auch nothwendig, denn nur so konnte Alexander den Kampf entscheiden, wie er ihn wirklich entschieden hat, indem er die überall gleich starke, den ganzen Raum zwischen Meer und Gebirge absperrende Schlachtordnung des Gegners durch einen mit überlegener Kraft an einer Stelle geführten Stoß durchbrach. So erledigt sich auch der letzte von Polybios geltend gemachte Einwand (XII 21, 5). Kallisthenes hatte vollständig recht, Alexanders Schlachtordnung hat sich nicht bis dicht ans Gebirge erstreckt, sondern er hat sich, um nicht von den in seinem Rücken am Bergabhang stehenden Persern angegriffen zu werden, ἀπὸ τῶν ὀρῶν ἱκανὸν τόπον entfernt gehalten und eine Defensivflanke gebildet.

Ebensowenig stichhaltig sind die Einwendungen des Polybios gegen Kallisthenes' Schilderung des Aufmarsches des Darius, dessen 30.000 Reiter auf dem rechten Flügel und 30.000 Mann griechische Söldner im Centrum auf dem rechten Ufer des Pinaros sich ebenfalls entwickeln konnten. Polybios selbst gibt an (XII 18, 3), dass auf ein Stadion in der Front, die Intervalle zwischen den einzelnen Abtheilungen eingerechnet, 800 Mann Cavallerie bei der üblichen Tiefe von 8 Mann Platz finden. Somit brauchen 30.000 Mann Cavallerie 7·5 Kilometer, und 30.000 Mann Infanterie beanspruchen, da es griechische Söldner sind, in der bei den Griechen üblichen Formation nicht ganz 3·5 Kilometer. Da die Zahlen des Kallisthenes rund sind, so wird man an den überschießenden 1500 m nicht Anstoß nehmen dürfen.

Über den Aufmarsch des Darius liegen jedoch bei Arrian viel genauere Angaben vor als in dem Auszug aus Kallisthenes. Es ist daher geboten, auch dessen Angaben an der Hand der Karte zu prüfen, um über Darius' Aufstellung ins reine zu kommen.

Nach Arrian stellte der Perserkönig nicht 30.000, sondern 90.000 Mann Hopliten auf, theils Griechen, theils wie die Griechen bewaffnete Kardaken; alle standen also 8 Mann tief, dies ergibt 11.250 Mann in der Front. Arrian II 8, 6 fügt hinzu: τοσούτους γὰρ ἐπὶ φάλαγγος ἁπλῆς ἐδέχετο τὸ χωρίον ἵνα ἐτάσσοντο. Die Zahl 90.000 ist also das Ergebnis einer mit Rücksicht auf den Raum nachträglich in Alexanders Hauptquartier vorgenommenen Schätzung, sie wird aber gleichwohl ungefähr richtig sein.

Rechnen wir wiederum auf den Mann 0·92 m Frontraum, so nahmen diese Hopliten etwas über 10 Kilometer in Anspruch; da sie theilweise entlang der etwas gewundenen Uferböschung des Pinaros standen, so genügen 9·5 Kilometer in der Luftlinie gemessen vollständig.

Nun gibt aber Arrian eine neue und wichtige Einzelheit in der Nachricht, dass auf dem linken Ufer des Pinaros — also vorgeschoben vor die eigene Linie der Hopliten — 30.000 Reiter und 20.000 Leichtbewaffnete aufgestellt waren, die erst nach dem Aufmarsch hinter den Fluss zurückgenommen wurden (II 8, 10). Daraus folgt, dass die griechischen und kardakischen Hopliten nicht bis zur Mündung des Pinaros aufgestellt waren, sondern nur in dem oberen Theile der Ebene am Flusse, in deren westlichem Theil aber quer von O nach W bis ans Meer hin standen. Zwischen ihnen und dem Flusse blieb somit genügender Raum, um jene Vortruppe auf das rechte Ufer zurückzunehmen. Dass diese Reiter wirklich während der Schlacht vor den Hopliten hielten, geht auch aus Arrians Angabe hervor, dass sie später wieder über den Fluss vorgegangen sind und Alexanders Cavallerie angegriffen haben (II 11, 2).

Die persische Infanterie stand also vom Durchbruch des Pinaros bei Usudschulu angefangen am nördlichen Uferrand bis etwas unterhalb Odschaklü, dann aber quer über die Ebene bis zum Tumulus Karakaja. Diesen Hügel hat schon C. Ritter (a. a. O.), was ich für sehr wahrscheinlich halte, als das Grab der Gefallenen betrachtet; seine Lage darf als Anhaltspunkt zur Ermittelung der Aufstellung dienen. Die Entfernung vom Durchbruch des Deli-Tschai bis zur Küste ist an dieser Stelle sogar noch etwas größer als bis zu dessen Mündung, so dass 90.000 Mann hier genau, wie Arrians Bemerkung (II 8, 6) besagt, Platz fanden.

Mit seinen schweren Reitern auf dem äußersten rechten Flügel hat Alexander überraschend den Pinaros durchritten und sie sogleich halblinks attaquieren lassen. Die Taxen des schweren Fußvolkes konnten dieser Bewegung nicht mit gleicher Schnelligkeit folgen, da im Centrum überdies die griechischen Söldner des Darius Widerstand leisteten, so bekamen die Makedonen an den steilen Uferböschungen des Pinaros bei Odschaklü harte Arbeit (Arr. II 10, 5).

Die Aufstellung der Hopliten des Darius muss gerade in dieser Linie noch aus einem anderen Grunde angenommen werden. Seiner ganzen Länge nach war der Pinaros für die antike Frontalschlacht als Deckung überhaupt nicht geeignet, weil Darius in dieser Stellung dem vom Süden anrückenden Gegner nicht die Stirne bieten konnte. Am Unterlauf aufgestellte Truppen wären durch einen Angriffsstoß gegen ihre unbeschildete rechte Flanke, den von Natur aus schwächsten Punkt jeder antiken Phalanx, vollständig aufgerollt und gegen das Gebirge gedrängt worden.[*])

In dem hiemit festgestellten Raum zwischen der Hoplitenlinie und dem Flusse konnten 30.000 Reiter und 20.000 Leichtbewaffnete sich ebenfalls leicht bewegen. Die Entfernung von den Brücken bei Odschaklü beträgt in gerader Linie bis an die Küste 7·5 Kilometer. Das Dreieck zwischen Odschaklü, dem Tumulus Karakaja und der Pinarosmündung hat einen Flächenraum von rund 13 Quadratkilometern. Dieser ist vollständig ausreichend, da die Reiter, 8 Pferde tief aufgestellt, nur eines Frontraumes von nicht ganz 7 Kilometern bedürfen und zwischen ihnen und der Phalanx auch die Leichtbewaffneten Platz finden.

Arrian berichtet ferner, dass Darius auf seinem linken Flügel am Gebirge 20.000 Mann (es sind die Peltasten des Kallisthenes) aufgestellt habe, und fügt hinzu: *καὶ τούτων ἔστιν οἳ κατὰ νώτου ἐγένοντο τῆς Ἀλεξάνδρου στρατιᾶς. τὸ γὰρ ὄρος ἵνα ἐπετάχθησαν πῇ μὲν διεχώρει ἐς βάθος καὶ κολπῶδές τι αὐτοῦ ὥσπερ ἐν θαλάσσῃ ἐγίγνετο· ἔπειτα ἐς ἐπικαμπὴν προϊὸν τοὺς ἐπὶ ταῖς ὑπωρείαις τεταγμένους κατόπιν τοῦ δεξιοῦ κέρως τοῦ Ἀλεξάνδρου ἐποίει.* Diese topographische Einzelheit zeigt, wie genau Ptolemaios erzählt hat: ein Blick auf die Karte veranschaulicht diese Sätze unmittelbar. Die buchtartige Ausweitung der Ebene ist südlich von Usudschulu ebenso ohne weiters ersichtlich, wie dass die auf dem Vorsprung des Abhanges östlich von Odschaklü stehenden Abtheilungen im Rücken von Alexanders äußerstem rechten Flügel sich befanden.

[*]) So wenig als die Küste kann sich auch der Unterlauf des Deli-Tschai seit dem Alterthum erheblich verändert haben. Der Schilderung Arrians entspricht nur die heutige und nicht etwa eine weiter nördlich gelegene Mündung des Pinaros.

Endlich bemerkt Arrian, dass der Rest der Hopliten und Leichtbewaffneten des Darius hinter der Hoplitenlinie, nach Völkerschaften geordnet, in ungeeigneter, weil zu tiefer Formation gestanden hat. Ihre Zahl gibt Arrian nicht direct an, sondern er sagt ἐλέγετο γὰρ ἡ πᾶσα ἡ ξὺν Δαρείῳ στρατιὰ μάλιστα ἐς ἑξήκοντα μυριάδας μαχίμους εἶναι. Durch die Einführung dieser Angabe mit ἐλέγετο wird nach der Ausdrucksweise antiker Geschichtschreiber deren Glaubwürdigkeit bestritten. Dieser Rest hat also sehr viel weniger als 440.000 Mann betragen. Bezeugt sind nicht mehr als 100.000 Mann, und auch diese Zahl beruht nur auf Schätzung. Der Rest des persischen Heeres darf vielleicht mit 40.000 Mann veranschlagt werden, was eine gesammte Streitmacht von rund 200.000 Mann ergeben würde, der Alexander mit eher weniger als 42.000 Mann zu Fuß und 5000 Pferden, wie Polybios annimmt, gegenüberstand.[9]) Raum aber war für beiderseits nicht ganz zweieinhalb hunderttausend Mann auf dem Schlachtfelde genug. Die Polemik des Polybios gegen des Kallisthenes erheblich niedrigere Zahlenangaben ist also ganz unbegründet. Die von Ptolemaios wirklich bezeugten Ziffern werden zwar nicht ganz exact sein, verdienen aber vor denen des Kallisthenes den Vorzug.

Aus Curtius, Diodor, Justinus und Plutarch ist nur weniges zu Kallisthenes und Ptolemaios hinzu zu lernen.[10]) Während die kurzen Berichte des Justinus

[9]) Die 600.000 Mann kehren bei Plutarch Alex. 18 wieder. Diodor XVII 13 und Justinus XI 9, 1 geben 400.000 Mann zu Fuß und 100.000 Reiter an: noch viel niedrigere Zahlen enthält die allerdings unvollständige ordre de bataille des Darius bei Curtius III 8, 28 ff., desgleichen, wie wir sahen, auch die des Kallisthenes, der, wie die Polemik des Polybios beweist, sicherlich nicht mehr als 60.000 Mann und eine unbestimmte Anzahl Peltasten angegeben hat. Die Zahl der Combattanten auf Alexanders Seite hat übrigens Polybios wahrscheinlich zu hoch geschätzt, zu einer genaueren Berechnung fehlen freilich die Hilfsmittel. Rüstow und Köchly schätzen sie auf nur 22.500 Mann zu Fuß und 5100 Reiter, York von Wartenburg nimmt 35—40.000 Mann an. Wesentlich ist, dass auch die höchste zulässige Zahl der makedonischen wie der persischen Armee keine Schwierigkeiten bietet. Die für die Schlacht unnütze Anhäufung von Truppen hinter der Linie der Hopliten muss verhängnisvoll geworden sein, da diese Truppen sich zuerst zur Flucht wandten und alle Abmarschwege in Anspruch nahmen. Nach übereinstimmenden Angaben sind daher die Verluste der Perser sehr groß gewesen, wenn auch die 10 Myriaden (Arr. II 11, 8) nicht gerade wörtlich genommen werden dürfen. Die Angabe der makedonischen Verluste mit 130 Mann Infanterie und 150 Reitern an Todten und über 500 Verwundeten wird genau sein.

[10]) Auf die von Curtius genauer als von Arrian geschilderte Voraussendung des Parmenion komme ich noch zurück, ebenso darauf, dass bei Curtius Alexanders Marsch von Mallos bis Issos correcter erzählt wird als bei Arrian. Bei Diodor XVII 33 und Curtius III 8, 24 wird ferner übereinstimmend gesagt, dass Alexander gemeldet worden ist, Darius stehe 30 Stadien (ca. 5·5 Kilom.) von ihm entfernt in Schlachtordnung. Dies kann sich nicht auf die erste Nachricht von dem Eintreffen des Darius in Kilikien beziehen, die Alexander nach Kallisthenes 100 Stadien, nach Arrian noch weiter entfernt erhalten hat. Es wird diese Nachricht daher wohl mit der andern Angabe des Kallisthenes in Verbindung zu bringen sein, dass Alexander 40 Stadien von Darius entfernt seinen Aufmarsch zur Schlacht begonnen hat. Diodor berichtet ferner (XVIII 37), dass Alexander mit der Hetärenreiterei und den besten übrigen Reitern seines Heeres den Darius bis Mitternacht 200 Stadien (35·5 Kilometer) weit verfolgt habe. Plutarch

und Plutarch wenigstens der Hauptsache nach richtig sind, ist aus den ausführlichen Schilderungen bei Diodor und Curtius nicht einmal das Wesentlichste zu ersehen, dass nämlich Alexander bei Issos mit verkehrter Front geschlagen hat, von Verwirrungen in Einzelheiten und phantastischen Erzählungen ganz abgesehen. Wohl aber enthält Arrian über die Aufstellung Alexanders und über den Verlauf der Schlacht im einzelnen noch viele authentische Angaben, auf deren Wiedergabe ich jedoch verzichte.

An diesem Ergebnis muss auffällig erscheinen, dass der Bericht eines Augenzeugen, dessen Angaben sich sonst als brauchbar erwiesen haben, durch einen groben topographischen Irrthum entstellt ist, und dass er eine im allgemeinen unzutreffende Schilderung des Geländes bietet. Man möchte auf den ersten Blick dem Kallisthenes als Laien eher zutrauen, dass er Alexanders Aufmarsch irrig dargestellt, als dass er durch die falsche Distanzangabe und Terrainbeschreibung seine Erzählung sachlich vernichtet hat.

Die antiken Geschichtschreiber vernachlässigen jedoch die Topographie in der Regel. Davon machen auch Militärs von Beruf, wenn sie als Historiker zur Feder greifen, keine Ausnahme, selbst dann nicht, wenn sie wie z. B. Vellejus in hoher amtlicher Stellung im Hauptquartiere des Feldherrn die Campagne mitgemacht haben, die sie beschreiben. Vellejus schildert die Feldzüge in Pannonien und Germanien, die er unter Tiberius mitgemacht hat, mit derselben Gleichgiltigkeit gegen alles topographische Detail wie Tacitus. Nur wenige Schriftsteller machen davon eine Ausnahme. Der historische Stil der Alten verlangte keine wirklich anschauliche Schilderung des Geländes, man begnügte sich mit einer allgemeinen Darstellung, in der sich meist die rhetorische Phrase breit macht.

Alex. 20 bemerkt, dass der Vorsprung des Perserkönigs nur 4—5 Stadien (nicht ganz einen Kilometer) betrug. Letzteres ist vielleicht richtig, ersteres nicht. Denn es ist undenkbar, dass Alexander damals — seine Energie beim Verfolgen des geschlagenen Feindes in Ehren — bis gegen Toprak-Kalesi oder Osmanije dem fliehenden Perserkönig auf den Fersen geblieben ist. Die vom Schlachtfelde nach Norden führenden Wege waren sicherlich von den fliehenden Persern gänzlich verstopft, so dass er mit seinen Reitern unmöglich durchkommen konnte. Zum Überfluss gibt Arrian an, dass Alexander umgekehrt sei ὡς δὲ συνεσκόταζέ τε ἤδη καὶ τὰ πρὸ ποδῶν ἀφανῆ ἦν (II 11, 6); das ist ein sehr triftiger Grund.

Die Schlacht hat gewiss nicht vor Mittag, wahrscheinlich erst am Nachmittag begonnen; denn Alexander hat den vom Pinaros circa 25 Kilometer entfernten Strandpass am Merkes um Mitternacht passiert (Arr. II 8, 2). Der Aufmarsch zur Schlacht, das Hin- und Herschieben der Truppen in der Schlachtordnung, die Ansprachen, und was sonst zur Erzeugung der Kampfesstimmung zu geschehen pflegt, hat im Alterthum stets weit mehr Zeit in Anspruch genommen als der Kampf selbst. Das Handgemenge hat also auch bei Issos nur kurze Zeit gedauert; aber man stand im Spätherbst, das Tageslicht war nur von kurzer Dauer, daher kann Alexander den Gegner nicht soweit verfolgt haben, als Diodor behauptet.

Dem Kallisthenes ist es darum zu thun, Schrecken und Verwirrung im Heere des Darius in einem wild zerrissenen Gelände recht wirksam darzustellen. Daher überträgt er die Beschaffenheit des das Schlachtfeld im Osten begrenzenden Gebirges auf dieses selbst und nennt den Pinaros einen ποταμὸν ἐπικάρσιον, ἀπὸ μὲν τῶν ὀρῶν εὐθέως ἐκρήγματα πολλὰ ποιοῦντα τῶν πλευρῶν, διὰ δὲ τῶν ἐπιπέδων ἕως εἰς θάλατταν ἀποτόμους ἔχοντα καὶ δυσβάτους λόφους (Polybios XII 17, 5). Diese Schilderung ist an sich schon übertrieben. Aber Kallisthenes verallgemeinert auch einen einzelnen Vorfall, der sich nach Ptolemaios zugetragen hat, als Darius vom Schlachtfeld ins Gebirge geflohen war: Polyb. XII 20, 4 τοὺς γὰρ ἀπὸ τῶν ὀρῶν χειμάῤῥους καταφερομένους τοσαῦτά (φησι) ποιεῖν ἐκρήγματα κατὰ τὸ πεδίον ὥστε καὶ τῶν Περσῶν κατὰ τὴν φυγὴν διαφθαρῆναι λέγουσι τοὺς πλείστους ἐν τοῖς τοιούτοις κοιλώμασι und Arrian II 11, 8 λέγει Πτολεμαῖος . . . τοὺς μετὰ σφῶν διώκοντας Δαρεῖον, ὡς ἐπὶ φάραγγί τινι ἐν τῇ διώξει ἐγένοντο, ἐπὶ τῶν νεκρῶν διαβῆναι τὴν φάραγγα. Diese Schluchten haben existiert, aber nicht dort, wohin sie Kallisthenes versetzt, auf dem Schlachtfelde selbst, sondern auf der Rückzugslinie des Darius. Um die Wirkung seiner Beschreibung zu erhöhen, gab er also auch die Breite der Ebene am Pinaros bei weitem zu gering an und lieferte dadurch ein Zerrbild der Wirklichkeit.

Für die griechische Geschichtschreibung ist es bezeichnend, dass der Ton, den Kallisthenes angeschlagen hatte, bei den späteren Darstellern vorherrscht. Übereinstimmend sprechen Curtius III 10, 2 und Diodor XVII 33, also auch die älteren Berichterstatter von dem Geschrei der Kämpfenden, welches von den Berggipfeln und in den Schluchten widerhallt. Erst Arrian, der auf Ptolemaios zurückgieng, hat an Stelle solcher rhetorischer Übertreibungen ein richtiges und wirklich anschauliches Bild des Schauplatzes der Schlacht und ihres Verlaufes gesetzt.

Die genauere Kenntnis des Geländes setzt uns auch in den Stand, über die strategische Lage beider Heere und über deren Märsche eine bessere Anschauung zu gewinnen.

Zwischen dem Beilanpass im S, über den von jeher eine Straße vom Meere aus nach Syrien geführt hat, und dem Arslan-Boghas im N gibt es vier oder fünf Übergänge über das Gebirge, über die F. v. Luschan (a. a. O.) am vollständigsten gehandelt hat. Nicht erwähnt ist in seiner Übersicht der von C. Ritter (a. a. O. 1781, 1797) genannte, auf meiner Übersichtskarte mit gestrichelter Linie bezeichnete Übergang, der ins Thal des Deli-Tschai selbst führt. Wenn nun auch antike Heere bei Gebirgspassagen mit viel weniger guten Wegen sich

begnügt haben als moderne, so ist doch unzweifelhaft, dass der Pass über die Haimatschinarjaila, der Übergang von Paias nach Chassa und auch der Pass des Deli-Tschai für Darius nicht in Betracht kommen können. Sie werden auch heute noch vorwiegend nur von Schmugglern benützt. Der Übergang von Islahije über Jarpus nach Osmanije ist vielleicht ebenfalls zu den unbrauchbaren zu zählen, denn er steigt bis zur Höhe von 1025^{m} an (Kieperts Karte zu Humann-Puchstein); sicherlich waren dagegen für die persische Armee die auch jetzt noch mit Straßen versehenen Übergänge über Hassanbeili und den Arslan-Boghas (950^{m} hoch) praktikabel. Von Derwischije aus konnte die Armee wieder auf zwei Wegen, durch die Enge von Toprak-Kalessi und über Ersin, in die Ebene von Issos herabsteigen. In der Ebene des Karasu von Sochoi bis Islahije und darüber hinaus bis Kasan-Ali sind zahlreiche, im Thale von Derwischije bis Toprak-Kalessi und Osmanije mehrere Colonnenwege nebeneinander anzunehmen. Das makedonische Heer musste auf der Strecke von Mallos bis Myriandros zweimal, bei Karanlük-Kapu und am Merkes, in eine schmale, längere Colonne zusammengezogen werden, im übrigen standen seinem Marsche in mehreren Colonnen vom ersten Orte an ebenfalls keine Schwierigkeiten entgegen.

Darius hatte, bevor er den zur Schlacht mit verkehrter Front führenden Marsch antrat, hinter dem Amanos bei Sochoi sein Heer gesammelt. Zur Bestimmung dieses Ortes haben wir nur die Angabe Arrians II 6, 1, dass Sochoi in Syrien gelegen und zwei Tagemärsche von den syrischen Pforten entfernt war. Mit den syrischen Pforten ist hier der Beilanpass gemeint, denn zwei Tagemärsche landeinwärts vom Strandpass am Merkes gerechnet, ist für einen Lagerplatz des Heeres des Darius keine Stelle ausfindig zu machen. Sochoi liegt also, wie schon C. Ritter vermuthet hat, in der Ebene el Amk im Thale des Karasu.[11]) Diese Annahme ist weit wahrscheinlicher als die von Kiepert, wie es scheint, jetzt ebenfalls aufgegebene, dass es an der östlichen Ausmündung der nördlichen Amanospässe anzusetzen sei. Hinzu kommt, dass Arrian, Diodor und Curtius übereinstimmend angeben, Darius habe, bevor er sich gegen Alexander in Marsch setzte, die Kriegscasse und den großen Tross nach Damascus beordert. Die Wahl

[11]) Ich habe den Ort auf der Übersichtskarte an der Einmündung des über die Haimatschinarjaila führenden Weges angesetzt. Von Beilan sind bis dahin etwas über 30 Kilometer, also in gebirgiger Gegend und über einen 730^{m} hohen Pass ungefähr zwei Tagemärsche. Der bei Curtius IV 1, 3 erwähnte Ort Onchai, wo zu Darius auf der Flucht vom Schlachtfelde 4000 Griechen stoßen, und von wo er weiter an den Euphrat flieht, kann mit Sochoi identisch sein. Darius nahm, wie Arrian II 13, 1 meldet, nachdem er über den Amanos durch einen der nördlichen Pässe geflohen war, die Richtung auf Thapsakos; er hat also seinen ursprünglichen Lagerplatz, was an sich wahrscheinlich ist, wieder berührt.

dieses weit südlich gelegenen Ortes ist wahrscheinlicher, wenn Darius näher dem Beilanpass als dem Arslan-Boghas stand. Die Stellung war sehr gut gewählt, wie Arrian und Curtius richtig hervorheben. Sie sicherte dem Darius den Vortheil der inneren Linien, er konnte von hier aus Alexander bei dessen Austritt aus dem Gebirge jederzeit mit überlegener Macht sich entgegenstellen. Schlechte Rathgeber, wie Arrian und Curtius betonen, die vorgerückte Jahreszeit, Alexanders langer Aufenthalt in Tarsos und Mallos und eine falsche Rücksichtnahme auf das Prestige seiner königlichen Würde bestimmten Darius, die Stellung aufzugeben und den Rechtsabmarsch der Armee nach Norden zu befehlen. Er hoffte, den Amanos übersteigen und Alexander noch vor dessen Einmarsch in die kilikische Ebene entgegentreten zu können. Darin lag ein nicht gut zu machender Fehler, da Alexander in Mallos der Stelle, an der Darius aus dem Gebirge austreten musste, viel näher stand. Durch den Abmarsch räumte also Darius dem Gegner gerade den Vortheil ein, den er bisher gehabt hatte.[12]) Die Opposition, die sich, wie Arrian und Curtius berichten, im persischen Kriegsrath geltend machte, war vom strategischen Standpunkte nur zu begründet, sie blieb aber gleichwohl wirkungslos; nicht rein militärische Erwägungen, sondern Opportunitätsgründe gaben den Ausschlag (vgl. besonders Arrian II 6, 3 ff.).

Der Marsch des Darius nahm überdies, auch wenn er von der syrischen Ebene aus drei Aufstiege benutzt hat, geraume Zeit in Anspruch. Selbst bei Benutzung mehrerer Colonnenwege östlich und westlich des Gebirges war er in weniger als 8—10 Tagen nicht zu bewerkstelligen. Von dem Punkte, an dem ich Sochoi angesetzt habe, beträgt die Entfernung über den Arslan-Boghas ca. 120, über Hassanbeili immer noch fast 100 Kilometer. Durchschnittsmärsche von 30 Kilometern (5 Parasangen Xen. An. I 4) im Tage sind für ein so zahlreiches Heer überhaupt nicht zu leisten. Wenn aber auch die Têten des Darius bei Toprak-Kalessi und Osmanije in weniger als 8 Tagen hätten eintreffen können, so vergieng doch immer noch einige Zeit, bis das ganze Heer in der Ebene von Issos versammelt war, selbst wenn keinerlei Stockungen eingetreten waren.[13])

Darius muss also von Sochoi beträchtlich früher aufgebrochen sein als Alexander von Mallos, denn er traf in der Ebene bereits ein, als Alexander in

[12]) Es ist also unrichtig, wenn Beloch, Griech. Gesch. II 635 behauptet, der Marsch des Darius sei strategisch betrachtet, ein Meisterstück gewesen. Darius wusste gar nichts davon, dass Alexander von Mallos aufgebrochen war, er wollte sich in der kilikischen Ebene Front nach Westen zur Schlacht stellen.

[13]) Ein modernes Armeecorps von 30.000 Mann mit Artillerie und ohne Train hat in einer Colonne eine Länge von 22·5 Kilometern.

Myriandros sich anschickte, zum Beilanpass aufzusteigen; Alexander aber war von Mallos bis Myriandros 5, vielleicht 6 Tage unterwegs.

Noch von Tarsos aus hatte er den Parmenion mit Cavallerie und Infanterie zur Aufklärung nach den Pässen (ἐπὶ τὰς ἄλλας πύλας, αἳ δὴ ὁρίζουσι τὴν Κιλίκων τε καὶ Ἀσσυρίων χώραν Arr. II 5, 1) vorausgeschickt. Damit sind gemeint (vgl. K. J. Neumann, Jahrb. f. Philol. CXXVII 539) die kilikischen Thore (Karanlük-Kapu), der Küstenpass nördlich von Alexandrette und der Beilanpass. Sie werden in Curtius III 7, 6 genauerem Bericht ausdrücklich bezeichnet. 'Ad explorandum iter saltus, per quem ad urbem Isson nomine penetrandum erat,' geht auf die kilikischen Thore, 'inde (nämlich von Issos aus) progressus, deturbatis qui interiora montium obsidebant, praesidiis cuncta firmavit' auf die syrischen Thore oder den Beilanpass oder auch auf beide. Diodor XVIII 32 berichtet ebenfalls von geringfügigem Widerstand, den Parmenion bei dieser Recognoscierung gefunden habe.

In Mallos angelangt, erhielt nun Alexander die Meldung, dass das Heer des Darius in Sochoi lagere (Arr. II 6, 1). Eine Nachricht von dessen Abmarsch nach Norden, der inzwischen angetreten worden war, hat er nicht erhalten und auch nicht erhalten können. So erfährt er, in Myriandros angelangt, zu seiner Überraschung von Darius' Eintreffen in seinem Rücken. Alexander hatte also auf seinem Marsch von Mallos nach Myriandros, den er sogleich nach dem Eintreffen von Parmenions Meldung befohlen hatte, begreiflicherweise die Fühlung mit dem Gegner, die seine Vortruppe hergestellt hatte, wieder verloren.

Mallos ist nach Heberdey und Wilhelm (a. a. O. 10) östlich von Karatasch am Dschihan gelegen. Von hier bis Alexandrette sind fast 150 Kilometer (25 Parasangen Xenoph. An. I 4) Entfernung und zwei Pässe zu durchschreiten. Es ist also ganz unmöglich, dass, wie Arrian II 6, 2 sagt, dieser Weg in zwei Tagen zurückgelegt worden sei;[14]) Alexander ist vielmehr, ohne die Rast in Issos, mindestens 5 Tage unterwegs gewesen wie der jüngere Kyros.

Hier liegt ein Versehen Arrians vor. Die Darstellung der Schlacht von Issos weist nämlich, soviel Authentisches aus Ptolemaios sie auch enthält, doch auch unverkennbare Spuren von Arrians eigener Mache auf, so besonders die zweimalige Berufung auf seinen Lieblingsautor Xenophon (II 7; 8), die gewiss nicht aus Ptolemaios stammt. Aus Curtius III 7, 5 ist zum Überfluss ersichtlich,

[14]) Das hat J. Beloch, Gr. Gesch. II 635 treffend bemerkt. Er vermuthet, die zwei Tage seien von Issos bis Myriandros zu rechnen. K. J. Neumanns (a. a. O. 541) Versuch, die zwei Tage zu rechtfertigen, ist verfehlt. Der Marsch von 30 Parasangen (180 Kilometer) in drei Tagen, auf den er sich beruft, ist allerdings als Gewaltmarsch möglich, allein in unserem Fall handelt es sich um 150 Kilometer, die in zwei Tagen zurückgelegt worden sein sollen.

dass die fehlerhafte Zeitangabe Arrians nicht aus der älteren Alexander-Überlieferung stammt. Curtius weiß nämlich, dass Alexander zwei Marschtage von Mallos bis Castabulum gebraucht hat. Dieser Ort liegt aber an der Marschlinie, ehe man nach Issos kommt. Heberdey und Wilhelm setzen das damit identische Catavolo der Itinerarien bei Karanlük-Kapu an; 16—17 römische Meilen, bevor man nach Paias (Baiae) gelangt, erwähnen Catavolo auch das Itinerar. Anton. und der Pilger von Bordeaux.

Wie also Darius zu seinem Marsch die Ebene des Karasu aufwärts, dann über die nördlichen Pässe des Amanos nach Kilikien ca. 8—10 Tage gebraucht hat, so hat Alexander von Mallos bis an den Fuß des Beilanpasses ungefähr 5—6 Tage bedurft. Darius war über Alexanders Bewegungen ebenso im unklaren, wie dieser über die seinen: er fand ihn nicht mehr, wie er erwartete, um Tarsos und Mallos, sondern erfuhr, in Kilikien angelangt, dass Alexander bereits in Myriandros eingetroffen sei. Alexander, der Darius bei Sochoi vermuthete, erfährt, dass dieser, ihm nachrückend, am Pinaros lagere.[15]) Beide Feldherren hatten also strategische

[15]) Die Distanzen und das Gelände machen es begreiflich, dass beide Heere aneinander vorbeimarschieren konnten, ohne dass das eine von dem anderen etwas erfuhr. Während die persischen Marschcolonnen noch in den Bergen des Frenk-Dagh und Giaur-Dagh steckten, zog Alexander die Küste entlang nach Süden. Diesen Sachverhalt lassen auch die Quellenberichte, obwohl übertreibend und entstellt, dennoch erkennen. Wenn Plutarch Alex 20 sagt ἐν δὲ τῇ νυκτὶ διαμαρτάνοντες ἀλλήλων αὖθις ἀνέστρεφον, so ist die Erwähnung der Nacht eine ganz überflüssige Auskunft. Darauf ist aber nicht erst Plutarch verfallen, sondern eine Stelle bei Curtius III 8, 13 zeigt, dass dieser Zug, freilich in anderer, correcterer Fassung, aus der hinter Plutarch und Curtius liegenden, älteren Überlieferungsschichte über Alexander stammt. Curtius' Bemerkung nämlich ‚Forte eadem nocte et Alexander ad fauces, quibus Syria aditur, et Dareus ad eum locum, quem Amanicas Pylas vocant, pervenit' ist sogar ganz genau wenn man mit Heberdey und Wilhelm (a. a. O. 24), auf Arrian II 7, 10 gestützt, diese amanischen Thore mit der befestigten Enge bei Toprak-Kalessi identificiert.

Bezuglich der Bezeichnungen „kilikische, syrische, amanische Thore" verweise ich auf K. J. Neumanns bereits erwähnte, für die beiden ersten Pässe das Richtige feststellende Untersuchung. Die amanischen Thore sind dagegen jedesfalls die nördlich über den Amanos führenden Pässe und zu ihnen führenden Zugänge und nicht, wie Neumann gemeint hat, der Pass zwischen Paias und Chassa. Seit dem Erscheinen des Reisewerkes von Heberdey und Wilhelm hat Baron Rey, worauf mich O. Benndorf aufmerksam macht, aus den arabischen Geographen und den armenischen Berichterstattern über die Kreuzzüge zu beweisen gesucht (Bullet. de la soc. des antiquaires de France 1897 p. 276), dass die amanischen Thore südlich von Baghdadschik bei dem Schlosse Servantikar anzusetzen seien. Die Gründe dafür scheinen mir nicht zwingend. Da mir die erwähnten orientalischen Berichterstatter nicht zugänglich sind, so theile ich aus W. Tomascheks bereitwilliger Auskunft mit, dass nach dessen Ansicht die amanischen Thore mit dem Derbent Marri der arabischen Geographen und dem Arslan-Boghas zu identificieren sind, dagegen Toprak-Kalessi wahrscheinlich identisch mit Tell-Hamdun und Servantikar mit einer der bei Budrum gelegenen Vesten oder mit diesem Orte selbst identisch ist. Entscheidend zur Feststellung der amanischen Thore der Alten scheinen mir die mittelalterlichen Berichte nicht zu sein. Die antike Bezeichnung hat übrigens möglicherweise zur Benennung der Enge von Toprak-Kalessi und des Arslan-Boghas gedient; auch der Ausdruck „syrische Thore" begreift mitunter, wie wir gesehen haben, nicht bloß den Strandpass am Merkes, sondern diesen und den Übergang über Beilan zusammen.

Bewegungen ausgeführt, die sie nicht in der Weise an den Gegner heranbrachten, wie sie vermuthet hatten. Issos ist also eine Begegnungsschlacht (ἀπὸ συντυχίας), nicht bataille rangée, die die Griechen μάχη ἐκ παρασκευῆς oder ἐκ παρατάξεως nennen (Thuk. V 11, 3; 56, 4). Alexanders Führung haftet aber nicht derselbe Fehler an wie der des Darius. Er hatte sich Nachrichten vom Gegner zu verschaffen gesucht und diese zur Grundlage seiner Operationen gemacht: sie waren inzwischen durch die Ereignisse allerdings überholt, das wird immer und überall im Kriege vorkommen; er hatte aber nicht wie Darius eine vortreffliche Stellung mit einer vertauscht, die ihm die volle Entwickelung seiner Truppen unmöglich machte.

Das Schlimmste für ihn war in dieser unerwarteten Lage, wie York v. Wartenburg mit Recht hervorhebt, der abermalige Marsch durch den Strandpass in unmittelbarer Nähe eines überlegenen Gegners. Alexander führte ihn daher überraschend bei Nacht aus. Auch in seiner Umgebung erkannte man diese Gefahr; im übrigen hielt jedoch niemand die Lage für bedenklich. Arrian II 10, 1 sagt ausdrücklich, dass Alexander und die Seinen, als sie gewahr wurden, dass Darius am Pinaros stehen geblieben sei, ihn für verloren hielten: καὶ ταύτῃ εὐθὺς δῆλος ἐγένετο τοῖς ἀμφ' Ἀλέξανδρον τῇ γνώμῃ δεδουλωμένος. Dieses Stehenbleiben, um den Pinaros als Frontdeckung benützen und seine Truppen möglichst entwickeln zu können, ist der zweite große Fehler des Darius, er versäumte gerade dasjenige, was der Gegner am meisten fürchtete, und was durch rasches Vorrücken für ihn unschwer zu erreichen war: die Besetzung des Strandpasses.

Alexander dagegen, obwohl überrascht und in seinen rückwärtigen Verbindungen bedroht, verliert weder seine Ruhe noch seine Thatkraft. Erst überzeugt er sich, ob er recht berichtet ist, dann aber versäumt er keinen Augenblick Zeit. Er schickt Reiter und Bogenschützen voraus, um den Pass zu besetzen, um Mitternacht passiert ihn sein Heer ungefährdet, und nun ist er entschlossen, Darius anzugreifen, da er sicher ist, bei der taktischen Entscheidung die Oberhand zu behalten.

York von Wartenburg hat die strategische Lage Alexanders mit der Napoleons bei Marengo verglichen und findet die einzige Erklärung für das Verhalten beider Feldherren in ihrer unbedingten Zuversicht auf den taktischen Erfolg der Schlacht, meint aber, dass dieses Vertrauen auf den Sieg nur dann völlig berechtigt erscheinen könne, wenn ihm der Erfolg entspricht. „So Krieg führen wie diese beiden Feldherren darf nur das weltgeschichtliche Genie mit seiner fatalistischen Siegeszuversicht, allein vorbildlich darf diese Art nicht genannt werden. Ich will noch weiter gehen und sagen, dass ein Mann, der in dieser

Weise Krieg führt, eigentlich kein Vaterland haben darf; was er aufs Spiel setzt, ist allerdings das Höchste, was er kennt, der eigene Ruhm, aber der schließlich ist er selbst, und nur sich selbst wagt er; Friedrich der Große zeigt kein Issos."

Diese Betrachtung scheint mir der Ergänzung bedürftig. Die orientalische Schwerfälligkeit seines Gegners, die Unbehilflichkeit des großen Heeres in der Küstenebene hat Alexander genau gekannt. Mit jener hat er von Anfang an gerechnet. Das beweist die folgende Erwägung, die zugleich erklärt, weshalb weder Parmenion noch er selbst gegen die amanischen Thore und über diese hinaus aufgeklärt haben. Dies ist der einzige Punkt, in dem Alexander, wie es scheint, nicht ganz vorsichtig operiert hat. Er unterließ eine Recognoscierung in dieser Richtung, weil er fest überzeugt war, dass die persische Reichsarmee die Stellung bei Sochoi, in der sie zum Schlagen versammelt war, nicht verlassen werde. Deshalb will er zuerst auch gar nicht glauben, dass Darius in seinem Rücken am Pinaros steht. Seinem Irrthum lag eine im allgemeinen richtige Einschätzung des Gegners zugrunde, während Darius, als er den Marsch nach Norden antrat, von der unbegründeten Voraussetzung ausgegangen ist, Alexander werde noch wochenlang bei Tarsos und Mallos stehen bleiben.

Die großen Massen dieser Perserheere haben ferner Alexander, wenn es zur Entscheidung kam, niemals — auch nicht im offenen Felde bei Arbela — imponiert. Er wusste, dass ihr Truppenmaterial schlecht sei, und dass es nur darauf ankomme, die altmodisch in langer Linie entwickelte Schlachtordnung des Gegners an einer Stelle zu durchbrechen, um den Sieg zu erringen. Auf die Attaque der schweren Reiterei, der die sarissenbewehrte Phalanx folgte, konnte er sich im Kampfe mit diesen minderwertigen Truppen unbedingt verlassen. In diesem allgemeinen Urtheil über den Gegner hat er sich nicht getäuscht.

Die mangelnde Thatkraft des Darius und seiner Rathgeber, die sich am Pinaros in geschützter Stellung in Positur setzten und abwarteten, was geschehen werde, hat wie eine Krankheit auch die Unterbefehlshaber ergriffen. Das geht aus Arrians Schilderung mit erschreckender Deutlichkeit hervor. Die zum Schutz des eigenen Aufmarsches auf das linke Ufer des Pinaros vorgeschobenen Reiter und Leichtbewaffneten haben nicht das mindeste unternommen, um den Aufmarsch Alexanders zu stören, ganz unbehelligt konnte er seine Reiter vom rechten Flügel theilweise auf den linken hinüberschicken; 50.000 Mann haben sich ohne Schwertstreich vor Beginn der Schlacht wieder hinter den Pinaros zurückgezogen. Auf dem Berghang am linken Flügel des Darius standen weitere 20.000 Mann, die Alexander in den Rücken fallen sollten und konnten; sie haben sich während

der Schlacht nicht gerührt. Nach einem kurzen Gefecht genügte eine minimale Zahl von Reitern und Leichtbewaffneten, um diesen beträchtlichen Theil der persischen Armee in Schach zu halten. Ohne in die Schlacht eingegriffen zu haben, flüchten 8000 Mann dieser am Gebirge aufgestellten Truppe über die Berge bis nach Tripolis in Phoinikien (Arr. II 13, 2). Diese beiden Flankencorps des Darius, die zusammen stärker waren als die Armee Alexanders, warteten also lediglich ab, wie Alexanders Angriff auf die Linie der eigenen Hopliten ausfallen werde. Die Griechen und Kardaken im Centrum der Perser kommen also allein als Combattanten ernsthaft in Betracht. Thatsächlich haben aber nur die griechischen Söldner die durch den raschen Angriff der makedonischen Cavallerie entstandene Lücke zu einem Vorstoß benutzt und dadurch die eigene Cavallerie des rechten Flügels zu einem Angriff auf die gegenüberstehende Reiterei veranlasst. Allein Alexanders Attaque hatte das Schicksal des Tages bereits entschieden; sein siegreicher rechter Flügel brachte wie immer in den griechischen Schlachten dadurch die Entscheidung, dass er sich nun von der Flanke aus gegen das Centrum und den in noch unentschiedenem Gefechte stehenden rechten Flügel des Gegners wendete und beide zur Flucht nöthigte.

Die Zuversicht Alexanders auf die taktische Entscheidung war somit einem solchen Feind gegenüber begründet. Wie die früher angeführte Arrianstelle beweist (oben S. 125), ist sie auch von seinen Generalen getheilt worden: sie quillt also nicht aus dem Selbstgefühl des Genies, das mit seinem Ruhme ein gewagtes Spiel treibt, sondern sie war gestützt auf eine kühle, aus der Erfahrung schöpfende Beurtheilung des Gegners.

Die persische Kriegführung ist in jedem Betracht, strategisch wie auch in der Verwendung der Truppen in der Schlacht, im Vergleiche zu der Alexanders inferior. Das war ihm und seinen Generalen wohlbekannt, und diese Überlegenheit ist der Activposten, den er auch in ungünstiger strategischer Lage zu seinen Gunsten in Rechnung stellen durfte. Dazu kommt, dass die Herbeiführung der taktischen Entscheidung durch die Attaque mit der schweren Cavallerie eine Neuerung Philipps und Alexanders gewesen ist, gegen die die Schlachtenführung des ancien regime wehrlos war, die nur den frontalen Zusammenstoß der Hoplitenlinien kannte. Diese Neuerung war bisher zweimal, jedesmal mit durchschlagendem Erfolg, bei Chaironeia und am Granikos, angewendet worden. Sie durfte als bewährt gelten. Es ist also sachlich wohlbegründet gewesen, dass Alexander auch bei Issos zuversichtlich auf seine Cavallerie gerechnet hat. Solche Garantien für den Erfolg darf nicht nur ein Genie wie Alexander zu seinen Gunsten in die Wagschale der

Entschlüsse werfen, sondern ein gleiches Wagen ist Pflicht jedes höheren Führers, der nicht auf die Initiative verzichten will. Alexander war, wie Niese mit Recht betont hat, kein Draufgänger, seine ganz einzige Größe als Feldherr liegt darin, dass er neben der Fähigkeit, blitzschnell Entschlüsse zu fassen, doch den sicheren Boden nüchterner Erwägung niemals verlassen hat. Frevelhaftes Vertrauen auf sich selbst und auf sein Glück liegt ihm durchaus fern.

Graz. ADOLF BAUER.

Nachtrag zur Übersichtskarte.

Zu spät, um sie im Texte noch zu berücksichtigen, erhalte ich eine ausführliche, dankenswerte Beschreibung und zwei Kartenskizzen von père Philippe Dormeyer, der mehrere Jahre in dem Trappistenkloster Schechli, südwestlich von Islahije, gelebt und Aufnahmen im Amanos gemacht hat.

Danach ergeben sich folgende Modificationen: 1. Die alte Straße über Hassanbeili weist gegenüber der heutigen, 1880—1885 angelegten, die auf der Karte eingetragen ist, eine unwesentliche Variante auf; dieser Übergang ist für Wagen überhaupt ungeeignet. 2. Die Straße von Jarpus nach Osmanije ist erst 1885—1890 erbaut. Der alte Übergang führte von Islahije, und zwar nördlich von Jarpus, zwischen diesem Orte und Hassanbeili, über das Gebirge und mündete bei Derwischije. 3. Eine alte Straße führte von Islahije auf das Hochplateau, auf dem der Deli-Tschai entspringt, und theilte sich daselbst. Der nördliche Weg führte nach Osmanije, der südliche nach Ersin. Der bei mir gestrichelte Übergang war also etwas nördlicher einzutragen. Diesen Weg, den Derwisch-Pascha 1866 mit Artillerie passiert hat, kann Darius auf seinem Vormarsch, vielleicht auch auf der Flucht benutzt haben; er stellte von Ersin aus die kürzeste Verbindung zwischen dem Schlachtfeld und der Ebene des Karasu her. Darius' Marsch über den Amanos kann gleichwohl im ganzen nicht kürzer als 8—10 Tage gedauert haben, weil dem Gewinn, der aus der Benutzung dieses Weges sich ergibt, das Zusammentreffen der beiden anderen Übergänge bei Derwischije und die dadurch bedingte Kreuzung zweier seiner Marschcolonnen, sowie die schlechte Beschaffenheit des Passes von Hassanbeili als entsprechende Verluste gegenüberstehen.

A. B.

Denkmäler etruskischer Schriftsteller.

In den Archäol.-epigraphischen Mittheilungen XI (1887) 94 ff. habe ich ein erst (1867) von Hirschfeld und dann (1869) von mir bei gelegentlichen Besuchen von Corneto im dortigen bischöflichen Palast abgeschriebenes, seitdem aber verschwundenes Bruchstück einer Inschrift veröffentlicht und nachzuweisen versucht, dass es sich auf Tarquitius Priscus beziehe, einen vom älteren Plinius [1]) benutzten Schriftsteller ‚de Etrusca disciplina'. Die wesentlichen Gründe waren, dass die Reste zu diesem Namen passen und dass die Inschrift die Abfassung eines entsprechenden Werkes in metrischer Form rühmt, die erhaltenen Citate aus Tarquitius Priscus aber, wenigstens zum Theil, metrische Form erkennen lassen. [2]) Die Richtigkeit der Vermuthung wird im ganzen bestätigt und das Denkmal dem Verständnis näher gebracht durch ein auf meiner letzten italienischen Reise von mir in Corneto bemerktes Stück einer Marmorplatte, das kurz vorher auf dem Boden des römischen Tarquinii aufgelesen war und das ich erwarb, um es vor dem Schicksal des vorerwähnten Stückes zu bewahren. Das neue Bruchstück ist auch auf der Rückseite geglättet und ungleich stark; die Zeilen sind vorgerissen, und die Buchstaben haben Reste von rother Farbe.

Ich gebe von demselben (*b*) eine Abbildung im Maßstab von 1 : 3 mit Umschrift und stelle voran die einst von Hirschfeld und mir genommenen Ab-

[1]) Angeführt im Autorenverzeichnis zu Buch 2: ‚Caecina qui de Etrusca disciplina, Tarquitio qui item, Iulio Aquila qui item' und in Buch 11 ‚Iulio Aquila qui de Etrusca disciplina scripsit, Tarquitio qui item, Umbricio Meliore qui item'.

[2]) Bei Macrobius III 7, 2 ‚est super hoc liber Tarquitii transcriptus ex ostentario Tusco. ibi reperitur

purpureo aureove
colore ovis ariesve si aspergetur, principi ordinis
et generis summa cum
felicitate largitatem auget, genus
progeniem propagat
in claritate laetioremque efficit.'

Die Worte, mit Auslassung der etwa von Macrobius aus dem Vorausgehenden wiederholten, hier durch gesperrten Druck bezeichneten Worte, scheinen die durch obige Zeilentheilung angedeutete Verbindung eines kürzeren Verses mit einem jambischen Senar zu zeigen. Bei dem anderen Citate des Macrobius III 20, 3: ‚Tarquitius autem Priscus in ostentario arborario sic ait: arbores quae inferum deorum avertentiumque in tutela sunt, eas infelices nominant: alternum sanguinem filicem, ficum atrum, quaeque bacam nigram nigrosque fructus ferunt, itemque acrifolium, pirum silvaticum, pruscum rubum sentesque quibus portenta prodigiaque mala comburi iubere oportet' sind, wenn auch Verse zugrunde liegen sollten (wie Bücheler mir gegenüber vermuthete, a. a. O. S. 99), dieselben stärker entstellt. Dagegen sind wohl auch (s. meine Darlegung S. 100) als Schriften des Tarquitius die nach dem vermeinten Urheber der Disciplina benannten ‚Tagetici libri' zu verstehen, aus denen bei Ammian XVII 10, 2 die Hexameter citiert werden (die vorhergehenden Worte unsicherer Lesung lasse ich weg):

tangendos adeo hebetari ut nec tonitrum nec
maiores aliquos possint audire fragores.

schriften des verlorenen Stückes (*a*) mit einer Ergänzung des ersten Theils, die ich damals für vielleicht denkbar hielt.[3])

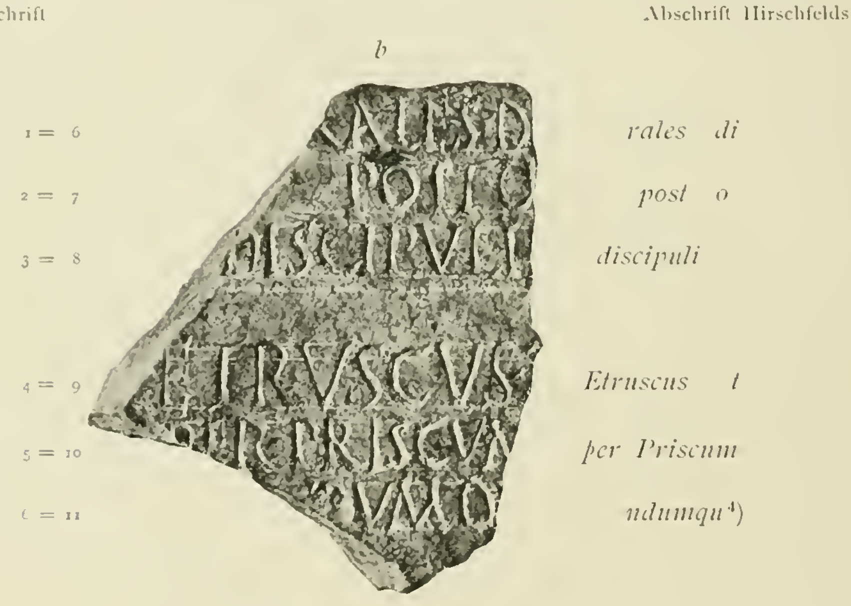
a

. . . . M. Tarq]uitio M. [f. Stell. Prisco, qui primus ritu]m comit[ialem et sacra, quibus placare n]umina Aru(n)s a m[agistro edoctus erat ex I]ovis et Iustitiae e[ffatis, et reliquom ven]erandum discipul[inae antiquae ritum] carminibus edidit [et in urbe Roma trigin]ta annis ampliu[s artem suam docuit

meine Abschrift

Abschrift Hirschfelds

b



Was, wenn *a* erhalten wäre, der Augenschein lehren würde, lässt sich auch so mit genügender Sicherheit erkennen, dass nämlich *a* und *b* Stücke von durchaus entsprechenden inschriftlichen Denkmälern (oder Theilen eines Denkmals) sind, die in Größe und Anordnung übereinstimmen und deren obere Theile vor

[3]) Der Grund, weshalb ich in Z. 1 die Tribus von Tarquinii, Stell(atina), ergänzte, ist jetzt hinfällig geworden; jetzt käme eher die Tribus von Veji, Tro(mentina), in Betracht, s. unten S. 133.

[4]) In *b* ist die größte Breite 0·156^{m}, größte Höhe 0·16^{m}, die Dicke oben 0·033^{m}, unten 0·039; Größe der Buchstaben: in Z. 1—3 (6—8), 5. 6 (10. 11) 0·015^{m}, in Z. 4 (9) 0·02^{m}. — Zu *a* bemerkt Hirschfeld ‚Z. 1—7: 1½ Centimeter; Z. 8. 9 (9. 10) 1⅚ Centimeter. — Z. 4 duis vel dues.‘

dem Zwischenraum gleichartig, deren untere identisch waren. In *b* sind die Buchstaben in Z. 1—3 (6—8) 0·015^{m} hoch, ganz dieselbe Größe haben nach Hirschfelds Zeugnis die Buchstaben im entsprechenden Theil von *a* (Z. 1—7). In der ersten Zeile nach der Lücke sind in *b* (Z. 4 = 9) die Buchstaben 2 Centimeter hoch, in *a* (Z. 8 = 9) nach Hirschfeld $1^{5}{}_{6}$, also fast gleich. Dieselbe Größe haben nach ihm auch die Buchstaben der folgenden Zeile (9 = 10), während in *b* die beiden folgenden (5. 6 = 10. 11) wieder das geringere Maß der oberen Zeilen haben. Möglicherweise ist Hirschfelds Angabe nicht völlig genau, zumal die Buchstaben dieser Zeile nach ihm alle verstümmelt sind, vielleicht hatte indes in der That abweichend von *b* diese Zeile ebenfalls größere Buchstaben. Es spricht dafür, dass der erste erhaltene Buchstabe, das P, mit dem der Name Priscus beginnt, hier unter CV der vorhergehenden Zeile steht, während er in *b* um 3 Buchstaben weiter vorn unter RV steht. In der Lücke ist in *b* eine ganze Zeile freigelassen, indem bei der ersten Zeile nach der Lücke von den auf der Platte vorgerissenen Linien, deren Entfernung sonst den Zwischenraum zwischen den Zeilen bestimmt, diese Entfernung der Größe der Buchstaben zugelegt ist. Außerdem wird etwas Raum am Schluss von Z. 3 = 8 frei geblieben sein.

Auf *a* entspricht nach Hirschfeld die Lücke dem Raum von 3 Zeilen. Es ist wohl erlaubt seine auf Schätzung beruhende Angabe auf 2 zu ermäßigen, wie meine Copie etwa einen solchen Zwischenraum anzeigt. Dann kann die Lücke auf beiden Denkmälern gleichartig gewesen sein. Man braucht nur anzunehmen (wie ich es in der Zählung gethan habe), dass in *a* auf Z. 7 in der gewöhnlichen Entfernung eine Z. 8 folgte, diese aber nicht bis zu dem Punkt reichte, wo der erhaltene Theil beginnt.

Dass der Wortlaut nach der Lücke in *a* und *b* gleich war, zeigen die Reste an, die identische und auch in der Stellung im ganzen entsprechende Stücke enthalten. Man erkennt mit den wenigen völlig sicheren Ergänzungen:

*Etruscus t*rib(unus) m[*il*(*itum*)
per Priscum
n]*dumqu*[*e curavit.*

Ich habe das in *a* und *b* Erhaltene durch Unterstreichen, das nur in *a* Erhaltene durch stehenden Druck hervorgehoben.

Dass auch der Text vor der Lücke in *a* und *b* identisch sei, also zwei Exemplare derselben Inschrift vorliegen, scheinen die auf beiden erhaltenen Reste schlechterdings auszuschließen. Hingegen war er gleichartig. In *a* war sicher schriftstellerische auf die ‚disciplina' bezügliche Thätigkeit erwähnt und zum

Schluss etwas, das länger als mindestens 30 Jahre gedauert hatte und das ich vermuthungsweise auf Lehrthätigkeit bezog. In *b* beginnen die erhaltenen Theile erst in Z. 3 vor dem Schlusse (1 = 6): die Reste RALES·DI können angemessen zu ,fulgu]rales di[scipulinas' ergänzt werden. Sehr auffallend aber ist, dass in der folgenden Zeile die Schrift stark eingezogen ist: vor dem POST·O ist wenigstens so viel Raum frei gelassen, als den großen Buchstaben ETRV in Z. 4 (= 9) und einem vorausgegangenen Gentilnamen und Vornamen entspricht. Ich finde hierfür nur eine Erklärung, dass nämlich diese Zeile eine in sich abgeschlossene und vom übrigen Texte lösbare Bestimmung enthielt. Das ist der Fall, wenn zum Schlusse die Erwähnung der Lehrthätigkeit stand und mit den Worten ,post obitum des Vorgängers' begann. So erhält die anfangs kühn erscheinende Vermuthung eine bemerkenswerte Bestätigung.

Es hat danach ein Mann, der ,trib(unus) mil(itum)', voraussetzlich einer Legion, war, also wohl dem Ritterstande angehörte und das Cognomen Etruscus führte, unter der Vermittlung eines Priscus in Tarquinii Bildnisse von mindestens zwei Personen, die als Schriftsteller der etruskischen Wissenschaft, der Haruspicin, und anscheinend auch als deren Lehrer thätig gewesen waren, mit rühmender Unterschrift aufstellen lassen. Dass der eine von diesen Tarquitius Priscus war, ist aus den oben angegebenen Gründen so gut wie sicher; den Wortlaut seines Elogiums mit einiger Wahrscheinlichkeit herzustellen, reichen bei dessen Eigenthümlichkeit die erhaltenen Reste nicht aus. Wer der andere Schriftsteller war, lässt sich nicht einmal vermuthen, da die geringfügigen Reste über ihn nichts Bezeichnendes enthalten; selbst das Wort ,fulgu]rales' ist nur möglich, keineswegs sicher. Ebenso ist kaum Aussicht, die Persönlichkeiten des Stifters und seines Vermittlers zu bestimmen. Von ersterem ist Vor- und Gentilnamen verloren und das erhaltene Cognomen Etruscus ist nicht gerade selten, von dem Vermittler kennen wir gleichfalls nur das Cognomen, da aus einem nicht erkennbaren Grunde nur dieser Theil des Namens gesetzt ist. Es könnte etwa die Bezeichnung der Verwandtschaft gefolgt sein und die Unterschrift ungefähr diese Form gehabt haben:

. (Vorname) . . . ius] Etruscus trib. m[il. leg. . . . .
. . . . per Priscum [filium . . . . ponendum
inscriben]dumq[ue curavit

Dass der oder die Stifter mit dem Dargestellten verwandt seien, wie ich, als nur *a* bekannt war, vermuthete, hat sich als irrig gezeigt, da das damals bekannte SCVS nicht das Ende von ,Priscus', sondern von ,Etruscus' ist. Überhaupt fällt

jetzt, da Bildnisse mehrerer durch ihre Thätigkeit verbundener Personen errichtet worden sind, jeder Anlass weg, den Grund der Stiftung in persönlichen Beziehungen zu suchen.

Es ist daher auch kein besonderer Grund vorhanden, wie ich früher vermuthete, Tarquinii für die Heimat des Tarquitius Priscus zu halten. Wahrscheinlicher möchte sein, dass er aus Veji stammte. Während in den Inschriften von Tarquinii, so viel ich sehe, überhaupt keine Tarquitii vorkommen, erscheinen mehrere in denen von Veji aus der ersten Kaiserzeit. Unter den Centumviri dieser Gemeinde des J. 26 n. Chr. (CIL XI 3805) sind zwei Tarquitii, ein M. Tarquitius Saturninus und ein T. Tarquitius Rufus, und vom ersteren haben wir den Sockel einer ihm in Veji errichteten Statue (CIL XI 3801) mit Angabe des vollen Namens ‚M. Tarquitio T. f. Tro. Saturnino' und seiner militärischen Stellungen. Und eben so scheint der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts n. Chr. die Grabschrift anzugehören, die in Veji eine Tarquitia Prisca, die also doch irgendwie mit dem Schriftsteller verwandt war, ihrem Manne setzte (CIL XI 3840). Die sonst bekannten Tarquitii Prisci, der C. Tarquitius P. f. Priscus, der Quaestor in Spanien und dann Officier des Sertorius war, und der M. Tarquitius Priscus, der unter Nero Statthalter von Bithynien war, waren wohl auch auf irgend eine Weise mit ihm verwandt, aber ihre Heimat und Abstammung ist nicht weiter bekannt.

Dagegen wird auch ohne Annahme persönlicher Beziehungen die Stiftung von Bildnissen römisch-etruskischer Schriftsteller über Haruspicin vielleicht verständlich, wenn wir fragen, wie diese Wissenschaft gelehrt und ausgebildet wurde.

Die Überlieferung, die wir besonders aus Cicero, De divin. II 23 kennen, lässt die Haruspicin zu Tarquinii (‚in agro Tarquiniensi') entstanden sein, wo sie Tages nach Ciceros Worten ‚totam Etruriam' lehrte oder nach Festus p. 359 s. v. Tages die 12 Gemeinden Etruriens (‚Tages ... dicitur disciplinam aruspicii dedisse duodecim populis Etruriae'). Die Wissenschaft ist dann dauernd im Besitz der Etrusker geblieben, und im Fall des Bedürfnisses hat Rom kundige Haruspices aus Etrurien berufen. Ob aber hier für die Lehre ein Mittelpunkt, überhaupt eine einheitliche Organisation bestanden hat, erscheint fraglich, wenn auch bei römischen Schriftstellern ein Haruspex zuweilen als ‚summus' (so bei Cicero, De divin. II 24, 52 der Haruspex Caesars vor dessen Überfahrt nach Afrika) oder ähnlich bezeichnet wird. Vielmehr scheint bei den einzelnen Gemeinden die Lehre theils im Schoß der Familien, theils in einer Art von Schulen überliefert zu sein. Auch die bei Cicero, De divin. I 41, 92, allerdings in nicht völlig sicherem Wortlaut, erhaltene Nachricht, die doch wohl besagt, dass zur Zeit von Roms Blüte der

römische Senat dafür Sorge getragen habe, dass aus oder bei den einzelnen ‚populi‘ Etruriens vornehme Knaben in hinreichender Zahl, anscheinend je 10, ‚in disciplinam traderentur‘, beweist wohl nicht, dass eine Centralstelle für den Unterricht bestand.[5])

Aber wohl hat in der Kaiserzeit eine einheitliche für das römische Reich giltige Organisation der Haruspicin bestanden in dem uns durch eine Zahl von Inschriften bekannten ‚ordo LX haruspicum‘. Marquardt hat angenommen, dass dieser ‚ordo‘ durch Kaiser Claudius, als er 47 n. Chr. Censor war, geschaffen wurde, da damals nach dem Berichte des Tacitus ann. 11, 15 er im Senat ‚super collegio haruspicum‘ berathen und beschließen ließ, mit der Begründung ‚primores Etruriae sponte aut patrum Romanorum impulsu retinuisse scientiam et in familias propagasse; quod nunc segnius fieri‘ und der Senat die Pontifices mit der Durchführung der Reorganisation betraute ‚viderent pontifices, quae retinenda firmandaque haruspicum‘. Die Marquardt'sche Annahme hat sich als unrichtig herausgestellt, da auf einer 1890 vor einem Thore Roms gefundenen Basis, die sicher dem Ende der Republik oder dem Anfang der Kaiserzeit angehört, und die von Gatti not. d. scavi 1890 p. 120 und mit trefflichen Bemerkungen bull. com. 1890 p. 140 publiciert worden ist (in dem noch nicht ausgegebenen CIL VI 4, 2 n. 32439) ein ‚L. Vinullius L. f. Pom. Lucullus arispex ex sexaginta‘ genannt wird. Ich zweifle nicht, dass die Organisation der Körperschaft der sexaginta haruspices auf Augustus zurückgeht, dem ja auch Maecenas in der Rede bei Dio LII 36, 2 den Rath gibt, die Haruspices selbst zu ernennen (*καὶ πάντως τινὰς καὶ ἱερόπτας καὶ οἰωνιστὰς ἀπόδειξον*). Unter Claudius wird sie nur reorganisiert worden sein.[6])

[5]) Überliefert ist ‚quocirca bene apud maiores nostros senatus tum, cum florebat imperium, decrevit, ut de principum filiis sex singulis Etruriae populis in disciplinam traderentur, ne ars tanta propter tenuitatem hominum a religionis auctoritate abduceretur ad mercedem atque quaestum‘. Von den vorgeschlagenen Verbesserungen ist mit Rücksicht auf die Wiedergabe der Stelle bei Valerius Maximus I 1, 1, der wohl irrthümlich die Maßregel auf stadtrömische Knaben bezogen hat ‚ut florentissima tum et opulentissima civitate decem principum filii senatus consulto singulis Etruriae populis percipiendae sacrorum disciplinae gratia traderentur‘ wohl mit den neuesten Ausgaben die von Christ vorzuziehen, der statt ‚sex‘ schreibt ‚X ex‘ = ‚deni ex‘, oder die mir von Hofrath Schenkl mitgetheilte Vermuthung, dass an dieser Stelle nur X stand, dann durch Dittographie des vorausgehenden S von filii(s) SX und daraus SEX wurde.

[6]) Dass dieser Ordo der Haruspices aus 60 Mitgliedern bestand, hängt wohl damit zusammen, dass ihre Wissenschaft das Eigenthum der 12 etruskischen Gemeinden gewesen war. Wäre auf den Wortlaut der ciceronischen Stelle (Anmerkung 5) Verlass, wonach der römische Senat veranlasste, dass in jeder der 12 etruskischen Gemeinden es 10 in der Haruspicin ausgebildete Personen, im ganzen also 120 gab, so läge die Vermuthung nahe, dass mit dem ordo LX haruspicum eine schon früher bestehende Körperschaft, eine Art Vertretung des etruskischen Städtebundes wieder geschaffen wurde und die Maßregel mit der Reorganisation des Bundes zusammenfiel oder wenigstens in Verbindung stand. Dazu würde gut passen, dass das von den etruskischen Populi

Dass die Mitglieder dieser für das Reich berechtigten Körperschaft hauptsächlich in Rom zu thun hatten und daher gewöhnlich hier lebten, ist natürlich, und es fällt daher nicht auf, dass die meisten inschriftlichen Erwähnungen dieses Ordo aus Rom stammen. Aber das besagt noch nicht, dass derselbe hier rechtlich seinen Sitz hatte, wie man gewöhnlich anzunehmen scheint. Die Inschriften sind fast alle sepulcral, nur eine CIL VI 2161 ‚L Fonteius Flavianus haruspex Aug(ustorum) (ducenarius), pontifex, dictator Alban(us), mag(ister) publicus haruspicum ordini haruspicum (sexaginta) d(onum) d(edit)', die also eine Schenkung an den Ordo in Rom bezeugt, enthält damit ein Anzeichen, dass dieser das oder ein Amtslocal in Rom hatte. Und diese Inschrift gehört wohl sicher erst dem dritten Jahrhundert n. Chr. an. Dass vielmehr wenigstens in der älteren Kaiserzeit der Ordo der 60 Haruspices seinen Sitz in Tarquinii hatte, wird sicher oder doch sehr wahrscheinlich durch die dort gefundene und noch jetzt in Corneto befindliche, von mir abgeschriebene Inschriftbasis CIL XI 3382 ‚d. m. L. Sevi L. f. Stellatina Clementis arispicis; vix(it) ann(os) XXX; ex ordine arispicum LX, curatori arcae bis; IIII vir(o) iure dicundo, item aedili. C. Sevius Celsus fratri optumo. D(ecreto) d(ecurionum) f(unere) p(ublico)'. Dieser jung verstorbene L. Sevius Clemens, der auch nach seiner Tribus aus Tarquinii stammte und dort die Gemeindeämter bekleidete, überhaupt allem Anschein nach sein Leben dort verbracht hat, gehörte dem Ordo der LX Arispices (das die gewöhnlichere ältere Schreibung) an und war zweimal, also zwei Jahre hindurch, Verwalter der Casse des Ordo. Sonach ist wohl fast sicher, dass er diese Stellung in Tarquinii bekleidet hat, und wo die Casse der Körperschaft war, muss sie selbst ihren Sitz gehabt haben. Es erscheint auch durchaus angemessen, dass für eine so ausschließlich etruskische Wissenschaft die

gemeinsam in Caere errichtete Denkmal (CIL XI 3609, von mir besprochen Arch.-epigr. Mitth. a. a. O. 103 ff. ‚der Städtebund Etruriens'), wie man allgemein annimmt, für Kaiser Claudius bestimmt war, dieser aber die Erneuerung der Körperschaft der Haruspices betrieben hat.

In dem eben angeführten Aufsatz habe ich zu ermitteln gesucht, welche Gemeinden die 12 waren, und dabei vermuthet, dass Veji in der Zeit, aus der wir über den Bestand Nachrichten haben, nicht dazu gehörte, weil es zu Anfang des 4. Jahrhunderts v. Chr. zu existieren aufgehört hatte. Augustus hat indes die Gemeinde Veji neu gebildet, und es erhebt sich die Frage, ob sie in den reorganisierten Städtebund wieder eintrat und dies etwa einer der Gründe dafür ist, dass wir später, allerdings sicher erst im 2. Jahrhundert n. Chr., XV populi Etruriae, statt der XII finden. Jedesfalls war wohl meine in dem angeführten Aufsatz geäußerte Vermuthung verfehlt, dass die Steigerung von XII auf XV die Folge gewesen sei der durch das augusteische Gemeindeverzeichnis bei Plinius n. h. III 52 bezeugten Theilung von Arretium in die 3 Gemeinden Arretini veteres, A. fidentiores, A. Iulienses und von Clusium in die 2: Clusini novi und C. veteres. Dem etruskischen Bund können nur die Arretini veteres und die Clusini veteres angehört haben. Umgekehrt wird vielleicht diese Zugehörigkeit der Grund gewesen sein, weshalb die anderen Bürger gesondert wurden, und also in diesen beiden Städten Italiens meines Wissens allein innerhalb derselben Mauern verschiedene Gemeinden bestanden.

Vertretung innerhalb Etruriens ‚systemisiert' wurde, und hier war Tarquinii, wo sie entstanden und wohl dauernd gelehrt worden war, der gegebene Ort.[7])

Darf man daher annehmen, dass von Anfang der Regierung des Augustus an die Haruspicin in Tarquinii ihre staatlich organisierte und privilegierte Vertretung hatte, so ist der besprochene Fund verständlich: ein dieser Vertretung dienender Raum, etwa eine Schola, hat von einer im Militärdienst im Staate aufgestiegenen Person einen passenden Schmuck durch Bildnisse hervorragender Schriftsteller und Lehrer dieser romanisierten, also für Staatszwecke geeignet gewordenen etruskischen Wissenschaft erhalten. Wie die Bildnisse mit den Elogien angebracht waren, ist wohl nicht sicher zu erkennen. Das erhaltene Marmorstück lässt es möglich erscheinen, dass es zu der Bekleidung einer Wand gehörte, über der etwa in Nischen die Büsten standen. Eine Analogie würde das Forum des Augustus bilden, wo in Nischen Statuen der großen Feldherrn standen, deren niedrige Sockel den Namen und die Ämter enthielten, während auf der breiten Wand darunter die entsprechenden Elogien eingegraben waren.

Indes haben für die Art der Ausführung wie für die Sache selbst die Leute von Tarquinii wohl kaum von jenem Denkmal kriegerischer und politischer Verdienste Anregung erhalten, sondern von entsprechenderen und vielleicht uns zufällig unbekannten Vorbildern. Nahe liegt der Gedanke an die Ausschmückung der Philosophenschulen durch Bildnisse der Schulhäupter, die kaum gefehlt haben kann, für die aber nach meinen Erkundigungen keine literarischen oder monumentalen Belege vorliegen. Dass in Athen in der Kaiserzeit innerhalb der für die Epheben bestimmten Räumlichkeit die einzelnen Jahrgänge der Epheben eine Herme ihres Kosmeten errichteten und so nach und nach eine große Zahl solcher Hermen zusammenkam (vgl. die Publicationen von Dumont im bull. de corresp. hell., beginnend I 230 ff., pl. III ff.), ist doch wesentlich verschieden und fällt vielleicht auch später als die Inschriften von Tarquinii.

E. BORMANN.

[7]) Dass der anscheinend aus Etrurien nach Pisaurum berufene und hier gestorbene Haruspex der lateinisch-etruskischen Inschrift (Orelli 2301; Deecke, Bilinguen S. 27—34 n. III; CIL XI 6363) ‚L. Cafatius L. f. Ste., haruspe[x], fulguriator | cafates lr lr nets'vis, trutnot, frontac' auch aus Tarquinii stammte, macht die Tribus Ste(llatina) wahrscheinlich, wie ich zu CIL XI 6363 bemerkt habe. — Es ist mir entgegen gehalten worden, Sevius Clemens konne die Casse auch in Rom verwaltet haben. Dass dies unmöglich sei, kann ich nicht behaupten. Aber in einer so ‚municipalen' Inschrift wäre in einem solchem Falle die Bezeichnung des Amtes als eines hauptstädtischen zu erwarten, und die Zeit verwickelt in Schwierigkeiten. Clemens ist etwa 5 Jahre, nachdem er das für Ämter erforderliche Alter erreicht hatte, gestorben. Vorher hat er in der Heimat die beiden jährigen Gemeindeämter bekleidet; es würde daher, wenn er in Rom zwei Jahre hindurch Curator gewesen wäre, mehrmals eine auch nur mäßige Zwischenzeit zwischen den an verschiedenen Orten verwalteten Ämtern gefehlt haben.

Das Joch des homerischen Wagens.

Es gibt im Epos eine berühmte Stelle, die eingehend vom Joche und von der Art handelt, wie dasselbe mit der Deichsel verbunden wurde: Ω 268—274. Sie ist bekanntlich eine alte crux interpretum; auch Helbig, Das homerische Epos[2] 147—154 hat sich vergebens um sie gemüht. Ich will mich mit der Widerlegung weder seines noch früherer Erklärungsversuche aufhalten — es genügt zu erinnern, dass sie sämmtlich mit dem Texte in Collision kommen —, sondern gleich auf die Sache selbst eingehen. Sie scheint mir keinerlei unlösbare Schwierigkeiten zu enthalten.

Priamos, entschlossen von Achilleus die Auslieferung der Leiche Hektors zu erbitten, befiehlt seinen Söhnen, ihm einen Wagen zu rüsten. Diese bringen den neugezimmerten Maulthierwagen heraus und binden die πείρινς darauf:

κὰδ δ' ἀπὸ πασσαλόφι ζυγὸν ᾕρεον ἡμιόνειον
πύξινον ὀμφαλόεν, εὖ οἰήκεσσιν ἀρηρός,
270 ἐκ δ' ἔφερον ζυγόδεσμον ἅμα ζυγῷ ἐννεάπηχυ.
καὶ τὸ μὲν εὖ κατέθηκαν ἐυξέστῳ ἐπὶ ῥυμῷ,
πέζῃ ἔπι πρώτῃ, ἐπὶ δὲ κρίκον ἕστορι βάλλον.
τρὶς δ' ἑκάτερθεν ἔδησαν ἐπ' ὀμφαλόν, αὐτὰρ ἔπειτα
ἑξείης κατέδησαν, ὑπὸ γλωχῖνα δ' ἔκαμψαν.

Den ὀμφαλός Vers 269 erklärt Helbig richtig als „eine knopfartige, in der Mitte des Joches (oben) angebrachte Erhöhung". Dieser Nabel entstand tektonisch von selbst dadurch, dass man dem Joche in der Mitte unten eine mehr oder weniger tiefe Einbuchtung gab, in der es der Deichsel aufgesetzt wurde. Die οἴηκες begreift man wie schon im Alterthum allgemein als „Ringe oder Ösen am Joche, durch die das Zügelwerk gezogen wurde". Die Berechtigung dieser Deutung sehe ich nicht ein, bin vielmehr geneigt, gemäß der sonstigen Bedeutung von οἴαξ („Griff," besonders am Steuerruder) sie als Handhaben zu erklären, an denen das Joch gehoben und auf die Deichsel gelegt wurde; die Belege dafür werden wir noch finden. Dass der neun Ellen lange Jochriemen nicht lediglich zur Aufschnürung des Joches selbst auf die Deichsel dienen kann, ist klar; ebenso aber auch, dass das κατέδησαν in Vers 274 nicht zwecklos steht, sondern thatsächlich ein Hinabbinden bedeuten wird. γλωχίς Vers 274 verstehe ich mit anderen als die Zunge oder das Ende dieses Riemens, und ὑπὸ γλωχῖνα δ' ἔκαμψαν als einfache Tmesis für γλωχῖνα δ' ὑπέκαμψαν (vgl. Vers 272 ἐπὶ δὲ κρίκον ἕστορι βάλλον für κρίκον δὲ ἕστορι ἐπέβαλλον).

Demnach würde ich die Verse so übersetzen:

„Vom Pflocke nahmen sie das genabelte Maulthierjoch aus Buchsbaum herab, das mit Handhaben wohl versehen war, und zugleich mit dem Joche trugen sie den neun Ellen langen Jochriemen heraus. Dieses (Joch) legten sie sorgfältig auf die wohlgeglättete Deichsel, an deren vorderste Spitze, und warfen den Ring über den Spannagel. Dreimal jederseits banden sie (den Riemen) auf den Nabel, dann aber schnürten sie ihn in parallelen Windungen (ἑξείης) hinab (längs der Deichsel abwärts) und steckten das Spitzende unter."

Diesen ganzen Vorgang erläutere nebenstehende Skizze Fig. 60 nach einem von mir construierten Holzmodell. Hier ist *a* die Deichsel, ῥυμός; *b* das Jochholz, ζυγόν, dessen ὀμφαλός *c* der Einbuchtung entspricht, mit der es auf der Deichsel ruht; *d d* sind die Handhaben, οἴηκες; *e* ist der Jochring, κρίκος; *f* der Spannagel, ἕστωρ; *g* der Jochriemen, ζυγόδεσμον, der dreimal um den Nabel des Joches, dann an der Deichsel abwärts gewunden ist, wo sein Ende *h* (γλωχίς) im Geflechte verschwindet.

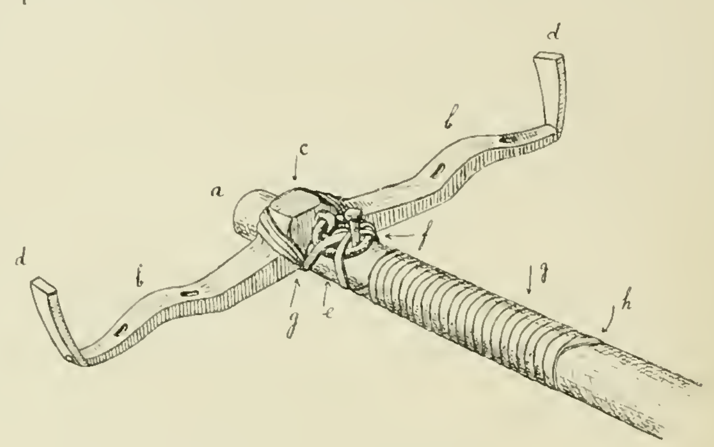


Fig. 60 Jochverband am homerischen Wagen.

Ich würde diese Interpretation der Homerstelle für gesichert halten, auch wenn wir annehmen müssten, dass derartige Verwendung eines langen Jochriemens nur in der epischen Zeit üblich gewesen sei. Schlagend erwiesen wird aber ihre Richtigkeit durch den Umstand, dass der Gebrauch, den Jochriemen an der Deichsel hinabzuwinden, an antiken Denkmälern auch späterer Epochen noch belegbar ist.

Zunächst ist hier heranzuziehen Fig. 61, eine im Museo archeologico zu Florenz befindliche etruskische Bronzedeichsel natürlicher Größe etwa aus dem sechsten Jahrhundert, deren Veröffentlichung nach einer Skizze, die ich Herrn Dr Eduard Nowotny verdanke, mir A. Milani freundlichst gestattete. Zu erörtern bleibt eigentlich nur weniges. Auffallen muss dem ersten Blicke das Fehlen von ἕστωρ und κρίκος; aber wie wir noch sehen werden, hat dies seinen besonderen Grund. Das ζυγόδεσμον umschlingt den Jochbalken nicht nur um den Nabel — an dessen

statt hier zwei knopfartige Erhöhungen auftreten —, sondern es ist zunächst noch beiderseits längs des Jochholzes weiter geführt und geht erst in einiger Entfernung von seinem Ausgangspunkte nach der Deichsel hinüber, um sich dann an dieser ἑξείης hinabzuwinden. Diese Einrichtung war praktisch an der dünnen Deichsel eines Schlacht- oder Rennwagens, die durch solche Fesselung an zwei von einander entfernten Punkten vor der Gefahr eines Bruches durch einen schräg auf die Achse wirkenden Druck gesichert wurde (vgl. Fig. 63). Der Jochriemen ist an der Deichsel bis zu deren Ende hinabgewunden und an diesem (wo die plastische Figur eines Frosches angebracht ist) in eine Schlinge gezogen.[1] Es ist dies also eine andere Art, die γλωχὶς des Riemens zu versorgen, als ich sie in Fig. 60 angenommen, und natürlich kann der Abschluss des Geflechtes auf verschiedene Weise erfolgen. Sicherer und zugleich künstlicher ist die von mir befolgte, wobei das Flechtwerk auch am Schlusse ganz glatt bleibt: derlei Verschwindenmachen der Enden durch Unterstecken ist ja in der Flechttechnik aller Zeiten und Völker Regel. Dass in unserer Homerstelle nur von einer γλωχὶς die Rede ist, während der Riemen doch zwei Enden besitzt, gibt keinen Anstoß. Man that gut, beim Beginne des Bindens den Jochriemen nicht mit seiner Mitte anzulegen, sondern ihm ungleich lange Enden zu geben: dann verschwand die kürzere Zunge unter den Windungen des längeren Endes (was die Festigkeit des Geflechtes erhöhte) und es blieb schließlich nur eine Zunge übrig.

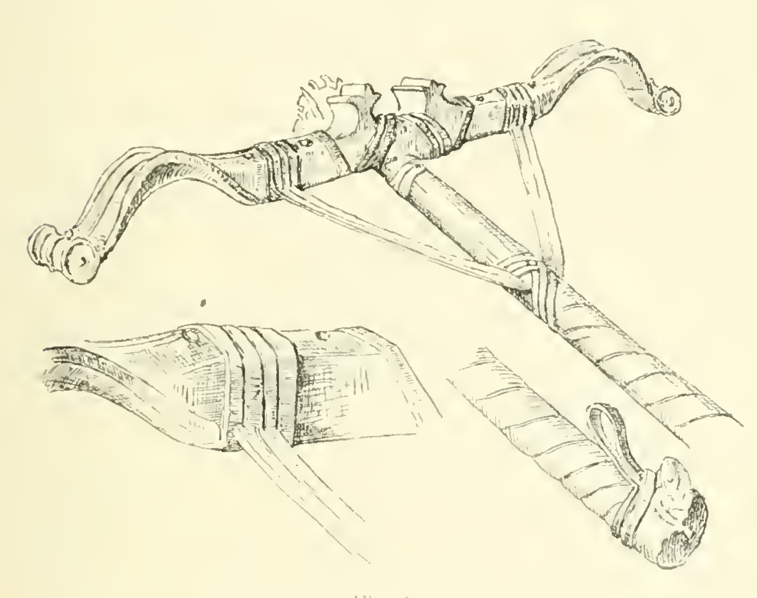


Fig. 61
Etruskische Deichsel aus Bronze im Museo archeologico zu Florenz.

Ein zweites Beispiel, das diese Einzelheiten in gleicher Deutlichkeit aufwiese wie Fig. 61, kenne ich nicht, wohl aber eine ganze Reihe von Wagen-

[1] Ich nahm auch für Fig. 60 an, dass die Umbänderung der Deichsel bis an deren Wurzel hinuntergehe, und schloss jene nur früher ab, um die Figur nicht unnöthig zu vergrößern.

darstellungen, die mit Riemen umflochtene Deichseln zeigen. Ich ziehe diese Fälle ohne Bedenken hieher; denn wenn auch zuzugeben ist, dass bisweilen diese Umbänderung bloß ornamental gemeint sein mag, so bleibt anderseits doch gewiss, dass eine solche Verzierung nichts Primäres war, sondern als Nachklang eines ursprünglich tektonischen Elementes aufzufassen ist.

Wir verzichten bei dieser Umschau, auf assyrisches und ägyptisches Material zurückzugreifen und bleiben auf griechischem Boden. Hier kommt zunächst Mykenai in Frage. Die wenigen erhaltenen Darstellungen von Gespannen aus der mykenischen Periode vernachlässigen fast alle Einzelheiten; aber eine wenigstens gibt trotz ihrer Kleinheit das Wesentliche an die Hand in diesem und anderen Punkten, die uns noch beschäftigen werden. Fig. 62 wiederholt einen schon öfter publicierten Sardonyx aus Vaphio nach einer Skizze E. Gilliérons in zweifacher Vergrößerung. Das naiv entworfene Bild eines zweispännigen Kriegswagens, auf dem jenseits des langbekleideten Lenkers der Heros zum Lanzenwurfe ausholt, lässt die über den Rücken der Pferde hinlaufend gezeichnete Deichsel ihrer ganzen Länge nach umschnürt erscheinen. Ob und wie diese Umschnürung mit dem (nicht sichtbaren) Joche zusammenhängt, lässt sich freilich aus der Seitenansicht nicht erkennen. Aus dem gleichen Grunde bleibt dieser Punkt auch sonst meist dunkel. Ich begnüge mich daher, statt weitere Abbildungen zu geben, zu diesem ein Dutzend Beispiele von Vasenbildern aufzuzählen, wie sie mir gerade gegenwärtig sind, auf denen umwundene Deichseln zur Darstellung kommen:



Fig. 62 Sardonyx aus Vaphio, in zweifacher Vergrößerung, nach einer Zeichnung von E. Gilliéron.

1. Geflügeltes Zweigespann auf äginetischer Amphora, Athen. Mittheil. 1897 321 Fig. 38.
2. Zwei Zweigespanne auf frühattischer Amphora, Ἐφημ. ἀρχ. 1897 Taf. 6.
3. Zweigespann auf sf. Pinax von der Akropolis, Ἐφημ. ἀρχ. 1885 Taf. 3, 1.
4. Zweigespann auf korinthischem Pinax, Ant. Denkm. I 7, 15.
5. Viergespann (Apollon-Artemis) auf der Françoisvase, Wiener Vorlegebl. 1888 II (vgl. Fig. 67).

6. Zwei Viergespanne auf Oinochoë (Cholchos), Wiener Vorlegebl. 1889 I 2.
7. Unbespannter Wagen auf sf. Skyphos, Arch. Zeitung 1859 S. 125, 3.
8. Viergespann auf sf. Hydria, Gerhard A. V. II 102.
9. Viergespann auf sf. Hydria, Gerhard A. V. II 136.
10. Viergespann auf tyrrhenischer Amphora, Gerhard A. V. III 208.
11. Viergespann auf sf. Oinochoë, Gerhard A. V. IV 249.
12. Viergespann auf sf. Oinochoë, Gerhard A. V. IV 312.

Charakteristischerweise handelt es sich fast durchgängig — denn es gibt auch einige jüngere Belege — um Monumente aus älterer Zeit. Zu ihnen gehört nun auch der berühmte Wagen des Gordios, dessen ‚Knoten' nunmehr ganz verständlich wird. Arrian Anab. II 3, 7 berichtet von ihm: ἦν δὲ ὁ δεσμὸς ἐκ φλοιοῦ κρανέας καὶ τούτου οὔτε τέλος οὔτε ἀρχὴ ἐφαίνετο. Alexander löste ihn nach der Version des Aristobulos, indem er den Spannagel wegnahm und nun das Joch mit dem Riemen von der Deichsel zog. Ein Blick auf Fig. 60 erläutert das vollständig. Im übrigen belehrt mich J. N. Svoronos, dass der Gebrauch, den Jochriemen an der Deichsel hinabzuwinden, noch heute auf den griechischen Inseln üblich sei, auf denen sich überhaupt manches Alterthümliche erhalten hat.

Wenn wir die Verwendung des langen ζυγόδεσμον, wie sie Homer für den Lastwagen beschreibt, an Kriegs- und Rennwagen noch in späterer Zeit wieder fanden, so rückt dadurch von selbst der Gedanke nahe, dass das Joch und sein Zubehör an dem vierrädrigen und dem zweirädrigen Fahrzeuge überhaupt von altersher gleichartig gewesen sein werden.[2]) Alle Einzelheiten werden bei dem leichten Kampfwagen feiner und zierlicher erschienen sein, aber das Wesentliche blieb sich gewiss gleich. Mit einer Ausnahme: κρίκος und ἕστωρ, glaube ich, fehlten dem

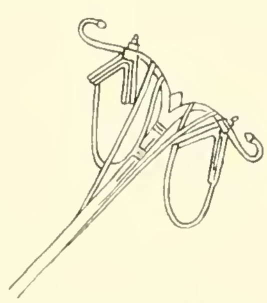


Fig. 63 Joch und Deichsel permanent vereint an orientalischen Kriegswagen.

[2]) Allerdings ist dabei nicht zu übersehen, dass ebenfalls von altersher bei Kriegswagen neben dem beweglichen Joche, das der Deichsel aufgebunden wurde, eine andere Art bezeugt ist, indem die beiden Theile vom Hause aus als ungetrenntes Ganzes auftraten. Solche nicht aus einem Stücke, aber zu einem Stücke hergestellte Verbindung von Deichsel und Joch erscheint nicht selten auf assyrischen und ägyptischen Denkmälern (s. Fig. 63). Wie früh diese Art auch in Griechenland Eingang fand, muss ich dahingestellt sein lassen. Sicher ist nur, dass sie den Griechen nicht völlig fremd war oder doch nicht immer völlig fremd blieb, denn auf rothfigurigen Vasenbildern taucht sie vereinzelt auf Ihre Existenz in der homerischen Epoche vermag ich weder zu leugnen noch zu erweisen. Zu beachten bleibt aber, dass es selbst bei einem so ziervoll construierten Wagen, wie dem der Here E 729 heißt:

αὐτὰρ ἐπ' ἄκρῳ (ῥυμῷ)
730 δῆσε χρύσειον καλὸν ζυγόν.

Wir werden also mindestens anzunehmen haben, dass der Gebrauch, das Joch besonders aufzuschnüren, wie auch später, das Gewöhnlichere war.

Schlachtwagen, der erstere immer, der letztere in der Regel; denn er brauchte sie nicht. Hierauf ist etwas ausführlicher einzugehen nöthig, um einige, wie es scheint, schon traditionelle Irrthümer endlich zu berichtigen.

Das ζυγόδεσμον dient dazu, das Joch in verticaler Richtung auf der Deichsel festzuhalten. Gegen den horizontalen Zug über die glatte Deichsel weg nach vorne, den das Joch ebenfalls erfährt, bietet der Riemen allein aber keinen Halt. Diesem Zuge kann nun auf vierfache Weise begegnet werden:

1. Durch Jochring und Spannagel, wie sie die oben behandelten Verse zeigen, und wie sie bei Lastwagen gewiss allgemein in Anwendung kamen.

2. Durch den Spannagel allein, indem man, statt dem Joche einen κρίκος anzufügen, dieses selbst durchbohrte und den Nagel so durch Joch und Deichsel steckte.

Diese beiden Arten sind jedoch bedenklich. Wenn es bei der derben Deichselstange des schwerfälligen Lastwagens unbedenklich war, ein Loch für einen großen Nagel durchzutreiben, so war eine solche Schwächung der weit dünneren Deichsel des zweirädrigen Fahrzeuges gerade an der Stelle, die den Zug des ganzen Wagens zu erleiden hatte, immer misslich. Wie mehrere Stellen des Epos lehren, brachen Joch und Deichsel ohnedies leicht (vgl. Z 38 bis 41; Π 370; Ψ 592). In der That gibt es für jene erste Art gar keine, für diese zweite nur wenige Belege von ägyptischen (Fig. 64) und griechischen Kriegswagen (Fig. 65). Die ältesten griechischen Monumente geben für die eine wie für die andere Art keinerlei Anhalt.

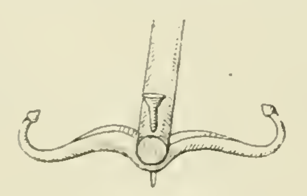


Fig. 64 Ägyptischer Kriegswagen.

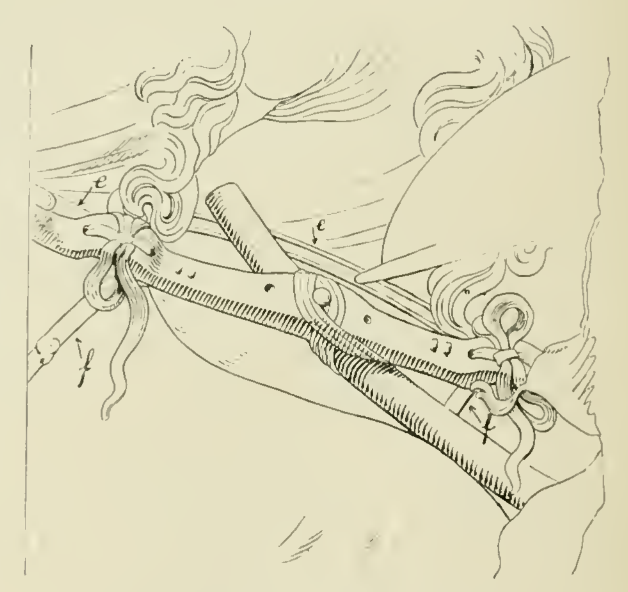


Fig. 65 Griechischer Kriegswagen (Pergamon).

3. Konnte man dem Joche Halt gewähren, wenn man ihm ein Widerlager nach vorne zu gab, indem man das vordere Deichselende knopfartig verdickte.

Ein solcher Knopf konnte dann natürlich beliebig decorativ ausgestaltet werden, z. B. als Thierkopf. So ist, um nur einen von vielen Belegen zu nennen, die vordere Spitze der Bronzedeichsel Fig. 61 als Greifenkopf geformt. Wie alt diese Art in Griechenland ist, weiß ich nicht.

4. Konnte ein solches Widerlager für das Joch gewonnen werden, wenn man die Deichsel an ihrem vorderen Ende hakenförmig emporbog und gleichsam aus ihr selbst einen ἕστωρ schuf, indem man das Joch in das so entstandene Knie hineinband (Fig. 66). Nun ist diese emporgebogene Deichselform gerade auf griechischen Denkmälern — sie kommt auch auf assyrischen und ägyptischen häufig vor — von der mykenischen Epoche angefangen (vgl. Fig. 62) durch die Dipylonperiode und die Zeit der schwarzfigurigen Vasen bis in die der älteren rothfigurigen Malerei hinein, also etwa bis ins sechste und fünfte Jahrhundert, die typische für den Kriegs- und Rennwagen. Ihre allgemeine Anwendung musste einen praktischen Grund haben, und meiner Überzeugung nach war es nur der, die Schwächung von Deichsel und Joch durch κρίκος und ἕστωρ dadurch zu umgehen.

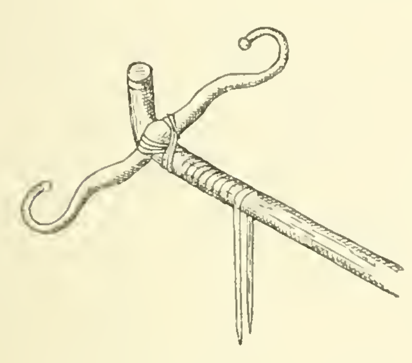


Fig. 66
Deichsel mit Widerlager für das Joch.

Diese Behauptung widerspricht allerdings zunächst der gegenwärtig geltenden Anschauung.

W. Leaf, Journal of hell. stud. 1884 S. 185 f. meinte, man sehe nicht selten an Viergespannen auf Vasenbildern den ὀμφαλός des Joches (wofür er die emporgebogene Deichselspitze nahm) und daneben κρίκος und ἕστωρ zur Anschauung gebracht in jenem Ringe und Zapfen, die über den Nacken der Jochpferde ragen (vgl. Fig. 67 *b d*).[3] Den Irrthum mit dem ὀμφαλός hat Helbig S. 149 richtig gestellt, Ring und Nagel ließ er jedoch gelten und nahm diese mit der Deichselspitze in seine Reconstruction des Joches S. 153 f. auf. Nun ist es an sich unwahrscheinlich, dass der κρίκος, der auf Deichsel und Joch natürlich in der Quere liegen muss (vgl. Fig. 60), in der Seitensicht aufgerichtet zu sehen sein soll; vor allem aber hätte schon eine aufmerksame Betrachtung der Françoisvase (auch in

[3]) Aus dem Peleus-Thetisstreifen der Françoisvase. Ich ließ dabei die beiden Außen- oder Beipferde weg, um Verwirrung zu vermeiden, und gab nur die Jochpferde, also ein Zweigespann. Ebenfalls zu besserem Verständnisse, vereinigte ich in diesem Bilde verschiedene wichtige Einzelheiten, die dort auf mehrere der Gespanne vertheilt sind.

der alten Publication), von andern Darstellungen abgesehen, den Irrthum offenbaren müssen.

Im Nacken der Jochpferde des Athene-Nikewagens (Peleus-Thetisstreifen) wachsen deutlich zwei Zapfen aus dem „Ringe" (Fig. 67 *d d*). Können das zwei Jochnägel sein? Es sind die Handhaben, die οἴηκες des Joches, die in diesem Falle beide sichtbar sind, während man in der Regel nur einen, den diesseitigen οἴαξ, zu sehen bekommt. Diese οἴηκες sind hier und sonst öfter nach oben durch einen Knopf abgeschlossen, der „Ring" aber ist ein Jochkissen, ein cylindrischer Polster oder ein Tuch, das an der Auflagerungsstelle um das Joch gewickelt ist, um den scheuernden Druck des Holzes auf die Nacken der Pferde zu verhindern.

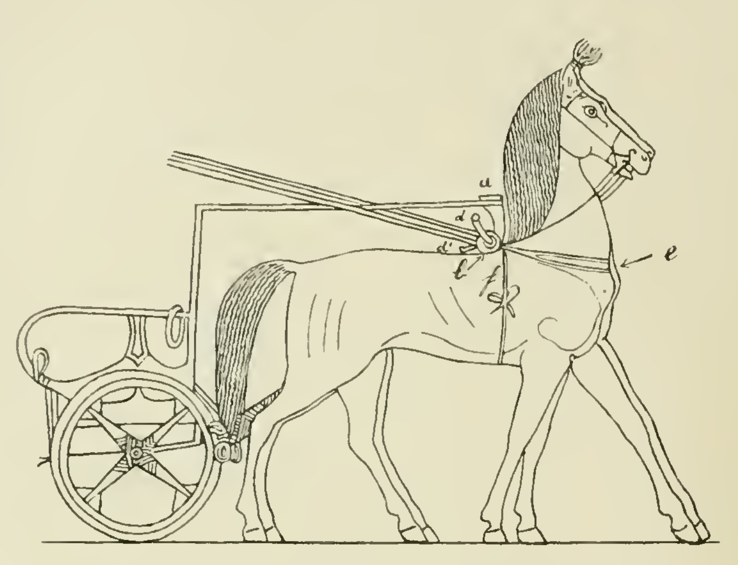


Fig. 67 Wagen der Françoisvase.

Statt diesen Sachverhalt mit Worten umständlich zu erörtern, will ich aus vielen einige Beispiele hersetzen, die ihn gegen jeden Einspruch sichern dürften.

Fig. 68 gibt das Bruchstück eines korinthischen Pinax im Berliner Museum (Ant. Denkm. II 24, 4; vgl. Jahrb. 1897 S. 21 Fig. 12) aus dem sechsten Jahrhundert. Es zeigt im Nacken der beiden Jochpferde die emporgerichtete Deichselspitze *a* und in deren

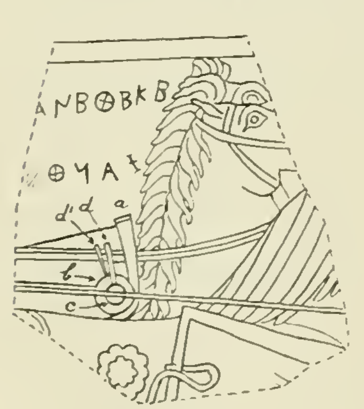


Fig. 68
Korinthischer Pinax in Berlin.

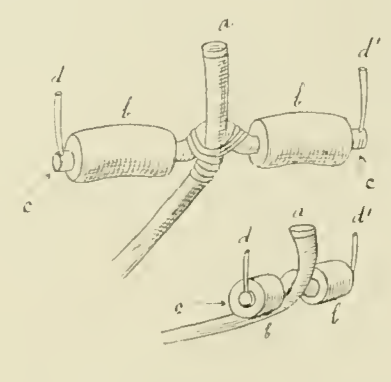


Fig. 69
Joch von Fig. 68 in Vordersicht.

Knie eingelagert das Jochkissen *b*, welches das Jochholz *c* umgibt, aus dessen Enden die beiderseitigen οἴηκες *d d'* hervorwachsen. Diese οἴηκες sind wohl nicht mit dem Joche selbst aus einem Stücke, sondern in dasselbe eingezapft zu denken, wie ich das nach dem Ausdrucke ἀρηρός in Ω 269 auch für das homerische Maulthierjoch Fig. 60 annahm. In der Vordersicht stellt sich dieses Joch demnach wie Fig. 69 dar.

Dasselbe Detail eines zweiten Pinax dieser Art (Ant. Denkm. II 10, 10) gibt Fig. 70 wieder. Hier ist das Jochholz mit einem dicken Tuche, dessen Zunge rechts vom Deichselkopfe herabhängt, viermal umwunden. Der allein sichtbare diesseitige οἴαξ ist wieder eingezapft. Das ergibt eine Vorderansicht des Joches, wie sie Fig. 71 darbietet.

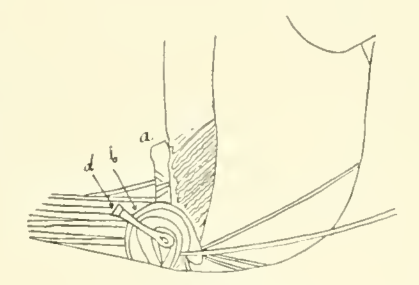


Fig. 70 Detail eines korinthischen Pinax in Berlin.

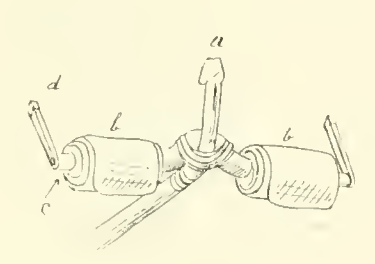


Fig. 71 Joch von Fig. 70 in Vordersicht.

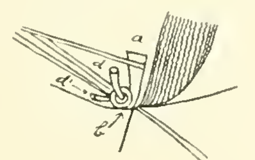


Fig. 72 Detail der Françoisvase.

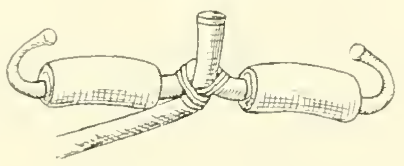


Fig. 73 Joch von Fig. 72 in Vordersicht.

Nun brauche ich ein drittes und viertes Beispiel, von der Françoisvase Fig. 72, 73 (vgl. Fig. 67) und von einer rothfigurigen Schale von Corneto (Wiener Vorlegebl. D 7) Fig. 74, wohl nur einfach herzusetzen.[4])

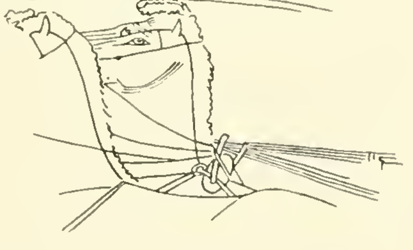


Fig. 74 Detail einer Schale des Chachrylion.

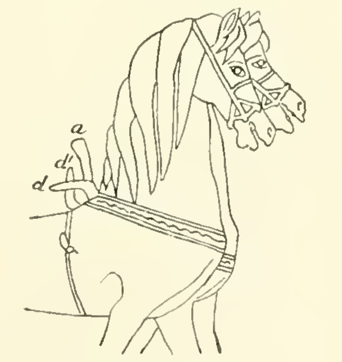


Fig. 75 Detail einer frühattischen Amphora.

Hier sind die οἴηκες mit dem Joche selbst wahrscheinlich aus einem Holze gebogen: eine uralte, schon in Ägypten geläufige Form (vgl. Fig. 63, 64).

[4]) Einen hübschen Beleg neben den obigen, wie verschieden sich die Vasenmaler abmühen, die krummen οἴηκες des Joches über den Pferdenacken deutlich zu machen, bietet Fig. 75 von einer frühattischen Amphora: Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1897 Taf. 6.

Das Primitive, das allen diesen Jochformen anhaftet, zeugt für ihr hohes Alter. Es ist kaum zu bezweifeln, dass das homerische Geschirr ganz so aussah, oder fast ganz so: bis auf einen Punkt nämlich. Auf diesen weisen die Stellen P 430, T 405, wo einmal von Achilleus Rossen, die um den gefallenen Patroklos weinen und dabei die Köpfe zur Erde senken, gesagt wird:

θαλερὴ δ' ἐμιαίνετο χαίτη

P 440 ζεύγλης ἐξεριποῦσα παρὰ ζυγὸν ἀμφοτέρωθεν,

während es an der zweiten Stelle, wo sich Achilleus Pferd Xanthos anschickt, seines Herrn Tod zu prophezeien, heißt:

T 405 ἄφαρ δ' ἤμυσε καρήατι· πᾶσα δὲ χαίτη

ζεύγλης ἐξεριποῦσα παρὰ ζυγὸν οὖδας ἵκανεν.

Die Betrachtung hellenischer Gespanne lässt diese Verse nicht verstehen. Hier finden wir überall das Joch mit seinen Kissen aufgelagert dicht hinter dem Widerriste der Pferde (vergl. Fig. 65, 67, 68, 70, 72, 74, 75), wo es in Verbindung steht mit einem, bezw. zwei Riemen. Der eine davon ist der eigentliche Zuggurt (*e* auf Fig. 65 und 67), τὸ λέπαδνον, der, vom Joche ausgehend, um die Brust des Thieres gelegt ist. Der zweite, ὁ μασχαλιστήρ, der Schulter- oder Bauchgurt (*f* auf Fig. 65 und 67), ist bei den Jochpferden entweder ebenfalls am Joche befestigt, oder er ist bei ihnen wie bei den Außenpferden am Widerriste über das Lepadnon geschnallt (vergl. z. B. die Außenpferde an den Viergespannen der Françoisvase, oder oben Fig. 68). Er hat zu verhüten, dass während des Laufes die Deichsel auf- und niederschwankt und dabei das Lepadnon zum Halse des Pferdes emporreißt.[5] Mag man nun die homerische ζεύγλη mit welchem Theile dieses Geschirres immer identificieren wollen — sei es mit dem Joche sammt allem Zubehör, sei es nur mit den Jochkissen, sei es allein mit dem Riemenzeug — niemals könnte die Mähne aus dieser ζεύγλη ‚herausfallen'. Das vermöchte sie nur, wenn sie bei aufrechter Kopfhaltung der Pferde ganz oder doch theilweise von ihr bedeckt wäre; sie setzt jedoch erst über dem Geschirre an. Auch das kann nicht stattfinden, dass, wenn so geschirrte Pferde die Köpfe senken, dieses Geschirr „am Halse hinab dem Kopfe zugleitet", wodurch doch noch gewissermaßen ein Hervortreten der Mähne aus ihm erfolgte. Denn bei solcher Bewegung verändert keiner der genannten Theile seine Lage: das Joch mit dem Kissen nicht, weil es hinter der Halsbeuge liegt, wo es noch dazu durch den

[5]) Ein dritter Riemen, der ‚zwischen den Vorderbeinen des Pferdes durchreichend' λέπαδνον und μασχαλιστήρ verbindet, ist an Denkmälern älterer Zeit niemals vorhanden — auch im Orient nicht —, und er ist auch keineswegs nöthig, wie Helbig a. a. O. 155 mit Grashof glaubt.

μασχαλιστῆρ fixiert ist; das Lepadnon nicht, weil es ebenfalls unterhalb der Stelle liegt, wo sich der äußere Hals zu beugen beginnt. Was wäre das auch für ein sonderbares Geschirr, dessen sich die Pferde durch eine einfache Kopfbewegung entledigen könnten! In der That gibt es Fälle auf Monumenten genug, wo Jochpferde die Köpfe senken, ohne dass sich etwas am Geschirre verschiebt; ich weise nur auf ein allgemein bekanntes Beispiel hin: das Gespann des Herakles im Hydragiebel auf der Akropolis.[6])



Fig. 76 Assyrisches Gespann.

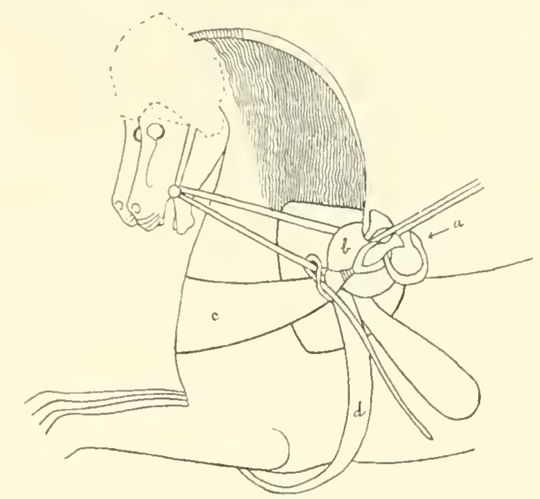


Fig. 77 Ägyptisches Gespann.

Hier helfen bloß vorhellenische Beispiele weiter. Nehmen wir etwa ein assyrisches Gespann und lassen davon alles weg, was an Decken und sonstigem Schmuck nicht zum Geschirre gehört, so erhalten wir von diesem allein den Anblick, den Fig. 76 darbietet. Daneben stellen wir ebenso ein ägyptisches Beispiel, Fig. 77. Wir erkennen an diesen Geschirren alles, was das hellenische besitzt. Die krumme Deichsel (Fig. 78) und der οἴαξ (Fig. 79) sind vorhanden. Das Jochkissen *b* ist da, in Form einer breiten gesteppten oder aus mehreren Lagen bestehenden Decke. Das Lepadnon *c* findet sich beidemal, bei Fig. 76 unsichtbar mit dem (überhaupt vernachlässigten) Joche verbunden,[7]) bei Fig. 77 mit einer Schlinge am οἴαξ und

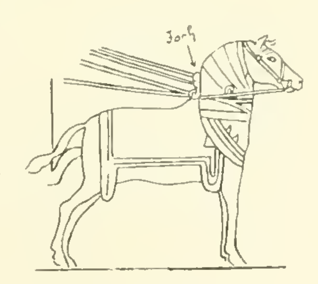


Fig. 78
Assyrische Bespannung.

[6]) Auch dieses mit besonderer Ausführlichkeit behandelte Geschirr scheint bisher nicht genügend verstanden zu sein, woran allerdings auch die vielfachen Verletzungen des Bildwerkes mit Schuld tragen. Ich komme anderwärts auf dasselbe zurück.

[7]) Die gewöhnliche Form des assyrischen Joches ist ebenfalls die mit geschweiften οἴηκες, s. Fig. 78 (nach Rawlinson, Anc. Monarch. I 411).

dem Knaufe des Jochkissens (vgl. Fig. 63) befestigt. Der Maschalister ist gegen die Beine vorgesteckt und an das Lepadnon oder eine ‚Unterlegedecke‘, die dem ganzen Geschirre schabrakenartig als Auflage dient, geheftet. Die Unterschiede bestehen darin, dass diese Geschirre in ihrer Gesammtheit viel breiter sind als die hellenischen, und hauptsächlich, dass sie nicht unter dem Widerriste liegen, sondern über ihm, hoch am Halse hinauf. Denkt man sich ein so geschirrtes Pferd den Kopf senkend, so kann allerdings auch hier das Geschirr nicht abrutschen — dagegen ist durch den μασχαλιστήρ vorgesorgt und dadurch, dass das λέπαδνον immer noch unter der Halsbeuge liegt (vergl. Fig. 79 [8]), — aber die zum guten Theile von ihm bedeckte Mähne kann zweifellos herausfließen und neben ihm zur Erde wallen. Dabei wären also die obigen Homerstellen verständlich.

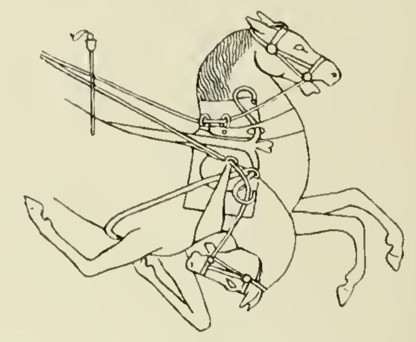


Fig. 79 Chetagespann.

Gleichwohl erschiene es vielleicht bedenklich, wenn wir für dieses Verständnis auf assyrisches und ägyptisches Costüm allein angewiesen wären. Es zeigt sich jedoch schon bei flüchtiger Prüfung, dass alle Landschaften, die in cultureller Hinsicht von jenen beiden großen Centren abhängig oder beeinflusst waren, — also ganz Vorderasien mit Inbegriff von Cypern — dauernd die nämliche Gewohnheit hatten, das Joch mit breiter Unterlage hoch am Halse der Zugthiere aufzusetzen. Das hier eingehender darzulegen wäre überflüssig. Wichtig ist für uns nur, dass auch das vorhistorische Griechenland in solcher Abhängigkeit stand, wie durch den geschnittenen Sardonyx von Vaphio Fig. 62 klar erwiesen wird. Hier ist zwar das Joch selbst nicht sichtbar, wohl aber sein Unterlager in Verbindung mit λέπαδνον und μασχαλιστήρ. Geben wir diesen drei Stücken, die als Theile des zur Fixierung des Joches dienenden Apparates in der That eine Einheit bilden, den Namen ζεύγλη, so sind endlich alle Bedingungen erfüllt, die jene Homerverse der Erklärung stellten.

Allerdings wird speciell der μασχαλιστήρ im Epos nirgend erwähnt; aber das hat nichts zu bedeuten. Gefehlt kann er dem Geschirre der epischen Epoche

[8]) Nach Lepsius III 130 und Wilkinson, Manners and costums I pl. IV. Die älteren Publicationen orientalischer, speciell ägyptischer Monumente sind von einer ärgerlichen Unzuverlässigkeit in Einzelheiten. Man vergleiche z. B. eine und dieselbe Darstellung in der Wiedergabe bei Lepsius und bei Wilkinson, und man wird bei beiden Verstöße und Nachlässigkeiten in Menge finden. Für archäologische Untersuchungen ist daher dieses Material meist nur ganz im allgemeinen zu brauchen. Das ägyptische Geschirr reconstruiert in der Hauptsache richtig Wilkinson l. c. 239 n. 72.

nicht haben, denn er war ihm seiner dargelegten Function nach unentbehrlich, und wir fanden ihn ja auch am assyrischen, ägyptischen, mykenischen und hellenischen Gespanne, d. h. überall, wo das Joch verwendet wurde. Es lässt sich aber sehr wohl denken, dass in der Sprache des Epos dieser Riemen mit dem Brustgurte, dem eigentlichen λέπαδνον, zusammengefasst wurde unter dem Worte τὰ λέπαδνα, das hier immer nur als plurale tantum gebraucht wird. In der That gehören ja die beiden Riemen enge zu einander.

Auch über die Art, wie die λέπαδνα am Joche befestigt wurden, lehrt uns Homer nichts. Da die Verbindung möglichst solid sein musste, waren am zweckmäßigsten die Riemen durch Löcher im Joche selbst durchzuziehen und dann zu verknoten. Diese Befestigungsart zeigt in besonderer Deutlichkeit Fig. 65, und auch an dem Joche bei Fig. 61 sind die Durchbohrungen nur in diesem Sinne deutbar. Ich stellte daher auch an Fig. 60 solche Durchzuglöcher dar. Mit dieser Art, die λέπαδνα in das Joch einzubinden, stimmt sehr wohl die Wendung E 730, wo von der Heres Wagen rüstenden Hebe gesagt wird:

ἐν δὲ (ζυγῷ) λέπαδνα
κάλ' ἔβαλε.

wie sich dabei anderseits leicht verstehen lässt, dass man gelegentlich die so eingelegten Riemen ein- für allemal am Joche beließ und die Pferde unter das fertige Geschirr einfach unterführte (vergl. T 393); dann brauchte nur der μασχαλιστήρ besonders zugeschnallt zu werden.

Damit wäre das in Wahrheit simple Gespann der epischen Zeit der Hauptsache nach — abgesehen von dem Zügelwerk und ähnlichem, worüber anderwärts zu sprechen bleibt — erledigt. Nur noch zwei Punkte sind kurz zu beleuchten.

Die homerischen Helden fahren manchmal mit drei statt mit zwei Pferden (H 80—88; Π 152; 467—475). Wie war das Beipferd angespannt? Wahrscheinlich ähnlich, wie die beiden Außenpferde am hellenischen Rennwagen. Also mit λέπαδνον und μασχαλιστήρ, die ebenfalls mit dem Joche in Verbindung standen, aber ohne Zugriemen, wie ihn die griechischen Nebenpferde hatten (s. die Wagen der Françoisvase). Helbig a. a. O. 129 wird nach Schliebens Vorgange richtig annehmen, dass das Beipferd nur als eventueller Ersatz neben den Jochpferden herlief, wie das auch assyrische Denkmäler zeigen (Fig. 76). Ein solches Dreigespann zu kutschieren, war nicht schwierig, nur die beiden Jochpferde erforderten alle Aufmerksamkeit. Es war bloß dafür zu sorgen, dass das Beipferd immer an seinem Platze blieb. Ein etwaiges Zurückbleiben desselben regulierte der Lenker

leicht mit der Peitsche: wichtiger war, dass es nicht vorlief, und dass es nicht an das Jochpferd neben ihm anprallte oder sich anlehnte. Dazu waren zwei Vorrichtungen praktisch, die uns die späteren Viergespanne kennen lehren. Nachdem die Pferde in der richtigen Weise aufgestellt und angespannt waren, schlug man die Zügel etwa in der Hälfte ihrer Länge in einen Knoten (s. z. B. Françoisvase und Fig. 74); dann konnte sich bei straffer Zügelführung die Distanz der Thiere nach vorne nicht mehr verändern. Das Anprallen des Beipferdes vermied man dadurch, dass man außen am μασχαλιστήρ des Jochpferdes ein Doppelkreuz aus gespitzten Stäben anhieng, so dass sich das Außenpferd stach, wenn es zu nahe anlief (s. Fig. 80, Wiener Vorlegebl. 1889 II 1 *a* und sonst öfter).

Die merkwürdige Vorrichtung in Form eines ganzen Stabsystems oder eines einfachen Stabes oder Strickes, die an zweirädrigen Wagen assyrischer, mykenischer und hellenischer Denkmäler das Deichselende mit dem oberen Rande des Wagenkastens zu verbinden pflegt (s. z. B. Fig. 67), hat Helbig a. a. O. 134 gewiss richtig als ein Hängewerk gedeutet, wodurch die beweglich in die Räderachse eingesteckte Deichsel gehoben und das Joch gewissermaßen suspendiert wurde. Wir werden annehmen müssen, dass auch der homerische Kriegswagen damit ausgestattet war — wenigstens sehe ich nichts, was dagegen spräche. Wenn Helbig a. a. O. 154 sagt „jedenfalls fehlte eine solche Verbindung an den Streitwagen Z 38, Π 370, welche stehen blieben, während die Pferde nach dem Deichselbruche, noch durch das Joch verbunden, durchgiengen," so beruht dieses ‚jedenfalls', wie ich glaube, nur auf seiner unrichtigen Interpretation von Ω 274.

Athen. WOLFGANG REICHEL.



Fig. 80 Von einer Schale des Glaukytes.

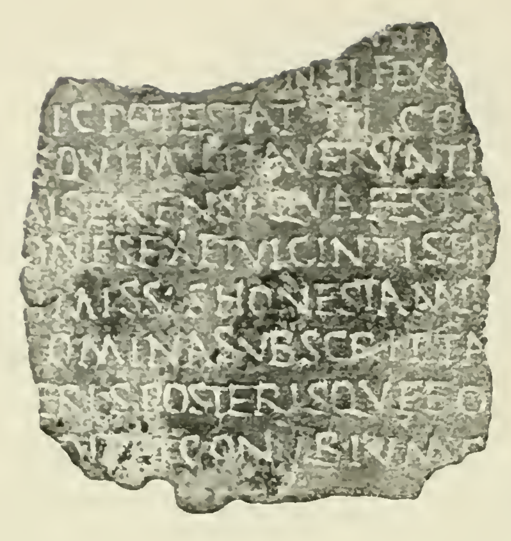
Ein neues Militärdiplom des Kaisers Hadrian betreffend die Flotte von Misenum.

Vor kurzem erwarb ich für das Nationalmuseum von Bukarest das Fragment eines auf beiden Seiten lateinisch beschriebenen Bronzetäfelchens, welches einem Militärdiplome, und zwar der oberen Hälfte von dessen erster Platte angehörte. Das Fragment ist 0·006 m hoch, 0·001 m dick und hat eine mittlere Breite von 0·067 m. Es trägt die Spuren eines heftigen Schlages und ist von dem früheren Besitzer chemisch gereinigt worden, so dass nur an wenig Stellen noch die ursprüngliche Patina vorhanden ist. Die Schrift der Außenseite ist in regelmäßiger, dichter Reihung der Zeichen tief und sorgfältig eingegraben, diejenige der Innenseite querläufig in flüchtiger, theilweise an Cursivschrift erinnernder Gravierung: so fehlt hier dem A der Mittelstrich, und auch einige andere Buchstaben sind nicht ganz vollständig ausgezogen. Am Rande ist noch der halbe Contur eines antiken runden Loches erhalten.

Ich kaufte das Stück von dem armenischen Antiquitätenhändler Ohanesian in Schumla, der es seinerseits von einem bulgarischen Bauern mit der Versicherung übernommen hatte, dass er es bei Varna-Odessus gefunden habe. Einen Bleistiftabdruck hatte der genannte Händler schon an einen Pariser Collegen Sivadjan gesandt und dieser ihn an Héron de Villefosse mitgetheilt. Nach diesem offenbar flüchtigen Abdruck, der die Schriftzeichen der ersten Zeile auf keiner Seite des Täfelchens deutlich erkennen ließ, hat Villefosse das Diplom in der Pariser Akademie herausgegeben und irrthümlich auf das Jahr 99 n. Ch. der Regierung Trajans bezogen,[1]) wie auch seine Angabe, dass es bei Schumla gefunden sei, nur auf einem Irrthume seines Gewährsmannes beruhen kann. Die folgende, nach dem Original hergestellte Reproduction ermöglicht nun, die ursprüngliche Datierung und unter Berücksichtigung des Fassungsraumes der einzelnen Zeilen auch eine genauere Ergänzung zu gewinnen.

In der ersten Zeile der Außenseite, über der Gruppe FEX der zweiten Zeile, ist in den Resten \AI/ der Name T]raia[nus erhalten; in der ersten Zeile der Innenseite zunächst der Verbindungspunkt eines V, sodann der untere Theil von AE, beinahe ganz NEP, der untere Theil von OS, schließlich Reste zweier Verticalhasten, so dass die Lesung Ner]vae nepos Tr[aianus zweifellos ist. Es ist

[1]) Héron de Villefosse, Académie des inscriptions et belles-lettres, Comptes rendus 1897 tom. XXV 538 ff.



Außenseite



Innenseite

also vor dieser ersterhaltenen Zeile eine weitere verloren und muss auf beiden Seiten der Anfang gelautet haben:

IMP · CAES · DIVI · TRAIANI · PARTHICI · F · DIVI
NERVAE · NEPOS · TRAIANVS · HADRIANVS

Man sieht, dass die Gruppe RAIA in der ersterhaltenen Zeile der Außenseite genau in der Mitte stand, da sowohl vor wie nach ihr zwölf Buchstaben stehen. Das Bruchstück gehörte also zum linken oberen Viertel der Platte.

In der zweiterhaltenen Zeile der Außenseite ist ‚pontifex maximus' gesichert und für die acht vorausliegenden Buchstabenspatien lediglich ‚Augustus' möglich überdies indiciert durch den unteren Theil eines G. Die folgende Zeile ergibt dann durch die dritte tribunicische Gewalt das Jahr 119 n. Ch., in dem Hadrian zum drittenmale Consul war, und damit die Schlussergänzung: co[s. III p. p.] Alles Weitere aber bietet keine Schwierigkeiten mehr, bis auf den Namen des Praefecten der in Z. 6 genannten Flotte von Misenum. Überliefert ist von ihm nur die Endung des Cognomen ONE. Graphisch würde in die Lücke Julius Fronto passen, den wir aus dem zeitlich nächsterhaltenen Diplom des Jahres 129 n. Ch. in der That als Commandanten der Flotte von Misenum bezeugt finden. Ich glaube also, auf der Außenseite lesen zu sollen:

[Imp(erator) Caes(ar), divi Traiani Parthici f(ilius), divi
Nervae nepos, T]raia[nus Hadrianus
Au]g[ustus, p]ontifex m[aximus, tribu-

n]ic(ia) potestat(e) III, co(n)[s(ul) III, p(ater) p(atriae)
ii]s qui militaverunt i[n classe praet(oria)
Misenensi, quae est s[ub Iulio Fron-
t]one, sex et viginti sti[pendiis emeritis,
d]imissis honesta mis[sione, quorum
n]omina subscripta [sunt, ipsis
10 *lib]eris posterisque eo[rum civit(atem)*
de]dit et conubium c[um uxoribus,
[quas tunc habuissent, etc.]

Der Text der Innenseite ist identisch, bricht aber nach ‚posterisque‘ ab und hat die Abkürzungen ‚pont. max. trib. pot.‘

Bisher kannte man sechs für die Classici der misenischen Flotte ausgestellte Militärdiplome, und zwar:

I vom Jahre 52	XLIX vom Jahre 134
IX vom Jahre 71	LVI vom Jahre 145
XLV (= XXXII[1]) vom 18. Februar 129	XCI vom Jahre 247.

In den beiden ältesten heißt die Flotte nur ‚Misenensis‘ oder ‚classis quae est Miseni‘, in dem dritten aus der Zeit Hadrians sowie in den drei folgenden ‚praetoria‘, und diesen Titel behält sie bis zum vierten Jahrhundert bei. Jetzt lehrt die nothwendige Ergänzung von Z. 6 unseres Fragments, dass sie diesen Titel schon im Jahre 119 n. Ch. besaß, seine Entstehung also vor dieses Jahr und nach dem Jahre 71 fallen muss. Da er auch für die andere italische Flotte, diejenige von Ravenna, bezeugt ist, leitet ihn Marquardt,[2]) ohne auf jene zeitliche Begrenzung Rücksicht zu nehmen, aus dem Umstande ab, dass beide Flotten wie die cohortes praetoriae unter dem unmittelbaren Befehle des Kaisers gestanden hätten. Otto Hirschfeld[3]) denkt an den Gardedienst, den die Flotten bei dem Aufenthalte der Kaiser an der Südküste Italiens geleistet hätten. Fiebiger[4]) vermuthet, dass Vespasian die Flotten als Belohnung für die Ergebenheit im Kriege mit Vitellius zu prätorischen erhoben und damit im Range über die Provinzflotten gestellt habe, denen diese Bezeichnung nicht zukam. Die Ansicht Vernazzas,[5]) dass sie den beiden italischen Flotten im Jahre 103 n. Ch. durch Trajan verliehen worden sei, stützt sich auf keine greifbaren Beweisgründe.[6])

[2]) Marquardt, Römische Staatsverwaltung II[2] 502.

[3]) Otto Hirschfeld, Untersuchungen auf dem Gebiete der römischen Verwaltungsgeschichte 123 mit Anm. 2.

[4]) Fiebiger, De classium Italicarum historia et institutis, Leipziger Studien XV 275 ff.

[5]) Vernazza, Memorie di Torino XXIII 89.

[6]) [Ohne die Gründe Vernazzas direct zu kennen.

Unter Caracalla erhalten beide Flotten die Bezeichnung ‚pia vindex'. Unter Gordian führt die Misenische den Beinamen ‚Gordiana', und unter M. Julius Philippus werden beide ‚Philippiana' benannt.

Dass Julius Fronto die Flotte zehn Jahre lang befehligt haben könne, lässt sich nicht in Abrede stellen, da die wenigen Documente, die wir besitzen, nicht über die normale Amtsdauer eines Flottenpräfecten belehren und nur Fälle von zufälligen Amtsenthebungen angeben. Auch wäre bei der wenig entwickelten Neigung der Römer für den Beruf des Seemanns eine längere Dauer solcher Stellungen an sich gewiss nicht auffallend. Ob zur Unterstützung dieser Vermuthung eine Stelle des Ulpian (Dig. XLVIII 19, 5): „Absentem in criminalibus damnari non debere divus Traianus Iulio Frontoni rescripsit" herangezogen werden dürfe, ist aber wohl zu verneinen. Theodor Mommsen, dem ich meine Lesung des Bronzefragmentes zur Aufnahme in das CIL mittheilte, hatte die Güte, mir am 27. October v. J. zu erwidern: „Je ne saurais ajouter rien à vos judicieuses remarques. Seulement je ne pense pas, que ce Julius Fronto du Digeste soit le préfet de la flotte. La ‚damnatio absentis' appartient à la jurisdiction non militaire et se comporte peu avec un emploi ‚ordinis equestris'."

Dass der unbekannte Veteran, der durch unser Diplom die honesta missio mit dem Bürgerrechte erhalten hatte, aus Varna, dem Fundorte des Diplomes, gebürtig war, ist wohl die nächstliegende Annahme.

Bukarest. GR. G. TOCILESCO.

möchte ich doch die Richtigkeit des obigen Urtheils bezweifeln. Die von Trajan persönlich geführten dacischen und parthischen Kriege waren in der Zeit nach 71 die erste historisch bedeutende Gelegenheit, bei der die Flotten unter dem Oberbefehle des Kaisers sich auszeichnen konnten. Die grandiose Reliefserie, welche auf der Trajanssäule den zweiten dacischen Krieg eröffnet, schildert eine längere Seefahrt, die der Kaiser mit Garde-infanterie und Garde-cavallerie, von Ancona aus wie jetzt allgemein anerkannt ist, also auf der ravennatischen Flotte, unternimmt. Nach Vegetius IV 31 hatte diese Flotte mit dem adriatischen Dienste auch den Verkehr nach dem ganzen Osten vom Pontus an bis Kreta und Cypern zu besorgen, während diejenige von Misenum für den Westen und Süden des mittelländischen Meeres bis nach Ägypten bestimmt war. Trajan wird daher jene erstere auch für den im Herbste 113 erfolgten Aufbruch in den parthischen Krieg benutzt haben, wahrscheinlich von Brindisi aus; denn die via Trajana von Benevent nach Brindisi wurde zu dieser Zeit dem Verkehr übergeben und mit dem im Jahre 114 vollendeten Triumphbogen des Trajan in Benevent geschmückt. Die Reise führte ihn (Dio LXVIII 17) über Athen, die Provinz Asia, Lykien, Seleukeia nach Antiocheia, da Syrien als Operationsbasis diente, hielt also (wie im zweiten dacischen Kriege nach meiner Überzeugung) die directe Orientroute über Korinth ein, die der Flotte von Ravenna zukam. Bei den großen Transporten und Vorbereitungen aber, die der parthische Krieg erforderte, und bei der mehrjährigen Abwesenheit Trajans im Orient ist wohl mehr als wahrscheinlich, dass auch die andere italische Flotte zur Verwendung kam. Keinesfalls hätte sie bei der Verleihung des Ehrentitels an jene übergangen werden können. O. B.]

BEIBLATT

Iter Tridentinum.

Im 31. Capitel des 3. Buches der Langobardengeschichte erzählt Paulus diaconus den großen im Einverständnisse mit dem Kaiser unternommenen Einfall der Franken in Italien vom Jahre 590. Er berichtet im engsten Anschlusse an seine Hauptquelle für alle fränkischen Angelegenheiten, Gregor von Tours, vom Frankenherzoge Olo, der vor Bellinzona (ad Bilitionis castrum) fiel, während Audualdo mit sechs anderen Herzogen unweit von Mailand vergebens auf das versprochene kaiserliche Hilfsheer wartete und Cedinus mit 13 anderen die „linke Seite Italiens", d. h. also, von Norden aus betrachtet, den Osten, überfiel, fünf Castelle eroberte und in Eid nahm. Daran fügt Paulus aus einer uns sonst nicht erhaltenen Quelle, wie man, unzweifelhaft mit Recht, allgemein angenommen hat, aus dem Werke des Secundus von Trient, eines Zeitgenossen der berichteten Ereignisse, die folgenden Sätze ein:

Pervenit etiam exercitus Francorum usque Veronam, et deposuerunt castra plurima per pacem post sacramenta data, quae se eis crediderant nullum ab eis dolum existimantes. Nomina autem castrorum, quae diruerunt in territorio Tridentino ista sunt: Tesana, Maletum, Sermiana, Appianum, Fagitana, Cimbra, Vitianum, Bremtonicum, Volaenes, Ennemase, et duo in Alsuca et unum in Verona. Haec omnia castra cum diruta essent a Francis, cives universi ab eis ducti sunt captivi. Pro Ferruge vero castro, intercedentibus episcopis Ingenuino de Savione et Agnello de Tridento, data est redemptio, per capud uniuscuiusque viri solidus unus usque ad solidos sexcentos.[1])

Richtig aufgefasst, ist diese Stelle offenbar nicht nur von rein topographischem Interesse. Paulus und vollends Secundus haben die Worte castrum, castellum natürlich nicht schlechtweg für jeden beliebigen Ort gebraucht, sondern nur für befestigte Orte. Und unter den befestigten Orten werden wiederum diejenigen nach dem Sprachgebrauche der spätrömischen Zeit vor allen als castra oder castella bezeichnet, die zum Befestigungssysteme einer Grenzmark, eines limes, gehören, ohne doch Hauptorte eines solchen zu sein. Nicht der dux, der Oberbefehlshaber, residiert in den castra, sondern dessen Untergebene, tribuni, comites od. dgl., mit detachierten kleineren Abtheilungen. Das Schema für die Einrichtung eines solchen militärischen Grenzschutzes ist uns in dem Erlasse K. Justinians an Belisar[2]) erhalten, in welchem die nöthigen Verfügungen für Afrika getroffen werden, und Diehl[3]) hat, so weit es möglich ist, diese afrikanischen Marken aus den Ruinen reconstruiert.

In unserem Falle handelt es sich allerdings scheinbar nicht um römisch-byzantinische, sondern um langobardische Festungen; aber nur scheinbar. Denn es ist vollständig ausgeschlossen, dass die Langobarden in den ersten 20 Jahren ihres Aufenthaltes in Norditalien eine halbwegs umfassende Bauthätigkeit entfaltet haben. Bevor sie nach Italien zogen, Krieger und Abenteurer, die nur vorübergehend ein sesshaftes Leben kennen gelernt hatten, vertrauten sie im Kriege auf die ungeregelte Kraft ihres Angriffstoßes und hatten weder Zeit noch Arbeitskraft und Geschicklichkeit, um von den Römern die Kunst zu erlernen, für die Dauer bestimmte Bauten aufzuführen. In Italien aber, dessen Besetzung anfänglich nicht nach einem festen Plane vorgenommen wurde, nisteten sie sich in den festen Plätzen ein, die sie den Römern abnehmen konnten, legten aber nirgends neue Städte und Festungen an. Wenn König Authari sich hinter die festen Mauern von Ticinum zurückzog, so benützte er zu seinem Schutze die Befestigungswerke der Römer, Theoderichs und Narses'. Nicht anders versuchten die langobardischen Herzoge an den nördlichen Grenzmarken Italiens sich gegen die Franken in den Castellen zu schützen, welche hauptsächlich von Narses ange-

[1]) Ausführlich behandelt u. a. namentlich von B. Malfatti, I Franchi nel Trentino im Arch. stor. per Trieste etc. II (1883) 310 ff. — Über die Grenzen der Langobarden nach N. vgl. auch G. Caumo im Arch. Trent. X 225 ff.

[2]) Cod. Inst. I 27, 2. Vgl. meine Untersuchungen zur Geschichte der byzantinischen Verwaltung in Italien (1889) 52 ff.

[3]) Ch. Diehl, L'Afrique Byzantine. Histoire de la domination Byzantine en Afrique. Paris, Leroux 1896 — namentlich 138—299.

legt oder wiederhergestellt wurden, als er nach Beendigung des Gothenkrieges den militärischen Schutz Italiens nach dem Muster der übrigen befriedeten Provinzen des Reiches reorganisierte.[4] Untersucht man also die langobardische Vertheidigung, so untersucht man zugleich mittelbar den byzantinischen limes von Norditalien, und die Aufzählung jener Castelle durch Secundus ermöglicht uns bis zu einem gewissen Grade einen Einblick in das Vertheidigungssystem des Narses in der einen der norditalienischen Marken.

Allerdings hat aber die Deutung der von Paulus nach Secundus angeführten Namen einige Schwierigkeit, wenn auch manche früher versuchte Erklärungen[5] durch die Herstellung der richtigen Lesart in der Ausgabe der Monumenta Germaniae beseitigt sind. Eine von vorneherein nicht mit Sicherheit zu beantwortende Frage ist ferner, welches Gebiet mit „territorium Tridentinum" gemeint ist; schwerlich ist wohl an das territorium der civitas Tridentum gedacht; vermuthlich rührt der Ausdruck nicht von Secundus her, der wahrscheinlich nur die Castelle namentlich anführte, die seines Wissens zerstört wurden, während erst Paulus für seine Leser eine allgemeine geographische Bestimmung hinzufügen wollte und unter dem territorium Tridentinum entweder nur im allgemeinen die Gegend meinte, von der Secundus berichtete, oder das gesammte Tridentiner Herzogthum in der Ausdehnung, die es zu seiner Zeit hatte, oder in der Ausdehnung, die er für die Zeit des Secundus als wahrscheinlich annahm. Als nackte staatsrechtliche Bezeichnung darf man hier im Zusammenhange das Wort territorium nicht auffassen. Eine Ordnung innerhalb der Aufzählung der Castelle lässt sich trotz des Bemühens mancher Interpreten nicht mehr feststellen, und es ist auch nicht mehr zu entscheiden, ob Secundus aus irgend einem Grunde die vorliegende Reihenfolge gewählt hat, oder ob die Aufzählung des Secundus erst durch seinen Ausschreiber Paulus in Unordnung gerathen ist.

[4] Vgl. meine Geschichte Italiens im Mittelalter I, 48 ff. — Im Continuator Havniensis heißt es von Narses: „cum . . . urbes atque moenia ad pristinum decorem per XII annos restauraret" (Auctarii Havn. extr. 4: Mon. Germ. Chron. min. I 337).

[5] Die älteren zusammengestellt von G. Frapporti, Della storia e della condizione del Trentino (Trento 1840) 139 ff. — Über die Grenzen des Trentino vgl. B. Malfatti, I confini del principato di Trento im Arch. storico per Trieste etc. II (1883), 1 ff.

Einer der bekanntesten ist wohl der von Paulus an dritter Stelle angeführte Ort Sermiana, offenbar das Sirmio Catulls und des Geographus Ravennas.[6] Einst wie jetzt ein Fischerdorf, verdankte es seine strategische Bedeutung seiner vorzüglichen Lage. Mehr Insel als Halbinsel, erstreckt es sich weit in den Gardasee hinein; sein Hafen bildet eine vorzügliche Flottenstation, seine zum Theile gegen den See zu schroff abfallenden Abhänge bieten Raum für ein seebeherrschendes, schwer einnehmbares Castell. Der Geschichtschreiber Sirmios, G. G. Orti-Manara,[7] hat um die Mitte dieses Jahrhunderts die Reste von Baulichkeiten, welche die Halbinsel bedecken, aufgenommen und beschrieben. Das Hauptinteresse hatten für ihn, wie für den Forestiere, der sich nach Sermione verirrt, die sogenannten Grotten Catulls an dem nördlichen Theile der Halbinsel, die als Reste einer ausgedehnten Thermenanlage nachgewiesen wurden; er verfolgte aber auch die Schenkel-Mauern, die die Halbinsel gegen den See zu beschützen sollten und sich an jene Thermen anlehnten; schon heute scheinen nicht mehr soviele Reste vorhanden zu sein, als noch Orti-Manara aufspüren konnte; vermuthlich stammen sie aus relativ später Zeit. Wichtiger sind wohl die von Orti-Manara beschriebenen Umfassungsmauern einer Befestigung, welche die Rocca di Cortine, d. h. jene Erhöhung der Halbinsel, umfasst, welche die Landseite und den Hafen der Halbinsel beherrscht. Auf dem obersten Plateau lässt der jetzige Besitzer Ausgrabungen veranstalten, die die Mauern eines in römischer Art gebauten Hauses zutage förderten. Dagegen sind von den Mauern, die Orti-Manara noch sah, große Theile verschwunden und den Arbeiten der letzten Zeit zum Opfer gefallen. Auch die beiden runden Eckthürme innerhalb des jetzigen Dorfes sind nicht mehr zu sehen; der Grundriss, den Orti-Manara aufnahm, entspricht dem Grundriss der Befestigungsthürme, die wir aus dem byzantinischen Afrika kennen; an der Stelle des einen ist heute eine Kalkgrube, und in ihrer Nähe befinden sich römische

[6] An Sermione hat auch Pabst, Forsch. z. D. Gesch. II 407 gedacht. Sonst werden Sirmiana und Fagitana an ganz anderen Orten gesucht; während für ersteres Sirmian an sich wohl denkbar wäre (s. unten), finde ich für Fagitana keine recht plausible Erklärung; Malfatti a. a. O. 322 sucht es in ‚Faè o Faedo, posto in altura, sulla sinistra dell' Adige, a poca distanza dalla stazione odierna di S. Michele.'

[7] La Penisola di Sirmione sul lago di Garda, illustrata dal nob. conte G. G. Orti-Manara (Verona 1856).

Capitelle u. ä.[8]) Innerhalb dieser Umfassungsmauer befand sich auch die Kirche und das Kloster von S. Salvatore, welche von der Gemahlin des letzten Langobardenkönigs begründet worden sein sollen.[9]) Aber auch eine Anzahl anderer Kirchen werden schon in langobardischen Urkunden der späten Zeit „in castro Sermione" erwähnt,[10]) und unter dem Schwibbogen des heutigen Dorfes ist neben römischen Steinen ein Bauglied mit einem jener flachen Bandornamente eingemauert, welche für die italienischen Kirchen der langobardischen Zeit charakteristisch sind. Hier in Sirmio, wo zufällig Urkunden das langobardische castrum, Funde und Nachrichten die ältere römische Besiedlung bestätigen, kann also wohl an der Continuität kein Zweifel sein. Die Langobarden, wie vor ihnen die Byzantiner, hatten eben ein Interesse daran, die flache Seite des Gardasees gegen etwaige Überrumpelungen zur See von Norden her sicherzustellen. Offenbar aber war Sirmio wie in Römerzeit, so auch später, schon wegen seiner günstigen Lage für den Fischfang von hervorragenderer Bedeutung als manche kleinere Castelle.

Ein anderes, wenn auch wahrscheinlich kleines Castell aus byzantinisch-langobardischer Zeit am Gardasee scheint Fasano gewesen zu sein, in dem wohl das Fagitana des Paulus zu erkennen ist. Es liegt an der westlichen Riviera des Gardasees, und oberhalb auf einem Hügelvorsprunge erblickt man beim Vorbeifahren eine viereckige Thurmbasis, welcher die Eingeborenen natürlich ohne weiteres römischen Ursprung zuschreiben. Zwei Kilometer weiter gegen NO aber, auf der von der Anschwemmung des Baches Toscolano gebildeten Halbinsel in der heutigen Ortschaft Maderno ist die kleine dreischiffige Basilica S. Andrea zu sehen, deren Bauart, Capitelle und Ornamente ihren langobardischen Ursprung nicht verleugnen können;[11]) in die Außenwand der Kirche ist ein römischer Reliefstein eingemauert. Aber auch das am Bergabhange gelegene, jetzt ganz verfallene Kirchlein S. Pietro scheint in alte Zeit zurückzureichen, wenn auch nicht in seiner heutigen Gestalt. Eine römische und dann langobardische Niederlassung in der Gegend von Fasano-Maderno muss also wohl angenommen werden, und fraglich erscheint nur, ob Maderno in dem Namen „Fagitana" mit einbegriffen war, was natürlich sehr leicht möglich ist, oder ob die eigentliche Niederlassung auf der Halbinsel Maderno-Toscolano das Castell weiter südlich in Fasano war. Die strategische Bedeutung dieser Position springt schon beim Anblicke der Karte in die Augen. Es ist, bevor die westlichen Gestade des Gardasees vollständig unzugänglich und steil abfallen, der letzte Punkt, an dem von Norden her ein Zugang möglich ist, u. zw. durch das Thal des Toscolano, der nordsüdlich fließend sich sein Bett gräbt.

Auch die östlichen Gestade des Gardasees sind infolge des steilen Abfalles des Monte Baldo von Norden her so unzugänglich, dass nicht einmal moderne Technik hier eine Straße angelegt hat; eine Befestigung auf dieser Seite scheint vollständig überflüssig. Man wird wohl auch deshalb auf eine Untersuchung der Ortschaften Castello di Brenzone, Castelletto di Brenzone u. s. w. verzichten können, obwohl ihr Name an das Bremtonicum des Paulus erinnert. Übrigens kommt ein Name gleichen Stammes auch auf der anderen Seite des Monte Baldo bei der Ortschaft Brentino an der Etsch vor, und man denkt unwillkürlich dabei an den vielumstrittenen Volksstamm der Breonen. Aber der Name, der dem Bremtonicum des Paulus am meisten entspricht, ist Brentonico im Norden des Monte Baldo, und hier wird wohl das byzantinisch-langobardische Castell zu suchen sein.[12]) Zwar in Brentonico selbst, das man auf einer Straße von Mori aus in zwei Stunden oder auch auf einem Fußwege von Loppio aus erreichen kann, sind, soweit ich sehen konnte, keine Spuren einer alten Ansiedlung erhalten; doch bewahrt das Museo civico in Rovereto Schwert und Riemenende aus der Barbarenzeit auf, die unweit, bei Cazzano, gefunden wurden, und nördlich von der Ortschaft erheben sich noch heute die Mauern des „Castello", Constructionen aus Ziegel und Bruchstein, die wohl auch nicht dem frühesten Mittelalter angehören dürften: merkwürdig ist, heute größten-

[8]) Die beiden runden Eckthürme sind auf dem Plane Orti-Manaras n. 13 und 14. Der Platz von n. 14 wurde kürzlich verkauft, ausgegraben und zerstört. Der frühere Besitzer versicherte mir offenbar fälschlich, Orti-Manara könne diese Rotonda nicht gesehen haben. Die Eingeborenen zeigen mit Unrecht den Thurm n. 40, der aus viel späterer Zeit stammt, aber wie n. 14 in eine ‚casa Salvelli' eingebaut ist, als n. 14 Orti-Manaras. Auch von n. 13 im Hause der Privativa (Sale e tabacchi) ist nur wenig mehr zu sehen.

[9]) Vgl. Urkunde Karls des Großen für S. Martin von Tours vom J. 774 Juli 16 (Cod. dipl. Lomb. n. 52. Vgl. ebenda n. 277; 298); Mühlbacher 163.

[10]) Zusammengestellt bei Orti-Manara a. a. O. im Anhange als ‚Codicetto diplomatico Sirmionese.'

[11]) Der deutsche Wirt von Maderno hat im letzten Frühjahre die Kirche von einem Architekten aufnehmen lassen und beabsichtigt, die Resultate zu veröffentlichen.

[12]) Vgl. Malfatti a. a. O. 320 ff.

theils durch Bäume und Buschwerk versteckt, so ziemlich auf dem höchsten Gipfel, ein Gewölbe, zum Theile aus regelmäßigen Quadern, zum Theile aus Backstein, das heute als Cisterne dienen könnte. Eine genaue architektonische Untersuchung müsste ergeben, in welchem Verhältnisse die Mauerreste zu einander stehen. Der Platz für ein Castell ist ausgezeichnet gewählt, wenn es die Aufgabe haben sollte, den Übergang ins Etschthal von Norden her zu verhindern, da es am Kreuzungspunkte der Wege, die aus dem Sarcathale einerseits und von Mori andererseits über die Vorberge des Monte Baldo führen, errichtet ist. Mein bäuerlicher Wegweiser machte mich auch aufmerksam, dass man vom Castell aus den künstlich aufgeworfenen Vorsprung erblickt, der gegen SO zu den Einschnitt beherrscht, der nach Chizzola und Serravalle hinab ins Thal der Etsch führt (nach der Generalstabskarte wohl Cast. S. Giorgio), nach Norden zu aber jenseits Mori am Bergabhange Mont' Albano, und erzählte, es sei eine alte Tradition, dass diese Punkte sich mit einander bei Tage durch wehende Banner, bei Nacht durch Feuerzeichen verständigten.

Wie dem auch sei, Mont' Albano[13]) beherrscht in der That den Einschnitt, in welchem heute die Bahn von Riva ins Etschthal hinübergeführt ist, und ein Castell an dieser Stelle würde die nothwendige Ergänzung eines Vertheidigungssystems bilden, dessen Aufgabe es wäre, das Etschthal gegen Westen und Norden zu beschützen. Beträchtliche Mauerreste sind auch hier vom Thale aus zu sehen. Sollte es nicht das Appianum des Paulus sein, für das man bisher keine befriedigende Deutung hatte?[14])

Tritt man bei Mori ins Etschthal ein, so betritt man ein reiches Fundgebiet von römischen und nachrömischen Gegenständen, die, obwohl noch nicht allzu viele systematische Nachgrabungen vorgenommen wurden, in stattlicher Anzahl die Museen von Rovereto und Trient anfüllen. Von Verona bis S. Michele gibt es kaum einen Ort, der nicht irgend einen Ertrag geliefert hätte. Aber auch abgesehen davon ist es ja bekannt genug, dass das Etschthal um Trient, das der Sitz eines wichtigen Herzogthums war, auch in langobardischer Zeit eine bedeutende

[13]) Die Bezeichnung fehlt auf der Generalstabskarte, auf der nur die Kirche mit dem Höhenzeichen 305 angegeben ist.

[14]) Auf der Karte von Menke wird es mit Piano im Val di Sole identificiert, s. unten Note 2[illegible].

[15]) Cassiod. Var. III 48.

[16]) Paul. III 9.

[17]) Über Vezzano vgl. P. Orsi, Le antichità di Vezzano

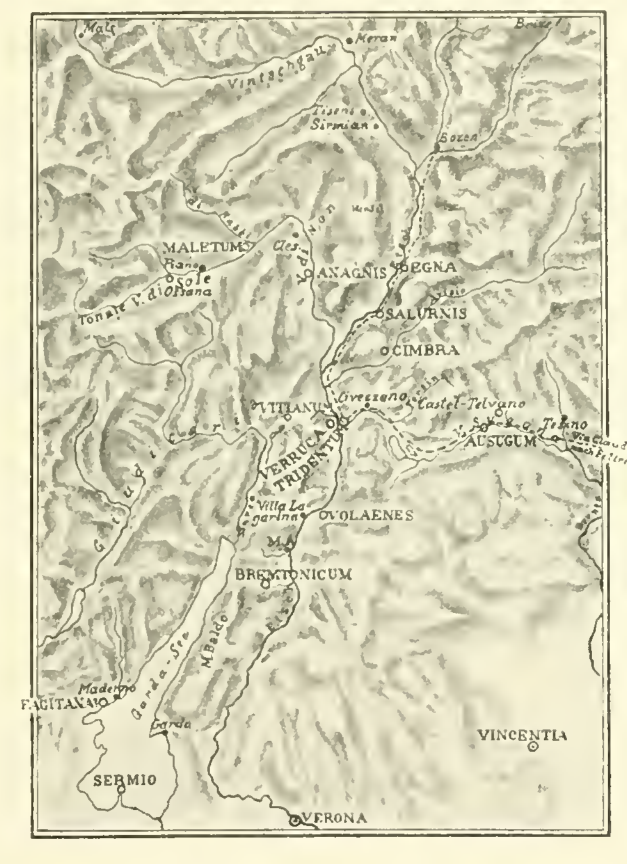
Rolle gespielt hat. Außer Verruca, das von Theoderich „tenens claustra provinciae“, „feris gentibus obiectum“ genannt wird,[15]) und von dessen Schicksal Paulus in unserer Stelle berichtet — denn Ferruge ist nichts anderes als Verruca —, lassen sich hier noch eine Anzahl von anderen Castellen nachweisen. Da ist zunächst unweit der heutigen Eisenbahnstation Villa Lagarina der Ort Volano, eine reiche Fundstätte, offenbar das sonderbar verderbte Volaenes des Paulus. Der Ort ist schon dadurch bestimmt, dass an einer anderen Stelle des Paulus[16]) von einem comes Langobardorum de Lagare die Rede ist, d. h. einem comes des Lägerthales, in dem eben Volano liegt; dieser comes Ragilo wird um das Jahr 577 von den Franken in einem Treffen erschlagen; sein Herzog Evin rächt ihn und schlägt die Franken bei Salurn aus dem Trentino heraus. Man sieht daraus, dass die Langobarden unmittelbar nach der Besitznahme sich den römischen militärischen Eintheilungen anpassten; denn ein dux über die ganze Trientiner Mark und daneben ein mit dem Titel comes ausgestatteter Militärcommandant eines Theiles dieser Mark entspricht zwar der römischen Militärhierarchie innerhalb des limes, ist aber gewiss nicht langobardischen Ursprungs.

Im Westen ist das Etschthal durch steil abfallende Berge von Villa Lagarina bis etwa nach Trient natürlich geschützt. Erst nördlich von Piedicastello eröffnet sich die Schlucht des Vela-Baches, in der auch heute die Straße ins Sarcathal und nach Giudicarien hinüberführt, an der schmalsten Stelle durch ein österreichisches Sperrfort geschützt. Im 6. Jahrhundert hatte man sich einen anderen vorgeschobenen Punkt zur Vertheidigung dieses Einfallsthores ausgesucht, Vezzano, das Vitianum des Paulus.[17]) Im Orte selbst ist wohl die älteste Erinnerung eine jetzt in die Innenmauer der Kirche eingemauerte Inschrift, die besagt, dass am 4. April 860 „hier“ die beglaubigten Gebeine beati Valentini beigesetzt seien.[18]) Aber etwas südlich von Vezzano ist ein Hügelvorsprung, der die Straße und das Sarcathal vollständig beherrscht, von den Eingeborenen Castrino oder Castino genannt. Der Bauer, der das Grundstück vor einigen Jahren erworben, fand

im Arch. stor. per Trieste I 107 ff. und Malfatti a. a. O. 324 ff.

[18]) Die Inschrift ist behandelt in dem Schriftchen Di Vezzano e del suo patrono prete martire San Valentino. Cenni storici (Trento 1882; mit Vorwort von Stefenelli), das mir nicht zugänglich ist. Vgl. auch P. Orsi im Arch. stor. di Trieste etc. II 139. Außerdem wird in der Kirche von

beim Umgraben seiner Felder große Steine, die, wie man sich leicht überzeugen kann, nicht in der Umgegend vorkommen, sondern künstlich hierher geschafft wurden; er erzählt, dass er auch eine jener Terracottalämpchen mit der Aufschrift „fortis“, sowie eine Anzahl Münzen fand; außerdem ist der Platz voll von Thonscherben.[19]



Das nächste Querthal ist das in Römerzeiten offenbar sehr bevölkerte Thal des Noce, das Val di Non und Val di Sole. Das heutige Nanò, das römische Anaunia, gehörte nach der Inschrift von Cles noch zur civitas Tridentum; K. Claudius sprach seinen Bewohnern römisches Bürgerrecht zu. Es war schon damals, wie Paulus bei Gelegenheit seiner Einnahme durch die Franken vom castrum „Anagnis“ sagt, in confinio Italiae positum. Nicht weit davon liegt Malé, das wohl, wie man angenommen hat, das Maletum des Paulus sein muss. Die Positionen im val di Sole waren wichtig, weil sie die Übergänge von Norden durch das Rabbithal und über die Mendel und von Westen über den Tonale bewachten; langobardische Funde aus dem Val di Non werden im Trienter Museum aufbewahrt; Reste von Bauwerken lassen sich in Malé meines Wissens nicht nachweisen. Doch macht der Localforscher Bottea darauf aufmerksam, dass die Localbezeichnung Castellaccio noch an das alte Castell erinnert, und will die Örtlichkeit beim Platze S. Biagio nachweisen. Ansprechend wäre desselben Forschers Vermuthung, dass im heutigen Ossanna (im Mittelalter Vulsana) Tesana zu finden sei, mit Rücksicht auf die Lage des prächtigen mittelalterlichen Castells, das noch heute über dem steilen Abhang die beiden Straßen beherrscht, die vom Tonale und von Peio herabführen. Indes ist doch wohl die Verwandlung des Ortsnamens bedenklich, bedenklicher freilich noch die Identificierung von Sermiana = Semiana — Mezzana im Sole-Thale, während man allerdings in Appianum das heutige Piano vermuthen könnte.[20]

Im Val di Sole scheinen in der That die äußersten Vorwerke des Befestigungssystems gewesen zu sein. Es scheint nicht, dass sich die byzantinische und langobardische Einflusssphäre weit über den Zusammenfluss des Noce mit der Etsch nach N. hinaus erstreckte. Bei Salurn wurde die Schlacht zwischen dem Herzoge Evin von Trient und

Vezzano eine kleine Reliquienurne mit Inschrift etwa aus derselben Zeit aufbewahrt, die bei der Kapelle unterhalb Castrino auf dem Wege nach Padergnone aufgefunden worden sein soll; diese Kapelle ist nach Orsi die ursprüngliche Kirche des Ortes.

[19]) Der Cooperator des Ortes, Marocchi, war so freundlich, mich an den Platz zu begleiten, der auf der Generalstabskarte nur mit der Höhenmarkierung 430 bezeichnet ist. Auch hier erzählt man, dass die Castelle Vezzano—Madruzzo (das man in der That gut sieht) —Arco in optischer Verbindung mit einander standen. Vgl. auch Arch. Trent. VII 255.

[20]) Paul. III 9. Die Inschrift von Cles CIL V 5050. — Übereinstimmend die Notiz des Secundus von Trient aus dem Weingartener Codex vom J. 580: ‚in civitate Tridentina in loco Anagnis.‘ Vgl. dazu auch V. Inama, Antichi castelli Romani nella valle di Non im Arch. Trent. X 5 ff.; T. V.

dem Frankenherzog Chramnichis geschlagen.[21] Von langobardischen Castellen weiter im Norden erfahren wir nichts oder wenigstens nichts Sicheres. Ob bei Ennemase an Egna Neumarkt zu denken, ist zweifelhaft.[22] Dagegen war es wohl nöthig, auch die östlichen Seitenthäler der Etsch zu beschützen. Unter den von Paulus angeführten Castellen ist Cimbra, unzweifelhaft das heutige Cembra, das das Thal des Avisio sperren konnte, dessen unterer Theil, wie die Funde in Lavis[23]) und Cembra selbst beweisen, in spätrömischer und langobardischer Zeit bewohnt war.

Ebenso wichtig war die Befestigung des Valsugana, das übrigens ebenso wie das Thal der Fersina, das es mit Trient und dem Etschthal verbindet, eine reiche Fundstätte bildet; man denke nur an die Gräber von Civezzano.[24] Hier, über Ausugum des Itinerarium Antonini, führte die römische Heerstraße von Altinum nach Trient. Bei Borgo, in dem man das alte Ausugum erkennt, erhebt sich noch heute weithin sichtbar Castell Telvana, Mauerwerk von sehr verschiedener Art und beträchtlichem Umfange: drei runde Eckthürme, zum Theil mit Innenwölbungen und mehreren Stockwerken, Verbindungsmauern mit den Ansätzen zu Innen-Couloirs in der Höhe des ersten Stockwerkes, dazu, wohl später erst eingefügt, ein höherer viereckiger Thurm; auf demselben vorspringenden Bergrücken, beträchtlich weiter oben, befinden sich abermals alte Mauerreste. Localforscher wollten hier die Reste des langobardischen Castelles erkennen; langobardisch sollten auch Ivano, Selva, Brenta, Pergine sein, während die Thürme von Marter unterhalb Roncegno zur alten römischen Festung Ausugum gehören sollten; Ausugum und Tenna (zwischen den Seen von Levico und von Caldonazzo) sollten die beiden Castelle sein, von deren Zerstörung Paulus spricht; in Tenn spricht ein Document vom Jahre 1259 von „vetus castrum".[25] Ohne eingehende Untersuchung der Reste wird man sicherlich nicht feststellen können, in welche Zeit sie zurückreichen. Bis dahin wird man mit dem Urtheile zurückhalten müssen und auch nicht entscheiden können, ob unter Tesana wirklich Castell Tesino nördlich von Valsugana gemeint sein kann.[26] Dagegen fügt sich auch die bezeugte Befestigung des Valsugana in der Langobardenzeit vortrefflich in das gesammte Vertheidigungssystem ein. Hier wurden ebenfalls die Übergänge aus dem nördlichen Gebirge bewacht und zugleich die wichtige Verbindungslinie mit Venetien, die via Claudia, geschützt. Vermuthlich bezog sich auch auf eine Ansiedlung im Valsugana die Verordnung Theoderichs,[27]) durch welche er den Einwohnern von Feltre, also der Stadt im Venetianischen, welche die Straße Altinum-Tridentum berührte, auftrug, zum Aufbau einer civitas im Tridentinischen beizutragen.

Das Vertheidigungssystem, wie es sich durch die Zusammenstellung und Deutung der von Paulus angeführten Castelle[28]) erschließen lässt, trägt einen durchaus planmäßigen und einheitlichen Charakter — ein Grund mehr, es nicht den Langobarden, sondern schon dem Narses zuzuschreiben. Es handelte sich offenbar darum, das Etschthal, als es Narses durch seinen Sieg über die Franken und den „Breonenkönig" Sindual zurückgewonnen, nach Norden etwa bis zur heutigen Sprachgrenze zu schützen und zu diesem Zwecke nicht nur das Thal selbst, sondern auch alle möglichen Übergänge aus dem Gebirge von Norden her zu befestigen. Im Westen schlossen sich Monte Baldo und Gardasee als natürliche Grenze an, und im Osten wurde das Valsugana noch als die wichtige Verbindungslinie mit dem Friaul und dem Venetianischen gehalten. Wenn der Feind, von Norden kommend, etwa die vorgeschobene tridentinische Mark überwunden hatte, stieß er auf das stark befestigte Verona oder, wenn er weiter westlich vordrang, auf Brixia (Brescia).

Übrigens ist die tridentinische Mark nicht die

Bottea, I Franchi nella val di Sole im Arch. Trentino III (1884) 87 ff. Er will der Reihenfolge wegen die vier ersten Namen bei Paulus für das Val di Sole in Anspruch nehmen. Ihm schließt sich an G. Caumo im Arch. Trent. X 221 f.

[21] Paul. III 9.

[22] So z. B. Malfatti a. a. O. 330; andere denken an Nomesino, Nomenticum.

[23] Darunter eines jener charakteristischen langobardischen Kreuze im Museum von Trient.

[24] Vgl. F. Wieser, Das langobardische Fürstengrab von Civezzano bei Trient, Zeitschrift des Ferdinandeums III F. 30. Heft (1886) 279 ff.

[25] Vgl. hiezu G. A. Montebello, Notizie storiche della Valsugana e di Primiero (Roveredo 1793), namentlich 13; 157 ff.; 203; 284; 325.

[26]) S. oben. Malfatti a. a. O. 9; 318 will in Tesana Tisens zwischen Bozen und Meran erkennen. Dass im 8. Jahrhundert zeitweise die Langobarden weiter nach Norden vordrangen, beweist nichts für die frühere Zeit; er sucht Maletum, Sermiana (= Sirmian, 3 Kilometer von Tisens), Appianum (= ‚de Apiano' im J. 845, heute Eppan) im oberen Etschthale. — Castel Tesino liegt nicht im Valsugana, sondern nördlich davon, brauchte also von Secundus nicht zu den zwei Castellen im Valsugana gerechnet zu werden.

[27]) Cassiod. Var. V 9.

[28]) Vgl. Paul. II 3; meine Geschichte Italiens I 318 f.

einzige, deren Verlauf wir ungefähr verfolgen konnen. Paulus erzählt an einer Stelle von einem Avareneinfalle in das Friaulische, das er aus eigener Anschauung genau kennt. Der Mittelpunkt des Vertheidigungssystems war hier das castrum Foroiulianum, das heutige Cividale. Die geschlagenen Langobarden schlossen sich in eine Anzahl von Castellen ein, die Paulus einzeln aufführt; es sind dies von SO nach NW zu die folgenden: Cormones (Cormons) — Ibligine (Iplis, zwischen Cormons und Cividale) — Nemas (Nimis) — Artenia (Bahnstation Magnano-Artegno) — Glemona (Gemona) — Osoppo — Reunia (Ragogna). Diese Castelle bilden wiederum eine vollständige Grenzbedeckung zwischen Isonzo und Tagliamento gegen die Alpen zu.[29])

Leider fehlen meines Wissens die Anhaltspunkte, um die große Lücke, die in dem Befestigungssysteme zwischen der friaulischen und der Trentiner Mark, zwischen Tagliamento und Brenta klafft, auszufüllen; doch kann es wohl keinem Zweifel unterliegen, dass es auch hier an ähnlichen Anlagen nicht gefehlt haben wird.

Und auch für den Westen Italiens, wo es galt, die großen Alpenpässe zu befestigen, fehlen uns die Details, wenngleich es nicht an einzelnen Andeutungen in unserer Quelle fehlt. Der Frankenherzog Olo griff Bilitionis castrum, Bellinzona, unvorsichtig an und wurde vom Castell aus getödtet.[30]) Das Landesmuseum in Zürich bewahrt langobardische Funde aus Castione in der Umgegend von Bellinzona auf, und es ist beinahe selbstverständlich, dass ein so wichtiger Punkt nicht unbefestigt blieb, während das starke Mailand hier den Rückhalt gewährte, den Verona der tridentinischen Mark darbot.

Der Zusammenhang des langobardischen mit dem byzantinischen Vertheidigungssystem wird an einem anderen Beispiele klar. Erst dem König Authari gelang es, die insula Amacina oder Comacina im Comersee, in der sich der magister militum Francio „qui adhuc de Narsetis parte fuerat et iam se per viginti annos continuerat" vertheidigte, zu nehmen; dass Francio nicht dux, sondern magister militum heißt, braucht nicht wunderzunehmen, da auch dieser Titel schon längst auch an duces vergeben werden konnte. Nicht lange Zeit darauf vertheidigt sich der rebellische Langobardenherzog von Bergamo auf derselben Insel gegen König Agilulf. Die Insel im Comersee muss eine ähnliche Bedeutung gehabt haben, wie Sirmio im Gardasee oder etwa die insula Sancti Iuliani im Lago d'Orta, deren Herzog Mimulf von König Agilulf gestraft wird, weil er zu den Franken übergegangen war.[31])

Ein anderer Rest der byzantinischen Grenzvertheidigung erhielt sich ebenfalls noch zu einer Zeit, als die Langobarden schon die oberitalische Ebene vollständig beherrschten, am Mont Cenis, wo der magister militum Sisinnius die Stadt Secusium (Susa), wie Paulus berichtet, „a parte retinebat imperatoris". [32])

Nach diesen wenigen festen Punkten mag man sich die Umrisse der Grenzmarken ziehen, welche im NW Italiens von Narses zur Vertheidigung der Alpenübergänge angelegt und von den Langobarden beibehalten wurden, soweit sie nicht von den Franken durchbrochen waren. Eine genauere Bestimmung dieses historisch wichtigen limes sollte durch Ausgrabungen angebahnt werden.

L. M. HARTMANN.

[29]) Paul. IV 37. Auch G. Caumo im Arch. Trent. X 220 hat diese Stelle schon herangezogen

[30]) Paul. III 31.

[31]) Vgl. Paul. III 27; IV 3. Über die Identität von Amacina und Comacina kann, wenn man die beiden Stellen vergleicht, kein Zweifel sein.

[32]) Paul. III 8. Auch die von Paul. III 9 gemeldete Einnahme von Anagni-Nanó ist vermuthlich so zu verstehen, dass eine byzantinische (nicht langobardische) Besatzung sich den Franken ergab.



Fig. 1 Ruinen von Ephesos, aus Osten gesehen.

Topographische Urkunde aus Ephesos.*)

Den Grund für das große Lieblingswerk seines Lebens legte Heinrich Kiepert auf der ersten Orientreise, die er im Jahre 1841 gemeinsam mit J. A. Schönborn und H. Loew von Wien aus antrat. Nach einer, wie Karl Ritter urtheilte, mit Feuereifer betriebenen Vorbereitung im Thatendrang einer dreiundzwanzigjährigen Jugend unternommen, trug sie Ergebnisse ein, die nicht nur der graphischen Neugestalt Kleinasiens im großen, sondern an zahlreichen Plätzen des Alterthums der antiquarischen Einzelforschung zugute kamen. Unter anderem konnte Kiepert kurz nach seiner Rückkehr Ernst Guhls treffliche „Ephesiaca“ mit schriftlichen Beiträgen und eigenhändigen Localkarten ausstatten, worüber sich der Geförderte auf das dankbarste aussprach.[1]) In dieser topographischen Jugendarbeit, die in das Sammelwerk des Buchgelehrten einen frischen Zufluss von Beobachtungen und aus Anschauung geschöpften Thatsachen einleitete, bleibt heute namentlich bemerkenswert, dass Kiepert die seit Jahrhunderten strittige Lage des Artemision in dem Plane von Ephesos zum erstenmale annähernd richtig eintrug. Mit glücklichem Takte vermuthete er das verschwundene Heiligthum nordostwärts in der Ebene außerhalb der Stadt, verhältnismäßig unweit von dem Orte, an dem es ein Menschenalter später thatsächlich wieder aufgefunden wurde. Dieser Sachverhalt, der das Verdienst des Entdeckers nicht schmälert, obwohl er die ephesischen Ruinen vor vielen seiner schädigenden Tastversuche hätte bewahren können, ist unmittelbar nach den ersten Fundberichten J. T. Woods von englischer Seite[2]) gebürend hervorgehoben worden, aber neuerdings, wie es scheint, in Vergessenheit gerathen.

Auf jene Leistung Kieperts sah ich mich zurückgeführt, seit wir in Ephesos mit einer eigenen Unternehmung wieder einsetzten. Ich nutze daher gern ihre wissenschaftlichen Erträgnisse, um dem Allver-

*) Um den Stoff unserer ephesischen Unternehmung in den ‚Jahresheften‘ zugänglich zu erhalten, gelangt die folgende, in der ‚Kiepert-Festschrift‘ erschienene Abhandlung mit Einwilligung der D. Reimerschen Verlagsbuchhandlung hier zu neuem Adruck.

[1]) L. Guhl, Ephesiaca p. IX s.: ‚Maximae autem utilitati mihi fuerunt, quae Kiepertius, ex itinere modo redux, summa liberalitate atque amicitia mecum communicavit. Is enim, cum ipsam Ephesum et regiones circumjacentes perlustraverit, tam accuratam earum notitiam sibi comparavit mecumque communicavit, ut meae confectae jam de Ephesi situ expositioni multa eaque gravissima inde addenda mihi viderentur. Quare facere non possum, quin publice ei gratias agam quam maximas et, quae in hac opusculi parte aliqua laude digna videantur, ea fere omnia Kiepertio me debere ingenue profitear.‘

[2]) The Athenaeum 1871, n. 2285 vom 12. August (Hyde Clarke); n. 2293 vom 7. October (J. T. Wood); n. 2294 vom 14. October (Hyde Clarke).

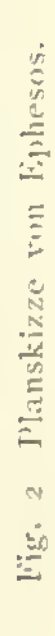


Fig. 2 Planskizze von Ephesos.

ehrten auch meinerseits hier die Dankbarkeit zu bezeigen, die wir ihm für seine unablässig freundliche Unterstützung österreichischer Orientforschungen seit langem und von ganzem Herzen schulden.

Die namentlich in ihren Anfängen noch dunkle Ortsgeschichte von Ephesos verfügt, wie die von Hauptmann Anton Schindler[3] aufgenommene Planskizze Fig. 2 ersichtlich macht, über zwei feste Positionen, von denen alle specielleren Untersuchungen ausgehen müssen: das Artemision am Westfuße des Hügels von Ajasoluk, der jetzt eine byzantinisch-türkische Festung trägt, einst allem Anscheine nach wurde, war als ein fester Seeplatz, ihrem Umfang nach als eine Großstadt gedacht, anticipierte also die Bedeutung, welche Ephesos erst unter römischem Regiment erreichte. Gewählt ward die jetzt Budrunia genannte Niederung (Fig. 1), welche gegen Nordwesten allein offen ist, auf allen anderen Seiten von Hügeln und einem breit aufragenden Bergrückgrate geschützt wird. Diese günstigen Naturverhältnisse nutzte die Fortification energisch aus. Die Stadtmauer beginnt im Norden auf einer Bodenerhebung westlich vom Stadion, läuft, dieses Gebäude umzirkend, ostwärts auf die Doppelhöhe des nach der Panegyris

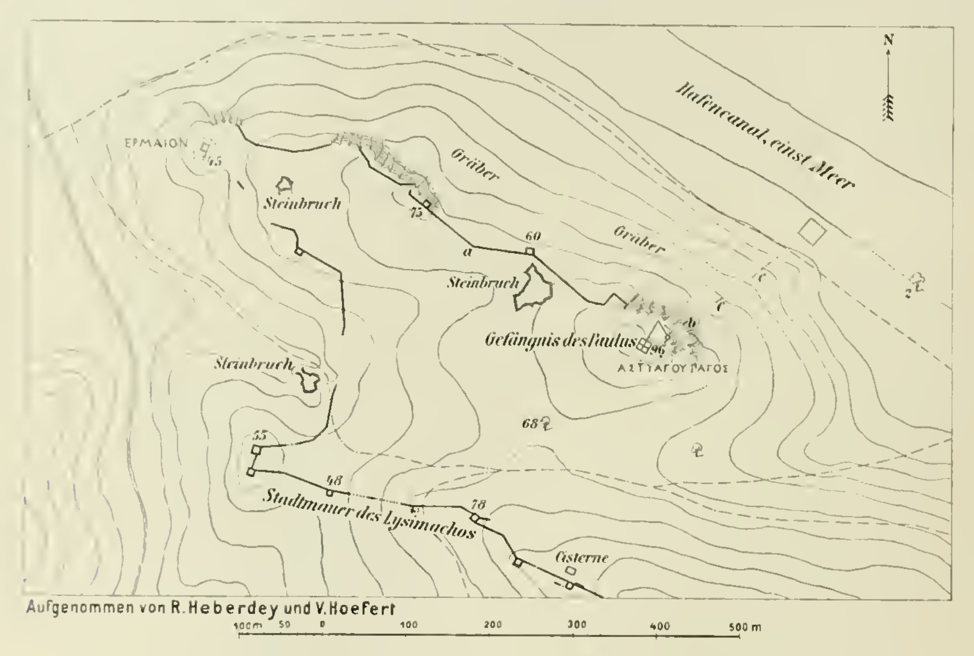


Fig. 3 Terrainskizze des Hügelzuges im Westen von Ephesos.

die älteste Niederlassung trug, und zweitens die fast durchgängig verfolgbare, auf weite Strecken nahezu ganz erhaltene Umfassungsmauer der spätern hellenistischen Stadt, welche König Lysimachos im ersten Viertel des dritten Jahrhunderts v. Chr. einige Kilometer weiter westlich gegen das Meer zu verlegte.

Diese Neugründung, welche durch Übersiedlung der Bewohner von Lebedos und Kolophon verstärkt einer armenischen Kapelle benannten Panajirdagh, durchsetzt dann den Sattel zwischen diesem Berge und dem 353 Meter hohen Gebirgszuge im Süden, dem Bülbüldagh, Nachtigallenberg (Fig. 1 links), und besäumt dessen langgestreckten zackigen Felskamm, um am Westende des Stadtgebietes sich wieder herabzusenken; hier zieht sie schließlich einen vorgelagerten Hügelzug (Fig. 3, 4) spitzwinklig ausgreifend ein und endet an dessen Nordfuß in der

[3] Von Hauptmann Schindler, dem ich für seine ausgezeichnete Mitwirkung auch an dieser Stelle freundschaftlich danke, rühren ebenso die Photographien her, nach denen die Zinkstöcke Fig. 1, 4, 5, 9 hergestellt sind. Die Vorlage für Fig 5 ist mit dem Teleobjectiv von ihm aufgenommen. — Die Aufnahmen Heberdeys Fig. 6 und 7 zeichnete George Niemann. Schriftliche Notizen Heberdeys konnte ich für die folgenden Terrainbeschreibungen benutzen.

Ebene bei dem Hafencanale. Dieser Endpunkt im Westen ist von dem Anfangspunkt im Norden anderthalb Kilometer weit entfernt. Auf dieser ganzen Strecke, längs des Hafenbeckens also und unter den Ruinen, die es nach Norden umgeben, fehlt heute jede Mauerspur. Diese überaus lange Unterbrechung ist in hohem Grade auffällig. Begreiflich wird sie indes durch die beiläufige Überlieferung einer Inschrift, die ich in Fig. 8 zum erstenmale vorlege.

Für ihr Verständnis ist es zunächst nöthig, von jenem westlich vorgelagerten Hügelzuge und seiner Befestigung ein deutliches Bild zu gewinnen. Fig. 4 zeigt ihn landschaftlich von Nordosten her, Fig. 5 in einer von Rudolf Heberdey und dem Architekten Victor Hoefert aufgenommenen Terrainskizze. Im Stadtplane Fig. 2 sieht man, dass er die Richtung des Bülbüldagh parallel fortsetzt und dessen Hauptform im kleinen wiederholt. Er fällt nämlich gegen die Ebene hin in meist schroffen, zuweilen unersteigbaren Felshängen ab, die erst weiter abwärts mit Geröll und Humus bedeckt sind, verflacht sich dagegen nach Süden zu einem hochgelegenen Sattel, der ihn mit dem Bülbüldagh verknüpft. Auf diesen südlichen Lehnen, wie hie und da am Nordhange, ist Anbau möglich, im übrigen alles bis auf drei schluchtenartig tiefe Steinbrüche Weideland, und auf der Höhe steht das Grundgestein der Gegend, marmorartiger Kalkstein, an. Den Verlauf dieser Höhe bekrönen aber an ihren beiden Enden zwei malerische Kuppen, eine 45 Meter hohe im Westen und eine stattlichere, 95 Meter hohe im Osten, die sich wie ein aufgesetzter stumpfer Kegel ausnimmt. Auf dem Gipfel dieser letzteren steht ein viereckiger Thurm, der die Thalebene monumental nach drei Seiten beherrscht, bekannt unter dem Namen ‚Gefängnis des heiligen Paulus', von den Griechen kurzweg als ‚Phylaki' bezeichnet.



Fig. 4 Hügelzug im Westen von Ephesos, aus Nordost gesehen.

Höchst geschickt ist nun die Befestigung dem Hügelzuge angepasst. Ihr Centrum hatte sie in dem Paulusthurme, der mit einem eigenen Hofe ein besonderes Fort darstellt. Auf der Nordseite des Thurmes setzte die Stadtmauer an, in einer Stärke von 3·6 m einbindend, während ihre Dicke sonst nur durchschnittlich 3 m beträgt, und lief in nordöstlicher Richtung wie ein Querriegel herab zur Ebene, wo sie sich noch in einer Terrainwelle markiert. Westwärts von dieser Zuglinie, welche durch zwei in situ liegende Steine (b in Fig. 3) und spätere in Mörtelwerk ausgeführte Ausbesserungen (c, c in Fig. 3) gesichert ist, breiten sich über die Abhänge eine Menge später Gräberbauten aus, während ostwärts gegen die Stadt zu alles gräberfrei ist; am Ende, bei dem jetzigen Hafencanale, ist in einer viereckigen Bodenerhebung eine Thoranlage zu vermuthen, da dort am Canalufer hin ein Weg geht, der zu keiner Zeit unbenutzt gewesen sein kann. Bedeutend mehr ist von der Stadtmauer auf dem Höhenkamme erhalten. Ihm entlang verläuft sie, indem sie dreimal an den Felsabstürzen Lücken lässt und in unregelmäßigen Abständen von viereckig vorspringenden

Thürmen, die ein Seitenmaß von 9 m haben, besetzt ist, von der Phylaki bis zur Westkuppe des Hügelzuges. Hier biegt sie scharf wieder ein, beschreibt



Fig. 5. Der Paulusthurm, aus Südost gesehen.

einen ungefähren Halbkreis bis zu dem erwähnten 55 m hohen Sattel und erklimmt schließlich, von dichter und regelmäßiger gereihten Thürmen flankiert, in rascher Steigung das Rückgrat des Bülbüldagh. Auf der Strecke zwischen der Westkuppe und dem Sattel ist jetzt nur ein Thurm nachweisbar und hat die Zerstörung mehrfache Lücken gerissen. In der größten dieser Lücken könnte sich ein Thorbau befunden haben, obwohl gegenwärtig kein Rest darauf hindeutet.

Die Structur der Mauer, als Emplekton von mörtellos geschichteten Kalksteinquadern, die auf der Angriffsseite starke Rustica zeigen, im Zwischenraum mit Bruchsteinen und rother Erde ausgefüllt sind, ist allerwärts gleichartig, aber bei dem Paulusthurme mit besonderer Sorgfalt durchgeführt. Hier ist die Schichtung nahezu isodom, regelmäßig wechseln Läufer mit durchgehenden Bindern, ohne Randbeschlag springen an jedem Steine wuchtige Rusticabossen vor, aus denen an den vier Ecken des Thurmes scharf rechtwinklige Kanten herausgemeißelt sind; auch wurde zur Dichtung der Fugen auf den Außenseiten hier und da Mörtel eingestrichen, der zum Versatze der Steine selbst nirgends verwendet war. Nach den Aufnahmen Rudolf Heberdeys

(Fig. 6, 7) bildet das Gebäude ein Quadrat von 14·6 m Seitenlänge und ist durch zwei dünnere Zwischenmauern in vier gleich große Kammern ge-

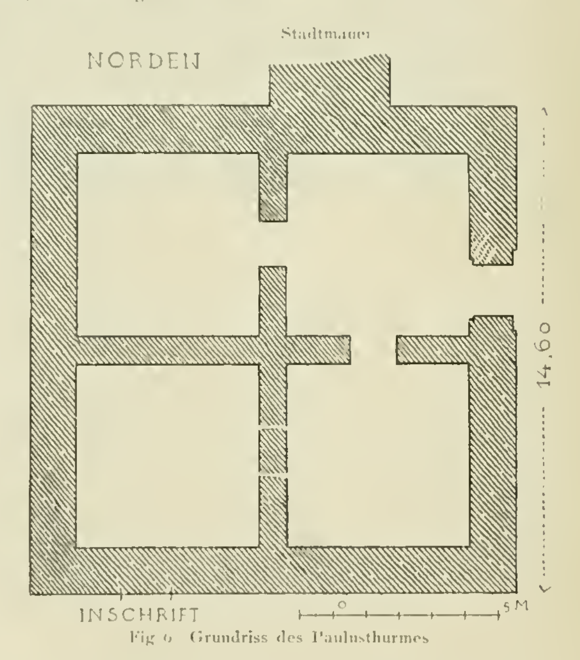


Fig. 6. Grundriss des Paulusthurmes.

theilt, die durch eine auf der Ostseite befindliche Außenthür und drei Innenthüren zugänglich waren. Die einstige Höhe des Thurmes muss beträchtlich

gedacht werden, da Steinblöcke massenhaft den Abhang hinabgerollt oder in das Innere zusammengebrochen sind, wo sie in wilden Haufen hoch durcheinander liegen. Im ursprünglichen Verbande liegen allerseits noch 10 bis 13 Blockschichten von je 0·52 bis 0·55 m Höhe, deren oberste einem zweiten Stockwerke angehörten. An den Innenwänden bemerkt man nämlich in der neunten und zehnten Quaderreihe ein System von Einlagerungslöchern, das von einer 5·5 m über dem Fußboden angebrachten Zwischendecke herrührt. Ihr Holzwerk bestand aus drei Theilen: zwei von Nord nach Süd eingespannte Unterzugsbalken trugen fünf Querbalken und diese wieder zwölf Bohlen, welche 0·04 m stark und 0·16 m breit waren. Unterhalb dieser Zwischendecke öffnen sich in der siebenten Quaderschicht drei Fenster, eines auf der West-, zwei auf der Südseite, die sich als Schießscharten zu schmalen Schlitzen nach außen hin verengen. Hervorgehoben zu werden verdient, dass die Thüren nicht gewölbt, sondern durch Überkragung der Steine spitzbogig gebildet sind. Die Außenthür (Fig. 7) trug eine Holzverschalung auf beiden Seiten.

Auf das geschilderte Terrain und die beschriebenen Fortificationen bezieht sich nun die neue, schwer lesbare Inschrift, deren Facsimile in Fig. 8 nach mehreren Papierabdrücken und meiner Copie, die ich später noch einmal vor dem Originale verglich, hergestellt ist. Sie steht an der Südseite des Paulusthurmes in zwölf Fuß Höhe über dem Erdboden, wo sie vor drei Jahren zuerst von Julius Bankó bemerkt wurde, und zwar auf einem Läufer der (von innen gezählt) achten Schicht, der unverrückt auf seinem alten Lager ruht. Der Stein ist 1·19 m lang, 0·55 m hoch, 0·16 m dick und ist nicht etwa mit der Schrift in den Bau versetzt, sondern erst, als er mit seiner Rusticabosse im Baue lag, für die Anbringung der Schrift abgearbeitet und geglättet worden, wovon sich seine weißliche Farbe herschreibt, während alle anderen Steine der Wand grau aussehen. An diesem Farbenunterschied, der sich an den geglätteten Stellen der Außenthür (Fig. 7) wiederholt, ist er auch in der Photographie Fig. 5 bestimmt noch zu erkennen. Die erste Zeile steht von dem oberen Rande 0·015 m, die letzte vom unteren Rande 0·065 m ab: hier wäre Platz für noch zwei Zeilen gewesen, die Schrift war also dort zu Ende. Auch ist eine Fortsetzung nach unten wie nach rechts durch die Bossen der Nachbarsteine ausgeschlossen, desgleichen nach oben, wo ein in situ

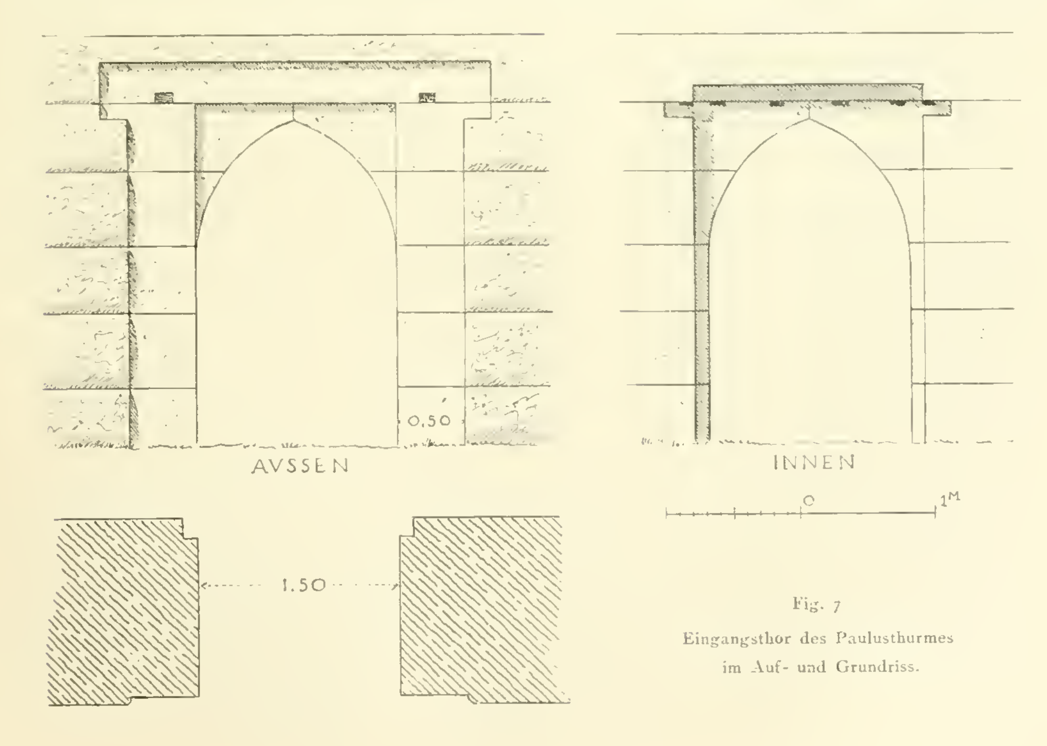


Fig. 7

Eingangsthor des Paulusthurmes im Auf- und Grundriss.

aufliegender Binder und der etwas verschobene Läufer gleichfalls Rustica haben. Möglich bliebe nur, dass zwei linker Hand bis zur Thurmecke fehlende Steine beschrieben gewesen wären; doch spricht nichts dafür, und die in etwas kleineren Buchstaben geschriebene Zeile 1 endet in der Mitte mit dem erhaltenen N, scheint also Überschrift gewesen zu sein. Die Anfänge der Zeilen stehen genau untereinander, zu Beginn der zweiten Zeile fehlen vier Buchstaben.

Ich gebe zunächst die Umschrift mit den angezeigten Ergänzungen und einer Übersetzung.

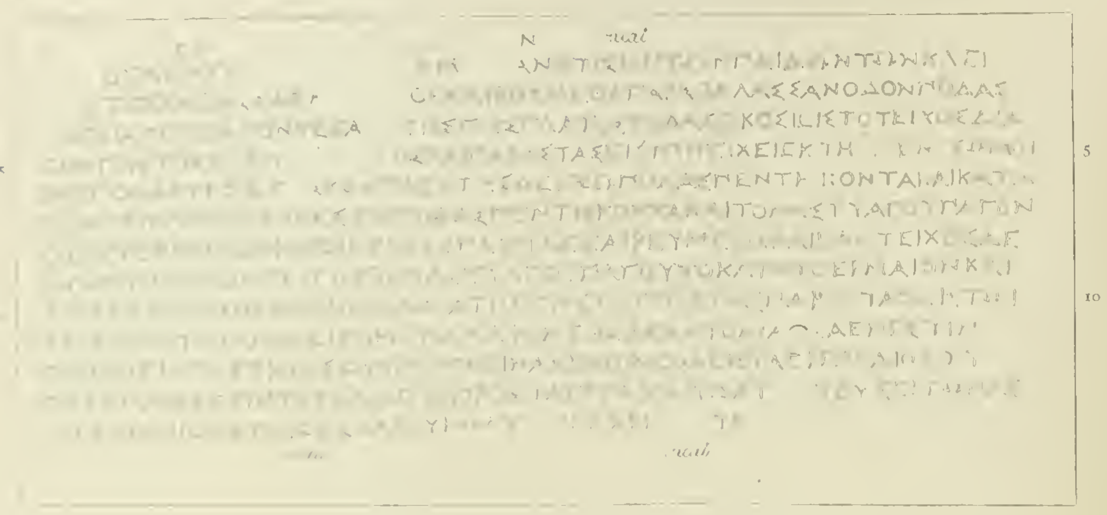


Fig. 8 Facsimile der am Paulusthurme befindlichen Inschrift.

. . . . επω? . . . . λο . . . . ν.
Μισθ]οῦμεν τὴ[ν γῆν τὴν δ]ημ[οσί]αν, ἥτις ἦν τῶν παίδων τῶν Κλει[το-
φῶ]ντος, καθ' ὅσσα ἐν[έμοντ]ο. Ἐξαιρούμεθα παρὰ θάλασσαν ὁδὸν πόδας
εἴκοσι, ἀποτέμνοντες ἀπὸ τῆς γῆς πλάτος πόδας εἴκοσι εἰς τὸ τεῖχος διὰ
5 τῆς γῆς τῆς Κλειτ[ο]φ[ῶντ]ος, καὶ παραστάσεις τῶι τείχει, ἐκ τῆς μὲν ἔσω μοί-
ρης πόδας τεσσε[ρ]άκοντα, ἐκ τῆς δὲ ἔξω πόδας πεντήκοντα, καὶ κατὰ
τῶν πύργων τὰς ἐχθέσεις πόδας πεντήκοντα, καὶ τὸν Ἀστυάγου πάγον,
ὡς ὁ στέφων περιφέρει κύκλωι, πάντα ἐξαιρεύμεθα, καὶ ἐὰν τεῖχος δέ-
μωμεν ἀπὸ τοῦ πύργου τοῦ Ἀστυάγου πάγου τὸ κατὰ τὸ Ἕρμαιον καὶ
10 ἀνακάμπτωμεν ἄνω, ὅσα διὰ τῆς γῆς ταύτης, τὰς παρ[α]στάσεις τῶι
τείχει κατὰ τὰ προειρημένα. λαψόμεθα δὲ λατόμια, [ὅ]σα ἔνεστιν
ἐν τῆι γῆι ταύτηι, ἢ σκληρὰ ἢ πώρινα χρησόμεθα εἰς τὰ ἔργα, καὶ ὁδού[ς,
ὥστε προσάγειν τοὺς λίθους πρὸς τὰ ἔργα. καὶ ὕδατ[ος] τοὺς ἐργώνας
ἐν τῆι γῆι ἐναυλίζεσθαι οὐ κωλύ[σειν] μέχρι [τῆς] τε[λειώσεως τῶν ἔργων.

„Wir verpachten den Gemeindegrund, der den Söhnen des Kleitophon gehörte, soweit sie ihn bewirtschafteten. Wir schließen aus von der Pacht einen Weg am Meere von zwanzig Fuß und schneiden vom Lande ab eine Breite von zwanzig Fuß für die Stadtmauer im Grundstück des Kleitophon, und Freistreifen an der Mauer inwendig von vierzig, auswendig von fünfzig Fuß, und auch an den Vorsprüngen der Thürme von fünfzig Fuß, und den Hügel des Astyages, soweit seine Kuppe im Kreise herumreicht, schließen wir ganz aus, und wenn wir die Stadtmauer bauen vom Thurme des Astyageshügels an gegen das Hermaion hin und wieder zur Höhe hinauf umbiegen, soweit es durch dieses Grundstück geht, desgleichen die Freistreifen an der Mauer auf die vorbezeichnete Weise. Benutzen werden wir aber Steinbrüche, soviele deren sich auf diesem Grundstücke finden, sei es an hartem

oder weichem Stein, für den Bedarf zu den Mauerbauten, und Wege für den Transport der Steine zu den Mauerbauten. Auch Wasser auf das Grundstück in Röhren einzuleiten, ist den Bauunternehmern unverwehrt bis zur Vollendung der Arbeit."

Die sprachliche Fassung der Inschrift ist unbehilflich und mangelhaft, der Inhalt aber bis ins kleinste deutlich. Das Grundstück, welches den Söhnen des Kleitophon gehörte und Z. 5 noch einmal nachlässig nur nach dem Vater benannt ist, umfasst den Hügelzug im Westen der Stadt (Fig. 3, 4), auf dessen Kammhöhe die Stadtmauer verlaufen sollte, und war wohl erst für den Zweck dieser Unternehmung in den Besitz der Gemeinde übergegangen. Da es nur zu einem kleinen Theile factisch dafür benöthigt wurde und nicht brach liegen durfte, beschloss die Gemeinde, es zu verpachten. Die Inschrift bezeichnet nun das Grundstück und fixiert die Bedingungen, die dem Pächter auferlegt werden. Diese Bedingungen bestehen einestheils in Ausscheidung (ἐξαιρούμεθα) gewisser Theile des Grundes, die seiner Nutznießung durchaus entzogen werden, anderentheils in Lasten (λαψόμεθα), die er für die Dauer der Bauunternehmung zu tragen hat. Ausgeschieden wird ein Weg am Meere, der Streifen der Stadtmauer mit einem freien Anger zu beiden Seiten und die Kuppe des Astyageshügels, auf dem der Paulusthurm steht. Als Lasten figurieren die Exploitierung von Steinbrüchen, die der Mauer möglichst nahe zu wählen waren — drei so gelegene Steinbrüche sind, wie bemerkt, auf dem Grundstücke als offene Schluchten noch vorhanden (Fig. 3) —, ferner der störende Transport des Steinmaterials, schließlich das den Bauunternehmern vorbehaltene Recht, in das schatten- und quellenlose Gebiet Wasser einzuleiten, dessen sie für das Schleifen der Werkzeuge und im Sonnenbrande für den Unterhalt der Arbeiterschar bedurften.

Auffällig ist nur der Ort der Inschrift und in noch höherem Grade ihre geschäftliche Form, wofür man in der großen Zahl erhaltener griechischer Pachturkunden, soweit sie in dem „Recueil des inscriptions juridiques grecques"[4]) übersehbar sind, vergeblich nach einem Seitenstücke sucht.

Bei Gemeindebesitz und öffentlichen Bauunternehmungen bedurfte es überall eines besonderen Gemeindebeschlusses, der die Pachtbedingungen bis ins einzelne regelte und feststellte. In Vertretung der Gemeinde hatte dann eine ständige Behörde oder eine vorübergehend bevollmächtigte Commission das Pachtgeschäft, das von der Gemeinde zu genehmigen war, einzuleiten, und erst durch einen zweiten Gemeindebeschluss, der diese Genehmigung ertheilte, wurde der Pachtcontract perfect, dessen schriftliche Ausfertigung auf verschiedene Weise erfolgen konnte. Unsere Urkunde ist nun kein Pachtcontract, da weder ein Pächter, noch eine Pachtgebür vorkommt. Noch weniger aber ein etwa im Auszuge vorliegendes Psephisma, obwohl ihr Inhalt nothwendig auf einem solchen beruht; denn die in Z. 1 überlieferten Zeichen widerstreiten einem ἔδοξε τῷ δήμῳ κτλ., und ein Psephisma durchgehend in der ersten Person wiederzugeben, wäre, wie bei den Decreten der kretischen Städte über das Asylrecht von Teos,[5]) nur in brieflicher Mittheilung denkbar, was hier ausgeschlossen ist. Man wird daher in dem vermuthlichen Präscript Z. 1 die stellvertretende Behörde vorauszusetzen haben und annehmen dürfen, dass sie es sei, welche von Z. 2 an redet. Dann würde es sich um eine auf Grund eines Gemeindebeschlusses erfolgte Pachtanzeige handeln, welche durch Ausrufung des Heroldes[6]) oder ein schriftliches Placat, ein Leukoma,[7]) veröffentlicht werden konnte, und das Schweigen über die Pachtgebür dadurch erklärt sein, dass sie überhaupt noch unbestimmt war und sich erst, sei es durch eine Licitation, sei es im Wege der Offerte durch Wahl, ergab.[8]) Freilich ist auch so die erste Person Pluralis statt des gewöhnlichen κατὰ τάδε μισθοῦσι oder ἐπὶ τοῖσδε ἐκδέδοται κτλ., soviel ich weiß, beispiellos — eine entfernte Analogie können indes die Tafeln von Herakleia[9]) bieten, wo die ὁρισταί das Ergebnis ihrer

[4]) Dareste, Haussoulier, Th. Reinach, Recueil des inscriptions juridiques grecques 235—274, wo Früheres fehlt und Neues hinzukommt.

[5]) H Swoboda, Die griechischen Volksbeschlüsse 216.

[6]) Dio Chrys. VII 123 (I 123 ed. Arnim) οὔκουν κήρυκας ὠνίων οὐδὲ κλοπῶν ἢ δρασμῶν μήνυτρα προτιθέντας ἐν ὁδοῖς καὶ ἐν ἀγορᾷ φθεγγομένους μετὰ πολλῆς ἐλευθερίας κτλ.

[7]) Hesych. s. v. ἐν λευκώμασιν. ἔθος ἦν τὰ πιπρασκόμενα χωρία ἢ σώματα δημοσίᾳ ἀπογράφεσθαι ἐν σανίσι λευκαῖς. Le Bas-Waddington n. 157 *a* Z. 49 λευκώματος τᾶι συγγράφοι. Vermietungsanzeigen, Overbeck-Mau, Pompeji 476.

[8]) Homolle, Bulletin de correspondance hellénique XIV 430; 438, 1 [ἀπε]δόμεθα ἐν τῆι ἀγορᾶι ὑπὸ κήρυκος ΓΔΔ: CIA II 600 Z. 52 μισθωσάντωσαν Δυαλεῖς ᾧ ἂν βούλωνται τοῦ πλείστου; 570 Z. 19 ὅστις ἂν πλεῖστον τόκον διδῶι ὃς ἂν πείθηι τοὺς δανείζοντας ἄρχοντας τιμήματι ἢ ἐγγυητῆι. Offerten: CIGSept. I 2226.

[9]) IGSI 645.

Landvermessungen in gleicher Weise redend mittheilen , und keinesfalls läge die Originalausschreibung vor, welche füglich nur an dem Amtslocale der Behörde oder einem frequenten Stadtplatze erfolgen konnte: vielmehr eine Copie oder ein Auszug, welcher im Interesse der Bauunternehmung an dieser abliegenden Stelle deshalb angebracht wurde, um den Pächter an seine Pflicht zu erinnern und in Streitfällen den entscheidenden Wortlaut zur Hand zu haben. In diesem Sinne war ein in Form eines Psephisma abgefasster Pachtcontract, den die Dyaleer mit einem Privatmanne Diodoros im Jahre 300/299 v. Chr. abschlossen, auf einer in oder an dem betreffenden Grundstücke aufgestellten Stele eingegraben,[10]) desgleichen eine Recapitulation von Pachtbedingungen, welche die Gemeinde von Poiessa auf Keos für einen Gemeindegrund daselbst normiert hatte.[11]) Auch die Pachtausschreibung, welche eine Inschrift von Thasos gibt und klar als solche durch die Worte κατὰ ψήφισμα βουλῆς καὶ δήμου ἐπὶ τοῖσδε ἐκδέδοται κῆπος Ἡρακλέους und die dann folgenden Bedingungen bezeichnet, scheint eine Wiederholung der amtlichen Kundmachung an Ort und Stelle gewesen zu sein.[12]) Merkwürdig bleibt nur, warum die Wiederholung hier so ungewöhnlich weit über dem Fußboden angebracht war, wo die anderthalb Centimeter hohen Zeilen auch bei günstiger Beleuchtung nur schwer gelesen werden konnten. Vielleicht gewärtigte man aus irgend einem Grunde eine Beschädigung, wie eine solche die berühmte Pachturkunde über das Neleion erfuhr; denn die letzte Zeile dieser Stele, in der ursprünglich gewiss der Name des Pächters stand, ist vorsätzlich getilgt und zeigt von späterer Hand aufgeschrieben κλέπτης.[13])

Habe ich die Bezeichnung einer Behörde mit Recht in Z. 1 vermuthet, so könnten die von dem Schlussworte noch vorhandenen Buchstaben auf Logisten führen. Nach einer anderen ephesischen Inschrift,[14]) die aus der Zeit des Mithradatischen Krieges stammt, gab es in Ephesos communale und sacrale Logisten, welche von der Verpachtung geistlicher und staatlicher Ländereien amtliche Kenntnis hatten und diese Geschäfte vielleicht selbst führten, wie in Athen die Poleten für die Gemeindegüter, der Basileus für die Tempelgüter.[15]) Allerdings drückt sich die redende Behörde an verschiedenen Stellen (ἐὰν δέωμεν — ἀνακάμπτωμεν — χρησόμεθα) so aus, wie man es von den Epistaten der Bauunternehmung, die in Z. 1 nicht genannt sein können, erwarten sollte. Aber eine Cooperation von beiden ist denkbar, wie nach der von Otfried Müller behandelten Inschrift über den Mauerbau der Athener in der Zeit des Lykurgos thatsächlich die Poleten mit dem Architekten und den Epistaten des Mauerbaues zusammen wirkten.[16]) Diese athenische Unternehmung war streckenweise abgetheilt und nach Phylen vergeben. Bei der bedeutenden Ausdehnung, welche die Stadtbefestigung des Lysimachos erhielt, wird man ähnliche Theilungen der Arbeit auch in Ephesos vorgenommen haben, und nur auf eine Parcelle des großen Werkes kann sich die am Paulusthurme eingegrabene Inschrift beziehen.

Für das Einzelne werden einige Bemerkungen genügen.

Z. 1 las ich auf dem Steine Γ, fand aber in den Abklatschen nachträglich Spuren, die auf ein Ρ deuten, und eine neue Nachprüfung des Originals durch Heberdey hat diese Vermuthung bestätigt. Der folgende Buchstabe scheint Ω gewesen zu sein. Κατὰ τάδ]ε πω[λεῖται ὑπὸ] λο[γιστῶ]ν?

Z. 3. Zu ἐνέμοντο vgl. u. a. aus einer ephesischen Inschrift,[17]) ὅσοι μὲν . . . ἐμβάντες εἰς κτήματα κατὰ πράξεις ἔχουσιν τὰ κτήματα καὶ νέμονται, und die attischen Inschriften:[18]) Ἄχρι τῆς ὁδοῦ τῆσδε τὸ ἄστυ νενέμηται. — Ἄχρι τῆσδε τῆς ὁδοῦ ἡ Μουνιχίας ἐστὶ νέμεσις. [Über νέμειν und νέμεσθαι vergl. jetzt Kirk, American journal of philology XVIII 76.]

Z. 3 παρὰ θάλασσαν ὁδόν kann nur den Weg bezeichnen, der heute längs des Hafencanals verläuft, was ein Thor der Stadtmauer an dieser Stelle zur Voraussetzung hat.

[10]) CIA II 600 Z. 34 ἀναγράψαι δὲ τὴν μίσθωσιν ταύτην ἐν στήλει λιθίνει τοὺς φρατριάρχους καὶ στῆσαι ἐπὶ τὸ χωρίον.

[11]) Museo italiano I 191; Bechtel n. 47.

[12]) Hermes III 237 (R. Bergmann); Cauer, Delectus [2] n. 523; Bechtel n. 71.

[13]) CIA IV 1 fasc. II 53 a. Vgl. das Facsimile der Stele von Kumanudis Ἐφημ. ἀρχ. 1884 πίναξ 10.

[14]) Le Bas-Waddington n. 136 a; Th. Reinach, Mithradates Eupator übersetzt von Goetz 404 = Dittenberger n. 253 Z. 28 τοὺς μὲν ἐγγεγραμμένους ἢ παραγεγραμμένους ὑπὸ λογιστῶν ἱερῶν ἢ δημοσίων ὡιτινιοῦν τρόπωι πάλιν εἶναι ἐντίμους καὶ ἠκυρῶσθαι τὰς κατ' αὐτῶν ἐγγραφὰς καὶ ὀφειλήματα. Menadier, Qua condicione Ephesii usi sint 80 f. schreibt den ephesischen Logisten den nämlichen Wirkungskreis zu, den die Logisten der Kaiserzeit besaßen.

[15]) Aristoteles, Politeia XLVII 2.

[16]) CIA II 167, 35 f. mit den Bemerkungen Ulrich Koehlers.

[17]) Newton, Greek inscr. III 477 Z. 75; Dittenberger n. 344.

[18]) CIA IV 2 521 b; 521 d.

Z. 4 ist mir das Maß von 20 Fuß Breite für die Stadtmauer unverständlich. Sie ist durchschnittlich drei Meter stark, die Thürme springen sechs Meter von ihr vor. Eine breitere Substruction, worauf das größere Maß allenfalls bezogen werden könnte, fehlt. Sollten einige Worte ausgefallen sein?[19])

Z. 5 kann mit παραστάσεις keine Mauerverstärkung gemeint sein, da eine solche nirgends vorhanden ist, auch durch die große Fußzahl ausgeschlossen wäre. Das Wort ist in dem hier allein möglichen Sinne neu und bezeichnet einen Beiraum an der Mauer, wie διάστασις Zwischenraum, περίστασις Umgebung,[20]) ἀπόστασις Abstand heißt. Es entspricht mithin genau dem durch aufgestellte Cippi abgegrenzten pomerium der Römer, dessen fortificatorische und sacrale Bedeutung H. Nissen[21]) lichtvoll erläutert hat. Nur fünf Fuß betrug die Parastasis in Nisyros, wo auf der Stadtmauer über mehrere Steine hinweg die Worte stehen:[22]) Ἀπὸ τõ τείχ[εος] δαμόσιον τὸ χωρίον πέντε πόδ[ε]ς, in Paros sogar nur drei, wie ein von Dittenberger[23]) scharfsinnig ergänztes Fragment lehrt: Ἀπὸ τõ τείχεος κοινὸν τῆς π[ό]λιος [τὸ] χωρίον [πό]δες τρε̃ς. Umgekehrt fordert Philon von Byzanz[24]) für den Innenstreifen längs der Mauer eine Breite von sechzig Ellen, für den äußeren sogar das sechsfache dieses Maßes, da er die Annäherung des Feindes dort durch drei breite Gräben und verpfählte Dämme verhindern will. Indessen können diese Vorschriften, wenn überhaupt, nur in der Ebene, an gefährdeten Stellen der Befestigung, zur Ausführung gekommen sein, da bei vielen griechischen Stadtanlagen Gräben und Proteichismata durch die Natur des Terrains überflüssig oder unmöglich waren. Auch in Ephesos ist, abgesehen von den Niederungen, durch die die Mauer des Lysimachos zog, an derlei kaum zu denken.

Z. 7 ist ἐχθέσεις, soviel ich sehe, ein bisher unbekanntes Wort. Die äußere Parastasis hatte auch bei den vorspringenden Thürmen eine Breite von fünfzig Fuß, ihre Grenzlinie lief also dem Außencontur der Stadtmauer vollkommen parallel. [„Der Terminus ἐκθέσεις für die Thurmvorsprünge gibt das concrete Bild für die metrische Metapher, wonach die ausspringenden Verse als ἐκθέσεις bezeichnet werden (Heliodor). Die Orthographie ἐχθ. ist vielleicht auch zeitlich wichtig. ‚Aus der Zeit nach 292 v. Chr. ist die Form ἐχ nicht mehr nachzuweisen,' Meisterhans[2] 82. Schweizer, Perg. Gramm. hat sie (scheint es) nicht mehr gefunden." Nach einer gütigen Mittheilung von H. Diels.]

Z. 8 ὁ στέφων (scil. τοῦ πάγου) für τὸ στέφον (scil. τοῦ πάγου), wie man τὸν πολλὸν τοῦ χρόνου, τὸν πλεῖστον τοῦ λόγου, τὴν πολλὴν τῆς γῆς, τὴν ἀοίκητον τῆς χώρας κτλ. sagte.[25]) Περιφέρει singulär im Sinne von περιφέρεται. Die Kuppe des Berges, die hiermit bezeichnet ist, veranschaulicht Fig. 9.

Z. 9 ἀπὸ τοῦ πύργου τοῦ Ἀστυάγου πάγου setzt den Thurm keineswegs als schon vorhanden voraus; das Einbinden der Stadtmauer lehrt, dass er mit dieser gleichzeitig ist. [Auf einem etwa 50^{m} hohen isolierten Hügel in dem Thale, das aus der ephesischen Ebene nach Scalanova führt, nahe bei dem Dorfe Arvaglia, welches die Stätte von Ortygia bezeichnet, stehen die Grundmauern eines gleichartigen quadratischen Thurmes, der einst die Einfahrt in den ephesischen Meerbusen aus einem versteckten Winkel beherrschte.]

Z. 11 λατόμια, die ungewöhnlichere Form für λατομίαι, ist aus Strabon und Inschriften belegt.[26])

Z. 14 ἐναυλίζεσθαι ist von αὐλός, Röhre, so gut ableitbar, wie von αὐλή, Hof. Nur in der letzteren Bedeutung kennen es die Lexika; die erstere, hier allein mögliche, bestätigt eine kretische Urkunde:[27]) ἵνα μηθεὶς ἐν τῷ ἱερῷ τοῦ Διὸς τοῦ Δικταίου μήτε ἐννέμῃ μήτε ἐναυλοστατῇ μήτε σπείρῃ μήτε ξυλεύῃ, wo Kumanudis ἐναυλοστατῇ gewiss richtig von Be-

[19]) Hultsch, Metrologie[2] 571 berechnet den ephesischen Fuß auf 0·334—0·335 m.

[20]) So in den Urkunden von Halaisa IGSI 352 I Z. 3; 70, wo es Franz ‚spatium vacuum circumcirca' übersetzt.

[21]) H. Nissen, Pompejanische Studien 466 f.

[22]) L. Ross, Inscript. Graec. ined. fasc. II 165; Dittenberger n. 309. Vgl. H. Droysen, Heerwesen 252, 2.

[23]) Dittenberger n. 308; Hermes XVI 199.

[24]) Philo Byzant., Τειχοποιικῶν § II ed. Graux (Revue de philologie III 116) Ἀπεχέτω δὲ τὸ τεῖχος ἀπὸ τῶν οἰκιῶν ἑξήκοντα πήχεις, ἵνα ῥᾳδίως ᾖ παραφέρειν τοὺς λίθους, καὶ πάροδον ἔχῃς τοῖς βοηθοῦσιν καὶ ταφρείαν ἔνθεν ἱκανήν, ἐάν τι δέῃ.

[25]) Vgl. Kühner-Gerth, Grammatik II 1 § 405 c.

[26]) CIG II 2032; 2043 und Dumont-Homolle, Mélanges 515 aus Thrakien; Bulletin de corresp. hellén. XIII 347 f. aus Paphlagonien, auch λατόμιν und in der Bedeutung von Gruft.

[27]) CIG II 2561 b Z. 80 und dazu Kumanudis, Συναγωγή λέξεων 105. Vgl. Herodot II 127, δι' οἰκοδομημένου δὲ αὐλῶνος von Wasserleitung; Hesych. s. v. αὐλίξ: φλέψ; Aretaeus, De signis p. 32 ed Kühn ἢν δὲ πολλὸν αὐλισθὲν ἐν κοίλῃ χώρῃ αὖθις ἀνάγηται, wo aber nach den von Stephanus s. v. ἁλίζω angeführten Stellen des Hippokrates ἁλισθέν wohl das Ursprüngliche ist.

wässerung versteht. — Unbestreitbar verändert sich die Construction. Zwischen κωλυ und μέχρι ist nur Raum für zwei, höchstens drei Buchstaben. κωλύ[σομεν] wäre graphisch, wie überdies sachlich unstatthaft, weil nicht der Verpachtende, sondern der Pächter, und dieser allein verhindern könnte. Dem Raume nach an sich möglich wäre κωλύ[ηι] oder κωλύ[σει], sei es vom Pächter gesagt, sei es impersonell gedacht;[28] wahrscheinlicher ist aber doch wohl trotz des οὐ ein Infinitiv κωλύ[ειν], κωλῦ[σαι], was sich durch Coalition der Begriffe zu ἐᾶν, wie bei οὐκ ἐᾶν zu κωλύειν,[29]) entschuldigen ließe.

Das Datum der Neugründung von Ephesos ist noch unermittelt. Den terminus ante quem gibt die Schlacht von Korupedion im Jahre 281 v. Chr., in welcher Lysimachos gegen Seleukos fiel, eine oberste Grenze seine spätestens 298 v. Chr. erfolgte Vermählung mit Arsinoe, nach der er die neue Stadt benannte. In sicherem Besitz scheint aber Lysimachos, wie Erwin Rohde[30]) ausführte, Ephesos erst nach dem Sturze des Demetrios 287 v. Chr. gehabt zu haben, und erst dann ist glaubhaft, dass er das große Werk der Umsiedlung in Angriff nehmen konnte. In dieser Zeit ist begreiflich, dass die Inschrift noch soviele ionische Formen aufweist. Ihr Hauptwert ist aber topographischer Natur. Neben dem Namen für die beiden Hügelkuppen bezeugt sie am Fuße der Stadt das Meer, das in noch älterer Zeit sogar das Artemision bespülte.[31]) Es ist kundigen Besuchern von Ephesos noch neuerdings unfassbar erschienen, dass die großartig weite Thalebene des Kaystros ein Werk historischer Zeit sein solle: ein Zweifel ist nach dieser Urkunde nicht mehr möglich. Sie eröffnet einen überraschenden Einblick in die damaligen Naturverhältnisse des Thales, aus denen die Maßregel des Lysimachos, die man für ein Werk königlicher Laune halten konnte, als ein von Weitblick zeugender praktischer Plan begreiflich wird, und macht die fortificatorische Anlage, die er dem neuen Platze gab, erst voll verständlich. Der Zug der Stadtmauer, die von Küste zu Küste lief, glich einem offenen O. Auf der weiten Strecke zwischen ihren beiden Enden bedurfte es keiner durchlaufenden Befestigung, da hier durch Untiefen und vorliegende Flachinseln, überhaupt durch Unsicherheit der Anfahrt, das Meer die Stadt schützte.

OTTO BENNDORF.

[28] Vgl. die Interpreten zu Aristophanes Vögeln 463.

[29] Meisterhans, Grammatik der attischen Inschriften [2] 215.

[30] Rohde, Der griechische Roman 75, 1.

[31] Plinius, Natur. historia II 201.



Fig. [illegible] Kuppe des Astyageshügels mit dem Paulusthurme, aus Südost gesehen.

Vorläufiger Bericht über die Ausgrabungen in Ephesus.

III.

(Wiederholt aus dem Anzeiger der philosophisch-historischen Classe der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien vom 14. December, Jahrg. 1898 n. XXVII; vgl. Jahreshefte I Beiblatt 53 ff.)

Das Hauptergebnis der diesjährigen Arbeiten, die unter Beistand des Architekten Victor Hoefert und Dr. Josef Zingerle's von Anfang April bis Ende Juni durchgeführt wurden, war die Aufdeckung des Theaters, von dem im vorigen Herbste Theile des Skenengebäudes und der Südparodos freigelegt worden waren. Trotz der gewaltigen Schutt- und Steinmassen, welche Skene und Orchestra bedeckten, gelang es, die Aufgabe im wesentlichen zu bewältigen. Fig. 10 und 11 zeigen Orchestra und Bühnenhaus, von der Mitte des Zuschauerraumes in der Höhe des ersten Diazoma gesehen, vor Beginn und nach Abschluss der Grabungen.

Wie bereits in dem vorjährigen Berichte (Jahreshefte I Beiblatt 77) hervorgehoben worden ist, liegt das Bauwerk nicht in seiner ursprünglichen Gestalt vor, sondern wesentlich verändert durch mehrfache Umbauten, am eingreifendsten durch eine Restauration des 2. Jahrhunderts n. Chr. In dem römischen Baue lassen sich nach Technik und Material mit Sicherheit eine Reihe älterer Mauerzüge unterscheiden, welche bei der Restauration unverändert geblieben oder durch Zu- und Überbauten verkleidet worden sind.

Die unter solchen Verhältnissen zahlreich sich aufdrängenden Probleme der Baugeschichte zu klären, kann erst dann versucht werden, wenn durch den Abschluss der architektonischen Detailaufnahmen eine Grundlage für neue Untersuchungen geschaffen ist. Erschwert wird diese Aufgabe dadurch, dass Woods Tastgrabungen, über welche nur eine flüchtige Notiz, kein nutzbarer Bericht vorliegt, zerstörender gewirkt haben, als nach dem ersten Augenschein zu vermuthen war. Doch steht zu hoffen, dass ein sorgfältiges Studium der von ihm nach London gebrachten Architekturstücke und Sculpturen im Zusammenhalte mit den Ergebnissen unserer Arbeiten ein Bild des Theaters in seinen verschiedenen Epochen wieder zu gewinnen ermöglichen werde. Ich beschränke mich daher im folgenden darauf, den Zustand des Erhaltenen zu schildern und einige Beobachtungen anzureihen, welche sich mir im Verlaufe der Arbeiten aufdrängten.

Wie bei allen Theatern, deren Anlage in griechische Zeit hinaufreicht, ist auch in Ephesus das Koilon in Benützung gegebener Terrainverhältnisse an den Berghang hinangebaut. Die geringe Tiefe der Mulde und der steile Abfall des Panajirdagh, an den sich das Theater anlehnt, machte indes mächtige Stützbauten für die beiden Flügel des Zuschauerraumes nothwendig, zwang auch, das ganze Bühnengebäude auf künstlich angeschüttetes Terrain zu stellen und dieses letztere gegen die Ebene hin mit einer Rusticaquadermauer zu stützen, deren Höhe in süd-nördlicher Richtung von 2 auf 5 m ansteigt.

Der Zuschauerraum umfasst im Grundriss mehr als einen Halbkreis und öffnet sich gegen Westen in einer Gesammtbreite von 140 m. Er zählt 66 Sitzreihen, welche durch zwei Diazomata in drei Ränge gegliedert sind. Der unterste Rang ist durch zwölf Treppen in eilf Keile getheilt, für die oberen ist die Zahl der Treppen noch nicht festgestellt. Die Sitzstufen sind aus Kalksteinquadern hergestellt und waren mit Marmorplatten verkleidet, die in der Nähe der Parodoi noch theilweise erhalten sind. Zwei gewölbte Eingänge führen im Innern der vorspringenden Flügelbauten von West her auf das erste, zwei weitere von Nord und Süd auf das zweite Diazoma. Im Inneren reichen die Sitzreihen nicht bis auf das Niveau der Orchestra herab, sondern schneiden mit einer 1·75 m hohen marmorbekleideten Wand ab. Vor dieser lief in 2·60 m Abstand eine Innenbalustrade, in welche Statuenbasen eingeschaltet waren, von denen sich eine Anzahl wieder fand.

Der so hergestellte Umgang umschließt die über einem Radius von 14·50 m construierte Orchestra und mündet im Norden und Süden durch zwei überwölbte Gänge unter dem Logeion — die Parodoi der älteren Anlage — ins Freie; bei einer spätantiken Restauration wurden diese Zugänge aufgelassen und durch Mauern geschlossen. Der Fußboden der Orchestra war im Gegensatze zu dem marmorgetäfelten Umgange anscheinend bloß aus Mörtelestrich hergestellt; an mehreren Stellen finden sich Reste einer Steinsetzung, welche einem kleineren, älteren Orchestrakreise (Radius 13 m) entsprechen würde.

Das Bühnenhaus erhebt sich, wie bemerkt, auf einer mächtigen Terrainanschüttung und zeigt als Hauptraum einen Corridor, der 40 m lang, 2·95 m

breit und in 3 m Höhe durch ein Bruchsteingewölbe in zwei Stockwerke getheilt ist. Vor seiner ganzen Breite erstreckt sich an der Orchestraseite 6 m tief, 2·70 m hoch das Logeion, dessen Vorderwand an beiden Enden an die Sitzstufen anschließt und so etwa ein Drittheil des Orchestrakreises abschneidet. Drei Stützenreihen tragen das jetzt zum großen Theile eingestürzte, aus Marmorplatten hergestellte Podium, das von außen durch zwei Rampen im Norden und mächtiger Schuttberg Logeion und Orchestra bedeckten. Zwischen den Sockeln sind drei 1·80 m breite, über 3 m hohe Hauptthüren angebracht, zwei kleinere 1·10 m breite, 2 m hohe Nebenthüren sind durch die Mitte der beiden äußeren Sockel durchgebrochen. Sie führen in das Hauptgeschoss des Corridors, von wo aus man durch eine Mittelstiege in ein Obergeschoss gelangen konnte. Längs der von der Bühne abgekehrten Westwand des Corridors



Fig. 10 Orchestra und Bühne des Theaters vor Beginn der Grabungen.

Süden, von der Orchestra aus durch schmale Treppen an beiden Enden und in der Mitte zugänglich ist. Ein breiter Mittelgang führt unter dem Podium aus der Orchestra in das Untergeschoss des Hauptcorridors der Skene.

In der Höhe des zweiten Geschosses erhebt sich im Hintergrunde des Logeion die reich ausgestattete Zierarchitektur der scaenae frons. Auf vier 9 m breiten, 2 m tiefen und hohen Sockeln haben sich die Säulen und Pfeiler derselben zum Theile noch in situ vorgefunden, während die Oberglieder als liegen zu beiden Seiten der Fortsetzung des oben erwähnten Mittelganges je zwei Reihen von je vier über 4·25 m quadratischen, zweigeschossigen Kammern.

In dieser spätesten Gestalt des Bühnenhauses lassen sich die Reste einer älteren, einfacheren Gestalt erkennen. Mit Bestimmtheit lässt sich erweisen, dass der Hauptcorridor ursprünglich beträchtlich breiter war und nur eine einfache Reihe von acht, vielleicht nur sechs Kammern an seiner Westseite besaß. Daraus ergibt sich auf der Rückseite des

Bühnenhauses an Stelle des jetzt vorhandenen, kaum 2 m breiten Ganges eine 6·50 m tiefe Terrasse, die nach bekannten Analogien wohl als Säulenhalle ausgestaltet war. Auch in der scaenae frons treten an einigen Stellen, wo die vorgelegte römische Architektur stärker zerstört ist, Reste einer weiter zurückliegenden älteren Marmorwand zutage. Priesterlisten, die auf derselben eingegraben sind, beweisen durch ihre Schriftformen, dass diese ältere Gestalt des Bühnenhauses noch bis in Augusteische Zeit fortbestand.

Wichtige Reste einer älteren Bauepoche sind ferner zwei Mauern, welche sich an die Seitenwände der überwölbten Parodoi gegen die Orchestra hin anschließen, aber durch sorgfältigere Arbeit deutlich von ihnen absondern. Erhalten sind zwei 3·60 m lange, 2·20 m hohe, 0·40 m dicke Marmorquadermauern, deren 0·50 m hohes dorisches Gebälk — schmaler Architrav mit Tropfenregula, Triglyphenfries mit rosettenverzierten Metopen, Sima mit Löwenköpfen — noch in situ liegt. Diese Erhaltung erklärt sich daraus, dass die Deckplatten des römischen Logeion gerade auf die Sima zu liegen kamen, so dass die älteren Mauern völlig im Inneren des Logeion verschwanden.

Auch der Zuschauerraum scheint von dem römischen Umbau nicht unberührt geblieben zu sein. Darauf deutet die schlechte Ausführung seines unteren Abschlusses gegen die Orchestra hin, welche in starkem Contraste zu der exacten Arbeit der hellenistischen Mauern steht. Es kommt dazu, dass die erwähnte Steinsetzung in der Orchestra mit ihrem Radius von 13 m, so weit eine ungefähre Schätzung zu urtheilen gestattet, gerade mit der untersten Stufe zusammenfallen würde, wenn man sich die Sitzreihen bis auf den Orchestraboden herab fortgesetzt denkt.



Fig. 11 Orchestra und Bühne des Theaters nach Abschluss der Grabungen.

An Sculptur- und Inschriftfunden bot das Theater eine reiche Ernte.

Dem Schmucke der scaenae frons entstammen

ffenbar eine Reihe von Statuen, darunter zwei nackte Jünglingstorsen im Charakter eines Dionysos oder Apollon, sowie der 1897 ausgegrabene, überlebensgroße Torso eines sitzenden Mannes, zu dem nunmehr der wohlerhaltene Kopf im Zeustypus hinzugefunden ist. Minder sicher, wenn auch nach dem Fundorte wahrscheinlich, ist dies bei einer aus mehreren Fragmenten bis auf den Kopf vollständig zusammengesetzten weiblichen Gewandfigur guter Arbeit der ersten Kaiserzeit, etwa einer Muse oder Porträtfigur. Mehr als 500 größere und kleinere Relieffragmente gehören einem 0·90 m hohen Streifen von beträchtlicher Länge, gewiss dem Hauptfriese der Skene, an. Er stellte Eroten auf der Jagd, im Kampfe mit wilden Thieren dar und überrascht durch lebendige Composition und Realismus der Auffassung. Vorläufig konnte ich drei größere Complexe von je 2 m Länge zusammenstellen; Zugehöriges wird sich weiter gewiss auch unter den von Wood nach London geschafften Stücken finden. Leider stark verstümmelt ist ein nicht ganz halblebensgroßer männlicher Torso von sorgfältiger Arbeit, der sich als Copie nach einem Originale des 5. Jahrhunderts v. Chr. zu erkennen gibt. Auch von der Copie einer der bekannten Amazonenstatuen haben sich größere Bruchstücke gefunden, darunter Vorderkopf und Gesicht in vorzüglicher Erhaltung und Arbeit.

Von Inschriften bieten Interesse eine Reihe von Basen des aus seiner Diataxis (Br. Mus. CCCCLXXXI) bekannten C. Vibius Salutaris, welche für die Aufnahme der von ihm gestifteten silbernen Standbilder bestimmt waren. Sie tragen an der Vorderseite Weihinschriften in lateinischer und griechischer Fassung.[1]

Dianae Ephesiae
et phyle Teion
C. Vibius C. F. Vof. Salutaris promag.
portuum provinc. Siciliae, item promag. frumenti mancipalis, praef. cohor. Asturum et Callaecorum, trib. mil. leg. XXII primigeniae p. f., subprocurator provinc. Mauretaniae Tingitanae, item provinc. Belgic]ae, Dianam argenteam, item imagines argenteas duas, u]nam Lysimachi et aliam phyles, sua pecunia fecit, ita ut
om]n[i e]cclesia supra bases ponerentur. ob quam dedicatio- 10
nem in sortitionem sex phylaes conseeravit
HS XXXIIICCCX[XX]III[S.

Ἀρτ]έμιδι Ἐφεσία [κα]ὶ φυλῇ Τηίων Γ. Οὐείβιος Γ. υἱὸς Οὐωφεντίνα
Σ]αλουτάριος, ἀρχώνης λιμένων ἐπαρχείας Σικελίας καὶ
ἀρ]χώνης σείτου δήμου Ῥωμαίων, ἔπαρχος σπείρης Ἀστούρων
κ]αὶ Καλλαικῶν, χειλίαρχος λεγιῶνος κβ' πρειμιγενίας πίας 15
φιδήλεως, ἀντεπίτροπος ἐπαρχείας Μαυρετανίας Τινγιτανῆς καὶ ἐπαρχείας Βελγικῆς, Ἄρτεμιν ἀργυρέαν καὶ
εἰκόνας ἀργυρέας δύο, μίαν Λυσιμάχου καὶ ἄλλην τῆς φυλῆς,
ἐκ τῶν ἰδίων ἐποίησεν, ἅτινα καθιέρωσεν, ἵνα τίθηνται (sic!)
κατ' ἐκκλησίαν ἐν τῷ θεάτρῳ ἐπὶ τῶν βάσεων, ὡς ἡ διάταξις 20
αὐτοῦ περιέχει. καθιέρωσεν δὲ εἰς κλῆρον ταῖς ἓξ φυλαῖς
δηνάρια ,ητλγ', ἀσσάρια) ς'.

Ἐ]πὶ ἀνθυπάτου Γ. Ἀκυιλλίου Πρόκλου (103/4 p. Chr. n. PIR I 812), γραμματεύοντος Τιβ. Κλαυδίου Ἰουλιανοῦ φιλοσεβάστου καὶ φιλοπάτριδος τὸ β'.

Auf der Rückseite stehen in großen Lettern die Namen der Phylen; wichtig ist der Zusatz auf der der Phyle Sebaste gewidmeten Basis, welche sich nahe der ersten Stiege neben der Südparodos fand:

Σεβαστῆς
καὶ συνεδρίου νεωποιῶν
καὶ συνεδρίου χρυσοφόρω[ν
καὶ συνεδρίου κουρήτων.

Den ἱερεῖς χρυσοφοροῦντες τῇ θεῷ wird in der großen Inschrift des Salutaris (Z. 302—317, vgl. auch Z. 290—294) als Platz im Theater ἡ πρώτη σελίς, ὅπου ἡ εἰκὼν τῆς Ὁμονοίας, angewiesen; offenbar ist unsere Inschrift mit dieser Angabe in Beziehung zu setzen und daraus zu erschließen, dass die Inschriften der Rückseiten der Basen die den einzelnen Phylen zustehenden Keile[2]) des Zuschauerraumes angaben.

[1] Vgl. die derselben Serie angehörige Basis Br. Mus. DXCIV

[2]) So hat σελίς richtig verstanden B. Keil, Ath. Mitth. XX (1895) S. 106, A. 1.

Neben den bilinguen existieren auch mehrere Exemplare einer bloß in griechischer Sprache abgefassten Serie; die Widmung lautet auf ihnen stets: Ἀρτέμιδι Ἐφεσίᾳ καὶ τῷ Σεβαστῶν οἴκῳ καὶ τῇ ἱερωτάτῃ Ἐφεσίων βουλῇ καὶ τῷ νεωκόρῳ δήμῳ, als Anathem erscheinen: ἀπεικονίσματα θεῶν πάντων τῶν ἐν ταῖς ἐκκλησίαις ἀναγορευομένων ὑπὸ τοῦ ἱεροκήρυκος.



Fig. 12 Reiterrelief aus Ephesus, gefunden westlich vom Theater.

Beide Serien waren, wie die Bearbeitung der Seitenflächen zeigt, in Balustraden eingelassen; ob sie sämmtlich in den Orchestraumgang oder zum Theile etwa auch auf das erste Diazoma zu verweisen sind, muss vorläufig dahingestellt bleiben, da die Orchestra von Wood stark durchwühlt worden ist, die Fundnotizen daher nur mit großer Vorsicht zu Schlüssen auf die ursprüngliche Aufstellung verwendet werden können.

Mit der Ausräumung des Inneren gieng die weitere Freilegung der Außenfront des Theaters einher: das wichtigste und schon jetzt in seiner Tragweite abzuschätzende Resultat ist eine wohlerhaltene, mit großen Platten gepflasterte Straße, welche von Süden, also vom magnesischen Thore herkommend, die byzantinische Stadtmauer in breitem Thore durchsetzt, in starkem Gefälle längs der Theaterterrasse verläuft und augenscheinlich längs des Panajirdagh sich bis zu dem Punkte fortsetzt, wo sie vor dem Eingange des Stadion schon längst zutage liegt. Von dort ist sie parallel zur Nordseite des Stadion im Terrain bis zu dem von Wood aufgedeckten Stadtthore deutlich verfolgbar.

Von dieser Straße zweigt an der Nordecke der Theaterterrasse, gerade da, wo das im Vorjahre aufgedeckte hellenistische Brunnenhaus liegt, im rechten Winkel eine zweite Straße ab, die in gerader Rich-

tung auf die bei den Versuchsgrabungen des Jahres 1895 im Sudgraben aufgedeckte Pfeilerstellung zuführt; ein bisher nur zum Theile aufgedecktes viereckiges Sockelfundament westlich vom Theater könnte zu einem triumphbogenartigen Baue gehören, unter welchem diese Straße hinweglief. Bedenkt man, dass die vorerwähnte Hauptstraße von einem Stadtthore zum andern führt, dass das hellenische Brunnenhaus sichtlich auf die Abzweigung der zweiten Straße Rucksicht nimmt und beide in ihrem Verlaufe an größeren Monumenten vorüberführen, dass endlich sämmtliche in der Nähe gelegenen Bauwerke auf diese Straßenzüge orientiert sind, so kann man nicht zweifeln, dass diese letzteren dem ältesten Stadtplane angehören und durch alle Zeiten unverändert geblieben sind. Dann aber ergibt sich ohne weiteres, dass in der längs des Theaters verlaufenden Straße jene heilige Straße zu erkennen ist, auf welcher die silbernen Standbilder des Salutaris vom Artemision durch das magnesische Thor in das Theater und von da durch das koressische wieder in das Heiligthum zurückgetragen wurden. Ich begnüge mich, auf diese Thatsache hinzuweisen, da es verfrüht wäre, die Consequenzen, welche sich daraus für die Stadtgeschichte und Topographie, insbesondere für die Bergnamen Prion und Koressos, sowie für die Lage der hellenistischen Agora ziehen lassen, schon jetzt zu erörtern.

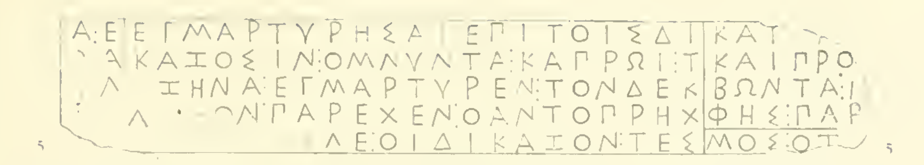
Im Verfolge dieser Arbeiten wurden uns das Fig. 3 abgebildete Fragment eines hellenistischen Reliefs, sowie wertvolle Inschriften zutheil; so drei umfängliche weitere Blöcke des Briefes von M. Aurel und L. Verus an den Logisten Ulpius Eurykles (Bericht 1897 S. 78) und zwei Quadern mit Decreten der Epheser aus dem Ende des 4. und Anfang des 3. Jahrhunderts v. Chr. Die Mehrzahl sind Bürgerrechtsdiplome, von denen ich nur eines an Μελήσιππος Βακχίου Βοιώτιος ἐκ Πλαταιέων, διατρίβοντι παρὰ τῆι βασιλίσσηι Φίλαι hervorhebe; historisch wichtig ist das nachfolgende Stück eines längeren Psephismas (rechts Rand und Zeilenende):

. . . . . τα ἀκούσαντες τῶμ πολιτῶν ἐκ Πριήν[ης οἱ] ἐν
τῶι χάρακι τόν τε
. . . . . αι καὶ τὸ μὲν φρούριον αὐτοὶ διαφυλάξειν ἐπηγγεί-
λαντο, περὶ δὲ τ . .
. . . . ὕ]στερον δὲ ἀποστείλαντες πρεσβείαν πρὸς τὸν δῆμον
ἠξίωσαν ὅπλα τε κ
. . . . φρο]υρίου καὶ ἔφασαν, ἄμ μὲν ὦσιν αὐτοὶ δυνατοί,
διασώισειν τὸγ χάρακα,

. . . . πρ]οσλήψεσσθαι παρὰ τοῦ δήμου τὴν συνδιαφυλά- 5
ξουσαν αὐτοῖς τὸ φρούριον·
. . . . ἐπαινέ]σαι τῶμ πολιτῶν τῶν ἐκ Πριήνης τοὺς
ἐ[ν] τῶι χάρακι ὄντας, ὅτι διαφυλάττου-
σιν . . . .]νειαν καὶ τῆς προϋπαρχούσης ἡμῖν φιλίας
ἄξια καὶ λέγουσιν καὶ πράττουσιν, δοῦνα[ι
δὲ τὰ ὅπλα . . . . ὅπω]ς δ'ἂν εἰς ταῦτα πόρος
ὑπάρχηι καὶ μηδὲν ἐμποδὼν γένηται τῆι φυλα-
κῆι τοῦ τόπου,
. . . . ἐγγυητὰς] ποήσασθαι πολίτας ἐξαμναίους,
ἐλευθέρους καὶ ἐξ ἐ[λ]ευθέρων μὴ πλείους ἢ δέ-
κα, τὸ δὲ ἀργύριον παρα]λαβόντας τοὺς Ἐσσῆνας καὶ τοὺς 10
συνέδρους τοὺς ἐπὶ τοῖς Πριηνικοῖς τεταγμένους τὰ
. . . . νον αὐτοῖς ἀποδοῦναι τοῖς προδανείσασιν
καὶ τῶν λοιπῶν ὁπλωνήσαντας δοῦναι τὰ ὅπλ[α
τοῖς τὸ φρούριον διαφυλ]άττουσιν· ἐπαινέσαι δὲ καὶ
Αἴνητον, ὅτι περὶ ὧν αὐτῶι διελέχθησαν οἱ στρα-
τηγοὶ καὶ οἱ σύ[ν-
εδροι . . . . . ἐν τ]ῶι χάρακι ὄντων ἐπιμέλειαν ποή[σ]ασθαι
καὶ μὴ περιιδεῖν ἀλλοτριωθὲν τὸ φρούριον
. . . . θαι εἰς τὴν σωτηρίαν αὐτῶν καὶ νῦν ἐπαγ-
γέλεται (sic) μη[δ]ὲν ἐλλείψειν προθυμί-
ας . . . .]ν τῶι χάρακι ὅσοι . . . . . σιν [π]ο[λ]ῖται . . . 15
. . . τόδε τὸ ψήφισμα ἀπογρ[α-

Neben den Arbeiten am Theater wurden einigermaßen auch die Grabungen auf der Agora fortgesetzt. Durch Bloßlegung der Südmauer wurde deren bisher nur vermuthungsweise in den Plan eingetragener Verlauf sichergestellt; es ergab sich dabei, dass der im Umbau erhaltene Südwestsaal *B* in seiner älteren Gestalt in gleicher Flucht mit den übrigen Gemächern der Südfront abschloss, so dass sich nun für die ursprüngliche Marktanlage ein durchaus symmetrischer Grundriss herausstellt. Auch jetzt traten wieder Theile des im vorigen Berichte S. 76 erwähnten Hochreliefs zutage, das Benndorf einem römischen Triumphbogen zugehörig vermuthet (s. oben); erwähnenswert ist ferner der Fund von neun depotartig aufgestapelten Capitellen verschiedener Ordnungen, darunter mehrerer entwicklungsgeschichtlich interessanter Formen. In spätes Mauerwerk verbaut war eine Marmorquader (hoch 0·18 m, breit 1·36 m, dick 0·70 m), welche in 0·025 m hohen, stoichedon gestellten Buchstaben eine archaische Inschrift trägt.

Nur in dem mittleren der vier durch vertiefte Linien abgegrenzten Schriftfelder ist fortlaufender Text enthalten, auch er nur Theil eines größeren Zusammenhanges und nicht mit Sicherheit zu ergänzen.



ἐγμαρτυρῆσαι ἐπὶ τοῖς δι[κάζουσιν, ὀμνύντα κάπρωι
τ[ὸ ν)] Ζῆνα ἐγμαρτυρέν· τὸν δὲ κ ά[π]ρον παρέχεν,
ὃ ἂν τὸ πρῆχ[μα . . . . κλ]ε, οἱ δικάζοντες κτλ.

Ferner wurde auf der Agora noch die Nordhälfte des Südsaales der Westfront *F* freigelegt. Er erwies sich als bereits im Alterthume völlig ausgeräumt, weder Sculptur- noch Architekturfragmente traten zutage. Entsprechend den bereits 1897 daselbst aufgedeckten Basen mit den Widmungen an Domitian und Trajan fanden sich vor den übrigen Stützpfeilern der West- und Ostseite ähnliche Basen in situ erhalten, davon zwei mit Inschriften:

I. Dianae Ephesiae et Imp. Nervae Tr[aiano Caesar]i A[ug.
Germanico Dacico et civitati Ephesiorum T. Flavius Aug. lib. Epagathus cum Manlia L. f. Procula synplegma
cum omni ornatu sua pecunia fecit proconsulatu
5 Albi Pullaieni Pollionis (PIR I 45 n. 350, cos. p. Chr. 90).
Ἀρτέμιδι Ἐφεσίᾳ καὶ Αὐτοκράτορι Νέρουα Τραιανῶι Καίσαρι Σεβαστῶ[ι
Γερμανικῶι Δακικῶι καὶ τῶι νεωκόρωι Ἐφεσίων δήμωι Τ. Φλ. Σεβαστοῦ ἀπ[ε-
λεύθερος [Ἐ]πάγαθος σὺν Μαλίᾳ (sic) Λουκίου θυγατρὶ Πρόκλῃ τὸ σύνπλ[ε-
γμα σὺν τῷ παντὶ κόσμῳ ἀνέθηκεν ἐπὶ ἀνθυπάτου Ἀλβίου Πω[λλα-
ιηνοῦ Πωλλίωνος, γραμματεύοντος Τ[ίτο]υ Φ[λ. Π]υθίω- 10
νος Ἀσια[τικοῦ?

II. Dianae Ep]hesiae e[t Imp. Nervae Trai-
a]no Aug Germanico Dacico e[t civita-
ti Ephesiorum Tib. Claudius Secundi lib. Hermes c[um
Hermia f. symplegma Athamanta cum basi d.
Ἀρτέμιδι Ἐφεσίᾳ καὶ Αὐτοκράτορι Νέρ- 5
ουα Τραιανῶι Καίσαρι Σεβαστῶι Γερμανι-
κῶι Δακικῶι καὶ τῶι νεωκόρωι Ἐφεσίων δή-
μωι Τιβ. Κλ. Σεκούνδου ἀπελεύθερος Ἑρμῆς
σὺν Ἑρμίᾳ υἱῷ τὸ σύνπλεγμα τοῦ Ἀθάμαντος 10
σὺν τῇ βάσει ἀνέθηκεν ἐπὶ ἀνθυπάτου
Οὐαλερίου Ἀσιατικοῦ (PIR II 296 n. 233, cos p. Chr. 93), γραμματεύοντος Τιβ. Κλ. Καπίτωνος Ἀντιπάτρου.

RUDOLF HEBERDEY.

Epigramm von Aquileja.

(Carm. Lat. Epigr. n. 1841 Buech.)

Accipe, Phoebe, precor, Tirynthia munera pro me:
haec tibi, quae potui, fortia dona dedi.
hic orbem domuit, tu pacem, Phoebe, dedisti:
utraque res votis annuat ista meis.

Bormann in seiner ausführlichen Besprechung dieses Epigramms (Arch.-epigr. Mitth. XIX [1896] 209—211) verbindet ista utraque res, ebenso Buecheler, wie sich aus seiner Anmerkung zum letzten Verse ergibt. Beide Gelehrten verhehlen aber auch nicht ihr Missfallen über die befremdliche Ausdrucksweise: ‚wenig poetisch‘ nennt sie Bormann, ‚non longe abest a barbarie‘ sagt Buecheler. Ich glaube, dass dem Verfasser des Epigramms Unrecht geschehen ist. Er dachte gar nicht daran, ista utraque res zu verbinden, sondern res ist Subject und ista utraque (acc. plur. neutr.) ist Object, somit ist die Construction des Satzes: res votis meis utraque ista annuat = möge die Wirklichkeit (der Erfolg) meinen Wünschen Beides (nämlich Sieg und Frieden) gewähren. Über ‚utraque ista‘ statt ‚utrumque istud‘ verliere ich kein Wort. Auch der Gebrauch von res in der Bedeutung ‚die Wirklichkeit, der Erfolg‘ ist sattsam bekannt. Bei dieser Auffassung des Verses ist das ‚res annuat‘ nicht viel kühner als die Ciceronischen Ausdrücke ‚res indicabit, ut ipsa res declaravit‘. Und was den Gegensatz von res und vota betrifft, so genügt es, an das ‚rebus supra vota fluentibus‘ zu erinnern, welches Servius ad Aen. II 169 aus Sallust citiert. Es wurde aus Sallust unverändert herübergenommen von Justinus (Pompejus Trogus) XXIII 3, 12, variiert von Tacitus, Hist. III 48.

Czernowitz. ISIDOR HILBERG.



Fig. 13 Archäologisches Museum in Budapest (Altofen).[1])

Funde aus Ungarn.

I

Seit dem Erscheinen (1893) des Supplementbandes des CIL III kam in Pannonien eine lange Reihe römischer Denkmäler, namentlich Inschriften und Sculpturen zutage, von denen die Funde aus Aquincum und Umgegend im dortigen Local-Museum aufbewahrt werden, die übrigen aber größtentheils in das National-Museum in Budapest überführt worden sind. In diesem ersten Berichte beschränke ich mich auf die Funde von Aquincum, dessen Steindenkmäler ich unlängst in dem V. Bande der ‚Budapest Régiségei' publiciert habe. Die Zahl derselben beträgt 104, worin jedoch die schon im Supplementbande des CIL III mitgetheilten inbegriffen sind.

1. Altar aus Kalkstein, 0·71 ^{m} hoch, der Schaft 0·23 ^{m} breit und 0·22 ^{m} dick. Gefunden nördlich vom Museum, an dem zur Donau führenden Fahrweg, zwischen Mauerüberresten, die einem Wohnhause mit Atrium angehörten. In den Vertiefungen der Buchstaben sind noch die Spuren der rothen Farbe erhalten.

Dianae et Sil(vano) silve(stri), dis praesidibus venation(um), Marcus Aur elius Pompeius sacerdot(alis).

Bekanntlich galt Nemesis als Schutzherrin der amphitheatralischen Spiele. In spätrömischer Zeit bahnten jedoch die verwandten Glaubensanschauungen eine Verschmelzung derselben mit Juno, Fors Fortuna und hauptsächlich mit Diana an, vgl. Arch.-epigr. Mitth. XIX 74. Besonders wo es sich um Venationen handelte, konnte die Verehrung der Nemesis als Diana Platz haben. Die Verbindung Dianas mit Silvanus, dem Beschützer des Waldes und seiner Bewohner, lag umso näher, da in Pannonien der Cultus des Silvanus einen heimischen Charakter hatte; vergl. A. v. Domaszewski, Die Religion des röm. Heeres 53.

Der Name des Dedicanten erscheint zum Theil eradiert. [Er bezeichnet sich als *sacerdot(alis)*, wohl der Provinz Pannonia inferior, deren Hauptstadt Aquincum war. Auch in der früher ebendort aufgefundenen Weihung an die *dea Nemesis Aug(usta)* CIL III 3488

[1]) [Wir freuen uns, den gegenwärtigen Bericht, der eine in dem ungarischen Werke ‚Budapest Régiségei' erschienene Schrift des geehrten Herrn Verfassers in neuer Fassung wiedergibt, mit einem Bilde des stattlichen Baues begleiten zu können, der für die Funde von Aquincum vor kurzem von der Stadtgemeinde Budapest in Altofen errichtet worden ist. Entworfen und mit einem Kostenaufwande von 2[illegible].000 fl. ausgeführt wurde er von dem städtischen Ingenieur, Herrn Julius Orczy, einem Schüler von Theophil Freiherrn von Hansen. Das Museum ist musterhaft geordnet und geschmackvoll eingerichtet, als Leiter steht ihm der Herr Verfasser vor. Möchte ein ähnlicher Fortschritt nunmehr auch für das große Pester Nationalmuseum möglich werden, in dessen Kellern eine mit so viel Liebe gesammelte Fülle wertvoller Steindenkmale der Römerzeit jetzt übler noch als vor dreißig Jahren zusammengespeichert und so gut wie unbenutzbar ist. O. B.]

bezeichnet sich der Weihende *Aur(elius) Audentius* als *sacer(dotalis) provinci(ae)*. E. B.]



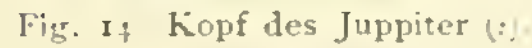


Fig. 14 Kopf des Juppiter (?)

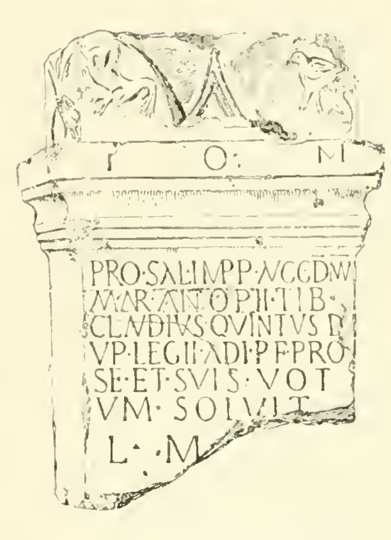


Fig. 15 Altar des Juppiter.

2. Kopf des Iuppiter (?) aus Kalkstein, 0·18^{m} hoch; gefunden 1895 östlich von der Krempelmühle bei dem Baue des Eisenbahndammes. (Fig. 14.)

3. Altar aus Kalkstein, 0·78^{m} hoch, der Schaft 0·29^{m} breit und 0·28^{m} dick. Gefunden in Ofen, wo er seit Jahren in dem Hause des Straßenräumers bei der Kopfstation der auf den Schwabenberg führenden Zahnradbahn lag, seit 1897 im Museum. Die Inschrift lautet:

I(ovi) o(ptimo) m(aximo) M(arcus) Ulp(ius) Optatus d(ecurio) m(unicipii) Aq(uinci) II.

Aquincum wurde bekanntlich Municipium unter Hadrianus und blieb es, bis Septimius Severus bereits vor 198 (siehe unten n. 11 mit meiner Bemerkung Sp. 58) die Stadt zur Colonie erhob. Dadurch wird die Zeit der Inschrift einigermaßen bestimmt. Das II am Schluss dürfte *duumviralis* bedeuten.

4. Altar aus Kalkstein (Fig. 15), der untere Theil ist weggebrochen, jetzt 0·65^{m} hoch, der Schaft 0·35^{m} breit und 0·24^{m} dick. Gefunden südlich vom Museum auf dem Grunde der sogenannten Donau-Ziegelei. An den Akroterien sind in rohem Relief Hasen und Vögel dargestellt.

I(ovi) o(ptimo) m(aximo) pro sal(ute) imp(eratorum duorum) Aug(ustorum duorum) d(ominorum) n(ostrorum duorum) M(arci) Aur(elii) Anto(nini) Pii Tib(erius) Claudius Quintus du-p(larius) leg(ionis) II adi(utricis) p(iae) f(idelis) pro se et suis votum solvit l(ibens) m(erito).

[Nach *impp. augg. d. nn.* in Z. 2 standen in Z. 3 ursprünglich zwei Kaisernamen, die dann getilgt und durch M. Aur. Anto. Pii ersetzt wurden. Mit diesem Namen könnte Caracalla oder Elagabal bezeichnet sein. Vor Elagabal kämen Macrinus und dessen Sohn Diadumenianus als damnatae memoriae in Frage; Caracalla wurde einziger Augustus nach Tödtung seines Bruders Geta, dessen Namen er überall tilgen ließ. Der geringe verfügbare Raum scheint für die Ergänzung ANTO NN ET GETÆ zu entscheiden. E. B.]

5. Platte aus Kalkstein (Fig. 16) mit dem Stieropfer des Mithras, 0·74^{m} lang, 0·63^{m} hoch und 0·11^{m} dick. Gefunden in Nagy-Kovácsi, in einer Grotte mitten



Fig. 16 Mithrasrelief.

im Walde. Auffallend ist die Dicke des Stiernackens und das plumpe Messer in der rechten Hand des Mithras. Unter dem Leibe des Stieres kriecht die Schlange, während der Skorpion fehlt. Der Hund, der sonst das Blut aus der Wunde des Stieres leckt, ist in größerer Entfernung unten in der rechten Ecke angebracht. Auch der Platz des Raben in der rechten statt in der linken Ecke ist ungewöhnlich Seitwärts stehen die beiden Fackelträger Cautes und Cautopates. Die Arbeit ist überaus flüchtig.



Fig. 17 Mithrasrelief.

6. Platte aus Kalkstein mit dem Stieropfer des Mithras (Fig. 17), 0·64^{m} hoch, oben abgerundet, aus der Umgegend von Ó-Buda (Alt-Ofen). Die rechte Seite mit dem einen Fackelträger fehlt, der erhaltene Theil ist der Höhe nach gespalten. Die Platte soll vor Jahren in dem Steinbruche des Dorfes Békásmegyer mit dem Obertheil eines Opferaltars zusammen gefunden worden sein. Zweifellos war daher auch hier, wie in Nagy-Kovácsi ein Mithraeum.

Die Darstellung ist die typische. Nächst der Schlange erscheint auch der Skorpion, der Schweif des Stieres endigt in ein Ährenbündel, oben links sind die Füße des Raben sichtbar.

7—10. Vier Altäre aus Kalkstein, von gleicher Form (Fig. 18), zwei 0·42—0·47^{m}, zwei kleinere nur 0·26—0·29^{m} hoch, mit dem folgenden Altar zusammen zwischen dem Amphitheater und den Ausgrabungen vor der Krempelmühle bei Gelegenheit des Eisenbahnbaues gefunden. Auf allen die gleiche Inschrift, bloß in der Vertheilung der Wörter zeigen sich Varianten. Die Färbung der Buchstaben ist durchwegs erhalten.

I(nvicto) d(eo) s(acrum). G(aius) Iul(ius) Ingenus scrib(a) c[o]l(oniae) Aquinci.

11. Altar aus Kalkstein (Fig. 19), 0·91^{m} hoch, der Schaft 0·36^{m} breit und 0·3^{m} dick. Auf der Vorderseite der Krönungsplatte ist zwischen zwei Epheublättern eine Cypresse, an den beiden Seitenflächen je ein Pinienzapfen dargestellt.

Die Zusammengehörigkeit der Altäre 7—11 ist evident. Sie sind alle dem Mithras geweiht und stammen daher aus einem Mithraeum. Als ich aber auf dem Fundort nachgraben ließ, entdeckte ich bloß ein schön ornamentiertes, großes Mosaik, das an zwei Seiten noch eine Mauereinfassung hatte. Sculpturen kamen nicht zum Vorschein.

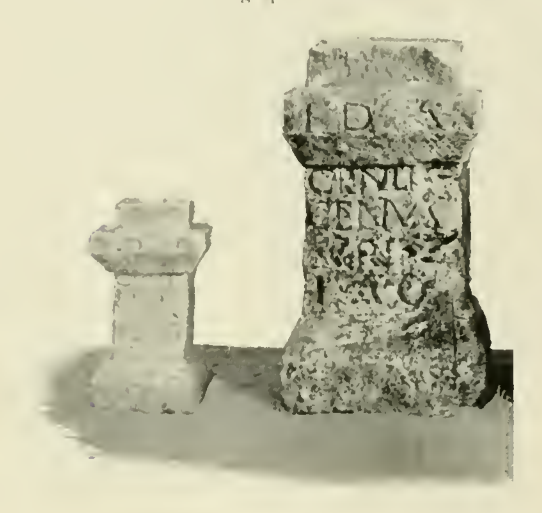




Fig. 18 Altäre aus Kalkstein.

Ich erinnere an das im Jahre 1888 in Aquincum bloßgelegte Mithraeum mit seinen vier Altären, die alle von einem und demselben Manne errichtet worden sind. Sie fanden sich in situ, in den Brüstungswänden eingemauert, so dass man in dem Weihenden mit Recht den Erbauer des Mithraeums vermuthen konnte.



Fig. 19 Altar aus Kalkstein.

I(nvicto) d(eo) sacru(m) pro salute G(ai) Iuli Victo-r[i]n[i] dec(urionis) col(oniae) Aq(uincensium) G(aius) Iul(ius) Primus libertus v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito) Sat(urnino) et Gal[l]o co(n)s(ulibus) X kal(endas) Mai(as).

Auf den Altären 7—10 wird Ingenus als *scriba coloniae* genannt, während der Errichter des fünften Altares sich deutlich *libertus* nennt. Da nun beide Personen dasselbe Praenomen und Nomen, nämlich C. Iulius führen, so ist deutlich, dass auch Ingenus ein Freigelassener war, und zwar der libertus desselben Patrones, für dessen Wohl der fünfte Altar gestiftet wurde. Es scheint demnach, dass das Mithraeum vor der Krempelmühle speciell den Freigelassenen des Decurionen C. Iulius Victorinus zu Cultzwecken gedient habe. Vergl. auch die Inschrift CIL. III 7922.

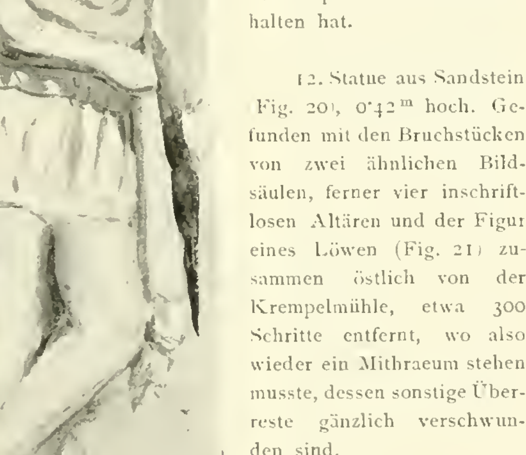


Fig. 20 Cautopates.

Die Datierung des fünften Altars beweist nicht bloß, dass das Mithraeum schon vor 198 errichtet war, sondern auch dass Aquincum, da die Inschrift die Stadt als Colonie bezeichnet, diesen Rang schon vor diesem Jahre, also bereits in den ersten Regierungsjahren des Septimius Severus erhalten hat.

12. Statue aus Sandstein (Fig. 20), 0·42 m hoch. Gefunden mit den Bruchstücken von zwei ähnlichen Bildsäulen, ferner vier inschriftlosen Altären und der Figur eines Löwen (Fig. 21) zusammen östlich von der Krempelmühle, etwa 300 Schritte entfernt, wo also wieder ein Mithraeum stehen musste, dessen sonstige Überreste gänzlich verschwunden sind.

Dargestellt ist *Cautopates* mit der gesenkten Fackel. Seinen Blick richtet er nach oben. Das Haupt scheint mit der phrygischen Mütze bedeckt zu sein. Die übrige Kleidung besteht aus der tief gegürteten Tunica und dem Mantel, der über die linke Schulter geworfen ist. Die Hosen sind nicht genau erkennbar. Die linke Seite des Oberkörpers wird durch einen peltaförmigen Schild verdeckt.

13. Löwe, Relief aus Sandstein (Fig. 21), 0·24 m hoch, sein Hintertheil weggebrochen. Nach links stehend, den Kopf mit geöffnetem Rachen nach vorne wendend, hält er mit der rechten Vorderpranke einen Rindskopf. Die Zunge des Rindes zeigt Spuren von Roth.

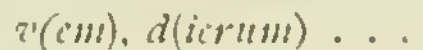


Fig. 21 Relief eines Löwen aus Sandstein.

der Südseite des von den Ausgrabungen westlich sich erhebenden Goldberges. Der Waldgott ist in bäuerlicher Wintertracht dargestellt. Der bärtige Kopf ist mit der Kapuze (cucullus) bedeckt, der Körper mit der gegürteten Tunica. Ein Mantel, welcher um den linken Arm übergeschlagen ist, und zottige Stiefel vervollständigen seine Bekleidung. In der Rechten hält er das Winzermesser, in der Linken den belaubten Ast einer Eiche. Links unten sitzt ein Hund mit aufwärts gewandtem Kopfe.

15. Grabstein (Fig. 23), 1·59 m hoch, 0·5 m breit und 0·20 m dick. Gefunden 1894 östlich von den Ausgrabungen auf dem Grunde des M. Schlosser. Die Inschrift befindet sich innerhalb einer aedicula, die von einem dreieckigen Giebel mit Akroterien gekrönt ist.

D(is) M(anibus). Sallustius Sabinus et Iulia Iunia parentes Sabiniano fil(io) anculo et mensium nov(em), d(ierum) . . .



Dem Bilde des stiertödtenden Löwen, das seit alters schon in Kleinasien als Decoration auf Grabdenkmälern nicht ohne tieferen Sinn verwendet wurde (vgl. auch das Denkmal in Maros Németi, Arch.-epigr. Mitth. XVII 24), scheint man später die Bedeutung des sogenannten Mithrasopfers beigelegt zu haben, worauf Fr. Cumont (a. a. O. 26) hingewiesen hatte, bevor noch der Löwe im III. Mithraeum zu Carnuntum gefunden war (Arch.-epigr. Mitth. XVIII 192 Fig. B 9), dem sich nun der Löwe aus Aquincum, auch seinerseits die Vermuthung des belgischen Gelehrten bestätigend, anreiht.

14. Silvanus, Reliefplatte aus Kalkstein (Fig. 22), 0·39 m hoch, 0·24 m breit, 0·08 m dick. Gefunden 1895 an



Fig. 22 Relief des Silvanus.

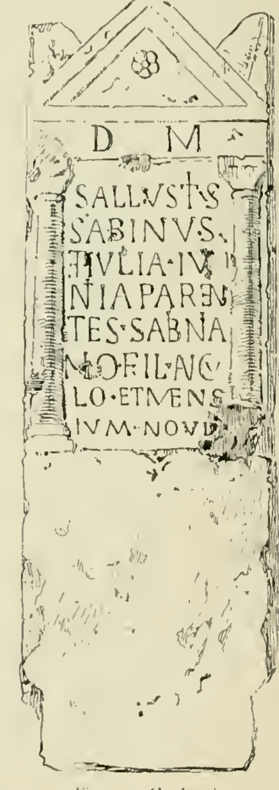


Fig. 23 Grabstein.

Die Zahl der Tage ist zum Schluss weggebrochen. Der Theil unterhalb der Inschrift war bestimmt, in die Erde gesteckt zu werden.

16. Grabstein (Fig. 24), der untere Theil ist abgebrochen, jetzt 1·26^{m} hoch, 0·55^{m} breit und 0·24^{m} dick. Gefunden 1895 bei dem Bau der Station Ó-Buda der nach Gran (Esztergom) führenden Eisenbahn.

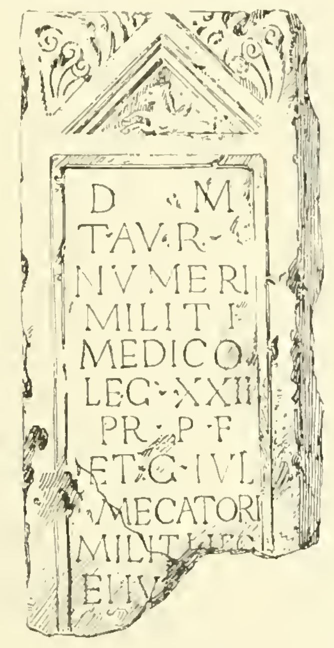


Fig. 24. Grabstein.

D(is) M(anibus). T(ito) Aur(elio) Numeri(o) militi medico leg(ionis) XXII pr(imigeniae) p(iae) f(idelis) et G(aio) Iul(io) Me[r]catori militi leg(ionis) eiu[sdem . . . .]

In dem Namen *Me[r]cator* ist der Buchstabe R durch ein Versehen des Steinmetzen weggeblieben. Der Capricorn im Giebel war das Abzeichen der XXII. Legion, der die beiden Verstorbenen T. Aurelius Numerius und G. Iulius Mercator angehörten. Die *legio XXII primigenia* war bekanntlich seit 89 ständig in Obergermanien mit dem Hauptquartier Mainz. Da der Grabstein activen Soldaten der Legion gesetzt wurde, dürfte ihre Anwesenheit in Aquincum mit einer von Mainz nach Pannonien abgesandten Vexillation zu erklären sein.

17. Grabstein (Fig. 25), oben und unten beschädigt, jetzt 1·5^{m} hoch, 0·86^{m} breit und 0·21^{m} dick. Gefunden 1896 nördlich von Szt.-Endre (*Ulcisia castra*) am südlichen Abhange des Hunkaberges.

In dem oberen, von zwei halbrunden Säulen eingefassten Felde sieht man fünf Brustbilder, drei höher, zwei tiefer stehend; oben rechts den Vater mit der Rolle in der linken Hand, deren kleinen Finger ein Ring schmückt, links die Mutter, ihr Söhnchen, das einen Vogel in den Händen hält, an sich drückend, in der Mitte die ältere Tochter, mit einer Perlenschnur um den Hals und einem mit Früchten gefüllten Korbe in der linken Hand, zwischen ihr und dem Vater die jüngere Tochter, ein kleines Mädchen, gleichfalls mit einem Vogel in den Händen. Darunter die typische Opferdarstellung.

Die Eltern, die den Stein ihren verstorbenen drei Kindern errichteten, ließen mit deren Bildern zugleich ihre eigenen darstellen, weil sie wohl nach ihrem Tode neben den Kindern beerdigt zu werden wünschten. Von dem Namen des Vaters scheint der Vorname *T(itus)* und das Ende des Cognomens *tas* erhalten; der Gentilname war wohl sicher *Fl(avius)*; das Cognomen könnte, da zwei Kinder *Constantinus* und *Constantina* hießen, *[Cons]ta(n)s* gewesen sein.

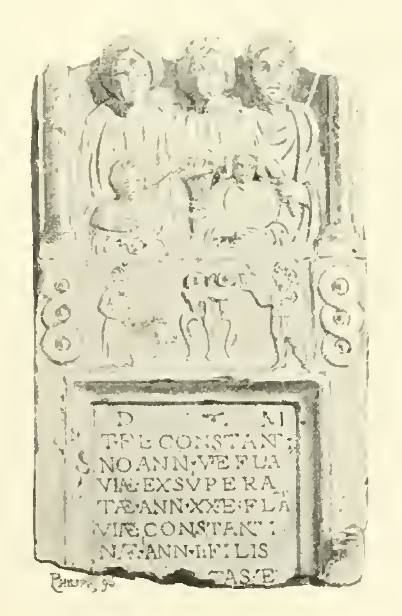


Fig. 25. Grabstein.

D(is) M(anibus). T(ito) Fl(avio) Constantino ann(orum) V et Flaviae Exsuperatae ann(orum) XX et Flaviae Constantinae ann(orum) II filis T(itus) [. . . .]tas et . . .

18. Grabstein (Fig. 26), 2^{m} hoch, 0·66^{m} breit, 0·10^{m} dick. Gefunden 1803 in Alt-Ofen am Fuße des Spitzberges.

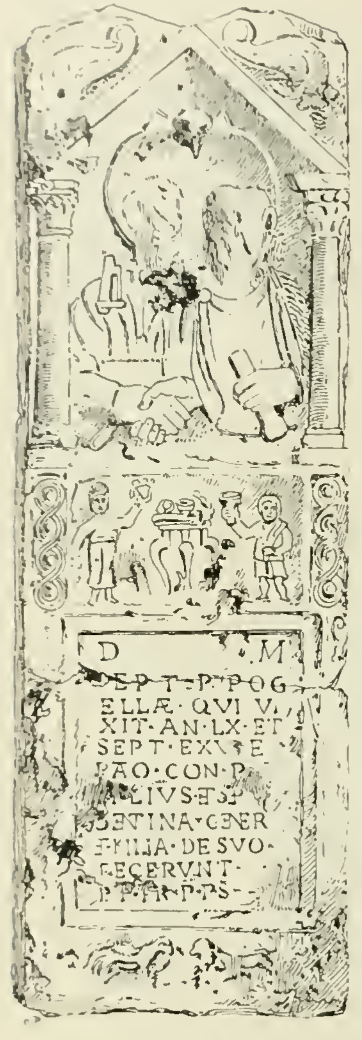


Fig. 26 Grabstein.



Fig. 27 Grabstein.

D(is) M(anibus). Sept(imiae) P[r]ocellae qui (sic) *vixit an(nos) LX et Sept(imio) Exu[p]e[r]ato con(iugi) P . . . ilius et Sep[t(imia) Va]lentina gener et filia de suo fecerunt. P(arentibus) p(ientissimis) pr(o) p(ietate) p(o)s(uerunt).*

Der obere Theil stellt in einer aediculaartigen Einfassung die Brustbilder eines Ehepaares dar. Die Dreiecke außerhalb des Giebels sind mit Delphinen geschmückt. Das untere Giebelgeison ist bloß oberhalb der Capitäle angedeutet, wodurch für die Brustbilder mehr Raum gewonnen wurde. Als Hintergrund für die Köpfe breitet eine von oben herabblickende Eule herzförmig ihre Flügel aus. Beide Gesichter sind verstoßen. Der Mann hält mit seiner Rechten die rechte Hand der Frau. In der Linken fasst er eine Schriftrolle. Bekleidet ist er mit einem an der rechten Schulter geknöpften und mit zottigem Saum versehenen Mantel. Die Frau trägt eine langärmelige, hochgegürtete Tunica. An der rechten Schulter sieht man eine große Fibel, mittelst deren die Tunica zusammengeheftet war. An der Stelle der Fibel auf der linken Schulter befindet sich eine Vertiefung. Das mittlere schmale Feld enthält die Opferdarstellung wie n. 17.

Laut der Inschrift wurde der Grabstein dem Ehepaare von der Tochter und dem Schwiegersohne gesetzt.

In der Inschrift sind namentlich Schluss von Z. 6; 7 und Anfang von Z. 7; 8 stärker beschädigt. Den Rest zu Anfang von Z. 8 hat der Zeichner auf den Buchstaben D bezogen, ich sehe ihn für ein L an.

19. Grabstein (Fig. 27), jetzt 1·57^{m} hoch, 0·38^{m} breit und 0·26^{m} dick. Gefunden an der Stelle der Finályschen Eisgrube, wo er als Seitenstück eines aus Kalksteinplatten zusammengefügten Grabes verwendet wurde.

Die Tafel zeigte, als sie vollständig war, unter mindestens drei Bogen ebensoviele Brustbilder neben einander, von denen nur das mittlere erhalten ist. Dasselbe stellt eine Frau dar. Der Kopf ist abgeschlagen, so dass nur der Contur des hohen Kopfputzes noch zu sehen ist. An ihrer Halsschnur hängt ein Halbmond. Tiefer unten wird der Ausschnitt des Hemdes sichtbar, das mit einer ovalen Scheibe verziert ist. Die Tunica bestand aus einem Vorder- und

einem Hintertheil, welche auf den Schultern durch zwei große Fibeln zusammengehalten werden. Eine zweite ovale Fibel scheint auch in die gegürtete Tunica zwischen den Busen gesteckt zu sein. In den Händen hält die Frau Früchte. Vom Brustbild rechts ist bloß die eine große Schulterfibel erkennbar und das vom Kopfe herunterhängende Tuch.

Oben war die Platte von einem dreieckigen Giebel bekrönt. Im Giebelfelde ein Kranz. Rechts und links vom kreisförmigen Akroterion waren vermuthlich zwei liegende Löwen angebracht.

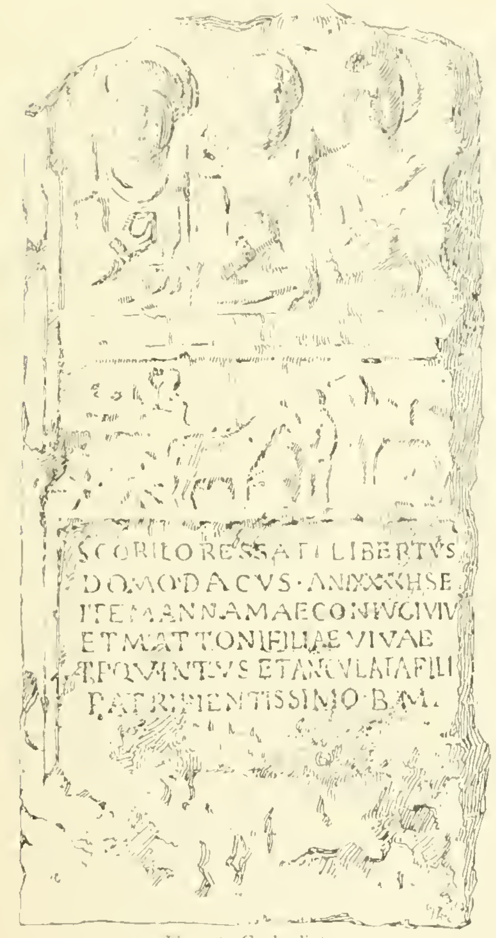


Fig. 28 Grabrelief

Scorilo Ressati libertus, domo Dacus, an(norum) IXXXX (wohl *XXXIX*), *h(ic) s(itus) e(st); item Annamae coniugi viv(ae) et Mattoni filiae vivae; T(itus) P(. . . ius) Quintus et An[g(?)]ulata fili patri pientissimo b(ene) m(erenti).*

20. Grabstein (Fig. 28), der obere Theil mit der Bekrönung fehlt. Jetzt $1{\cdot}80^{m}$ hoch, $0{\cdot}85^{m}$ breit und $0{\cdot}22^{m}$ dick. Gefunden 1893 in Ó-Buda, im Hofe des militärischen Depotgebäudes unter dem Pflaster. Die Vorderseite hat einen modernen grauen Anstrich, der darauf hinweist, dass der Stein früher irgendwo eingemauert war.

Von den drei Brustbildern im oberen Felde stellt das rechts einen Mann, die beiden anderen Frauen dar. Diese letzteren sind an ihrem hohen Kopfputze, an den großen Schulterfibeln und an den Armspangen kenntlich. Die eine links trägt um den Hals noch einen dicken Reif (torques). Armspangen scheint übrigens auch der Mann getragen zu haben. Die Haltung der Hände ist bei allen drei Brustbildern die gleiche. Die Linke ist untergeschlagen, während in der etwas erhobenen Rechten sich je ein Gegenstand befindet: ein Töpfchen, eine Rolle etc.

Auf dem Felde unter den Brustbildern links ist ein vierräderiger Wagen mit dem Kutscher dargestellt. Das vorgespannte Maulthier wird von einem Mann getränkt. Gegenüber rechts steht ein gesatteltes Pferd.

Die Buchstaben der Inschrift haben einen flüchtigen Charakter.

Ressatus, dessen Freigelassener Scorilo war, ist bereits bekannt durch Stempel auf einer Art pannonischer Gefäße aus grauem Thon, welche man in mehreren Exemplaren sowohl im Museum von Aquincum als im Nationalmuseum aufbewahrt.

21. Grabstein (Fig. 29), oben rechts und unten beschädigt, jetzt $1{\cdot}29^{m}$ hoch, $0{\cdot}91^{m}$ breit und $0{\cdot}17^{m}$ dick. Gefunden 1894 am Fuße des Dreihotterberges auf dem Grunde der Budapester Ziegelfabrik.

Im oberen viereckigen Felde, das keine Krönung gehabt zu haben scheint, die Brustbilder eines Ehepaares in roher Arbeit. Die Frau links hat einen hohen Kopfaufputz mit einem Schleier darüber, dessen Zipfel die Schultern berühren. Ihren Hals schmückt ein gewundener Torques, ihre Arme breite Spangen. Besonders deutlich sind die zwei großen Fibeln auf den Schultern. Die Tunica hatte geschlitzte Ärmel, die ihre Oberarme zum Theile entblößen. In der R. hält sie einen Becher, einen gleichen hält der Mann in der L., während er mit der R. einen Hammer fasst.

Die Darstellung im mittleren Felde ähnelt der von Nr. 20: links ein mit Waren beladener vierräderiger Wagen, von zwei Pferden gezogen, der Kutscher vorne sitzend; rechts ein Pferd nach links gewandt.

Die Buchstaben der Inschrift sind auf dem Stein bei weitem nicht so deutlich, wie auf der Zeichnung. Die Lesung ist unsicher.



Fig. 29 Grabrelief.

...]ucus Alei vi v us sibi t(itulum) p(osuit) [et]coniugi Lucil[ia]e ?) ... Kapitonis f[i]lia[e] an(norum) XXX.

22. Grabstein Fig. 30), jetzt 0·92^m hoch, 0·61^m breit und 0·18^m dick. Gefunden 1895 in Alt-Ofen (Ó-Buda) vor dem jüdischen Tempel bei der Canalisierung des Platzes. Rand nur links erhalten; von der aediculaartigen Einfassung des oberen Feldes blieb bloß die linke Halbsäule übrig.



Fig. Grabrelief

Flavia Aiulo, an-n(orum) XX, h(ic) s(ita) e(st). Gallio sorori pientis(simae) et Avitus consobrin[ae] pientissim[ae f(ecerunt)].

Dargestellt ist eine Frau mit einem Wickelkinde in den Armen. Ihr Kopf fehlt. Bekleidet ist sie mit einem Hemd, das an dem Halse einen Knopf hat, und mit einer Tunica, die auf der rechten Schulter mit einer großen Fibel genestelt ist.

In Z. 3 stammt der Punkt nach G nicht von der Hand des Steinmetzen.

Die junge Frau war vielleicht im Kindbett gestorben. Dass ihr Grabstein nicht von ihrem Manne, sondern vom Bruder und Vetter gesetzt ist, kann z. B. durch den frühen Tod des ersteren veranlasst sein.

Die Grabsteine 18—22 vermehren die Zahl der Zeugnisse für die Nationaltracht der alten Pannonier. Gleiche Fibeln, Halsringe und Armspangen sind in zahlreichen Originalen aus pannonischen Gräbern zutage gefördert worden, und nicht wenige Grabsteine, von denen eine große Anzahl im ungarischen Nationalmuseum aufbewahrt wird, liefern gleich denen von Aquincum den Beweis, dass unter der römischen Herrschaft namentlich die pannonischen Frauen mit aller Zähigkeit an ihrem nationalen Schmuck und Costüm festhielten. Insbesonders gilt dies auch von den in der Umgebung Aquincums wohnenden Eraviscern, vgl. Hampel, Az eraviscus nép és emlékei, Budapest Régiségei VI 31—72. Außerhalb Pannoniens finden sich an Bildwerken selten Bestandtheile altkeltischer Tracht, vgl. aber einen Grabstein im bairischen Nationalmuseum in München, die Büste einer Keltin aus der Serie der Welschbilliger Hermen (Hettner, Die röm. Steindenkmäler des Provincialmuseums zu Trier n. 808) und den Madrider Keltenkopf (Hübner, Antike Bildwerke in Madrid n. 258); letztere beiden tragen an dem Halsreifen die Lunula.

23. Sarkophag ohne Deckel, die linke Schmalseite ist abgebrochen. Jetzt 1·2^m lang, 0·55^m hoch und 0·57^m breit. Gefunden nächst der Donau, wo jetzt die Finálysche Eisgrube sich befindet. Die Inschrift greift zum Theil auf die rechte hervorstehende Platte hinüber.

. . . . . domo Mursa, vix(it) an(nos) XXXVI, stip(endiorum) XVIII, Aurelia Priscilla coiiux eiu[s], Prisca et Probilla filias (sic) *et [h]eredes posuerunt; qui defunctus est Perento* (sic) *et ossua eiius in [h]unc locu[m]* (sic) *sunt.*

Der Sarkophag war als Kindersarg verfertigt, und möglicherweise benützte man ihn erst, nachdem man die Überreste des Kindes entfernt hatte, zur Bergung der Asche eines Erwachsenen. Die Inschrift geht auf letzteren. Der Name des Verstorbenen kann

etwa auf dem fehlenden Deckel gestanden haben, was allerdings ungewöhnlich war. Aus dem erhaltenen Theile der Inschrift erfahren wir, dass der Todte aus Mursa (Essek) stammte und in Perinthus starb. Die Überführung seiner Asche nach Aquincum lässt sich durch die Annahme erklären, dass er als Soldat der II. Hilfslegion von Sept. Severus mit einem Detachement gegen Pescennius Niger geschickt wurde. In der Inschrift CIL VI 1408 werden ausdrücklich die *vexillationes Perinthi pergentes* erwähnt, deren Führer L. Fabius Cilo, der *comes* des Severus, war.



Fig. 31 Relief eines Grabsteins.

24. Theil eines Grabsteines (Fig. 31), 0·65^{m} hoch, 1·2^{m} breit und 0·25^{m} dick. Gefunden auf dem Grunde der Victoria-Ziegelei. Die Tafel mit der Inschrift, die oberhalb des Reliefs zwischen zwei Pilastern gefasst war, ist weggebrochen.

in der Linken eine Lanze, die unterhalb der Spitze mit einer Schleife geschmückt ist. Das Pferd erscheint gesattelt und angeschirrt; an der Brust hängen von den Riemen Halbmonde herab, der Sattel ist um den Bauch und unter dem Schweif mit Riemen befestigt. Rechts im Felde ist ein Zirkel, links eine Klammer und eine Ascia.

Analog sind die Darstellungen auf den Grabsteinen der *equites singulares* in Rom. Die Werkzeuge weisen vielleicht darauf hin, dass der Verstorbene ein Techniker war, wie denn thatsächlich ein *architectus* der *equites singulares* inschriftlich (CIL VI 3182) bezeugt ist.

25. Vorderseite eines Sarkophages aus Kalkstein (Fig. 32); es fehlt das Mittelstück. Die Höhe der Platte beträgt 0·7^{m}. Gefunden 1894 auf dem Grunde der Victoria-Ziegelei bei dem Baue des Kesselhauses. Die Inschrift lässt sich bloß zum Theile ergänzen.

D(is) M(anibus). M(arcus) Ul[p(ius) . . . . v]ete(ranus) leg(ionis) II adi(utricis) p(iae) [f(ideiis) qui v]ixit ann(os) LX[. . . . si]bi et Aur(eliae) Iul(iae) Ad[. . . coni]ugi eius f(aciendum) c(uravit).

Zu beiden Seiten in halbkreisrunden Nischen je eine sitzende Figur, als Gegenstücke gearbeitet, sich einander den Rücken zukehrend, jedoch mit nach vorn gerichteten Köpfen. Ihre Ausführung ist so roh, dass das Geschlecht nicht zu bestimmen ist. Trotzdem lassen sie keinen Zweifel, dass sie die Trauer um den Todten ausdrücken sollen.

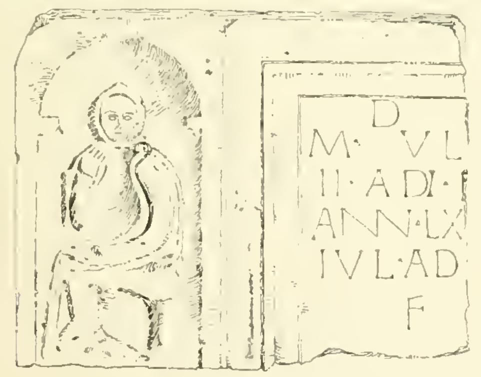




Fig. 32 Zwei Stücke der Vorderseite eines Sarkophages.

Auf der erhaltenen Platte sieht man ein Pferd nach rechts dargestellt, welches von einem Manne am Zügel gehalten wird. Dieser, en face stehend, ist mit einer tiefgegürteten Tunica bekleidet und hält

26. Hectors Lösung. Reliefplatte aus Kalkstein (Fig. 33), 1·15^{m} lang, 1·16^{m} hoch und 0·22^{m} dick. Gefunden 1889 bei der Donau an der Stelle der Finályschen Eisgrube.

Rechts sitzt Achilles nach links gewendet, und wie allem Anscheine nach auf Hectors Leichname. er die Rechte dem links knienden Priamus entgegenstreckt. Bekleidet mit der phrygischen Mütze, dem langen, bis zu den Füßen reichenden, hochgegürteten Armelchiton und dem im Rücken flatternden Mantel, hat der König sich auf das rechte Knie niedergelassen, senkt die linke Hand und erhebt die rechte, als wollte er die Knie des Peliden umfassen. Die über den Fingern seiner Rechten hängende Perlenschnur mag wohl den Preis der Lösung andeuten. Hinter ihm wird Kopf und Brust des Mercur sichtbar, während an der Seite Achilles Minerva steht.



Fig. 33 Hectors Lösung, Reliefplatte aus Kalkstein.

Der Mantel, dessen Ende über den linken Unterarm geschlagen ist, bedeckt bloß Unterleib und Beine. In der Linken hält er das Schwert geschultert, während

Der todte Hector in ähnlicher Lage auch auf den Bronzeplatten des Wagens im capitolinischen Museum, doch mit dem Kopfe dem Priamus zugewandt.

Budapest. VAL. KUZSINSZKY.

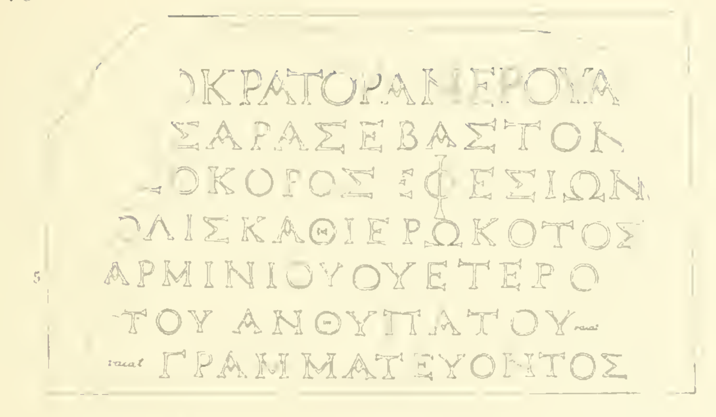
Ephesische Ehreninschrift des Kaisers Nerva.

Im Stadtgebiete von Ephesus fand Otto Benndorf im Herbst 1896 „am Nordhange des Bülbuldagh in ungefähr fünfzig Meter Höhe gegenüber dem großen Theater“ die folgende Inschrift, welche „auf einer $0{\cdot}6^{m}$ hohen, $1{\cdot}02^{m}$ breiten, $0{\cdot}22^{m}$ dicken Platte aus weißem Marmor steht. Die Platte lag frei auf dem Boden, in keinem erkennbaren Zusammenhange mit einer Ruine, muss aber Theil einer größeren Verkleidung (wohl einer Basis) gewesen sein, da sich die Schrift nach unten fortsetzte und in der linken Seitenfläche drei, in der rechten zwei Dübellöcher sich befinden. Beide Seitenflächen sind glatt, die untere hat nur glatten Rand, die obere ist rauh. Auch die Rückseite ist rauh und zeigt ein Dübelloch, dazu links und rechts zwei Einarbeitungen, die aber von einer späteren Verwendung des Steines herzurühren scheinen. Z. 1 hat $0{\cdot}055^{m}$, die folgenden $0{\cdot}04^{m}$ hohe Buchstaben.“ Das Facsimile ist nach einem von Benndorf angefertigten Abklatsche hergestellt, seine Copie hat am Schluss von Zeile 5 oben noch einen Rest des fehlenden Σ, am Schlusse von Zeile 6 in der Mitte der Zeile am Rande einen dreieckigen Punkt, der im Abklatsch nur in unsicherer Spur zu erkennen ist und vielleicht von dem Stil eines Blattes herrührt.

Die Inschrift ist gesetzt zu Ehren des Kaisers Nerva, zwischen dem Ende des J. 96, in welchem er den Thron bestieg, und Ende 97, in welchem er zugleich mit Trajan den Titel Germanicus annahm, beziehungsweise die Nachricht davon nach Asien gelangte.[1]) Die Schreibung νεοκόρος in Z. 3 begegnet auf Munzen und Inschriften von Ephesus häufiger als νεωκόρος.[2] Δὶς νεοκόρος war Ephesus erst seit Hadrian.

[1] Vgl. Dierauer in Büdingers Untersuchungen zur röm. Kaisergesch. I 27, 1

[2]) Vgl. Inscr. Brit. Mus. III p. 164.



Αὐτ]οκράτορα Νέρουα[ν
Καί]σαρα Σεβαστὸν
ἡ νε]οκόρος Ἐφεσίων
πό]λις καθιερωκότος
5 Κ]αρμινίου Οὐέτερο[ς
τοῦ ἀνθυπάτου,
γραμματεύοντος
. . . .

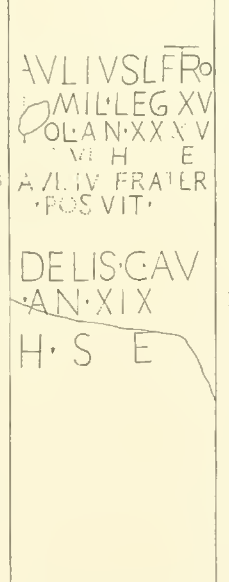
Nach Z. 5 ist der Dedicant C]arminius Vetus, der als Proconsul von Asien die Statue weiht. Man kannte bisher zwei senatorische Männer dieses Namens, den einen als Consul ordinarius im J. 116, den anderen als Consul ordinarius im J. 150 n. Chr., wahrscheinlich Vater und Sohn.[3] Der hier genannte muss nach einer ziemlich regelmäßig eingehaltenen Ordnung[4] unter Domitian, etwa um 85, Consul gewesen sein; man kann also vermuthen, dass er der Vater des cos. ord vom J. 116 sei.

Die seit Waddington bedeutend vermehrte Liste der Proconsuln von Asien bereichert sich sonach wieder um einen Namen.

Wien. ARTHUR STEIN.

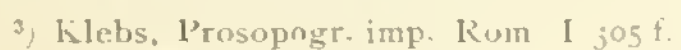
Ein Grabstein aus Bruck a. L.

Vor einigen Tagen erfuhr ich durch Zufall, dass im Spätsommer 1898 der Grabstein eines römischen Legionars in Bruck a. L. gefunden worden sei. Heute habe ich ihn auf dem Hofe eines der Brucker Gemeinde gehörenden Hauses in der Feldgasse gesehen. Er ist in zwei Stücke zerbrochen, die sich zu einer 2·07 m hohen, geradlinigen und vollkommen schmucklosen Stele ergänzen. Schon das Äußere spricht deutlich für ein hohes Alter des Grabsteins; ja ich glaube, unbedenklich diese Form der Grabsteine in unseren Gebieten noch vor die verwandte, gleichfalls noch in die Mitte des ersten Jahrhunderts reichende Form der oben durch einen Halbkreis abgerundeten und sonst schmucklosen Stelen setzen zu dürfen. Die Steinplatte ist 0·22 m dick und 0·67 m breit; dass ihr linker Rand später abgearbeitet worden ist, zeigt der Zustand der Inschrift:



[. . .] Aulius L(uci) f(ilius) Tro(mentina) . . . . ., mil(es) leg(ionis) XV [A]pol(linaris), an(norum) XXXV, [st]ipendiorum X]VI h(ic) [s(itus)] e(st). [. .] Auliu[s] frater posuit. [Fi]delis C(ai) Au[l(i) l(ibertus?)] an(norum) XIX h(ic) s(itus) e(st). Einer der beiden Brüder wird Gaius als Vornamen geführt haben, worauf die Bezeichnung des Patrons in Z. 7 zu führen scheint, wahrscheinlich der Legionar. Ob zu Ende der Z. 7 AV oder AVL auf dem Steine geschrieben war, vermochte ich nicht zu erkennen; die oben vorgeschlagene Ergänzung Au[l(i) l(ibertus)] braucht nicht richtig zu sein, vielleicht ist Au[li] zu lesen und Fidelis als Sclave, bezw. Sclavin aufzufassen.

Die Brüder entbehren des Cognomens, während der an letzter Stelle genannte Fidelis bloß durch dieses bezeichnet wird. Fidelis ist ein für Sclaven und Freigelassene sehr geeigneter Name, und dieser Gebrauch ist häufig genug belegt; anderseits kenne ich augenblicklich nur zwei Fälle, in denen Personen, die sich durch Nennung ihres römischen Vaters als ingenui gerieren.



[3] Klebs, Prosopogr. imp. Rom I 305 f.

[4] Vgl. Waddington, Mémoires de l'acad. des inscr. et belles lettres XXVI 1, 240 f; Fastes 659; G. Zippel, Die Losung der consularischen Proconsuln, Königsberg Progr 1883.

[illegible] — wenigstens nicht erwiesenermaßen — von Freigelassenen abstammen, dieses Cognomen führen CIL VIII 1042 = 15833; XII 2603 add.), und von diesen beiden entstammt der eine, da er Spurii filius ist, einer nach römischen Rechtsbegriffen nicht unbemakelten Verbindung. Gewöhnlich bezeichnet Fidelis einen Mann, doch führten diesen Namen mitunter auch Frauen.[1]

Die Heimat des Legionars ist mit Rücksicht auf die Tribus Tromentina, zu der sie gezählt wird, nur in Mittel- oder Nordwest-Italien oder im Süden Dalmatiens zu suchen. Ich habe an aEq (Aequum in Dalmatien) gedacht, vermochte aber weder für noch gegen diese Ergänzung aus den verscheuerten Resten der Inschrift Anhaltspunkte zu gewinnen; auch die Vertheilung der gens Aulia auf Inschriften jener Gebiete liefert keinen brauchbaren Behelf für eine Entscheidung.

Der Stein ist mit vielen Baustücken einer romanischen Kirche (wie der gelehrte und überaus gefällige Stadtpfarrer von Bruck, Dechant J. Bauer, vermuthet: der Martinskirche[2]) bei Bruck) aus einem Stück der Stadtmauer gezogen worden, welches nächst der Stelle des ehemaligen (1878 abgerissenen) Wiener Thores abgebrochen werden musste, um Platz für die Anlagen des ‚Kaiser Franz Josef Jubiläums-Kindergartens' zu schaffen. Er war ehemals, die Inschrift nach oben, als Boden einer Geschützscharte eingefügt worden; wo die benachbarten Zinnen aufstanden, hatte die Inschrift nicht gelitten; umso ärger war der mittlere Theil beschädigt worden.

Den ursprünglichen Aufstellungsort zu ermitteln, kann ich nicht versuchen. Das am Fuße des Spittelbergs im Areal des Brucker Lagers aufgefundene Gräberfeld, das Sacken in den Sitzungsberichten der Wiener Akademie 1851 beschrieben hat, und dessen Ausbeute zum Theil noch im Brucker Rathhause verwahrt wird, gehört wohl einer viel späteren Epoche an, vielleicht erst dem IV. Jahrhundert. Dass die Inschriftsteine, als deren Provenienz Bruck angegeben wird, im Stadtgebiet gefunden worden sind, glaube ich nicht, ohne ausreichende Bestätigung zu finden.[3]) Es wäre also nicht ganz ausgeschlossen, dass der neugewonnene Inschriftstein aus der 4 bis 5 Kilometer gegen Norden entfernten Ruinenstätte bei Höflein gekommen ist, über die ich an anderer Stelle ausführlichere Mittheilungen zu geben in der Lage bin. Ungefähr gleich weit liegt eine andere Fundstätte, die etwas über 5 Kilometer gegen Osten entfernt ist. Es sind dies die Heidwiesen vor Parndorf,[4]) deren Lage die vom Verein für Landeskunde von Niederösterreich herausgegebene ‚Administrativkarte' veranschaulicht. Ein Besuch, den ich in Gemeinschaft mit Herrn Dechant Bauer diesem Platz abstattete, überzeugte mich von der Thatsache seiner Besiedlung in römischer Zeit. Auf der ‚oberen Heidwiese' ragt noch eine Ecke sehr starken römischen Mauerwerks aus dem Boden frei heraus; es ist aus Steinen und Ziegeln in Gusswerk hergestellt und nach außen durch kleine Steinquadern verkleidet; die eine Mauerlinie konnte ich deutlich fast 11^{m} weit verfolgen, die rechtwinklig anstoßende etwa 7^{m} weit; letztere schätzte ich auf wenigstens 1·2^{m} Dicke. Das Gebiet rundum ist mit Ziegelfragmenten und Bruchsteinen durchsetzt und bestreut, obwohl die Bauern den guten fetten Boden der Ackerkrume durch energische Beseitigung der antiken Reste einträglicher zu gestalten sich seit Jahren bemühen. Dechant Bauer hat von hier ein Bruchstück einer pelvis und Stücke von Dach- und Wandziegeln nach seiner Wohnung gebracht; unter den Ziegeln trägt einer in rückläufiger Schrift den Stempel *leg. X g. p. f.* Über Münzen und Anticaglien vermochte ich nichts zu erfragen. Das Fundgebiet erhebt sich wenige Meter über eine Bodensenkung, die in früherer Zeit wahrscheinlich zum Inundationsgebiet der Leitha ge-

[1] V 7384; VIII 5078; IX 1418; 1544; 1989 sämmtlich Freigelassene; fidelis IX [illegible] halte ich nicht für ein Cognomen.

[2] Vgl. über diese J. Bauer, Die Stadtpfarrkirche zur allh. Dreifaltigkeit in Bruck a. L. 18[illegible] S. 95 f.

[3]) Ich benütze diese Gelegenheit, um eine fragwürdige Ortsbestimmung der Inschrift CIL III 4537 (nach einem mangelhaften Abdruck bei Hormayr, Archiv 1827 S. 27 wiederholt und, da der Stein verschollen ist, seither nicht nachverglichen) richtigzustellen. Hormayrs Gewährsmann weiß die Inschrift ‚im Neudorfel von Bruck an der Leitha'; das ist nicht Neudorf, wie im CIL angenommen worden ist (‚immo Neudorf prope Bruck'), welches etwa 10 Kilometer in der Luftlinie von Bruck entfernt ist, sondern es ist zweifellos, wie mir Dechant Bauer auf meine Anfrage hin schreibt, „die Ansiedlung jenseits der Leitha gemeint, wo gegenwärtig der Bahnhof und die Militäranlage sich befinden. Es war diese Ansiedlung bis in die neueste Zeit mit der Stadt Bruck a. L. vereinigt; erst im verflossenen Jahre wurde sie getrennt und bildet nun eine vollständige ungarische Gemeinde. Sie kommt stets unter dem Namen Bruck-Neudorf vor zum Unterschied von Neudorf, welches in Ungarn unterhalb Parndorf liegt. Da ein Neudörfl auch in der Nähe von Neustadt auf ungarischem Boden liegt, so dürfte wohl der Beisatz ‚von Bruck a. L.' entscheidend sein." Diese Inschrift war übrigens nicht isoliert gefunden, sondern in einer 1827 oder nicht lange vorher aufgedeckten Reihe von Gräbern bemerkt worden, also wohl in der Nähe der 1850 am Spittelberg aufgedeckten Gräberanlage.

[4]) Noch 2 Kilometer von diesem entfernt.

hörte und versumpft war; heiteres und nebelfreies Wetter, das ich leider nicht vorfand, gestattet, wie mir von verschiedenen Seiten versichert wurde, den freien Ausblick gegen Höflein einerseits, anderseits gegen Petronell, Hundsheim und die bei Deutsch-Altenburg zur Donau vorspringende Bergnase mit Tumulus und Kirche. Jedesfalls verdient dieser Platz schon wegen der Frage der Wegverbindungen eine eingehendere Prüfung. Es sollte mich sehr freuen, wenn ich dazu durch diese mageren Notizen anregen sollte, denen ich nur diesen einen Besuch in den Nachmittagsstunden eines Wintertages zugrunde legen konnte.

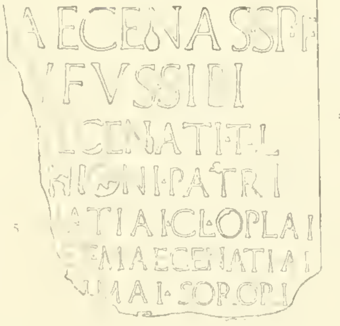
Die Möglichkeit einer der Stadt Bruck näher gelegenen Fundstelle zu leugnen fällt mir nicht ein. Jedesfalls hat sich mir im Vorjahre bei verschiedenen Gelegenheiten, und noch, bevor ich meine Absicht, das Leithathal vollständig abzustreifen, durchzuführen in der Lage bin, die Überzeugung aufgedrängt, dass zwischen Carnuntum und Scarabantia auch im Leithathal ziemlich früh eine Straßenverbindung entstanden und von Ansiedlungen begleitet gewesen sei. Darüber will ich an anderer Stelle sprechen. Nur zwei Dinge seien gleich hier erwähnt, einmal dass in Trautmannsdorf (10 Kilometer von Bruck a. L.) wiederholt Gefäß- und Ziegelreste, so neuerdings von Herrn Rohde, dem Verfasser der Studie über die Münzen des Kaisers Aurelian, in seinem Weingarten beobachtet worden sind; dann aber auch, dass der Grabstein eines Soldaten der 15. Legion, von dem Lazius in Sumarino (sive Zamuro, ubi vestigia ad muros oppidi) in pariete templi ein Bruchstück gesehen haben will (CIL III 4535), nicht im Leithathal bei Trautmannsdorf gefunden worden ist. Vielmehr hat Lazius, der einzige Gewährsmann dieser Notiz des CIL, an das nahe bei Ung.-Altenburg gelegene, von jenem österreichischen Dorfe fast 40 Kilometer entfernte Straß-Sommerein (= Hegyes hálom[1]) gedacht: „Sumareyn, qui in ea via quae a Pruga sive Haymburgo Altenburgum Hungariae ducit." Daher habe ich, bevor ich das Versehen des CIL und seiner Karte erkannte, in Sommerein bei Trautmannsdorf vergeblich nach jenem Inschriftstein gesucht, übrigens überhaupt dort vergeblich nach irgendwelchen Anzeichen antiker Cultur gefragt.

Wien 6. Januar 1899. W. KUBITSCHEK.

Funde in Pola und Umgebung.

1. Etwa 3/4 Stunden östlich von Pola, 1/4 Stunde von der südlich vorbeiziehenden Via Sissano entfernt, in unmittelbarer Nähe der Stanza Kresavanić, sind auf einem isoliert aus der Ebene ansteigenden niedrigen Hügel — im Volksmunde heißt der Ort Gradina — unter Buschwerk und Gras einige Mauerzüge verfolgbar. Innerhalb derselben tritt ein Fußboden aus grobem Beton und eine Stufe zutage. Ebendort wurde in einer roh in den Felsgrund eingehauenen Vertiefung von circa 2m im Geviert und 1·5m Tiefe ein Grabsteinblock aus Kalkstein gefunden, dessen rückwärtiger Theil des leichteren Transports halber von dem Finder abgespalten und zerschlagen wurde, während er links alt abgesplittert ist. Er ist 0·82m hoch, im Maximum 0·78m breit und 0·55m dick; ursprünglich betrug die Dicke um mindestens 0·25m mehr. Nach diesen Dimensionen zu schließen, muss der Stein irgend einen Aufsatz, etwa eine Pyramide getragen haben, wenn gleich dessen obere Fläche keine Spur von Befestigung oder verschiedener Rauhung zeigt. Die Schwere des Blockes lässt vermuthen, dass er in loco gefunden wurde; mit der Zeit sank er in den Grabraum, die obenerwähnte Grube, hinab.

Auf der Vorderfläche ist in schönen, 0·045 bis 0·085m hohen Buchstaben folgende Inschrift eingegraben:



. M]aecenas · Sp · f ·
R]ufus · sibi
et · T · M]aecenati · T · l ·
Amph]ioni · patri
5 *et · Egn]atiai · C [·] l · Oplai*
matri ·]et · Maecenatiai
Sp · f · Troph?]imai · sorori

Die Inschrift ist links und vielleicht auch unten unvollständig; eine Querhaste knapp über der abgesplitterten

[1]) Das auf der Schüttinsel gelegene Sommerein wird ungarisch Somorja genannt.

unteren Kante des Steines scheint nämlich nicht zufällige Verletzung, sondern ein Meißelstrich zu sein, der etwa zu einem F gehört haben könnte. Dasselbe müsste allerdings auf einen zweiten Block übergegriffen haben. Auf letzteren könnte auch der Umstand schließen lassen, dass Z. 7 der Inschrift bloß 0·03 m von der unteren Kante des Steines absteht.

Z. 7 in. ist die Ergänzung zu Trophimai zwar nicht wegen des Raumes, welcher auch dann ausreicht, wenn wir für das Pränomen des Grabmalstifters nur ein einbuchstabiges Sigel einsetzen, aber wohl, wie Eugen Bormann bemerkt, wegen des römischen Cognomens des Bruders, Maecenas Sp. f. Rufus, und wegen der Seltenheit des Dativ-Ausganges —ai bei griechischen Eigennamen auf —e zweifelhaft. Da links oben von I kein Rest erhalten ist, trotzdem dazu genügender Raum vorhanden wäre, sind Buchstaben wie B, D, E, P u. ä. unwahrscheinlich.

Die Fassung der Inschrift und ihre Buchstabenformen weisen in die erste Hälfte oder die Mitte des 1. Jahrhunderts n. Ch., wozu die Dative auf —ai stimmen. Während Aquileja eine ziemliche Anzahl entsprechender Formen besitzt, die sich nach Westen zu vermehren, bietet Triest nach Ausweis von CIL V nur drei Parallelen, Istrien nur eine einzige, n. 8184; Mommsen hält letzteres Stück für die älteste istrianische Inschrift.

Das Monument bietet ein neues Beispiel für Sp. f., während der Vater ein Freigelassener ist. Ueber die Bedeutung der Bezeichnung Sp(uri) f(ilius) vergl. Hübner in Müllers Handbuch I¹ 500, I² 657. Speciell für Pola gewinnt es Interesse durch die Gentilnamen Maecenas und Maecenatia. Ein Maecena.. erscheint noch in einer anderen Polesaner Inschrift, CIL V 44. Römische Kaiser hatten nachweisbar (vgl. Mommsen CIL V S. 3) in der Gegend von Pola Landbesitz, der von ihren Freigelassenen verwaltet wurde. Dasselbe wird sich nun für Maecenas annehmen lassen, und zu seinen Freigelassenen mögen die Leute in Beziehung stehen, auf deren Grab einst der Steinblock stand.

2. Von derselben Stelle wie n. 1 stammt angeblich das Fragment eines deckellosen Sarkophages von 1·88 m Länge, 0·55 m Höhe und 0·81 m Tiefe, dessen linke Seitenwand sammt den anstehenden oberen Stücken der vorderen und der hinteren Längswand fehlen. Es liegt jetzt vor dem obgenannten Gehöft. Die Vorderfläche trägt in späten, rohen Schriftzügen folgende Inschrift, welche vollständiger CIL V 103 publiciert ist:

D(is) M(anibus)
Ae]liae Artemisiae Aeliu[s
T]rophimus matri pien-
t[i]ssime [f]ecit.

Die Punkte sind mit Ausnahme des letzten in Z. 3 unsicher. Das S von Aelius in Z. 2 hat der Steinmetz weggelassen, die vier letzten Buchstaben in Z. 3 scheinen aus PIPI corrigiert, in Z. 4 Anfang steht fehlerhaft T für I, Z. 4 Mitte E statt F. In Z. 2 zu Anfang las Mommsen noch Reste der Buchstaben liae Ar, die jetzt fehlen.

3. Vor einigen Wochen erwarb ich für das hiesige Museum von einem Bauer in Altura 14 römische Kupfermünzen von meist schlechter Erhaltung, von denen 12 bei Altura, an derselben Stelle, wo vor 2 Jahren bei Versuchsgrabungen römische Bauglieder und Inschriften zum Vorschein kamen, (Mitth. d. Centralcomm. XXIII 63 ff.), 2 bei der an der Straße Pola — Altura gelegenen Dampfmühle Deghenghi gefunden wurden. Außer einer schlecht erhaltenen Mittelbronze des Caligula (Cohen, Monnaies I 150, 21) und je einem Sesterz des Claudius (Cohen I 166, 88; Gewicht 27·175 *g*) und der Lucilla (Cohen III 47, 65?; Gewicht 24·03 *g*) sind es durchgängig Kleinbronzen später Zeit, des Claudius Goth., Constantius, Gratianus und der Constantinopolis; 5 Stück lassen sich infolge ihres Erhaltungszustandes nicht näher bestimmen, gehören aber sicher in dieselbe späte Epoche. Die an sich wertlosen Münzen beweisen durch ihren Fundort, dass jene oberwähnten Steinfunde in loco zutage traten, und sind ein neues Symptom für die einst starke Besiedlung der Pianura di Altura.

4. Auf der Insel Brioni bei Pola traten bei Anlage einer Straße antike Reste zutage, welche im Verein mit früheren Funden nicht ohne Interesse sind. Vorderhand notiere ich sie mit einigen Worten und denke, sie an der Hand von Aufnahmen näher

zu erläutern, welche die hiesige Genie-Direction auf mein Ersuchen bereitwilligst in Aussicht gestellt hat.

Seit langem wusste man, dass in der an der Ostküste der Insel gelegenen Val Catena zu Zeiten starker Ebbe eine größere Zahl römischer Mauerzüge über den Wasserspiegel emporragen. Nach Mosaikresten, die man auf dem Meeresgrunde wahrnehmen kann, wird es sich nur um Hausmauern handeln; theilweise mochten sie aber die Bucht gegen die See hin abschließen. Denn es ist nicht unmöglich, dass in dem Namen Val Catena, wie der Besitzer der Insel, Herr Kupelwieser, meint, noch eine Erinnerung an einen ehemaligen Kettenverschluss des so gebildeten Kanals fortlebt. Am nördlichen Ufer der Bucht fand man kleine Cisternen, angeblich eine Wanne für ein Seebad und einen kurzen kellerähnlichen Gang. Außerdem weisen auch zahlreiche Ziegelfragmente auf eine Besiedlung hin. Auf einem hochgelegenen Punkte im Innern der Insel fand man eine große, angeblich dreitheilige, mit zwei Filtern versehene Cisterne. Ein nebenan in die Erde gebohrter Stollen könnte nach der Ansicht von Fachleuten von einem Schöpfwerk herrühren, durch welches das erwähnte Reservoir und durch dieses auch andere Punkte der Insel mit Wasser versorgt wurden. Darauf deuten auch große Fragmente von Bleiröhren, welche in der Richtung gegen diese Anlage hin zum Vorschein kamen.

Zu diesen Zeugnissen, die sich aus CIL V vermehren lassen, traten nun unlängst an der Val Catena folgende neue Funde:

a) Reste von verschiedenen Bruchsteinmauern und Mosaikfußböden. Einer der letzteren zeigt ein schwarzes Vierpunkt-Muster auf weißem Grund. Die aufgegrabene Erde ist durchsetzt von schwarzen und weißen Mosaikwürfeln und Ziegelstückchen. In einem Ziegelfragment mit AFAES ist der Anfang des in Pola bereits mehrfach vertretenen Stempels *A(uli) Faesoni A(uli) f(ili)* erhalten, vgl. CIL V 8110, 81 a; b.

b) Rest einer kleinen Badeanlage, eines Rundbaues mit vier Eingängen, ebensovielen Wandnischen und mit Hypokausten, über welchen sich ein Stück des Fußbodens erhielt.

c) Rest einer gewerblichen Anlage, vielleicht einer Walkerei: in einem gestreckten Oblongum liegen einreihig nebeneinander, durch Steinplatten getrennt, drei rechteckige, bloß ca. 0·08^{m} tiefe Steinwannen. Längs des Oblongums läuft beiderseits eine seichte Wasserrinne. Nebenan sieht man deutlich die Standplätze für drei große, runde Kübel.

Da die Erdarbeiten auf Brioni fortgeführt werden, sind weitere Funde noch zu erhoffen.

Pola, Jänner 1899.

RUDOLF WEISSHÄUPL.

Ephesische Inschrift eines Tribunen der Legio VI Macedonica.

In der Nordmauer des oberen byzantinischen Castells von Ajardluk fand Otto Benndorf im Juni 1895 eine 0·41^{m} hohe Inschrift aus weißem Marmor, die Schriftfläche nach unten, verbaut und ließ sie zum Behufe von Copie und Abklatsch aus dem Verband herausnehmen. Sie hat oben und zu beiden Seiten freien Rand und ist vollständig. Das folgende Facsimile ist nach dem Abklatsch hergestellt und gibt nur die Schriftfläche.

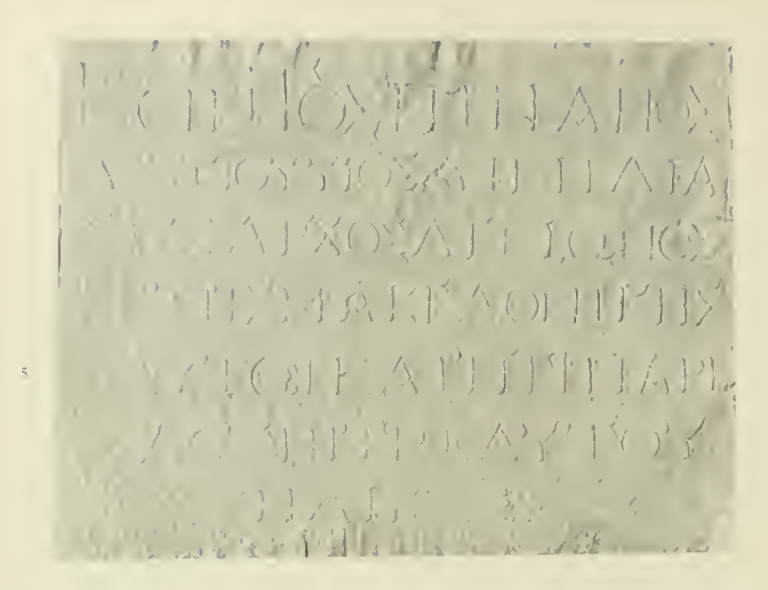
In bemerkenswerter Weise schließt die legio VI Macedonica, die in dieser Inschrift zum erstenmale genannt wird, die Reihe der Legionen gleichen Namens, so dass die Ziffern dieser Legionen — IV, V, VI, VII, VIIII — beinahe lückenlos fortschreiten[1]. An Bedeutung gewinnt dieses Zeugnis, weil es die Zeit, in der dieser Beiname entstanden ist, bestimmt. Denn das Fehlen des Cognomens[2] im Namen[3] des tribunus militum Quintus Pinarius zeigt, dass dieser Officier im Heere der Triumvirn gedient hat. Dadurch erhält die tiefgehende Bemerkung Mommsens, dass den Legionen dieser Name zur Erinnerung an den Sieg von Philippi verliehen wurde,[4] eine wesentliche Stütze. Bei der Bildung seines Heeres, in der Zeit von Caesars Tod bis zur

[1] Die IV und V Macedonica haben diesen Beinamen immer behalten. Die VII, welche später den Beinamen Claudia erhielt, heißt Macedonica CIL X 1711; 4725; 8241; III Suppl 7380. Die VIIII Macedonica, schon unter Augustus Hispana genannt, ist nur durch CIL III 551 bezeugt.

[2] Für Officiere von Ritterrang ist in dieser Zeit das Cognomen bereits gewöhnlich. Das bekannteste Beispiel ist Quintus Horatius Flaccus. Ebenso CIL V 50. Vgl. dazu Neue Heidelberger Jahrb. IV 188.

[3] Das Praenomen seines Vaters, Lucius, beweist, dass das Geschlecht der Pinarii dieses Praenomens sich bedient hat, so dass die leider verschollene Münze Eckhel D. n. V 272, welche Pinarius Scarpus ‚Lucius' nennt, vielleicht doch echt war.

[4] Res gestae divi Augusti 19.



Κοίντος Πινάριος
Λουκίου υἱὸς Αἰμιλία
χιλίαρχος λεγεῶνος
ἕκτης Μακεδονικῆς
5 ἑαυτῶι καὶ Πειναρί-
α Δόξῃ τῇ ἑαυτοῦ
γυναικί.

Schlacht bei Philippi, hat Octavianus mit sicherem politischen Blick jene Legionen, welche aus den Veteranen Caesars gebildet waren, unter seine Truppen aufgenommen.[5] Gewiss ist für die IV, V, VII der Caesarische Ursprung durch das Thierbild, den Stier.[6] Aber auch für die VIIII Macedonica lässt sich die Neubildung aus Caesars Veteranen bis in die Zeit vor der Schlacht bei Philippi zurückverfolgen. Denn sie ist identisch mit der VIIII triumphalis.[7] Der einzige historische Anlass, aus welchem die Entstehung dieses Beinamens erklärt werden kann, ist der Siegeseinzug der Triumvirn in Rom im Jahre 43; vergl. Appian B. c. IV 7 ἐσῄεσαν δ' οἱ τρεῖς τρισὶν ἡμέραις, ἀνὰ μέρος ἕκαστος αὐτῶν, ὁ Καῖσάρ τε καὶ ὁ Ἀντώνιος καὶ ὁ Λέπιδος, σὺν ταῖς στρατηγίσι τάξεσι καὶ ὁπλιτῶν ἕκαστος ἑνὶ τέλει. Man wird annehmen dürfen, dass die legio VIIII im Heere Octavians für diese einzige Ehre ausersehen war.[8] Sowohl die VIIII als die VII Macedonica haben später ihren Namen geändert. Das Gleiche muss auch für die VI Macedonica gelten. Denn die legiones sextae des Augusteischen Heeres führen die Namen Victrix und Ferrata. Beide sind Caesarischen Ursprungs,[9] aber die VI Ferrata hat ihre Ziffer erst später durch Antonius erhalten, während die VI Victrix im Heere des Augustus stand, also ihre Caesarische Ziffer führte.[10] Die Veteranen dieser Legion waren in Arelate deduciert[11] und wurden von Lepidus im Jahre 43 wieder unter die Fahnen gerufen. Wie hoch Augustus das Andenken der Sieger von Philippi hielt, zeigt das Omen, das Tiberius auf seinem Zuge nach Armenien in Philippi zutheil

[5]) Neue Heidelberger Jahrb. IV 183, 3.

[6]) Arch.-epigr. Mitth. XV 184.

[7]) CIL V 397 L. Vinusius L. f. veter leg. VIIII triumphalis mit Mommsens Commentar.

[8]) In den Heeren der anderen Triumvirn, deren Bildung wir genau verfolgen können, hat sie sicher nicht gestanden. Dagegen ist es durchaus möglich, dass sie zu den neuen Legionen gehörte, welche Octavianus nach der Schlacht bei Mutina in Italien gebildet hat. Neue Heidelberger Jahrb. IV 180, wo ich mit Unrecht die neugebildeten Legionen des Octavianus alle für Recrutenlegionen gehalten habe.

[9]) Der Stier als Thierbild der VI Victrix ist so gut wie gesichert durch die Reliefs Bruce, Lapidarium septentrionale 151 u. 152, die ich in meiner Abhandlung, Die Fahnen, mit Unrecht auf einen numerus bezogen habe. Die VI Ferrata hat den Stier auf den Münzen Arch.-epigr. Mitth. XV 1[illegible].

[10]) Arch.-epigr. Mitth. XV 187.

[11]) CIL XII p. 77 und dazu Neue Heidelberger Jahrb. IV 182. Dass auch die Septimani in Beterrae und die Octavani in Forum Iulium von Caesar deduciert sind, zeigt die Tribus dieser Städte, die Pupinia und Aniensis. Die augusteische Tribus ist für die Narbonensis die Voltinia. Vgl. Kubitschek, Imp. Rom. trib. discriptum 204. Wenn andererseits Caesar Veteranen aus der VII und VIII auch in Campanien angesiedelt hat, so erklärt sich dies aus der Geschichte der Legionen. Ursprünglich bestanden die Legionen Caesars im gallischen Kriege aus Italikern; aber im Laufe des langen Krieges wird Caesar die Legionen aus Südgalliern ergänzt haben. Diese erhalten dann ihren Landbesitz in Südgallien. An der Angabe Suetons, Tib. 4 pater Tiberii . . ad deducendas in Galliam colonias, in quibus Narbo et Arelate erant, missus est hat Kronmayer, Hermes XXX 10, eine ganz verkehrte Kritik geübt.

wurde: Dio LIV 9, 6 καὶ ἤδη γε καὶ περὶ τῆς μοναρχίας ἐνενόει, ἐπειδὴ πρὸς τοὺς Φιλίππους αὐτοῦ προσελαύνοντος θόρυβός τέ τις ἐκ τοῦ τῆς μάχης χωρίου ὡς καὶ ἐκ στρατοπέδου ἠκούσθη, καὶ πῦρ ἐκ τῶν βωμῶν τῶν ὑπὸ τοῦ Ἀντωνίου ἐν τῷ ταφρεύματι ἱδρυθέντων αὐτόματον ἀνέλαμψε = Sueton. Tib. 14: Et ingresso primam expeditionem ac per Macedoniam ducente exercitum in Syriam accidit ut apud Philippos sacratae olim victricium legionum arae sponte subitis conlucerent ignibus. Das Lager mit den Altären stand solange Zeit nach dem Siege noch wohlerhalten. Die eigentliche Bedeutung des Omens liegt darin, dass die Altäre, welche dem Mars ultor, dem Rächergott von Philippi und dem Kriegsgott der neuen Dynastie[12]), errichtet waren, aufflammen wie nach jenem Siege.

Wien 16. März 1899.

A. v. DOMASZEWSKI.

Das Grab des Parthenios.

Das Epigramm 1089 in Kaibels Sammlung (jetzt IGSI 1089) scheint mir noch einer weiteren Erörterung zu bedürfen, wobei ich selbstverständlich das, was Kaibel dort 492 f. und im Hermes XI 370 ff. dargelegt hat, als bekannt voraussetze. Nach dem, was Mommsen über den Fundort desselben bemerkt hat, und nach den Andeutungen, welche das Gedicht gibt, zu urtheilen, befand sich in oder bei der villa Tiburtina Hadrians ein Grab, das als Aufschrift eine Dichtung des Parthenios trug. Bei einer Überschwemmung der Gegend, die ein Fluss oder Bach namens Anauros verursachte, war es zerstört worden und die Aufschrift verloren gegangen. Dass der Name Anauros dem bizarren Einfalle Hadrians, Örtlichkeiten in seiner Villa classische Namen zu geben, seinen Ursprung verdankt, hat Wilamowitz vermuthet, und wir müssten dann annehmen, dass dieser Name gewählt wurde, weil der Anauros mit Iolkos und der Argo zusammenhängt. Aber es liegt hier eine deutliche Reminiscenz an Hes. Scut. 477 f. τοῦ δὲ τάφον καὶ σῆμ' ἀιδὲς ποίησεν Ἄναυρος ὄμβρῳ χειμερίῳ πλήθων vor. Und darnach ist es durchaus nicht ausgeschlossen, dass der Anauros mit Rücksicht auf diese Stelle so genannt ist und somit ‚ein Anauros' zu übersetzen wäre. Da die Grabinschrift verloren war und nicht wiederhergestellt werden konnte (man kannte also beiläufig ihren Inhalt, aber nicht ihren Wortlaut), ließ der Kaiser eine von ihm verfasste Inschrift anbringen, welche die Heimat des Parthenios und seinen Dichterruhm unter besonderem Hinweis auf den Elegienkranz, den er seiner verstorbenen Gemahlin Arete gewidmet hatte, verkündete. Wessen war nun dies Grab? Kaibel meint, dass Arete dort bestattet war. Wenn man aber die Inschrift Hadrians und namentlich die Verse 11 f. in Betracht zieht, liegt es näher zu vermuthen, dass das Grab die Asche des Parthenios und der Arete umfasste. Der Dichter hatte das Grab seiner Gattin mit einer Inschrift geziert, die ankündete, dass er auch selbst hier seine Ruhestätte finden werde. Man kann hiefür neben anderen Inschriften n. 293 bei Kaibel vergleichen, wo Glykon seiner Gemahlin Pantheia ein Denkmal setzt und am Schlusse des Grabepigrammes hinzufügt: ἔνθα καὶ αὐτὸς ἐγὼ κείσομ' ἀποφθίμενος, was, wie das später beigesetzte Distichon (v. 32 f.) bezeugt, auch verwirklicht wurde. Bemerkt sei noch, dass die Verse 22 f. eine Nachahmung von Odyss. ϑ 70 f. enthalten. Dies vorausgesetzt, erklärt sich die Inschrift Hadrians in vollkommen befriedigender Weise. Darnach ergäbe sich also, dass Parthenios, was man ja ohnehin vermuthen muss, in Rom gestorben ist, und dass er bei Tibur eine Besitzung hatte, auf welcher er das Grab errichten ließ. Der erste Vers der Inschrift lässt sich vielleicht so herstellen: Αὐτοῦ τὸ πρὶν ἰδεῖν; die Auslassung von ἦν könnte man mit Rücksicht auf τὸ πρὶν entschuldigen; ἀριδείκετον ist wohl statt ἀριδεικέτου nach der bekannten Construction gesetzt. Dass Hadrian ein besonderer Verehrer des Parthenios war, lässt sich wenigstens aus dem Gedichte nicht erweisen. Der Umstand, dass dies in oder bei seiner Villa gelegene Grab eines berühmten Dichters zufällig zerstört wurde, erklärt es, wie er dazu kam, dasselbe zu erneuern und, selbst ein Dichter, das Grab des Dichters mit einer von ihm verfassten Inschrift zu schmücken, in welche er das aufnahm, was er selbst und was man damals überhaupt von Parthenios wusste. Dass die Elegien auf Arete besonders hervorgehoben werden, ist sehr

[12]) Religion des römischen Heeres 33 f.

begreiflich, weil ja das Grab auch die Asche der Arete umfasste.

Wir knüpfen hieran noch zwei kurze Bemerkungen zu anderen Epigrammen der Kaibelschen Sammlung. Dass n. 1080 sich auf eine Statue Hektors bezieht (vergl. Kubitschek, Heroenstatuen in Ilion, Jahreshefte I 184 ff.), geht auch aus dem ersten Verse hervor, der deutlich auf den berühmten Vers Il. M 243 hinweist; n. 1133 gibt eine treffliche Parallele zu Persius Sat. II 45 ff., die in dem Commentare zu dieser Stelle ihren Platz finden sollte.

KARL SCHENKL.

Vorbericht über Ausgrabungen in Pettau.

In den Fluren der Dörfer Ober- und Unter-Haidin und Ober-Rann am rechten Ufer der Drau gegenüber von Pettau sind seit dem Jahre 1889 mit größeren oder kleineren Unterbrechungen Ausgrabungen durchgeführt worden, zuerst vom Herrn Professor Franz Ferk, dann 1891—1895 vom Antiken-Cabinet des steiermärkischen Landesmuseums ‚Joanneum‘ in Graz unter meiner Oberleitung, zuletzt vom Ferkmuseum in Pettau. Diese Ausgrabungen bewegten sich anfangs ausschließlich auf den Gräberfeldern der antiken Stadt, und verdankt ihnen das Grazer Museum, in dessen Auftrag rund 2000 Gräber aufgedeckt wurden, eine außerordentlich reichhaltige Serie von Kleinfunden aus der Römerzeit. Dann griffen sie aber auch auf das Gebiet der alten Stadt selbst über, die hier zwischen den Dörfern Unter-Haidin und Ober-Rann gelegen hat, und es war bei der Art, wie diese Ausgrabungen mit nur geringen Mitteln und ohne festen Plan betrieben wurden, zu besorgen, dass durch solche Aufdeckungen der Wissenschaft mehr geschadet als genützt werden würde. Denn erstens hieng der Ort der Ausgrabung von dem Zufalle ab, ob gerade ein Bauer geneigt war, auf seinem Grunde graben zu lassen, und war es sehr oft unmöglich, über den schmalen Ackerstreifen hinüber im Nachbaracker Nachforschungen anzustellen. Dann fehlte es an geschulten Kräften, um diese stückweise zutage geförderten Reste mit der nöthigen Genauigkeit im Katasterplan festzulegen. Endlich aber entfernten die Bauern die ihnen in der weiten Ebene sehr wertvollen Steine und Ziegel sofort aus dem Acker, was nicht zu verhindern war, da dies meist die einzige Entschädigung war, die dem Grundbesitzer gewährt werden konnte. Leider ist auf diese Weise schon gar vieles unwiederbringlich verloren gegangen. Doch verdient hervorgehoben zu werden, dass die Ausgrabungen, die der kaiserl. Rath Dr. S. Jenny, Conservator der Central-Commission, im Jahre 1893 mit meiner Zustimmung unternahm, eine rühmliche Ausnahme bilden, wie seine Veröffentlichungen in den Mittheilungen der Central-Commission XIX (1893) 185; 247 f. und namentlich XXII (1896) 1—22 beweisen, und dass Herr Professor Vincenz Kohaut vom k. k. Staatsgymnasium in Pettau erfolgreich bemüht ist, die gelegentlich aufgedeckten Mauerzüge in verlässlicher Zeichnung festzuhalten.

Als ich daher im Jahre 1895 das Glück hatte, in unmittelbarem Anschluss an das Gräberfeld ein Heiligthum der Nutrices Augustae zu entdecken [sieh meine Veröffentlichung in der Schrift ‚Franz von Krones zum 19. November 1895 gewidmet von seinen Freunden‘ 17—38 und Arch.-epigr. Mitth. XIX (1896) 1—25; CIL III Suppl. 14051—14061 und 14349], und sich herausstellte, dass dieses Heiligthum, wie es von Sclaven der Zollstation errichtet war, auch örtlich mit dieser Zollstation in Zusammenhang gestanden habe, stand in mir der Entschluss fest, von diesem durch einen Zufall gewonnenen festen Anhaltspunkte innerhalb des Pomeriums von Poetovio aus eine methodische, auf wissenschaftlicher Combination fußende Untersuchung der antiken Stadt vorzunehmen und so die Aera der tastenden und dilettantischen Ausgrabungen auf dem Boden der Römerstadt, soweit es an mir liege, abzuschließen.

Ich wandte mich daher im Jahre 1895 an das k. k. Ministerium für Cultus und Unterricht mit der Bitte um staatliche Unterstützung dieser Ausgrabungen, deren Plan und Zweck ich zugleich darlegte.

Mit dem Gefühle lebhaftesten und ergebensten Dankes erwähne ich hier das geneigte Entgegenkommen der hohen Behörde, die mir schon im Laufe des Jahres 1896 eine Subvention in Aussicht und sie mir am Anfang des Jahres 1897 im Betrage von 1000 fl. zur Verfügung stellte. Ich konnte aber nicht, wie ich wollte, zu Pfingsten dieses Jahres mit den

Ausgrabungen beginnen, da erst Unterhandlungen mit dem Pettauer Localmuseumverein, der ein Anrecht auf das Grabungsterrain geltend machte, gepflogen werden mussten. Auf meinen Antrag gestattete das Ministerium, dass sämmtliche Funde aus den Ausgrabungen mit Wahrung des staatlichen Eigenthumsrechtes in das städtische Ferkmuseum in Pettau abgeführt werden sollten, und war damit die Bedingung erfüllt, die mir vom Ausschusse des Museumvereines gestellt worden war. Doch stand mir, als ich Ende September nach Pettau kam, ein durch Neuwahl veränderter Ausschuss gegenüber, mit dem neue Verhandlungen nöthig wurden, so dass die für Ausgrabungen geeignete Zeit verstrich, ohne dass ich mit den Arbeiten beginnen konnte. Im Spätherbst des Jahres 1897 und im Laufe des Jahres 1898 glichen sich alle Gegensätze aus, so dass ich endlich am 6. October 1898 das langersehnte Unternehmen beginnen konnte. Diese Vorbemerkung schien nöthig, um die Verzögerung zu rechtfertigen.

Ursprünglich war es meine Absicht, vom Nutrices-Heiligthume auszugehen. Bei wiederholten Begehungen im Jahre 1897 habe ich sie aber aufgegeben, da diese Grabungsstelle mitten im Dorfe Unter-Haidin liegt, wo sie durch Zäune, Wege und Häuser beengt ist, und weil der anstoßende Garten bereits im Herbste 1897 durch Prof. Ferk umgegraben worden war. Ich entschloss mich daher schon im Jahre 1897, einen anderen Ausgangspunkt zu wählen. Als solcher bot sich die Volcanus-Ara dar, die im Jahre 1885 in einer Wiese (Parcelle 1066) an der Ostseite des Dorfes Unter-Haidin bei dem Ausgraben der Wurzeln eines Baumes gefunden wurde [v. Premerstein, Arch.-epigr. Mitth. X (1886) 121; CIL III Suppl. 10875]. Die wichtige Weihung des Altars lautet: Volcano| Aug(usto) sacr(um). Ex imp(erio); vicus | Fortun(ae) a templ(o) Fortunae ad horr(ea).[1]) Dieser Altar konnte in einem Heiligthum des Volcan, in einem Volcanal, aufgestellt sein, viel wahrscheinlicher aber war es, dass er sich eben am vicus Fortunae, vermuthlich auf einem freien Platze desselben, befand. Gelang es nun, die Straße aufzufinden, so war es nur eine Frage der Zeit, die beiden Endpunkte der Straße oder eines Abschnittes derselben, nämlich den Fortunatempel und die Getreidespeicher, aufzudecken. Ja, wenn die Lesung und Erklärung Hirschfelds, die ich in der Anmerkung angeführt habe, richtig ist — leider ist durch die fortschreitende Verwitterung der Schrift trotz wiederholter Prüfung des Steines, der sich zu Pettau im Museum befindet, eine Entscheidung jetzt unmöglich —, so muss aus der Festlegung des einen Gebäudes sich durch einfache Messung die Lage des andern ergeben. Zudem ist die Entfernung zwischen der Fundstelle des Steines und dem Heiligthum der Nutrices nicht groß, so dass später eine Verbindung beider Stellen durch Ausgrabung leicht durchführbar ist. Auch ließ sich vermuthen, dass die horrea mit der Zollstation in Verbindung standen, die wiederum nicht weit von dem Heiligthum der Nutrices entfernt lag, das von Zollsclaven errichtet ist.

Als ich nun die Ausgrabung beginnen wollte, fiel mir der Untersatz eines Sarkophages aus weichem Barbarastein auf (2^m lang, $1·13^m$ breit, $0·20^m$ stark: innere Weite $1·78^m$ zu $0·90^m$), der beim Pflügen im Frühjahr des Jahres 1898 nur $0·10^m$ unter Grund gefunden worden war. Er lag wenige Schritte von der Fundstelle der Volcanusara gegen Westen auf der Grenze der Parcellen 1068 und 1069. Offenbar hatte dieser Sarkophag, als er im Alterthum noch ganz war, frei über die Oberfläche hervorgeragt, und die Vermuthung lag nahe, dass die Richtung seiner Breit- oder Schmalseite mit einem hier vorüberführenden Weg zusammenfiel. Auch durfte ich hoffen, wenn ich von diesem Sarkophag, der sicher außerhalb der Stadt aufgestellt war, einen Graben nach dem Volcanusstein hinzog, der ebenso sicher innerhalb des Pomeriums der Stadt seinen Platz gefunden haben musste, auf die Umfassungsmauer der Stadt zu treffen.

Beide Erwartungen haben sich nicht erfüllt: weder ist es mir gelungen, den gesuchten Weg zu finden, noch hat sich eine zusammenhängende Stadtmauer constatieren lassen. Dagegen wurden über 20 Skelettgräber mit sehr spärlichen Beigaben, die gerade genügten, sie als römisch zu erweisen, und ein Brandgrab in Parcelle 1068 aufgedeckt. Wo die Gräber aufhörten, auf der Grenze der Parcellen 1068 und 1066, stießen die Arbeiter auf starke Mauern, die, wie sich bald herausstellte, Gebäuden angehörten. Es wurde nun ein 2^m breiter Graben über die Fundstelle des Volcanus-Altars geführt: aber die sichere

[1]) Es folgt noch eine 6. Zeile, auf der zwei Buchstaben standen: der zweite ist deutlich ein P, den ersten lesen v. Premerstein und Hirschfeld als M, Bormann und ich als P. Seine Lesung erklärt Hirschfeld: „m(ille) p(assus), scilicet vicus Fortunae (locum Volcano sacravit) a templo Fortunae ad horrea." Nach der anderen Lesung stand hier p(ecunia) p(ublica).

Erwartung, das Pflaster zu finden, von dem alle erzählten, die seinerzeit bei der Aushebung der Ara zugegen waren, wurde enttäuscht. Die Erde befand sich nicht mehr in ursprünglicher Lagerung, und alle Bemühungen waren zunächst vergeblich. Erst als ich, schwachen Spuren folgend, den Graben nach Süden umbiegen ließ, um wenigstens die Façade des einen Gebäudes zu finden, auf dessen Rückwand ich gestoßen war, traf ich am Vormittag des 12. October auf gut erhaltenes Pflaster, das dann an diesem und dem folgenden Tage auf eine Breite von 4^{m} und eine Länge von 3^{m} aufgedeckt wurde. Das Pflaster besteht aus auf die hohe Kante gestellten Flusskieseln, die einfach in das Erdreich gebettet waren — wenigstens war von der vorauszusetzenden Sandunterlage nichts mehr zu entdecken. Schon im Alterthum hatte sich über diesem Pflaster eine starke Schmutzschichte gebildet, in die man wiederholt Flusskiesel zur Festigung des Straßenbodens geworfen hatte. Der vicus Fortunae war also gefunden.

Von den beiden Gebäuden, einem Süd- und Nordbau, konnte der letztere im Laufe der bald durch Ungunst des Wetters unterbrochenen Ausgrabung nicht weit genug aufgedeckt werden, um einen klaren Einblick in seine Grundrissanlage und seinen Zweck zu gestatten. Ich behalte mir vor, im nächsten Jahre auf diesen Bau zurückzukommen, und wende mich dem Südbau zu. Auf die westliche Mauer desselben stießen die Arbeiter einen halben Meter unter Grund. Bald zeigte sich auf der Innenseite ein Absatz, auf welchem offenbar ein Gewölbe aufgesessen hatte; unter demselben war die Mauer mit farbigem Stuck bekleidet, dessen oberer Abschluss den Ansatz zur Biegung des Gewölbes zeigte. Die im rechten Winkel gegen Osten vorspringende nördliche Abschlussmauer wurde in einer Tiefe von $1{\cdot}50^{m}$ unter der Oberfläche gefunden; ihr parallel laufend, gegen Süden, $0{\cdot}20^{m}$ tiefer liegend, eine schwächere Mauer. Als sich dann weiter gegen Süden, wiederum parallel gegen Osten laufend, im gleichen Niveau eine gleiche Mauer fand und endlich die südliche Abschlussmauer, die sich bis nahe unter die jetzige Oberfläche erhob, erschien der Fundbestand sosehr dem der bekannten Mithräen ähnlich, dass an der Richtigkeit dieser Benennung kaum mehr ein Zweifel möglich war. Aber erst am Nachmittage des 12. October wurde der Fußboden des Heiligthums erreicht und auf denselben umgestürzt der wohlerhaltene Altar (1) gefunden, dessen Inschrift die schon gehegte Vermuthung aufs erfreulichste bestätigte. In rascher Folge wurden dann auf engem Raume noch 3 Altäre und zwei Rundsculpturen, sämmtlich mit tadellos erhaltenen Inschriften, entdeckt, die sich alle auf den Mithrasdienst beziehen.

Von diesen Altären stand der eine (2) noch in situ auf der Stufe, die sich quer durch den Mittelraum zog und einst das Allerheiligste von dem Cultusraum abgegrenzt hatte; der andere (3), wenig von seinem ursprünglichen Platz weggerückt, vor der Mitte der Stufe gegen Osten, während n. 1 von Westen her über die Stufen gefallen war. Neben n. 2 lag die Sculptur n. 4, die die Felsengeburt des Gottes darstellt. Auf der südlichen Podiummauer hatte einst die Sculptur n. 5 gestanden und, als sie umfiel, den vor ihr stehenden Altar (6) etwas von seiner Stelle gerückt. Ehe noch der ganze Innenraum, geschweige der Eintrittssaal und die vorauszusetzende Vorhalle aufgedeckt werden konnten, mussten die Ausgrabungen am 16. October abgebrochen werden. Sämmtliche Sculpturen wurden in das städtische Museum nach Pettau übertragen. Die Maße des aufgedeckten Raumes sind: Stärke der Abschlussmauer im Norden $0{\cdot}58^{m}$, lichte Weite des Nordpodiums $1{\cdot}20^{m}$, Stärke der Mauer des Nordpodiums $0{\cdot}32^{m}$, lichte Weite des Innenraums $2{\cdot}52^{m}$, Mauer des Südpodiums $0{\cdot}32^{m}$, lichte Weite des Südpodiums $1{\cdot}18^{m}$, Stärke der südlichen Abschlussmauer $0{\cdot}60^{m}$, Länge des aufgedeckten Raumes $3{\cdot}40^{m}$.

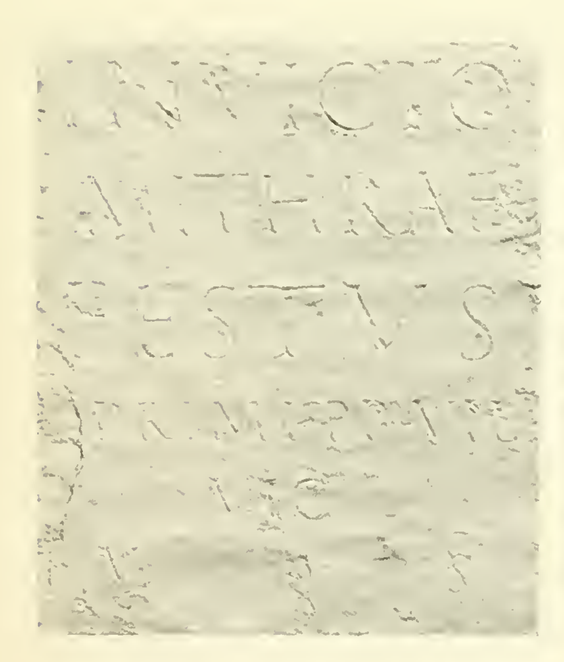
Die Sculpturen konnten weder an Ort und Stelle noch in dem dunkeln Raum, in dem sie vorläufig untergebracht wurden, photographiert werden. Sie können daher erst später publiciert werden, und beschränke ich mich hier auf eine kurze Angabe der Darstellung. Die eine (4) stellt in halber Lebensgröße den Gott dar, wie er nackt bis zum Schoße aus dem Felsen hervorgeht, um den sich eine mächtige Schlange ringelt. Der Kopf fehlt, die Hände sind abgebrochen, haben sich aber gefunden mit den Resten der Attribute (Dolch und Fackel). Die Sculptur 5 stellt den stiertragenden Mithras dar: der Gott in voller asiatischer Tracht in ein Drittel Lebensgröße trägt nach rechts den Stier auf dem Rücken, dessen Schnauze und Vorderfüße auf dem Boden nachschleifen. Der Kopf des Gottes fehlt, die abgebrochenen Hände mit den Hinterklauen des Stieres sind gefunden worden. Ich bemerke hier nur, dass dem ersten Kenner der Mithrasmonumente, Herrn Franz Cumont, [außer einem Torso zu Aquileja O. B.] nur noch eine statuarische Darstellung des Mithras Taurophoros bekannt ist; sie befindet sich in Paris

in der Sammlung Le Clercq und ist noch nicht publiciert (s. Cumont, Textes et monuments figurés relatifs aux mystères de Mithra 191 n. 41). Bekanntlich ist die Darstellung auf den Reliefs häufig, die an den Seiten des Hauptreliefs, Mithras, den Stier tödtend, angebracht sind. Herr Cumont hatte die große Güte, mir 29 solche Darstellungen nachzuweisen, von denen 19 in den Donauländern gefunden sind: bemerkenswert ist da die aus Cività Lavinia (Lanuvium) stammende Schale aus rothem Thon (Cumont 248 n. 89 Fig. 80), auf der der stiertödtende und stiertragende Gott als Gegenstücke abgebildet sind.

Vom mithrischen Hauptrelief ist bisher nur ein Stück der gefurchten Stirne des Gottes mit dem emporgesträubten Haar und der zurückgesetzte rechte Fuß mit einem Stück der Plinthe gefunden worden. Sonst ist nur der Fund von zahlreichen Rinderknochen und einer Thonröhre bemerkenswert, die auf Zuleitung von Wasser (den fons) deutet.

Die Inschriften des neuen Pettauer Mithräums:

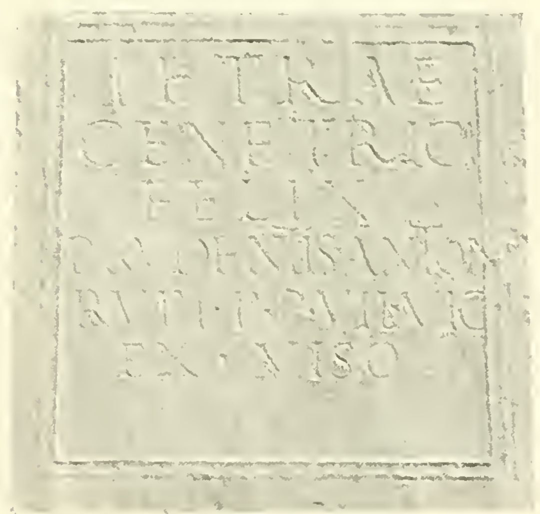
1. Inschrift auf Altar



Invicto
Mithrae
Festus,
Primi p(ublici) p(ortorii) vil(ici) vic(arius),
v(otum) s(olvit).

Zur kurzen Fassung der Titulatur ist zu vergleichen CIL III 5691: Faustiniano vect(igalis) Illyr(ici) vilico, wie mir Professor O. Hirschfeld freundlichst nachweist.

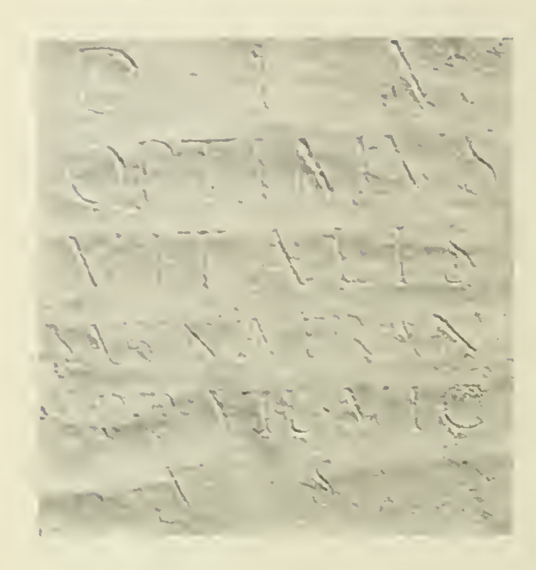
2. Inschrift auf Altar, auf dessen Platte eine Nachbildung der petra sichtbar ist (vgl. Cumont, Textes et mon. 208 n. 25 Fig. 36): auf der rechten Seite eine Büste des Sol, auf der linken der Luna.



Petrae
genetrici
Felix,
Prudentis, Antoni
Rufi, p(ublici) p(ortorii) vil(ici) vic(arius),
ex viso.

Felix, der Weihende, ist also Stellvertreter des Prudens, welcher Sclave des Antonius Rufus und Verwalter (οἰκονόμος Rostowzew zu der Inschrift von Halikarnass, Arch.-epigr. Mitth. XIX (1896) 127 f.) des publicum portorii Illyrici ist.

3. Inschrift auf Altar.

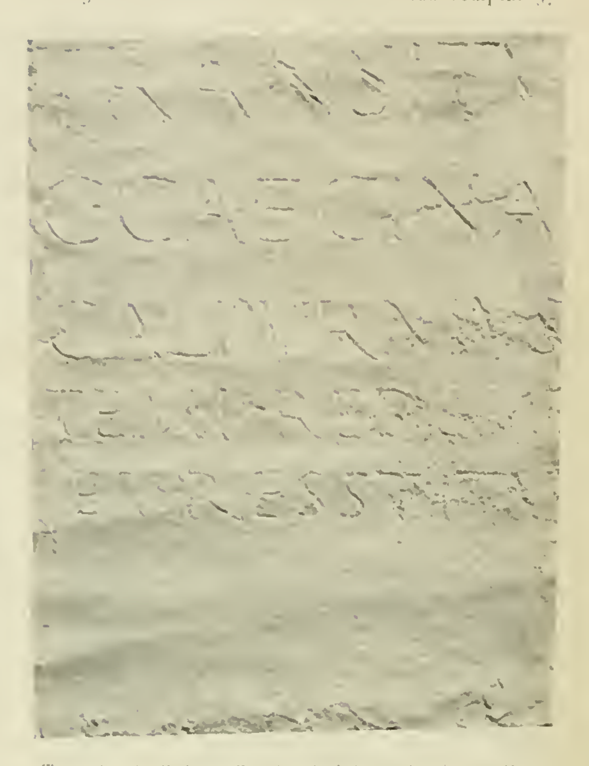


D(eo) I(nvicto) M(ithrae)
Optimus,
Vitalis,
Sabini Verani,
p(ublici) p(ortorii) vil(ici) vic(arius),
v(otum) s(olvit).

Ganz wie die vorhergehende Nummer concipiert

5. Inschrift auf der Basis der Rundsculptur 5.

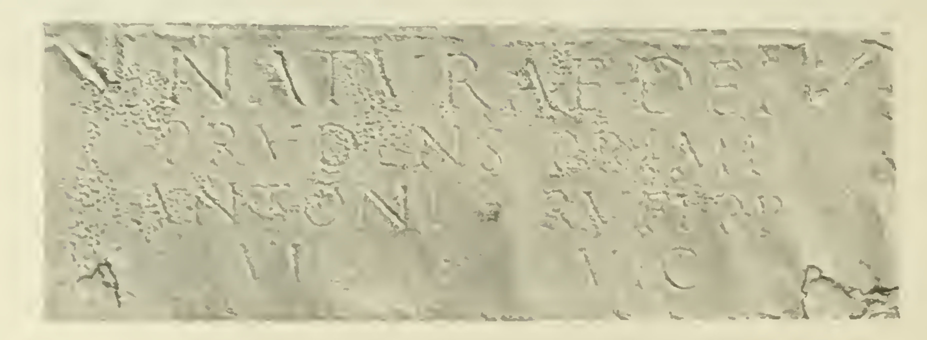




Transitu | C(aius) Caecina | Calpurnius | temp(lum) redemit | et restituit).

Der Name C. Caecina Calpurnius ist sonst nicht nachzuweisen: eine Caecinia Calpurnia, deren Vater Calpurnius heißt, in Salona CIL III 2253.

4. Inschrift auf der Basis der Rundsculptur 4. in einer tabula ansata:



Naturae Dei | Prudens, Primi, | Antoni Rufi, p(ubli)ci p(ortorii) | vil(ici) vicarius.

S. die Bemerkung zu n. 2. Der Primus dieser Inschrift ist identisch mit dem Primus von n. 1.

(Fortsetzung folgt)

Graz. W. GURLITT



STATUE IN SEVILLA

CASA DE PILATOS

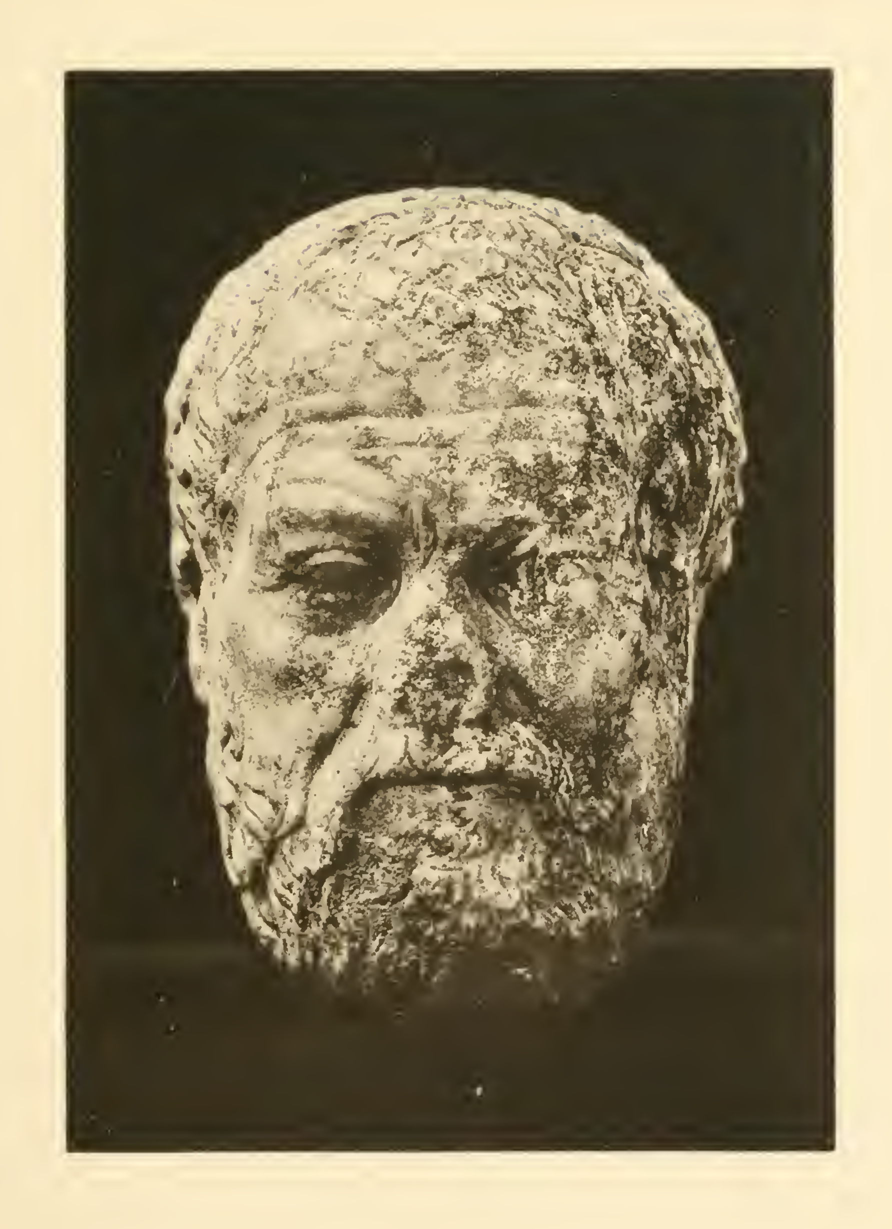




STATUE IN SEVILLA

CASA DE PILATOS





PLATON

MARMORKOPF AUS ATHEN

Lichtdruck der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei





Fig. 81 Hof der Casa de Pilatos in Sevilla, nach Junghändel, Die Baukunst Spaniens.

Neues zum Torso Medici.

(Taf. II—III.)

Zum Zwecke einer Orientierung über arabische Architektur durchblätterte ich vor einiger Zeit Max Junghändels Werk über die Baukunst Spaniens. Während das bunte Formengewimmel von Zackenbogen, Stalaktitenkuppeln, Arabesken in phantastischem Spiel an dem Auge vorüberzog, wurde ich höchst unerwartet durch den Anblick eines Werkes antiker Plastik gefesselt, einer Athenastatue, die in dem malerischen Hof der Casa de Pilatos zu Sevilla steht (s. Fig. 81).

Bei schärferem Zusehen ward ich mit Überraschung gewahr, dass die Statue eine Wiederholung des vielbewunderten Torso Medici in Paris sei, und zwar gleich jenem in kolossalen Dimensionen ausgeführt, wie man im Rahmen der umgebenden Architektur sofort erkennen konnte. Sie unterschied sich also in einem wichtigen Punkte von den kleinen und flüchtigen Nachbildungen, die wir sonst von dem Typus kennen, und stellte sich somit als die erste in allen wesentlichen Details genau übereinstimmende Replik der Pariser Statue dar.

Ein besonderer Umstand aber steigerte das Interesse der Wahrnehmung.

Trotz der Kleinheit der Wiedergabe glaubte ich auf der Tafel des Junghändelschen Werkes bestimmt zu erkennen, dass die Statue einen zwar gebrochenen, auch durch eine barocke Ergänzung des Helmes verunstalteten, aber zugehörigen echten Kopf trage, und ein Blick in Emil Hübners Katalog der antiken Bildwerke in Madrid bestärkte mich in dieser Auffassung. Dort ist die Statue unter n. 839 beschrieben, freilich ohne in ihren Beziehungen zum Torso Medici erkannt zu sein, doch unter Hervorhebung ihrer kolossalen Größe und mit dem Bemerken, dass ihr Kopf, mit Ausnahme des übergroßen Helmes, alt sei.

Und noch auf eine andere Spur wurde ich durch Hübners Katalog geleitet. Unter n. 840 wird dort eine zweite Statue der Casa de Pilatos mit den Worten beschrieben: „Minerva kolossal . . . n. 839 sehr ähnlich, aber von weit besserer Arbeit.“ Also wieder eine Athena von überlebensgroßen Proportionen und der vorigen sehr ähnlich! Sollte es etwa derselbe Typus und eine weitere Wiederholung des berühmten Werkes sein? Diese Frage musste sich mir aufdrängen, denn es gibt ja keinen zweiten Athenatypus, der dem Torso Medici „sehr ähnlich“ wäre.

Die Vermuthung wurde bestätigt, als ich durch Vermittelung von befreundeter Seite photographische Aufnahmen der beiden Statuen von Sevilla erhielt. In der Photographie stellte sich die Statue n. 840 des Hübnerschen Kataloges in der That als eine zweite Replik des Torso Medici heraus, diesmal zwar ohne den antiken Kopf, dafür aber, wie dies schon Hübner betont, von weit besserer Arbeit als n. 839. Und auch für diese letztere ergab sich ein neues, lehrreiches Detail: unter dem modernen Helm traten unverkennbare Überreste eines antiken Helmes der eng anliegenden attischen Form hervor, welche unzweideutig bewiesen, dass der Kopf wirklich Athena darstellte und nicht etwa erst durch die Zuthat des Ergänzers diese Bedeutung angenommen hatte. Ein durch den antiken Helm gesicherter Athenakopf saß also auf einer durch die Aigis ebenso unzweideutig charakterisierten Athenastatue, und beide stimmten in den ungewöhnlichen, mächtigen Proportionen aufs beste überein; ein Zweifel an der ursprünglichen Zusammengehörigkeit beider Theile schien danach kaum noch möglich, und als Resultat der bisherigen Beobachtungen stellte sich somit heraus, dass der Athenatypus, der in originaler Größe — wie wir unbedenklich annehmen dürfen — bisher nur durch den Torso Medici vertreten war, nunmehr einschließlich dieses in dreifacher Wiederholung vorliege, von denen eine zum erstenmale den noch unbekannten Kopf der Figur überliefert.[1])

[1] Der Vollständigkeit halber erwähne ich, dass noch eine dritte unter den Statuen des Pilatus-Hofes, Hübner n. 842, einen bekannten Typus wiedergibt. Es ist eine Replik der Fortuna des Braccio nuovo,

Der ganze Fund schien damit geeignet, die wichtigen kunstgeschichtlichen Fragen, die sich an den Torso Medici knüpfen, in eine vielfach neue Beleuchtung zu rücken. Leider aber waren die Photographien, über die ich bisher verfügte, zu klein und unvollkommen, um veröffentlicht eine genügende Vorstellung von den Sevillaner Statuen vermitteln zu können. Erst eine Studienreise, welche Paul Arndt nach Spanien unternahm, setzte mich in den Stand, mit einer Untersuchung hervorzutreten. Auf meine Bitte hatte der Freund mit seiner nie versagenden Bereitwilligkeit, für die ihm auch hier zu danken mir ein Bedürfnis ist, die Güte, in Sevilla eine Reihe vorzüglich gelungener Photographien eigenhändig anzufertigen, den Befund beider Statuen eingehend zu prüfen und mir seine Aufnahmen und Beobachtungen zur Verfügung zu stellen. Das von ihm so beschaffte Material liegt der gegenwärtigen Veröffentlichung zugrunde.

Ehe wir in die Betrachtung der Statuen selbst eintreten, zuvor noch ein Wort über ihre muthmaßliche Herkunft. Die Casa de Pilatos ist Eigenthum der Herzöge von Medina-Celi, die sie von den Herzögen von Alcalà erbten. Über die Sculpturen des Palastes gibt Hübner im Bull. dell' inst. 1862 S. 99 an: „La casa ... contiene una raccolta di sculture di provenienza romana donata da Leone X ai padroni della casa, quando tornarono per la via d'Italia da un pellegrinaggio intrapreso a Gerusalemme.“ Im Katalog der Bildwerke in Madrid S. 237 und 315 berichtet Hübner dagegen von einer Schenkung seitens des Papstes Pius V. (1566—1572) an Per Afan de Ribera, den ersten Herzog von Alcalà. Wie Hübner auf eine Anfrage mir brieflich mitzutheilen die Güte hatte, beruht, soweit er sich erinnere, die letztere Angabe auf späterer und genauerer Information als das, was er von Spanien aus an das römische Bullettino berichtet habe. Für unsere Zwecke ist vor allem wichtig der durch beide Notizen gleicherweise bezeugte italische, speciell römische Ursprung der beiden Sevillaner Statuen. Der genannte Per Afan de Ribera war 1559—71 spanischer Vicekönig von Neapel und ist in dieser Würde dortselbst gestorben, ohne wieder nach Spanien zurückgekehrt zu sein.[2]) Ob er die

Helbig, Führer I [2] n. 36, mit den gleichen Attributen (von denen das Steuerruder ergänzt ist) und nach Hübner mit dem Porträtkopf einer römischen Kaiserin (ob zugehörig?). Auf der Ansicht des Hofes oben Fig. 81 ist die Statue links in der Ecke eben noch zu sehen. Sie erreicht nicht ganz die Höhe der gegenüberstehenden Athena, scheint aber doch in beträchtlichen Verhältnissen ausgeführt (Hübner nennt sie kolossal) und unterscheidet sich dadurch wohl von der vaticanischen Statue, die nach meiner Erinnerung — Maße stehen mir für beide Werke nicht zugebote — in kleinerem Maßstabe gehalten ist.

[2]) Vgl. Histoire civile du Royaume de Naples, traduite de l'Italien de Pierre Giannone (La Haye, 1742) IV 327 u. ö.

ihm vom Papst Pius geschenkten Bildwerke erst nach Neapel bringen ließ, oder ob er sie gleich nach Spanien schickte in der Hoffnung, die von Philipp II. öfter erbetene Erlaubnis zur Rückkehr nach dem Vaterlande endlich zu erlangen (Giannone a. a. O.), bleibt ungewiss. Letzteres ist wohl der Sinn der Angabe bei O'Shea, Guide to Spain 408, der von Per Afan de Ribera selbst berichtet: „Who embellished the palace (sc. in Sevilla) with the statues and pictures he brought from Naples, when he was Viceroy, and those given to him by Pope Pius V.", wenn auch der Ausdruck „brought" in jedem Falle ungenau ist, da er den Eindruck erweckt, als ob der Herzog thatsächlich nach Sevilla zurückgekehrt sei. Jedenfalls wird auch hier eine Schenkung Pius' V. erwähnt, und diese wird einige Sätze weiter ganz ausdrücklich auf die vier Kolossalstatuen im Hofe der Casa de Pilatos bezogen. Dass also unsere Statuen aus Rom oder dem römischen Gebiete stammen und auf den geschilderten Umwegen nach Sevilla gelangt sind, kann billig nicht bezweifelt werden.[3])

Auf Tafel II und nebenstehend in Fig. 82 ist die oben an erster Stelle erwähnte Statue (Hübner n. 839) wiedergegeben (künftig als I bezeichnet). Die wichtigsten Ergänzungen: Helm, linker Unterarm mit Schild, rechter Arm vom Austritt aus dem Gewande an mit Keule sind auf der Photographie leicht kenntlich und auch bei Hübner richtig verzeichnet. Arndt macht noch folgende weitere Angaben: „Die Zehen des rechten Fußes sind neu, die Sandale darunter alt. Die Plinthenränder bestehen aus mehreren modernen, unter sich zusammengesetzten Stücken, doch ist der mittlere vordere Plinthenrand alt und nur mit der modernen Inschrift versehen. Auf der Aigis mehrere Löcher für Schlangen. Auf der linken Schulter oben ein mäßig breites und tiefes unregelmäßiges Loch im Gewand, desgleichen hinten einige Löcher von unklarer Bestimmung." Die Übereinstimmung mit dem Torso Medici ist im Aufbau und in der Gesammtanlage eine vollständige. Auch die Maße scheinen annähernd zu stimmen. Genaue Angaben darüber fehlen mir, auch Arndt gibt nur Schätzungen. Er taxiert die Gesammthöhe mit Helm auf ca. 3·40^{m}, von der Oberfläche der Plinthe bis zum Gürtel etwa 1·75^{m}. Meine

[3] Demgegenüber will eine Angabe bei Wackernagel, Sevilla 67 nicht viel bedeuten: „So bleiben das Schönste und Bemerkenswerteste des Palastes einige Dinge, die eigentlich nicht zum Bau gehören, . . . endlich gleichfalls im Hof und in einem der Säle eine Sammlung Inschriften und Bildhauereien aus der alten Italica." Dass manche, vielleicht sogar viele Stücke aus der nahe gelegenen Italica in die herzogliche Sammlung ihren Weg fanden, ist a priori anzunehmen; dass dazu so bedeutende Sculpturwerke gehört haben sollten, wie die vier Kolossalstatuen des Hofes, ist an sich wenig glaublich, und die oben angeführten bestimmten Provenienzangaben stehen dem direct entgegen. Das Wackernagelsche Buch mit seiner novellistisch gefärbten Darstellungsweise kann und will wohl auch nicht den Anspruch auf wissenschaftliche Genauigkeit erheben.



Fig. 82 Athena-Statue I in Sevilla.

Nachmessung mit Hilfe des kleinen, auf der Photographie beigefügten Maßstabes ergab von der Plinthenoberfläche bis zum Gürtel ca. 1·65 m, bis zum Ansatz des modernen Helmes circa 2·45 m, bis zur Helmbuschspitze etwa 2·90 m. Ich will diesen Nachmessungen keinen allzugroßen Wert beilegen, denn bei der Tiefe des für die Photographie gewählten Standpunktes und der Höhe des Objectes können die oberen Theile der Statue verschoben und verkürzt erscheinen. Indessen scheint es doch, als ob die Maße im ganzen etwas geringer seien als beim Torso Medici.[4]) Auch in manchen Details treten bei der Sevillaner Replik Abweichungen hervor. Die Gürtung ist hier durch einen vorn geknoteten Strick bewirkt,[5]) während beim Torso ein

[4]) Furtwängler, Intermezzi 22, 1: „Der Torso hat mit Plinthe 2·605 m, ohne Plinthe 2·45 m Höhe . . . . . . Ergänzt man den Torso im Verhältnis der Varvakion-Statuette der Parthenos, so erhält man als einstige Höhe desselben 3·40 m."

[5]) Man wird dabei an die in anderen Fällen zur Gürtung verwendeten Schlangen erinnert, deren Köpfe vorn zum Knoten verschlungen sind. Das Motiv

gleichmäßig umlaufender flacher Gürtel verwendet ist. Die Aigis ist mit einem schematisch und kleinlich ausgeführten Schuppenmuster bedeckt, das beim Torso fehlt und dort natürlich in Malerei ausgeführt war. Das Gorgoneion ist bei der Sevillaner Statue in den Zackenrand der Aigis eingefügt, gleichsam daranhängend, während es bei der Pariser Figur auf der Aigis sitzt, wie eine Agraffe die beiden vorn aneinanderstoßenden Theile der wehrhaften Halsberge zusammenhaltend. Auch in der Gewandbehandlung zeigen sich bei völliger Übereinstimmung in der Gesammtanlage charakteristische Unterschiede, und zwar fällt der Vergleich zu Ungunsten der Sevillaner Statue aus. So ist die feine Fältelung des Untergewandes recht äußerlich wiedergegeben. Man sieht, wie die einzelnen Faltenzüge nach einem Vorbilde ängstlich und ziemlich verständnislos copiert, nicht der Natur des Stoffes entsprechend feinfühlig nachempfunden sind. Sie drängen sich dem Auge in ihrer Sonderexistenz auf, zerreißen die Fläche und lösen sie in ein krauses Spiel von Linien auf, statt sich dem ruhigen und großen Gesammtorganismus einzufügen und unterzuordnen. Die Falten des Obergewandes lassen die Strenge und Straffheit vermissen, wie wir sie bei einem Werk dieser Stilstufe voraussetzen müssen, und wie sie der Torso Medici bewahrt hat. Die Steilfalten, welche das Standbein umgeben, erscheinen geschwungen und bewegt, die Grate der Faltenrücken sind ausgebuchtet und verrathen die entschiedene Tendenz, von der strengen Verticale abzuweichen, und ein gleiches Bestreben tritt auch in den vom Gürtel herabhängenden



Fig. 83 Büste der Athena I in Sevilla, Seitenansicht.

schwebte wohl dem Verfertiger dieser Replik vor, doch hat er es nicht durchgeführt. Er ließ an den Knotenenden die Schlangenköpfe weg und führte im Rücken die Gürtung gleichmäßig herum, während doch sonst consequenterweise dort die beiden verknoteten Schlangenschwänze auftreten müssten, vgl. Puchstein, Arch. Jahrb. V 94 u. 96. Oder sollten vorne doch ursprünglich wenigstens Schlangenköpfe vorhanden gewesen und erst durch die Hand des Ergänzers entfernt worden sein? Vgl. Puchstein a. a. O. 84.

Falten des Überschlages, namentlich in den mittleren Partien, hervor, wo Bewegungscurven an Stelle der einfachen gradlinigen Läufe getreten sind.

Eine hervorragende Bedeutung sichert aber der Statue der zugehörige Kopf (Fig. 83 und 84). Ich glaubte früher (oben S. 156) annehmen zu dürfen, dass der Kopf gebrochen und mit der Bruchfläche dem Torso angefügt sei. Das ist jedoch nicht richtig, wie mich Arndt belehrt, der den Thatbestand mit Hilfe einer Leiter in der Höhe untersuchen konnte. Er beobachtete, dass der Kopf vielmehr zum Einsetzen gearbeitet sei, und dass der Hals genau in die Einarbeitung des Torso passe. Nur ist der Hals unten zweimal gebrochen gewesen, und die Bruchstellen sind, wie man auf den Abbildungen erkennt, roh mit Gips verschmiert. Im Nacken nimmt diese Gipsergänzung die Form eines eingeschobenen Keilstückes an, welches bewirkt, dass der Kopf jetzt zu stark nach vorn geneigt und der Zusammenschluss mit dem Torso unterbrochen ist (am besten in der Profilansicht der Statue Fig. 82 zu erkennen). Der Kopf ist geputzt, zeigt aber nach Arndt dieselbe Arbeit wie der Torso und das gleiche Material. Letzteres ist nach ihm ein feiner, weißer, leicht glimmeriger Marmor, dem pentelischen ähnlich. Auf Grund des äußeren Befundes hat sich demnach Arndt vor dem Original nach eingehender Untersuchung für die Zugehörigkeit des Kopfes entschieden, und diese wird m. E. von verschiedenen Seiten her bestätigt. Dass Kopf und Torso zeitlich und stilistisch auf das engste zusammengehen, lehrt ein Blick auf die Abbildungen. Das Gleiche gilt von den Proportionen, deren reiner Eindruck leider durch den plumpen modernen Helm stark beeinträchtigt wird. Dass der Kopf Athena darstellt, folgt aus den antiken Helmresten, die man in der Profilaufnahme Fig. 83 deutlich erkennt. Dieser Zusammenklang verschiedener Indicien spricht deutlich genug und lässt einen Zweifel an der Zusammengehörigkeit von



Fig. 84 Büste der Athena I in Sevilla, Vorderansicht.

Kopf und Torso nicht aufkommen. Ich betrachte das als Thatsache und erachte es als das wichtigste und erfreulichste Resultat der bisherigen Untersuchung. Für die Beurtheilung des Originaltypus ergeben sich daraus folgende Gesichtspunkte: Der Kopf sitzt oder richtiger saß ursprünglich gerade aufgerichtet auf den Schultern, denn durch das oben erwähnte moderne Einschiebsel im Nacken erscheint er jetzt etwas zu stark nach vorn geneigt (vgl. die Seitenansicht der Statue Fig. 82). Das Gesicht blickt nicht direct nach vorn, sondern macht eine ganz leichte Wendung nach der rechten Schulter hin, die sowohl durch die leise Spannung des linken Kopfnickers, wie durch die geringe Verschiebung des Nackenschopfes aus der Mittelachse des Körpers nach der linken Schulter hin indiciert wird.[6]) Die Göttin trägt den attischen Helm, unter dem an den Schläfen und im Nacken das Haar hervorquillt, und den wir uns gewiss ursprünglich mit den üblichen drei ragenden Büschen ausgerüstet zu denken haben. Modern sind an dem Kopf nach Arndts Angaben die Nase und die eingesetzten Marmoraugen. Nach der Photographie scheint es, als ob auch die Oberlippe ergänzt sei, doch gibt Arndt darüber nichts an. Außerdem war der ganze Kopf in der Verticalrichtung geplatzt, die Fuge ist jetzt mit Gips ausgestrichen.

Ehe wir aus den bisherigen Beobachtungen die Consequenzen ziehen, sei die zweite der Sevillaner Repliken, die auf Taf. III abgebildet ist, einer kurzen Charakterisierung unterzogen (Hübner n. 840, künftig als II bezeichnet). Ergänzt sind der Kopf, beide Arme außerhalb des Gewandes mit den Attributen, nach Arndt auch die Füße, soweit sie nackt sind, und die äußeren Theile der Plinthe. Das Material ist ein fein glimmeriger (pentelischer?) Marmor. Maße gibt Arndt nicht an, meine Nachmessung mit Hilfe des Maßstabes auf der Photographie ergab von der Oberfläche der Plinthe bis zum unteren Rande des Gürtels 1·60^{m}, also fast genau übereinstimmend mit I und wiederum etwas kleiner als der Torso Medici, bei dem die entsprechende Distanz 1·77^{m} beträgt. In der formellen Behandlung und den Details der Gewandung stimmt diese Replik weit genauer mit dem Pariser Torso überein als I. Wir finden das gleiche breite, geschlossen herumgeführte Gürtelband wie dort, und auf der Fläche der Aigis fehlt der plastisch angegebene Schuppenbelag, der wohl, wie beim Torso Medici, nur durch Malerei

[6]) Auch ist das übrigens ein weiteres Indicium für die Zusammengehörigkeit von Kopf und Torso. Denn da der Hals ungebrochen am Kopf, das Nackenschopfende aber auf dem Torso sitzt, so treffen hier wiederum zwei an den beiden Theilen getrennt erhaltene Beobachtungsmomente in einem Punkte zur Einheit zusammen. Denn das am Torso angearbeitete Ende des Schopfes findet seine genaue Fortsetzung in der kurzen, unter dem Helm hervorquellenden Haarpartie, die am Kopf erhalten ist, nur ist die Verbindung der beiden Theile durch das mehrerwähnte eingeschobene Keilstück aus Gips unterbrochen.

angegeben war. Das Gorgoneion sitzt auf der Mitte der Aigis, die aneinanderstoßenden Theile derselben agraffenartig zusammenhaltend. Vom Schlangenbesatz der Aigis hat unter den drei Repliken diese allein Reste bewahrt. Er war in der von der Parthenos her bekannten Weise so angeordnet, dass sich in die bogenförmigen Ausschnitte vollständige kleine Schlangen einschmiegten, so dass an den Spitzen immer je ein Schlangenhals und ein Schlangenschwanz zusammentrafen, die sich dann in einander ringelten;[7] an der ersten Zacke links unterhalb des Gorgoneions ist ein solcher Schlangenknoten erhalten.

Wie in der Wiedergabe dieser Details, so steht auch in der Behandlung des Stofflichen der Gewandung und im Formenvortrag II dem Torso Medici näher als I. Die feine, wellige Fältelung des Untergewandes wird lediglich der eigenthümlichen Natur des weichen Stoffes gerecht und ordnet sich im übrigen den großen Zügen der Hauptfaltenlagen unter, ohne in jener aufdringlichen Weise nach selbständiger Bedeutung zu streben wie bei I. Umsomehr freilich fällt dann auf, dass in dem an der linken, inneren Seite des rechten Schienbeins herabhängenden Steilfaltenstück des Chitons die Faltencanäle sich spiralig umeinander winden, statt in ruhigem, senkrechtem Fall nach unten zu verlaufen, wie es am Torso Medici und in der Tendenz wenigstens entsprechend, wenn auch mit dem dort überall hervortretenden Ungeschick, bei I wiedergegeben ist. In den Faltenzügen des Obergewandes ist die Verticalrichtung im allgemeinen besser bewahrt als bei I, doch ist ein Streben nach Milderung und Auflösung der allzu starren Strenge auch bei II nicht zu verkennen. Die dominierenden Faltenrücken über dem Standbein stellen sich als einfach gerundete Wülste dar, die ziemlich weit auseinandergerückt sind, so dass zwischen ihnen je eine breite, muldenartige Einsenkung entsteht, in der eine zweite, mehr secundär behandelte Steilfalte anschwillt. Bei der Pariser Statue sind die Höhen der Hauptfaltenzüge als Flächen behandelt, die sich nach der Mitte leicht einsenken, sie rücken dicht aneinander, wodurch die Faltenthäler zwischen ihnen fast verschwinden, umsomehr, als die aus letzteren hervortretenden secundären Steilfalten wieder beinahe bis zur Höhe der primären emporwachsen, so dass das Auge im wesentlichen lauter parallel nebeneinanderlaufende, mit unerbittlicher Strenge vertical gezogene Faltenmassen wahrnimmt, während es beim Anblick der Sevillaner Statue durch das wechselnde Spiel von

[7] Puchstein, Arch. Jahrb. V 84 f. schreibt die Erfindung dieses Motivs Pheidias zu, der es zuerst bei der Parthenos angewendet habe, während es der S. 93 behandelten Dresdener Lemnia, die damals freilich noch nicht in dieser ihrer richtigen Bedeutung erkannt war, fehle. Inzwischen aber konnte ich gerade an einer unserer Lemniastatuen die gleiche Art der Anordnung oder wenigstens eine Vorstufe dazu nachweisen; vgl. meine Bemerkung bei Furtwängler, Meisterwerke 16, 3.

Faltenhöhen und Faltenthälern beschäftigt wird. Das streng stilisierende Princip dort ist hier nach der Seite einer naturalistischen Auffassung gemildert. Weiter hat der Copist von Sevilla II im Gegensatz zu den schweren, massigen Proportionen, die den Torso Medici charakterisieren, seine Statue in leichteren, schlankeren Verhältnissen aufgebaut. Die Breite der Schultern und besonders der Hüften ist gemildert, und an ihre Stelle ist eine Höhenentwickelung der Formen getreten. Und endlich ist die feierliche Ruhe des Standmotivs nach der Richtung einer leichten Bewegung und Beweglichkeit hin variiert durch die Senkung der rechten Schulter, während beim Torso Medici beide Schultern fast in gleicher Höhe liegen, bei Sevilla I die rechte sogar merklich gehoben ist, wie es dem gewählten Standmotiv mit linkem Standbein am genauesten entspricht. Für die Copienkritik sind uns in den beobachteten Erscheinungen wichtige Fingerzeige gegeben, die zur Vorsicht mahnen können.

Da wir statt des früher allein vorhandenen Torso Medici den Typus der Originalschöpfung nunmehr in drei Wiederholungen haben, die voneinander in zum Theil recht wesentlichen Punkten differieren, so erhebt sich die Frage, welche von den drei Auffassungen dem Original am genauesten entspricht, oder ob uns etwa in einer der drei Statuen das Original selbst erhalten ist. Die Replik Sevilla I kann bei ihrer mangelhaften Ausführung diesen Anspruch in keiner Weise erheben. Auch bei Sevilla II wird, obwohl sie künstlerisch bedeutend höher steht, niemand an originale Arbeit denken. Es bliebe also nur der Torso Medici übrig. Über ihn ist in dieser Beziehung in der That gestritten worden, und wenn sich auch die Mehrzahl der Forscher für römische Copie entschieden hat, so hat es doch nicht an Stimmen gefehlt, welche den Torso für ein Originalwerk griechischen Meißels ansahen. Die letztere Ansicht hat neuerdings in Furtwängler einen energischen Vertreter gefunden,*) nachdem auch er sich früher (Meisterwerke 49) mit aller Entschiedenheit für römische Copie ausgesprochen hatte. Durch die Beobachtung, dass der Torso aus pentelischem Marmor gearbeitet ist, hat Furtwängler allerdings einen der gewichtigsten Gründe, der früher gegen die Originalität geltend gemacht wurde, dass nämlich der Marmor italisch sei, aus dem Wege geräumt. Ich muss bekennen, dass auch ich früher dazu neigte, in der Pariser Statue ein griechisches Originalwerk zu sehen, namentlich solange sie in einsamer Herrlichkeit in unserem Antikenvorrath dastand und wie aus einer besseren Welt in die Legion der römischen Dutzendcopien verschlagen schien.

*) Intermezzi 17 ff.; Sitzungsber. d. baier. Akad. philos.-philol. u. histor. Cl 1898, S. 367 ff., wo er seine Hypothese gegen neuere Einwürfe im wesentlichen mit den alten Gründen vertheidigt.

Indessen aus dieser Einsamkeit ist die Statue nun erlöst, und gerade das Auftauchen der beiden neugefundenen Copien ließ mich zuerst an meiner Ansicht stutzig werden und gab mir Veranlassung, die Frage wieder und wieder eingehend zu prüfen.[9]) Freilich konnte das nur am Gipsabguss geschehen, den Torso selbst habe ich in seiner jetzigen, wie man sagt, bequemen und der Untersuchung leicht zugänglichen Aufstellung nicht wieder gesehen. Soweit aber der Abguss ein Urtheil gestattet, glaube ich jetzt nicht länger zweifeln zu dürfen, dass der Pariser Torso doch nur eine römische Copie ist. Es fehlt den Formen die letzte und höchste Vollendung, das athmende, schwellende Leben, die temperamentvolle Frische, man vermisst im Vortrag die nie fehlende Sicherheit des Blickes, die Freiheit, Leichtigkeit und Feinfühligkeit der Hand, wie wir sie an einem Originalwerk dieser Bedeutung aus der reifsten und reichsten Zeit griechischen Kunstlebens erwarten müssten. Namentlich die Behandlung des Stofflichen in den Gewandpartien am Oberkörper ist von einer gewissen Härte und Trockenheit nicht frei, die sich sofort aufdrängt, wenn man etwa einen vergleichenden Blick auf die Giebelsculpturen des Parthenon wirft.[10]) Aber als Copie ist die Pariser Statue von hervorragender Güte, so namentlich in der Wiedergabe des feingefältelten Untergewandes, und hebt sich weit über das Durchschnittsniveau des sonst auf diesem Gebiete Geleisteten heraus.[11]) Wie hätten sich auch anders derartig schwankende Urtheile bilden können, wie sie thatsächlich in dieser Frage abgegeben worden sind.

Wenn also auch der Torso Medici nicht als das Original gelten kann, so ist er doch der künstlerischen Ausführung nach unter den drei Repliken die beste, und für stilkritische Untersuchungen wird er auch fernerhin als Grundlage zu dienen haben. Es ist das namentlich wichtig für die Entscheidung einer Frage, die sich bei einem Vergleich der drei Repliken aufdrängt, der Frage, in welchem

[9]) Sollen doch auch, nach Arndts Angaben, beide Sevillaner Statuen aus einem feinglimmerigen, weißen, dem pentelischen ähnlichen Marmor bestehen, also vielleicht wirklich aus dem gleichen Material wie der Pariser Torso, was immerhin zu beachten wäre. Das letzte Wort in der Marmorbestimmung müsste Lepsius sprechen.

[10]) Auch die nachlässige Behandlung der Rückseite tritt am Torso doch recht fühlbar hervor und bringt ihn in Gegensatz zu den Giebelfiguren. Für letztere besteht m. E. nach wie vor, trotz der von Furtwängler, Sitzungsber. d. baier. Akad. 1898, S 370 dagegen erhobenen Einwände, die alte Beobachtung zurecht, dass sie im ganzen auf den Rückseiten mit gleicher Sorgfalt, wenigstens mit derselben Frische der Beobachtung und demselben feinen Gefühl für das Organische gearbeitet sind, wie auf den Schauseiten. Eine Nachlässigkeit wie am Torso Medici, dass der Gürtel hinten unter der rechten Achsel ein ganzes Stück gerade aus fortgeführt ist, ohne an der gegebenen Stelle organisch nach vorn umzubiegen und sich dem Körper anzuschmiegen, findet sich an den Giebelfiguren nirgends.

[11]) Anders Puchstein, Arch. Jahrb. V 90, der den Torso für „eine Copie von vielfach äußerlicher derber Arbeit" erklärt.

Material das verlorene Original ausgeführt war. Bei einem Monumentalwerk der freien statuarischen Plastik des fünften Jahrhunderts wird man zunächst an eine Ausführung in chryselephantiner Technik oder in Bronzeguss denken, und eine Hindeutung auf ein Bronzevorbild könnte in unserem Falle darin gefunden werden, dass der Kopf von Sevilla I eingesetzte Augen hat,[12]) ein wohl meist bei solchen Copien angewandtes Darstellungsmittel, die auf Bronzeoriginale zurückgehen.[13]) Angesichts des Torso Medici hingegen wird man sich schwerlich an eine Erzstatue erinnert fühlen, der Formenvortrag und die Modellierungsweise erinnern durchaus an Marmortechnik,[14]) die dicht gereihten Steilfalten über dem Standbein mit ihren starken Unterhöhlungen[15]) sind so im Guss überhaupt kaum auszuführen und deuten auf ein Modell hin, bei dem von vornherein auf Ausführung in Stein Rücksicht genommen war, wie dies Kekulé, Über eine weibliche Gewandstatue 1894 S. 18 entwickelt. Wenn die Copisten der beiden Sevillaner Statuen, namentlich der von II, in Anordnung und Wiedergabe der betreffenden Faltenpartien etwas freier verfahren sind, so ist wohl eher anzunehmen, dass sie den Formenreichthum ihres Vorbildes vereinfacht und sich die Arbeit erleichtert haben, als dass umgekehrt der Meister des Torso Medici die gegebenen einfachen und klaren Formen zu größerer äußerer Mannigfaltigkeit gesteigert und sich die Mühe vergrößert hätte. Ich glaube also, dass der in unseren Repliken vorliegende Athenatypus für Ausführung in Marmor erdacht war, und dass uns die genaueste, stilistisch getreueste Wiedergabe des Originals im Torso Medici erhalten ist.

Durch den Nachweis, dass die Pariser Statue nur Copie ist, erledigt sich eigentlich Furtwänglers in den Intermezzi 17 ff. vertretene Ansicht, dass in ihr vielmehr die verloren geglaubte Mittelfigur aus dem Ostgiebel des Parthenon erhalten sei, von selbst.[16]) Aber es sprechen dagegen auch andere, aus den neugefundenen Repliken herzuleitende Gründe. Zunächst die Existenz dieser Repliken

[12]) Die jetzt eingesetzten sind zwar nach Arndts Angabe (oben S. 162) modern, aber die Zurichtung dazu war natürlich alt, d. h. die Höhlungen für die Augen waren in dem Kopf vorhanden und gaben dem Ergänzer die Veranlassung, sie auszufüllen.

[13]) Beispiele sind jedem zur Hand. Ich erinnere nur an den Bologneser Lemniakopf und die Madrider Replik der Parthenos. Vgl. auch Furtwängler, Meisterwerke 11.

[14]) Vgl Schreiber, Abhandl. der sächs. Gesellsch. d. Wiss., philol.-histor. Cl. VIII 635 und Arch. Zeit. 1883, S. 195.

[15]) Vgl. dazu Puchsteins Ausführungen Arch. Jahrb. V 90 und die die eigenthümliche Faltenanlage veranschaulichende Durchschnittszeichnung S. 91 n. 3a.

[16]) Widersprochen haben schon früher in der Recension der Furtwänglerschen Schrift Sauer, Wochenschr. für klass. Philol. 1897, Sp. 455 ff. und Winter, Deutsche Literaturzeit. 1897, Sp. 866 ff., ferner Arndt, Einzelverkauf Ser. III zu n. 706. Hauser, Berl. Philol. Wochenschr. 1897, Sp. 49 hält Furtwänglers Annahme nicht für unmöglich, verlangt aber stärkere Gründe für den Nachweis derselben. Furtwänglers Entgegnung, Sitzungsber. d. baier. Akad., philos.-philol. u. hist. Cl. 1898, S. 367 ff.

selbst. Denn lassen wir einmal Furtwänglers Ansicht gelten, dass die aus Athen geraubte Giebelfigur auch in Rom wieder in einem Tempelgiebel Aufstellung gefunden habe, so wäre es doch im höchsten Grade unwahrscheinlich, dass diese Giebelfigur zweimal copiert worden sei, in einem dem Vorbild fast genau entsprechenden Maßstabe, dann aber natürlich für Einzelaufstellung bestimmt. Viel näher liegt da die Annahme, dass schon die Originalschöpfung als Einzelstatue erdacht und ausgeführt war und in dieser Eigenschaft in den drei erhaltenen Repliken nachgebildet wurde. Bietet doch unser Athenatypus in seinen Maßen durchaus nichts Ungewöhnliches, wie Furtwängler, Intermezzi 22 behauptet. So stimmt z. B. die Pallas Velletri mit dem Torso auf den Centimeter überein (die beiden Maße, die ich genau nachcontrolieren konnte, — Plinthenoberfläche bis unterer Gürtelrand — decken sich absolut mit 1·77^{m}), die „Ceres“ der vaticanischen Rotunde ist um weniges größer (Plinthenoberfläche bis unterer Gürtelrand 1·845^{m}), die Hera Barberini etwas kleiner, auch die Athena im Atrio des capitolinischen Museums gehört ihrer Größe nach in diesen Kreis, kurz, es scheint sich hier um eine Art Durchschnittsmaß für derartige Monumentalstatuen zu handeln, dem auch unser Athenatypus durchaus entspricht.[17]) Wenn dieser Maßstab zufällig auch zur Giebelhöhe des Parthenon passt, so darf man diesen Zufall doch nicht nur zugunsten des Torso Medici deuten und ausnützen, umso weniger, als der Kopf mit Helm und Helmschmuck fehlt, die absolute Höhe der vollständigen Statue also gar nicht bestimmt werden kann.[18]) Auch die Spuren hakenförmiger Klammern auf der Oberfläche der Plinthe beweisen nicht für Giebelaufstellung. Wenn man diese Klammern dem Auge verbergen wollte, so genügte schon eine Aufstellung der Statue etwas über Augenhöhe.[19]) Aber diese Verklammerung steht überhaupt nicht allein und ist in römischer Zeit auch sonst bei freistehenden Statuen nach-

[17]) Vgl. Reisch, Jahreshefte I 57 f., der eine 2—2$^{1}/_{2}$fache Lebensgröße als einen Maßstab bezeichnet, „der für Tempelstatuen aus der Zeit des peloponnesischen Krieges als durchaus üblich bezeichnet werden darf“. Das würde also auch zu unserem obigen Ansatz stimmen.

[18]) Furtwängler hatte in den Intermezzi 22, 1 die ursprüngliche Höhe der Figur auf 3·40^{m} gemessen und danach festgestellt, dass sie gerade in der 3·456^{m} hohen Giebelmitte Platz haben würde. Es wurde ihm dann von Sauer und Winter vorgehalten, dass er bei seiner Maßangabe des Torso die Plinthenhöhe von 0·15^{m} einzurechnen versäumt habe, wodurch die Höhe des Torso zu groß für den Giebel werden würde. Furtwängler geht in seiner mehrfach genannten Entgegnungsschrift auf den Einwurf bereitwillig ein, sucht ihn aber dann mit der Annahme zu entkräften, dass er in seiner ersten, auf Grund der Varvakionstatuette angestellten Berechnung nach deren Vorbild den Helmbusch zu hoch angenommen habe. Durch eine Reduction der Helmbuschhöhe erhält er dann ein Maß, das eine Placierung des vervollständigten Torso Medici in der Giebelmitte wiederum erlauben würde. Eine Rechnung mit so variablem Resultat zu so wichtigen Schlüssen zu benützen, scheint mir aber doch bedenklich.

[19]) Darauf weist schon Sauer hin, Wochenschr. f. class. Phil. 1897, Sp. 455.

zuweisen. So waren die in der Vorhalle des olympischen Heraion aufgestellten Ehrenstatuen der Antonia Kleodike, Claudia Alcinoa und Numisia Teisis in ganz entsprechender Weise mit hakenförmigen Dübeln auf der obersten Platte ihrer Postamente befestigt.[20]) Von einer männlichen Porträtstatue der späteren Kaiserzeit aus Antiocheia gibt Förster, Arch. Jahrb. XIII 184 an, es seien an der Basis vorn, hinten und an der rechten Seite Vertiefungen zum Zwecke der Aufnahme von Befestigungen angebracht, also natürlich doch auch, um die Statue mit dem Postament zu verklammern. Auf der a. a. O. beigefügten Abbildung glaube ich vorn an der Plinthe die erwähnte Einarbeitung für eine hakenförmige Klammer deutlich zu erkennen. Wer will danach ermessen, wie oft diese Befestigungsart auch sonst bei uns verlorenen Standbildern angewendet oder bei den verlorenen Plinthen erhaltener Bildwerke erkennbar war, und welche Gründe beim Torso Medici für eine derartige Aufstellung maßgebend waren. Dass man in römischer Zeit keinen Anstoß daran nahm, die Plinthenklammern sichtbar werden zu lassen, wird durch die angeführten Beispiele erwiesen, und als römische Zuthat betrachtet ja Furtwängler auch die Zurichtung zur Verklammerung an der Torsoplinthe.

Und endlich das Wichtigste. Vom Kopf seiner Giebelfigur nimmt Furtwängler (Intermezzi 21) an, dass er nach der rechten Schulter gewendet war, und zwar stellt er sich diese Wendung ziemlich energisch vor, wie man aus seinem Hinweis auf die Mittelstatuen der olympischen Giebel entnehmen kann. Aus seiner Reconstructionsskizze ersieht man ferner, dass er sich den Kopf geneigt denkt, damit Athena nicht gar zu unbetheiligt in der Versammlung der sie bewundernden Olympier erscheine. Nun ist aber die Sevillaner Replik I mit dem Kopf erhalten, und dieser sitzt gerade aufgerichtet auf den Schultern und blickt fast genau geradeaus mit einer ganz geringen Wendung nach der rechten Schulter, die nur eben ausreicht, die allzu große Strenge und Starrheit der Haltung zu mildern.[21]) Diese Athena als Mittelpunkt eines Kreises theilweise sehr erregter Gestalten,

[20]) Treu, Olympia, Textband III 253, 1. Die Entstehung der genannten Statuen setzt Treu in die zweite Hälfte des 1. nachchristlichen Jahrhunderts.

[21]) Dass das am Torso Medici ebenso war, kann man übrigens an diesem selbst noch erkennen. Es ist hinten ein geringer Rest des herabhängenden Nackenschopfes erhalten, der genau in der Mitte senkrecht herabhängt. Man müsste danach sogar auf eine ganz direct nach vorn gerichtete Haltung des Kopfes schließen. Indessen die leichte Wendung nach der rechten Schulter ist am Torso ebenfalls indiciert. Im Rande des Halsausschnittes über dem Nackenschopfende ist eine Leere von 19 Centimetern Breite und 3—4 Centimetern Tiefe ausgespart, in welche offenbar die an dem zum Einsetzen bestimmten Kopf angearbeiteten breiteren Partien des Nackenschopfes eingezapft waren. Diese Leere biegt sich in der Richtung nach der linken Schulter leicht nach vorn; es geht also daraus hervor, dass die Masse des Nackenschopfes etwas nach der linken Schulter verschoben war, und das erklärt sich nur, wenn sie einer leisen Drehung des Gesichtes nach der entgegengesetzten, also der rechten Schulter nachgab.

deren Aufregung durch ihr eigenes Erscheinen veranlasst wird, während sie selbst ohne die geringste Antheilnahme an der rings wogenden Empfindung über die Versammlung hinweg in die Ferne blickt, diese Athena sich als Mittelfigur des Parthenongiebels zu denken, dessen Composition sie geistig zusammenhalten müsste, während sie jetzt als die einzige Gestalt vollständig aus dem Zusammenhang herausfallen würde, scheint mir unmöglich. Die Statue hat vielmehr gerade die Haltung, die Furtwängler (Intermezzi 21) für ein Tempelbild fordert, d. h. mit geradeaus gerichtetem Kopf,[22]) und es ist evident, dass sie in ihrer feierlichen Haltung von Anfang an als Einzelfigur componiert war, zu der die geschlossene Ruhe allein, aber auch vortrefflich passen will.

Es ist früher ein anderer Versuch gemacht worden, den Athenatypus, wie er jetzt in unseren drei Repliken vorliegt, zu bestimmen. Konrad Lange (Arch. Zeitg. 1881, S. 197 ff.) wollte den Torso Medici auf die große eherne Promachos des Pheidias auf der Akropolis zurückführen. Ich weiß nicht, ob diese Ansicht,[23]) nachdem Furtwängler seine in den Meisterwerken 51 ff. durchgeführte Vertheidigung derselben aufgegeben hat, gegenwärtig noch Vertreter findet. Zu halten ist sie m. E. nicht. Wenn meine oben begründete Meinung, dass das unserem Athenatypus zugrunde liegende Original ein Marmorwerk war, richtig ist, so würde sich dadurch die Sache von selbst erledigen. Aber weiter. Wir besitzen jetzt den Typus, abgesehen von den bekannten kleinen Wiederholungen, in drei Repliken von gleicher Größe; es ist also mit höchster Wahrscheinlichkeit anzunehmen, dass das auch die Größe des Originals gewesen ist. Ist das richtig, so kann dieses Original nimmermehr die Promachos gewesen sein, für die wir viel ansehnlichere Maße voraussetzen müssen. Wenn auch die früheren Vorstellungen über die Kolossalität dieses Standbildes sicherlich weit übertrieben waren, so wird man unter das von Michaelis (Athen. Mitth. II 90) ermittelte Maximalmaß von annähernd 7·50 Metern doch nicht mehr herabgehen können. Das ist aber immer noch mehr als die doppelte Höhe unserer Statuen, und es ist danach unmöglich, in ihnen Repliken der Promachos zu erkennen.[24]) Wenn es ferner richtig wäre, was ich allerdings nicht für gesichert halte,[25]) dass das

[22]) Die Abweichung aus der genauen Vorderansicht ist nicht einmal so stark, wie bei der Pallas Velletri und der Hera Barberini, und da die Neigung des Kopfes, wie sie diese Statuen haben, fortfällt, so ist der Eindruck des Vorwärtsblickens fast vollständig gewahrt.

[23]) Sie wurde von Schreiber, Abhandl. der sächs. Ges. d. Wiss., philol.-hist. Cl. VIII 634 ff. zurückgewiesen, vgl. auch Arch. Zeit. 1883, S. 195.

[24]) Lange muss natürlich angenommen haben, dass der Torso Medici, wenn er eine Replik der Promachos wäre, diese in stark verkleinerter Gestalt wiedergäbe; aber eine solche Annahme ist nach dem Bekanntwerden der beiden gleich großen Repliken nicht mehr haltbar.

[25]) So auch Schreiber a. a. O.

Athenabild gewisser Bronzemünzen, von denen Lange ein Exemplar abbildet, auf die Promachos zurückgienge, so wäre damit ein weiterer Grund gegen die Identification mit den Statuen gewonnen. Lange führt als wesentliche Stütze für seine Hypothese die starke Kopfwendung der Athena des Münzbildes an, das Original unserer Statuenrepliken hielt aber, wie oben nachgewiesen, den Kopf fast geradeaus gerichtet. Und dieser Kopf war mit dem attischen Helm geschmückt, während die Athena des Münzbildes den korinthischen Helm trägt.[26]) Wir gewinnen also durch die Sevillaner Statuen neue, durchschlagende Gründe, welche die Rückführung des Typus auf die Promachos als Unmöglichkeit erscheinen lassen.

Also die Promachos ist es nicht, und die Mittelfigur des Parthenon-Ostgiebels ist es auch nicht. Müssen wir uns an diesem negativen Resultat genügen lassen? Es ist ja schon damit ein Gewinn erzielt; aber ich glaube, wir können noch einen Schritt in positiver Richtung vorwärts thun, um unserem Athenatypus seinen Platz im Entwickelungsgange der griechischen Plastik anzuweisen. Mit wenigen Worten und nur andeutend möchte ich zum Schluss auf die entscheidenden Punkte hinweisen.

Über die Entstehungszeit des Werkes kann im allgemeinen nicht der geringste Zweifel bestehen: Auffassung und Darstellung weisen mit aller Entschiedenheit auf die unmittelbare Schule des Pheidias, und fragt man nach dem Autor einer Schöpfung von so imponierender Kraft und Größe, so werden sich die Namen der beiden Hauptmeister dieser Schule, Alkamenes und Agorakritos, von selbst auf die Lippen drängen. Für Alkamenes haben Reisch[27]) und Sauer[28]) durch den Nachweis seiner Athena Hephaistia fast gleichzeitig ein sicheres Fundament der Erkenntnis gelegt. Wird man diese Auffassung der Athena mit dem oben besprochenen Typus in Beziehung setzen können? Ich sehe nichts, was diese beiden Gestalten miteinander verbände, im Gegentheil treten überall nur trennende Züge hervor. Ruhig und schlicht, in einfachstem Kleide, in schlanken und zierlichen Formen und echt mädchenhafter Erscheinung steht Alkamenes' Athena vor uns; stolz und imponierend, mit reif entwickeltem, mächtigem Körperbau, in der Pracht der Erscheinung gehoben durch die überreiche Gewandung

[26]) Auf dem von Lange publicierten Stück wenigstens ist die korinthische Form des Helmes sicher, wenn ihn auch Lange auffallenderweise als attisch bezeichnet. Er wird in diesem Punkte bereits von Schreiber, Arch. Zeit. 1883, Sp. 195, 3 corrigiert. Schreiber selbst fügt hinzu, dass auf einigen anderen Exemplaren die rundliche attische Helmform gewählt sei. Dann ist freilich mit diesem Beweismittel nicht viel anzufangen, wie auch Schreiber zugesteht.

[27]) Reisch, Jahreshefte I 55 ff. mit Taf. III und mehreren Textabbildungen, welche verschiedene Repliken des Typus reproducieren.

[28]) Sauer, Das sogenannte Theseion 239 ff.

stellt die Göttin der Meister dar, der das Urbild des Torso Medici geschaffen. In der formellen Behandlung der Gewandung fällt bei Alkamenes neben dem Streben nach Einfachheit der Motive eine gewisse naturalistische Tendenz in der Wiedergabe des Stofflichen auf, wie sie sich besonders in der lockeren und freien Anordnung der Faltenzüge auf dem Chitonüberschlage geltend macht; in den streng gezogenen Faltenlagen des Torso Medici und seiner Sippe ist von einer solchen Tendenz allerwärts nicht das Geringste zu spüren, vielmehr klingt hier die ernste Stilgröße der Phidiasischen Kunst noch vernehmlich nach. Das sind Unterschiede, die sich etwa aus der Natur der gestellten Aufgaben allein nicht genügend erklären, sondern die im innersten Wesen und der persönlichen Anlage zweier ganz verschieden empfindender und verschieden sich aussprechender Künstlerindividualitäten wurzeln.[29])

Bei Agorakritos sind wir in der glücklichen Lage, Reste, wenn auch geringe, eines Originalwerkes seiner Hand zu besitzen. Von seiner für Rhamnus geschaffenen Statue der Nemesis sind uns ein geringes Fragment des Kopfes[30]) und umfangreichere Bruchstücke vom Reliefschmuck der Basis erhalten. Die Basisfragmente sind von Pallat ausführlich besprochen und stilkritisch analysiert.[31]) Was an diesen Bruchstücken auffällt, ist die verblüffende Virtuosität in der Behandlung des Marmors, eine geniale Frische, Leichtigkeit und Sicherheit in der Beobachtung der aus der Natur des Materials hervorgehenden Stilgesetze, Züge, wie sie ähnlich, wenn auch in abgeschwächter Form, der Torso Medici aufweist. Und die Details des Formenvortrags, in denen sich das ausspricht, sind hier wie dort die gleichen. In der Behandlung der Gewandung erkennen wir bei den rhamnuntischen Fragmenten dieselbe individuell gefärbte Vortragsweise wie am Torso Medici, wir finden die lang gezogenen Verticalfalten wieder mit den breiten, flächigen, nach der Mitte muldenförmig eingesenkten Faltengraten, dicht aneinandergereiht und unterhöhlt, doch so, dass zwischen je zwei der Hauptfalten hie und da noch eine schwächere im Thal sich entwickeln kann.[32]) Wenn der Torso Medici hinsichtlich der Gewandbehandlung überhaupt innerhalb unseres Antikenvorrathes eine genau entsprechende Parallele hat, so ist es in diesen rhamnuntischen

[29]) Ich habe mich in meinen obigen Ausführungen auf die Athena Hephaistia beschränkt, weil ich nur skizzieren wollte, und weil außerdem dieses Werk m. E. bislang das einzige sicher nachweisbare des Alkamenes ist trotz der von Gardner, Journ. of hell. stud. XIX 5 ff. dagegen erhobenen Bedenken, die mich nicht überzeugt haben. Von ihm aus wird man noch einmal in dem Cyklus der Alkamenes bisher zugeschriebenen Werke Musterung halten müssen. Diese hier vorzunehmen, konnte natürlich nicht meine Aufgabe sein.

[30]) Im Brit. Mus., abgeb. Athen. Mitth. 1890 S. 64.

[31]) Archäol. Jahrb. IX 1 ff. mit Taf. 1–7.

[32]) Vgl. Pallat a. a. O. Taf. I 5 a = Taf. IV 5 b, ferner Taf. I 3 a = V 3 b und 3 c und Taf. II 8, dazu Text S. 16.

Basisreliefs. Die Vergleichung der Köpfe führt uns leider nicht viel weiter. Vom Original der Nemesis ist zu wenig erhalten, und der Kopf der Sevillaner Athena in seiner leeren Ausführung lässt einen deutlich ausgeprägten künstlerischen Charakter überhaupt nicht erkennen. Immerhin ist zu beachten, dass die Anordnung des Haares mit den breit und hoch über die Schläfe hervortretenden, nach hinten laufenden welligen Strähnen bei beiden Köpfen sich entspricht, und beim Sevillaner Kopf beobachtet man im Bau der Formen mit dem breit entwickelten Untergesicht und dem kräftigen Kinn eine Nachwirkung Phidiasischer Formengestaltung, eine Verwandtschaft mit dem Kopf der Parthenos, die man bei dem Lieblingsschüler des Meisters erwarten darf.

Von Seiten der formalen Analyse werden wir also auf Agorakritos geführt. Und in dieselbe Richtung weist noch ein zweites Beobachtungsmoment. Hinsichtlich der künstlerischen Auffassung und Charakterisierung schließt sich unser Athenatypus aufs engste einer kleinen Gruppe von Werken an, welche Furtwängler[33]) zusammengestellt und auf Agorakritos zurückgeführt hat, indem er dabei namentlich von dem Gegensatz zu Alkamenes ausgieng. Es sind die „Ceres" der vaticanischen Rotunde, die „Barberinische Muse" in München und die Athena im Atrio des Capitols, durch deren bildliche Vereinigung in der englischen Ausgabe des Furtwänglerschen Buches[34]) ihre enge Zusammengehörigkeit einleuchtend wird.[35]) Die feierliche Würde und stolze Sicherheit des Auftretens mit einem leichten Beigeschmack von Prätentiösem, das Strahlende der Erscheinung, die als dominierende Züge der künstlerischen Auffassung stark hervortreten, lassen unsere Athena den genannten Statuen durchaus wesensverwandt erscheinen. Auch eine Äußerlichkeit wie die breite Gürtung über dem Überschlag und die Drapierung des kleinen Mantels kommt hinzu, diesen Eindruck zu verstärken. Sind also die genannten drei Statuen mit Recht auf Agorakritos' Kunst zurückgeführt, so muss das Gleiche auch für unsere Athena gelten, die ihrerseits wieder dazu beiträgt, das Fundament der Furtwänglerschen Combination zu verstärken.

Ich muss mich mit diesen andeutenden Ausführungen hier begnügen. Sind

[33]) Meisterwerke der griech. Plast. 119.

[34]) Masterpieces of gr. sculpt. 87.

[35]) Die Rückführung der „Ceres" der vaticanischen Rotunde auf Agorakritos und zwar auf seine Nemesis scheint Petersen geneigt anzunehmen, vgl. Vom alten Rom 117. Wenn wir an der Statue die charakteristischen Merkmale der Gewandbehandlung, die wir am Torso Medici und an den rhamnuntischen Basisreliefs hervorhoben, nicht in gleicher Schärfe hervortreten sehen, so ist zu bedenken, dass wir es in dem vaticanischen Exemplar mit einer augenscheinlich mangelhaften, am Äußerlichen haftenden Copie zu thun haben. Hätten wir von dem oben behandelten Athenatypus nur die beiden Sevillaner Repliken erhalten, so würden wir von der individuellen Eigenart seines Schöpfers in der Behandlung der Gewandpartien auch keine Vorstellung gewonnen haben; erst der Torso Medici vermittelt sie uns.

diese richtig, so gewinnen wir als positives Resultat unserer Untersuchungen eine Athenastatue mit erhobenem Schild am linken Arm und aufgestützter, tiefgefasster Lanze,[36]) in der wir auf Grund der stilistischen Übereinstimmung mit den Basisreliefs von Rhamnus ein Werk des Agorakritos vermuthen dürfen. Eine Spur in unserer literarischen Überlieferung scheint das Werk nicht hinterlassen zu haben. Die Itonia des Agorakritos kann es nicht sein, denn diese war ein Bronzewerk, auch stand sie ja in Koroneia, während das Original der oben besprochenen Statuen gewiss in Athen aufgestellt war, wie die dort gefundenen kleinen Nachbildungen beweisen.

Dresden. PAUL HERRMANN.

Die politische Bedeutung des Traiansbogens in Benevent.

Als der Senat im Jahre 114 n. Chr. dem Kaiser Traianus den Ehrennamen Optimus verlieh,[1]) um die Dankbarkeit für das segensreiche Walten des Fürsten in einem Ausdruck zusammenzufassen,[2]) schuf auf sein Geheiß der Künstler des Beneventerbogens jene herrlichen Sculpturen, die den princeps optimus im Bilde feiern.[3]) Seiner Bestimmung nach ist der Bogen ein ianus viae, errichtet an der Stelle, wo die via Traiana, die der Kaiser von Benevent nach Brundisium erbaut hatte, ihren Anfang nahm.[4]) Ebenso stand am Beginne der Straße, die vom Flusse Baetis zum Ocean führte, der ianus Augustus,[5]) in einer Inschrift auch arcus genannt,[6]) und den gleichen Sinn hat der Bogen von Ariminum, erbaut, wo die via Flaminia endete.[7]) Wie bei dem Bogen von Ariminum die der Stadt zuge-

[36]) Denn so wird man sich die Statue nach Ausweis des athenischen Reliefs Athen. Mitth. V Taf. 5, 1 ergänzt zu denken haben.

[1]) Genauer zwischen dem 10. December 113 und dem 1. September 114. Vgl. Mommsen CIL III 7086.

[2]) Dio LXVIII 23, 2 πολλῷ δὲ μᾶλλον ἐπὶ τῇ τοῦ Ὀπτίμου προσηγορίᾳ ἢ ταῖς ἄλλαις συμπάσαις, ἅτε καὶ τῶν τρόπων αὐτοῦ μᾶλλον ἢ τῶν ὅπλων οὔσῃ, ἐσεμνύνετο.

[3]) Die Inschrift des Bogens, Dessau 296 „imp. Caesari divi Nervae filio Nervae Traiano Optimo Aug. Germanico Dacico, pontif. max., trib. pot. XVIII, imp. VII, cos. VI, p. p., fortissimo principi senatus p. q. R." nennt die 18. tribunicia potestas des Kaisers; sie läuft vom 10. December 113 bis zum 9. December 114. Vgl. Mommsen Staatsr. II³ 800

[4]) Die via Traiana zählt ihre Meilen von Beneventum CIL IX p. 592.

[5]) CIL II p. 627.

[6]) CIL II 4721 „ab arcu, unde incipit Baetica, viam Aug(ustam) . . ."

[7]) Dessau 84 „senatus populusq[ue Romanus imp. Caesari divi f. Augusto imp. sept.] cos. sept. designat. octavom v[ia Flamin]ia [et reliquei]s celeberrimeis Italiae vieis consilio [et sumptib]us eius mu]niteis."



Fig. 85 Der Traiansbogen in Benevent, Landseite, nach Rossini.

kehrte Seite die Hauptseite ist,[8]) so auch an dem Bogen zu Benevent, wo man, von der Stadt kommend, die neue Straße zuerst betrat. Immer ist es jene Seite, die nach dem Herzen des Reiches, nach Rom, weist.

Wenn Petersen dagegen einwendet:[9]) „Alla quale opinione si oppone il fatto che, se l'arco fu eretto nel 115, quando l'imperatore dimorava in Oriente, ed eretto per servire ad un solenne saluto dato dal Senato all' Augusto[10]) che, tornato da Brindisi, passava per Benevento, era in ogni modo la facciata esterna destinata ad essere veduta la prima", so verkennt er die Bestimmung des Bogens als ianus viae, und beachtet nicht, dass jene Seite, wo die Trias Capitolina erscheint,[11]) für jeden Römer die Hauptseite sein muss.

[8]) Das ist hier außer Zweifel, weil sich die Inschrift nur an der Innenseite befindet. Ebenso an dem Traiansbogen von Ancona, der dem Hafenbaue gilt. Vgl. S. 182, 60.

[9]) Röm. Mitth. VII (1892) 241.

[10]) Wäre das die Bestimmung des Bogens, so war sein Platz in Brundisium und nicht in Benevent.

[11]) Relief 1.

Drei architektonisch geschiedene Flächen bietet der Bogen dem Künstler dar zur Entfaltung seiner Gestaltenwelt:[12]) die Stadtseite, die wie heute der Stadt Benevent zugekehrt war; die Landseite, nach der Straße hinsehend, die der Kaiser erbaut hatte, um die Verbindung Italiens mit den Provinzen zu erleichtern, und die Seitenwände des Durchganges, durch welchen der Verkehr der Beneventaner täglich gieng. So gliedert sich die Bilderreihe sinngemäß in drei Gruppen:[13]) 1. die Stadtseite, die das Verhältnis des Kaisers zu Rom schildert; 2. die Landseite, die seine Verdienste um die Provinzen feiert; 3. die Reliefs des Durchgangs, die den Bürgern Benevents seine Wohlthaten im Gedächtnis erhielten. Die Berechtigung dieser Gesammtauffassung kann nur die Interpretation der einzelnen Reliefs erweisen, zu der ich jetzt übergehe.

I. Stadtseite.

Petersen, dessen exacte Beschreibung des Bogens überall den Grund des Verständnisses gelegt hat,[14]) erkannte zuerst, dass die Reliefs der Attica (1 und 2) und die Reliefs zu unterst an den Pfeilern (5 und 6) paarweise zusammengehören.[15]) Dann aber ist eine nothwendige Forderung, dass in den beiden Scenen jedes dieser Paare eine zusammenhängende Handlung dargestellt ist, die durch die Inschrift oder den Durchgang sinngemäß unterbrochen wird.

1. Links in der Götterversammlung nehmen die Hauptgötter des römischen Staates die Mitte ein. Zur Rechten des Iuppiter optimus maximus steht Minerva, zur Linken Juno. Das ist jene Anordnung, welche die Cultbilder im capitolinischen Tempel selbst hatten.[16]) So ist der Schauplatz das Capitol und zwar der Raum vor dem Tempel, die area Capitolina. Denn die Götter stehen in freier Luft. Die vier Götter, welche die Trias Capitolina begleiten, sollen den Kreis der römischen Staatsgötter, der in seiner Gesammtheit nicht darstellbar war, den Satzungen des Sacralrechtes gemäß andeuten. Neben Iuno treten Ceres und Mercurius. Dieser,

[12]) Die Nebenseiten können von der Straße aus nicht sichtbar sein und eignen sich daher nicht für den Reliefschmuck. Wenn sie der Fries dennoch umzieht, so soll er nur als architektonisches Glied wirken.

[13]) Zum Theile wenigstens haben dies die italienischen Erklärer schon früher erkannt. Petersen 240 bestreitet es, wie ich glauben muss, ohne hinreichenden Grund.

[14]) Ich bin von seiner Beschreibung nur dann abgewichen, wo mir der Augenschein der Photographien eine andere Auffassung zwingend zu ergeben schien.

[15]) S. 241. Es gilt dies jedoch nur von den Reliefs der Stadtseite und ist hier, schon rein äußerlich betrachtet, geboten, weil sonst in zwei Scenen (1 und 5) der Kaiser ganz fehlen würde. Er ist aber überall der Handelnde, und ohne ihn ist die Handlung nothwendig unvollständig.

[16]) Petersen 251.

der Bote der Götter, konnte nicht fehlen, da er das Nahen des Kaisers verkündet hat und die Götter bestimmte, ihre heiligen Wohnstätten zu verlassen. Ceres ist ihm zugesellt, um den Begriff der dei consentes[17]) zum Ausdruck zu bringen. In diesem unter dem Einfluss des ritus Graecus geschaffenen Zwölfgötterkreise bilden Mercurius und Ceres ein Paar.[18]) Älter als der Götterkreis der dei consentes sind die beiden Reihen der dei indigetes und der dei novensides.[19]) Zum Vertreter der dei indigetes, der einzigen Götter, welche der Numanische Festkalender kannte, wählte der Künstler den Liber pater. Für den Kreis der dei novensides, jener Fremdgötter, die vor dem Eindringen des ritus Graecus recipiert wurden, tritt Hercules ein.[20]) Gerade diese Götter zu wählen, hat den Künstler noch ein anderer Gedanke bestimmt. Sie sind es, unter deren Segen die schaffende Thätigkeit des Friedens gedeiht, den der Kaiser, als Sieger aus dem Oriente zurückkehrend, dauernd begründen sollte. Wahrhaft prophetisch hat der Künstler in die Zukunft gesehen. War auch Traian die siegreiche Heimkehr vom Schicksal nicht beschieden, so hat doch auf Grund seiner Thaten die römische Welt unter seinen Nachfolgern eine Zeit friedlichen Gedeihens erlebt, wie sie den Völkern des Mittelmeeres weder früher noch später zutheil wurde. So hat denn der Künstler seiner Bewunderung für den Kaiser den stärksten Ausdruck gegeben, indem er Iuppiter darstellt, wie er im Begriffe ist, dem nahenden Kaiser das Zeichen seiner Herrschaft über die Welt, den Blitz, zu überreichen.[21]) Mit gespannter Aufmerksamkeit folgen Iuno und die anderen Götter der Handlung Iuppiters, die eine neue Weltordnung begründen soll.[22]) Aber des Kaisers männliche Denkweise hat die Ver-



Fig. 86 Relief 1.

[17]) Wissowa in Roschers Lex. I 922.

[18]) Sonst besteht im römischen Glauben zwischen beiden Göttern nicht die geringste Beziehung.

[19]) Die richtige Auffassung dieser beiden sacralen Begriffe dankt man Wissowa, De Romanorum indigetibus et novensidibus disputatio, Marburg 1892.

[20]) Die Erwähnung eines signum Liberi patris CIL III Suppl. D. VII „in Capitolio in podio arae gentis Iuliae latere dextro ante signum Liberi patris“ und eines Hercules Dio XLII 26 μέλισσαι ἐν τῷ Καπιτολίῳ παρὰ Ἡρακλέα ἱδρύθησαν, auf die Huelsen bei Petersen hinweist, möchte ich nicht hieherziehen, weil der echte Servius Aen. II 319 ganz allgemein sagt „in Capitolio omnium deorum simulacra colebantur.“

[21]) So versteht Petersen mit Recht den Vorgang.

[22]) Diese Auffassung des Künstlers rechtfertigt der Ehrenname Optimus, den die Sculpturen des Bogens verherrlichen sollen. Denn das einzige Wesen, das den Beinamen Optimus führt, ist der Iuppiter optimus maximus selbst.

götterung seiner Zeitgenossen zurückgewiesen. Das ist der tiefere Grund, warum der Künstler die Handlung, die in den Reliefs der Attica spielt, in zwei Scenen zerlegte, den Kaiser nicht selbst unter die Olympier eintreten lässt, sondern diesen Lohn seiner Thaten nur in sichere Aussicht stellt.

2. Sieht also Iuppiter dem Erscheinen des Kaisers unmittelbar entgegen, so wird der Ort, wo der Kaiser mit seinem Gefolge auftritt, nichts anderes sein, als der Platz vor dem Eingang in die area Capitolina, und die Inschriftfläche ersetzt sinngemäß die trennende Mauer des Temenos,[23]) welche die Götterversammlung den Blicken des Kaisers noch entzieht. Der Eingangsbogen[24]) ist mit Victorien geschmückt, weil ihn der Triumphator durchschreiten soll, um auf der area Capitolina dem besten und höchsten Iuppiter das Siegesgelübde zu lösen.[25]) Der Tempel, der rechts vom Bogen steht, muss ein Bauwerk darstellen, das sich thatsächlich unmittelbar am Eingange befand. Denn diese topographische Andeutung hat doch den Zweck, den Schauplatz der Handlung zu vergegenwärtigen. Unmittelbar am Eingange des heiligen Bezirks wäre sachgemäß der Platz für die Wohnung des aedituus, der nichts anderes ist als der ianitor des Gottes. An Stelle dieses Baues hat aber Domitian zur Erinnerung an seine eigene wunderbare Rettung den Tempel des Iuppiter Custos errichtet.[26]) Dieser Tempel ist also dargestellt, und so wird es verständlich, warum seinen einzigen Schmuck selbst im Tympanon Spolien bilden. Es werden die Weihgeschenke zur Erinnerung an die wirklichen und vermeintlichen Siege Domitians sein. Vor dem Eingangsbogen steht, wie Petersen bemerkt,[27]) Roma, kenntlich an der Mauerkrone; sie begrüßt als erste der Götter den Kaiser. Links hinter ihr erscheinen zwei Jünglinge göttlicher Art, wie die ideale Gesichtsbildung und ihre das Menschenmaß über-

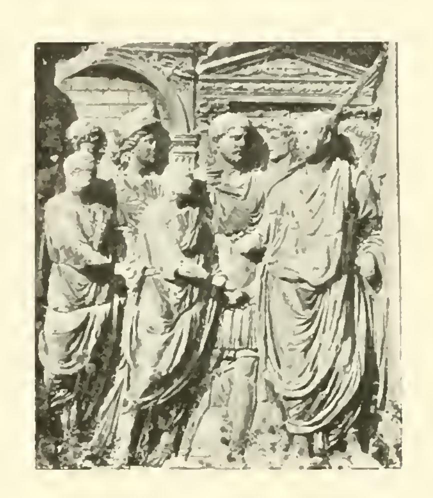


Fig. 87 Relief 2.

[23]) Die Mauer erwähnt CIL III Suppl. D. XI „in Capitolio introeuntibus ad sinistram in muro inter duos arcus."

[24]) Dieser Eingang ist wahrscheinlich gemeint mit dem arcus Anm. 23.

[25]) Mommsen, Res gestae 19.

[26]) Tacit. Hist. III 74; Sueton. Domit. 1 u. 5. Für die Verlegung des Tempels in das Innere der area Capitolina, wie auf dem Plane Kiepert-Huelsen, Formae urbis Romae antiquae III, kann ich keine Begründung finden. An den Eingang in die area Capitolina versetzt ihn Richter, Hermes XVIII 114. Auch Huelsen hat in seiner letzten Behandlung der Topographie des Capitols, Festschrift für Kiepert 222 diese Bezeichnung aufgegeben.

[27]) S. 252.

ragende Größe zeigt. Der vordere trägt deutlich keine Toga, sondern ein Pallium. Es sind die Penates publici populi Romani,[28]) die zugleich die Penates des Kaiserhauses sind.[29]) Der Kaiser ist zurückgekehrt aus Kriegesnoth an den heimischen Herd. Zwischen den Göttern und dem Kaiser mit seinem Gefolge, zwei Lictoren, die wie immer nur das imperium symbolisieren,[30]) stehen zwei togati in kleinerer Körperbildung. Wie hier, so sind auch in den Reliefs 3 und 4 die zwischen den Göttern und dem Kaiser mit seinem Gefolge stehenden Gestalten kleiner gebildet. Petersen ist der Ansicht, dass der Künstler in allen diesen Fällen das Jünglingsalter der Gestalten andeuten wollte.[31]) Aber auf Relief 4, das allein die Gesichter deutlich erkennen lässt, sind zwei zweifellos bärtig. Vielmehr bezeichnet in allen diesen Fällen die kleinere Bildung Menschen im Gegensatz zu den Göttern und dem in ideale Höhe erhobenen Kaiser mit seinem Gefolge.[32]) Meomartini hat in diesen Figuren auf Relief 2 mit Recht Senatoren erkannt.[33]) Man darf noch weiter gehen und sie als die consules bezeichnen, die im Namen des Senates den Kaiser begrüßen. Auf den Rollen, die sie in den Händen halten, werden die Beschlüsse zu Ehren des Siegers gestanden haben.[34]) Dass sie ohne ihr amtliches Gefolge auftreten, ist durch das Staatsrecht geboten; sobald der Kaiser seines Amtes waltet, werden auch die consules zu bloßen privati.[35]) Historisch bedeutsam ist es, dass Hadrian zwischen den Kaiser und Roma tritt. Die Göttin legt ihre Rechte auf die Schulter des Schützlings. Auch in einer anderen Scene, die im Jahre 114 spielt, erscheint Hadrian an hervorragender Stelle.[36]) Es ist daher Hadrian zweifellos bereits in diesem Jahre vom Kaiser zur Nachfolge ausersehen gewesen.[37]) Sollte auch der sterbende Kaiser die

[28]) Über die Art, wie die griechischen Künstler diese ihnen unfassbaren δαίμονες der altrömischen Religion gebildet haben, vgl. Wissowa, Hermes XXII 29 ff.

[29]) CIL I² p. 317.

[30]) Mommsen, Staatsrecht I³ 376: „Eigenthümlich ist es den Lictoren, dass sie nicht für eine bestimmte Amtshandlung requiriert werden, sondern von dem öffentlichen Erscheinen des Magistrates untrennbar sind als die lebendige Darstellung des den Beamten als solchen überall zustehenden Rechtes auf Ehrerbietung und Gehorsam." Die Lictoren der Beamten sind immer mindestens zwei an der Zahl; einen Lictor haben nur die Priester.

[31]) Petersen a. a. O. 252 f.

[32]) Auf den Reliefs der Innenseite ist durch den Inhalt der Darstellung kein Grund für den Künstler gegeben, diese Unterscheidung durchzuführen, außer in Scene 9, wo aber die für diese Seite gewählte gleiche Proportion der Gestalten dennoch festgehalten wird.

[33]) Meomartini, I monumenti e le opere d'arte della città di Benevento 103.

[34]) Über die Begrüßung des Kaisers bei seiner Heimkehr durch die Beamten vgl. Mommsen, Res gestae 48.

[35]) Mommsen Staatsrecht III 972.

[36]) Relief 8.

[37]) Das Zeugnis des Bogens gibt daher einen chronologisch wertvollen terminus ante quem für die Stelle Vita Hadriani 4, 3: „in adoptionis sponsionem venit Palma et Celso, inimicis semper suis et quos postea ipse insecutus est, in suspicionem adfectae tyrannidis lapsis."

Adoption nicht selbst vollzogen haben, Plotina hat gewiss nur in seinem Geiste gehandelt.[38]) Die Hoffnung Romas auf den zukünftigen Imperator spricht sich auch darin aus, dass Hadrian von allen Gestalten des Bogens allein in dieser Scene die imperatorische Tracht hat.

5. Wie in dem Relief der Attica die römischen Götter den Kaiser auf der area Capitolina erwarten, so harrt in dem untersten Relief des linken Pfeilers das römische Volk auf dem Forum seiner Ankunft. Den Schauplatz hat Petersen richtig erkannt.[39]) Er ist bezeichnet durch den Tempel im Hintergrunde, der mindestens sechs Säulen hatte, da sich der Architrav über die beiden äußeren Capitelle noch fortsetzt. Eben dieser sechssäulige Tempel korinthischer Ordnung ist auch gebildet auf den Schranken der Rostra.[40]) Ihn hat man gewiss mit Recht auf die curia Iulia gedeutet. Mit treffendem Scharfsinn hat Petersen in der Gestalt vor der Eingangsthür in das Senatsgebäude den ordo senatorius erkannt, hinter ihm links den ordo equester, vor ihm rechts in Vorderansicht den genius populi Romani.[41]) Durch diese drei Gestalten erscheint der Begriff des römischen Volkes bereits erschöpft. Und doch sind um diese drei Hauptfiguren noch sechs andere von gleich idealer Bildung gruppiert. Wer sich daran erinnert, dass die italischen Municipien und Colonien den Triumphatoren nach alter Sitte das aurum coronarium darbrachten,[42]) wird in diesen Personificationen die Decurionensenate Italiens vermuthen. Das aurum coronarium, an einem Stabe befestigt, trägt der ordo equester. Denn die Mitglieder dieses Standes der Reichsten sind es, die das Gold vor allem spenden. Künstlerisch bildet dieses Attribut in der Hand des ordo equester ein Gegengewicht zu dem Füllhorn, das der genius populi Romani trägt. In diese Welt der begrifflichen Allegorien den Kaiser mit seinem menschlichen Gefolge zu versetzen, hätte die Allegorie selbst künstlerisch in ihrer Wirkung geschädigt.[43])



Fig. 88 Relief 5.

[38]) Über den Tod des Kaisers vgl. Dessau, Festschrift für Kiepert 85.

[39]) S. 257.

[40]) Jordan, Topographie I 2 S. 218.

[41]) S. 255 f.

[42]) Augustus betont im Mon. Ancyr. in merkwürdiger Weise das Freiwillige der Spende 4, 26 ff.; vgl. dazu Mommsens Commentar. Ich kann es zwar nicht belegen, aber es liegt dann in der Sache selbst dass diese Ehrengaben durch Abordnungen der Städte überbracht wurden.

[43]) Man hätte zum mindesten die sechs Figuren

So folgt der Künstler der Analogie, welche die Reliefs der Attica darbieten, und zerlegte auch hier in harmonischer Symmetrie die einheitliche Handlung in zwei Scenen.

6. Auf den Schranken der Rostra steht neben der curia Iulia ein Eingangsbogen, der auf das Forum führt. Diesen Bogen ist der Kaiser im Begriffe zu durchschreiten auf dem Relief des rechten Pfeilers. Die Trennung der Handlung in zwei Scenen ist daher völlig sinngemäß. Der Togatus, der den Kaiser mit erhobener Rechten auffordert, das Forum zu betreten, wird der praefectus urbi sein, welcher in Abwesenheit des Kaisers das Regiment in Rom geführt hatte.[44])



Fig. 89 Relief 6.

Die beiden Reliefs in der Mitte der Pfeiler, die in so bedeutsamer Weise von den himmlischen und irdischen Kräften des römischen Staates eingeschlossen werden, müssen das Verhältnis des princeps optimus zum römischen Volke erschöpfend zum Ausdruck bringen. Nicht einzelne Ereignisse aus dem Leben des Kaisers, sondern Vorgänge ganz allgemeiner Art wird man sich bemühen müssen hier zu erkennen. Und es lässt sich auch zeigen, dass der Künstler die Verdienste des Kaisers um das Gedeihen des römischen Volkes nach den beiden Haupterscheinungsformen des Staates, der militärischen und bürgerlichen, in lebensvolle Anschauung verwandelte.

3. Dem kriegerischen Sinne des Kaisers gemäß hat die Scene, die dem Heere gilt, den Ehrenplatz zur Linken auf der Seite der göttlichen Erscheinungen erhalten. Das Verständnis der Scene beruht auf der richtigen Deutung jener allegorischen Figur, welche in der Linken ein vexillum hält, auf dem fünf Adler sitzen. Petersen sieht in ihr eine donna città, ohne das angegebene Attribut zu erklären.[45]) Aber die Krone, die sie trägt, ist nicht eine Mauerkrone, wie sie die

im Hintergrunde kaum mehr als Idealgestalten empfunden.

[44]) Der praefectus urbi ist ein Civilbeamter und erscheint öffentlich in der Toga. Mommsen, Staatsrecht II [3] 1067. Alle anderen hochstehenden kaiserlichen Beamten Roms sind in dieser Zeit Officiere. Der eine Togatus kann auch kein senatorischer magistratus sein; denn diese Magistraturen sind alle collegialisch geordnet. Es entspricht dem Rangverhältnis der Magistrate, dass die consules den Kaiser auf dem Capitol erwarten, der praefectus urbi ihn auf das Forum geleitet.

[45]) S. 252.

Städte in Relief 14 tragen, sondern zeigt eine ganz andere Bildung. Charakteristisch ist das besonders breite Thor und der Mangel von Zinnen. Beides ist dem vallum des Marschlagers eigenthümlich. Also ist es eine corona vallaris[46]), und wir werden auf den Kreis der Heeresgötter geführt. Eben dorthin verweisten uns zwingend das vexillum und die aquilae.[47]) Ich habe im Zusammenhang meiner Untersuchung über die Religion des römischen Heeres gezeigt, dass das vexillum das Attribut der Virtus und die Mauerkrone das Attribut der numina castrorum ist, zu welchen die Virtus legionis gehört.[48]) Wenn hier das vexillum fünf aquilae krönen, so ist die Figur, in der Begriffswelt des römischen Heeres gedacht, die virtus quinque legionum. Sie empfiehlt ihre Schützlinge der Gnade des Kaisers, die demnach Soldaten sein müssen und, da sie die Toga tragen, veterani. Dass sie bartlos sind, macht sie nicht zu Jünglingen, sondern entspricht der Sitte der Zeit, die im Heere den Bart noch nicht kennt.[49]) Warum die Virtus die Veteranen dem Schutze des Kaisers empfiehlt, erhellt aus den beiden sie begleitenden Göttergestalten. Die Göttin links von Virtus ist sicher an ihren Attributen als Diana zu erkennen. Den Gott rechts hat Petersen vermuthungsweise als Silvanus bezeichnet. Er ist es zweifellos in der Gestalt des Silvanus domesticus. Als solcher ist er kenntlich an dem Hunde, der zu ihm aufblickt, und der Lanze, die er in der Linken hält.[50]) Diese beiden Attribute kennzeichnen unter den römischen Gottheiten sonst nur noch die Lares praestites,[51]) deren ursprüngliche Bedeutung die von Flurgöttern ist, gleich dem Silvanus domesticus selbst.[52]) Als Flurgötter führen die Lares wie Silvanus die Lanze und haben den Hund zum Begleiter.



Fig. 90 Relief 3.

[46]) Auf dem Relief aus Amastris, Festschrift für Benndorf 218 f. sind die coronae murales und vallares schematisch gleich gebildet.

[47]) An sich ist die Zusammenstellung der aquila mit dem vexillum begrifflich widersprechend. Vgl. Rhein. Mus. XLII (1892) 217. Also ein eigentliches Feldzeichen ist es nicht.

[48]) Westd. Zeitschr. XIV (1895) 41 und 96.

[49]) Die Militärreliefs des Rheinlandes, soweit sie dem ersten Jahrhundert der Kaiserzeit angehören, zeigen die Soldaten immer unbärtig.

[50]) Die Lanze hat Meomartini erkannt a. a. O. 91, und sie ist auch auf der Photographie zu sehen.

[51]) Auf den Münzen des L. Caesius. Vgl. Wissowa in Roschers Lex. II 1872, der die richtige Bedeutung der Lares entwickelt hat.

[52]) Preller-Jordan, Röm. Myth. I 395, dem ich freilich nicht in allem beipflichten kann.

Denn sie schützen die Grenze des dem Anbau gewonnenen Landes.[53]) Dass aber die Schutzgötter des Waldes und der Flur, Diana und Silvanus, über den Veteranen wachen, lässt den Sinn der Gnade erkennen, die der Kaiser den entlassenen Soldaten erweist. Der Künstler wollte die Ansiedlung der Veteranen in den Militärcolonien des Kaisers darstellen. Traian hat nachweislich fünf Militärcolonien deduciert. Deshalb ist die Zahl der aquilae auf dem vexillum der Virtus gleichfalls fünf. Es sind die Colonia Ulpia Traiana am Rheine,[54]) die Colonia Ulpia Traiana Poetovio in Pannonia superior,[55]) die Colonia Ulpia Ratiaria[56]) und Ulpia Oescus,[57]) beide in Moesia superior, dann die Colonia Ulpia Traiana Augusta Dacica Sarmizegetusa in Dacia.[58]) Dass diese Colonien in den Provinzen angelegt wurden, darf man nicht einwenden gegen die Beziehung des Reliefs an der Stadtseite auf Rom. Denn die Soldaten der Legionen, die damals entlassen wurden, waren noch Italiker.[59])

4. Als den Schauplatz der Scene am rechten Pfeiler hat Petersen einen Hafen erkannt[60]) auf Grund des Ankers, der über der Schulter des jungen Gottes sichtbar wird. Aber es kann nicht der Hafen von Ancona gemeint sein, weil er damals noch im Baue begriffen war,[61]) noch der Hafen an der Flachküste von Centum Cellae.[62]) Denn auf dem Relief des Bogens ist deutlich eine Hügellandschaft dargestellt. Von all den Häfen Italiens kann hier nur an einen gedacht werden, den Hafen Roms selbst am Tiber. Diesen Hafen, den portus Tiberinus am forum boiarium hat der Künstler auf das glücklichste charakterisiert durch seine Götter. Der jugendliche Gott,



Fig. 91 Relief 4.

[53]) Deshalb werden sie im Liede der Arvalen genannt und meines Erachtens auch in der Devotionsformel des Decius Mus Livius VIII 9, 6 als Schützer der Grenze des ager Romanus, nicht als Lares militares. Denn dieser Begriff ist erst in der Kaiserzeit entstanden; vgl. Westd. Zeitschr. XIV (1892) 110.

[54]) CIL VI 3296; VII 323. Vgl. auch Kubitschek, Imp. Rom. tributim discriptum 221.

[55]) CIL III p. 510.

[56]) Kubitschek a. a. O. 238.

[57]) Neue Heidelb. Jahrb. I 198.

[58]) CIL III p. 228.

[59]) Vgl. Relief 9. Soldaten peregriner Herkunft haben überhaupt in jener Zeit bei der Entlassung keinen Landbesitz erhalten.

[60]) S. 253.

[61]) Dessau 298 „imp. Caesari divi Nervae f. Nervae Traiano Optimo Aug. Germanico Dacico, pont. max., trib. pot. XVIIII (anno 115), imp. IX, cos. VI, p. p., providentissimo principi senatus p. q. R. quod accessum Italiae, hoc etiam addito ex pecunia sua portu, tutiorem navigantibus reddiderit."

[62]) CIL XI p. 524.

hinter dem der Anker im Grunde erscheint, ist der Gott des Hafens, also Portunus. Das Attribut in der Rechten des Gottes halten Meomartini[63]) und Petersen[64]) für eine Schlange. Aber Portunus hielt nach einem sicheren Zeugnis einen Schlüssel in der Hand; Festus, Epit. 56: „Claudere et clavis ex Graeco descendit, cuius rei tutelam penes Portunum esse putabant, qui clavim manu tenere fingebatur et deus putabatur esse portarum." Und einen Schlüssel primitivster Art, einen einfachen Haken zum Verschieben des Riegels, erkenne ich auch in der Hand des Portunus. Der Gegenstand kommt gerade hervor, sein gekrümmtes Ende ist abgestumpft und seitlich eingeschnitten; der Gott hält ihn mit vorgesetztem Zeigefinger, wie man doch nimmer eine Schlange halten kann.[65]) Der zweite Gott ist Hercules; in dem dritten hat Petersen Apollo erkannt. Huelsens lichtvolle Darlegungen über die Topographie des forum boiarium[66]) haben gezeigt, dass oberhalb des navale inferius der noch erhaltene Portunustempel stand.[67]) Hinter dem navale stand die Statue des Hercules olivarius,[68]) unterhalb die Statue des Apollo caelispex.[69]) Dass die Götter auf hügeligem Grunde erscheinen, hat den Zweck, die Abhänge des Capitols, Palatins und Aventins anzudeuten, zwischen welchen die Niederung des forum boiarium liegt. Demnach hat der Künstler das Gedeihen der Bürgerschaft ausgedrückt, durch den gesteigerten Handelsverkehr Roms, dem auch die mächtigen Hafenbauten des Kaisers an den Küsten Italiens dienten. Die Menschen, welche vor dem Kaiser erscheinen, als privati durch das Dazwischentreten des lictor proximus kenntlich,[70]) sind die Vertreter des auch in der Kaiserzeit so einflussreichen Standes der negotiatores. Die Rolle, die einer von ihnen in der Hand hält, wird Dankbeschlüsse zu Ehren des Kaisers andeuten.

II. Landseite.

Die großartige Entwickelung der römischen Cultur in den Provinzen des Reiches erreichte unter Traian ihren Höhepunkt. Wohl hat sich diese Cultur

[63]) Meomartini a. a. O. 96.

[64]) Petersen a. a. O. 283.

[65]) Die Hand müsste die Schlange zusammenpressen, damit sie nicht entschlüpfe; auch müsste die Schlange irgendwie sich ringeln, damit ihr Leben zum Ausdruck käme.

[66]) Dissertazioni della Pontificia accademia Romana di archeologia Serie II tomo VI 230 ff.

[67]) Dieser Tempel ist auch gemeint Varro d. l. l. VI 19 „Portunalia dicta a Portuno, cui eo die aedes in portu Tiberino facta et feriae institutae" und nicht ein Tempel im Hafen zu Ostia, wie Mommsen CIL I² p. 325 will.

[68]) Nach Meomartini 94 trägt Hercules „un serto di quercia", nach Petersen eine „corona di pampani". Auf der Photographie ist der Kranz nicht zu erkennen.

[69]) Caelispex kann doch nur bedeuten „der zum Himmel aufblickende", was der Haltung des Apollo entspricht, und nicht, wie die Lexika übersetzen, „der nach dem mons Caelius hinblickende".

[70]) Den lictor proximus können wir mit Namen

unter seinen Nachfolgern noch vertieft, aber die weiteste räumliche Erstreckung hat ihr der letzte große Eroberer gegeben. Diese Verdienste um die Culturentwickelung der Provinzen feiert die Landseite des Bogens.

7. Der Götterversammlung im Relief links von der Attica der Stadtseite entspricht an gleicher Stelle auch auf der Landseite ein Götterverein. Leicht kenntlich sind an ihren Attributen Liber und Libera, Diana und Silvanus. Ihnen gegenüber ist nothwendig der Kaiser mit seinem Gefolge zu ergänzen. Aber wenn Petersen sagt, dass die Götter für den Kaiser unsichtbar sind,[71]) so ist diese Homerische Vorstellung hier gewiss nicht am Platze, und es ist mir wenigstens unbegreiflich, wie der Künstler dies ausgedrückt haben soll. Die Berechtigung für den Künstler, den Kaiser, anders als auf der Stadtseite, in unmittelbaren Verkehr mit den Göttern treten zu lassen, liegt in der Bedeutung dieser Götter. Es sind nicht die Olympier der römischen Staatsreligion, sondern die Schutzgötter der Donauländer. Und hier in den Provinzen ist die göttliche Verehrung des Herrschers ein Grundsatz der römischen Staatsordnung. Die Götter sind die Landesgötter der Donauprovinzen, Liber und Libera für Dacien, Diana regina für Moesia, Silvanus für Illyricum.[72]) Der Kaiser, von dessen gewaltiger Culturarbeit in den Donauländern jedes Denkmal spricht, das der Erde entsteigt, ist dem Grundgedanken dieser Reliefs gemäß als der princeps optimus gefasst, der Beglücker, nicht der Besieger der Donauländer, die er mit dem Geiste römischer Cultur erfüllt hat.[73]) Mit vollem Rechte tritt daher der Kaiser in den Kreis der Landesgötter ein, die ihn freudig begrüssen.



Fig. 92 Relief 7.

8. Auch das Relief zur Rechten der Inschrift bezieht Petersen auf Dacien.[74]) Er versteht die beiden Flüsse, welche die Scene begrenzen, in folgender Weise: „Framezzo a due fiumi che debbono credersi tributarii del fiume principale indicato

nennen; er hieß Phaedimus. Dessau in der Festschrift für Kiepert 89.

[71]) S. 242 per lui invisibili, s'intende.

[72]) Westd. Zeitschr. XIV (1892) 54 ff.

[73]) Es müsste zu weit führen, die Reorganisation der Donauprovinzen durch Trajan hier zu schildern, umsomehr, als dieses Blatt der Provinzialgeschichte eigentlich noch nicht geschrieben ist. Aber ich darf wohl an die zahlreichen Städtegründungen Traians erinnern und auf den bezeichnenden Umstand hinweisen, dass auch die Inschriften der milesischen Colonien am Westufer des schwarzen Meeres erst mit seiner Regierung beginnen.

[74]) S. 242.

col ponte piu indietro." Aber ich kann nicht glauben, dass der Hauptstrom nur durch eine Brücke angedeutet sein soll und die Nebenflüsse von ihm wegfließen. Vielmehr muss die Provincia, die Petersen in der knienden weiblichen Gestalt erkannt hat, ein Land sein, dessen Grenze von zwei Flüssen gebildet wird. Dann ist es aber sicher nicht Dacien, dessen Grenzen aus Gebirgen bestanden.[75]) Vielmehr konnte ein römischer Betrachter in diesem Augenblicke, wo der Kaiser im Orient kämpfte, um die Grenzen des Reiches zu erweitern, kein anderes Land hier erkennen als dasjenige, welches im Alterthume allein von allen Ländern seinen Namen von den Flussgrenzen trägt, Mesopotamia. Also war die Unterwerfung Mesopotamiens im Jahre 114 bereits vollzogen, und man wird die siebente Imperatorenacclamation des Bogens mit Recht auf diesen Sieg beziehen dürfen. Der römisch gewordene Euphrat trägt die Brücke, welche einer der römischen Sieger überschreitet, der Grenzstrom Tigris ergießt frei seine Gewässer. Er blickt zum Kaiser auf und erhebt die Rechte, nicht nur um den Sieger zu begrüßen, sondern auch um ihn aufzufordern, hier nicht die Grenzen seiner Thaten zu finden. Der Mann zur Rechten Traians, der die besiegte Provinz der Gnade des Kaisers empfiehlt, wird der Feldherr sein, der Mesopotamien unterworfen hat. Denn das Bild zwingt keineswegs zur Annahme, dass der Kaiser bei der Unterwerfung des Landes selbst anwesend war.[76]) Vielleicht ist es noch möglich, diesen Feldherrn mit Namen zu nennen. Das Gewand, das er trägt, ist nicht römisch. Die Tunica legt sich in mehreren Falten um die Hüften,[77]) der Mantel ist lose



Fig. 93 Relief 8.

[75]) Arch. epigr. Mitth. XIII 129 ff. Deshalb sitzt auch Dacia auf der von Petersen angeführten Münze auf einem Felsen.

[76]) In unserer zertrümmerten Überlieferung, die fast nur von Traians persönlichen Thaten spricht, wird die Eroberung Mesopotamiens nur als vollzogen erwähnt von Dio LXVIII 22, 1 ὅτι τοῦ Τραιανοῦ ἐς Μεσοποταμίαν ἐλθόντος καὶ τοῦ Μάννου ἐπικηρυκευσαμένου καὶ τοῦ Μανισάρου πρέσβεις ὑπὲρ εἰρήνης διὰ τὸ τὸν Ὀρρόην ἐπιστρατεύειν αὐτῷ πέμψαντος καὶ τῆς Ἀρμενίας καὶ τῆς Μεσοποταμίας ἑαλωκυίας ἀποστῆναι ἑτοίμως ἔχοντος. Sie muss aber vor die Eroberung Armeniens fallen, die der Bogen noch nicht feiert, und auf welche die achte Imperatorenacclamation, die auf keinem Denkmal erscheint, sich beziehen wird. Sie verbirgt sich vielleicht in der allgemeinen Andeutung Dio LXVIII 18, 3 Τραιανὸς δὲ ἀμαχὶ πάντα χειρούμενος ἐς Σάταλα (in Cappadocien) ἦλθε; es folgt die Eroberung Armeniens, vorher geht das in Scene 12 geschilderte Ereignis.

[77]) Wenn es nicht eine Schärpe ist, was ich nicht sicher zu sehen vermag. Die römische Soldatentunica ist mit einem einfachen Überfall geschürzt.

um die Schultern geworfen. Auch sein Gesicht zeigt ganz andere Züge als die Gesichter der römischen Begleiter des Kaisers, unter welchen Hadrian leicht zu erkennen ist. Der bedeutendste Feldherr des Partherkrieges war der Maurenscheik Lusius Quietus. Selbst unsere dürftige Kriegserzählung berichtet noch von seinen glänzenden, wenn auch blutigen Thaten, gerade auf diesem Kriegsschauplatz. Wie sehr er unter allen Feldherren in Traians Umgebung hervorragt, beweist am besten, dass Hadrian nach seiner Thronbesteigung neben seinen persönlichen Feinden auch Lusius Quietus hinrichten ließ.[78]) Deshalb wird er es sein, der auf dem Bilde als der Eroberer Mesopotamiens erscheint. Benndorf hat mich auf die eigenthümliche Haltung des Lusius Quietus und seines Gegners Hadrian aufmerksam gemacht. Während Lusius Quietus durch die Geberde seiner Rechten Traian dringend auffordert, das neugewonnene Land in das Weltreich aufzunehmen, wird Hadrian von seinem Begleiter mit Mühe zurückgehalten, Widerspruch zu erheben. Mit bewusster Absicht hat der Künstler die Adoption und den Widerspruch gegen Traians Orientpolitik an den beiden correspondierenden Stellen des Bogens gebildet. Aber diese scharfe Ausprägung konnte er beiden Vorgängen erst geben, als Hadrian auf dem Throne saß. Es ist Kaiser Hadrianus selbst, der sich auf den Reliefs des Bogens vertheidigt gegen den doppelten Vorwurf der erschlichenen Adoption und des ehrlosen Preisgebens der Eroberungen.[79])



Fig. 94 Relief 12.

12. Die Scene am rechten Pfeiler zu unterst hat Petersen auf das glücklichste gedeutet. Er sah, dass hier jene Gesandtschaft dargestellt ist, von welcher Dio LXVIII 18, 2 berichtet: Ἐπεὶ δὲ ἐνέβαλεν ἐς τὴν πολεμίαν ἀπήντων αὐτῷ οἱ τῇδε σατράπαι καὶ βασιλεῖς μετὰ δώρων, ἐν οἷς καὶ ἵππος ἦν δεδιδαγμένος προσκυνεῖν· τοῖς τε γὰρ ποσὶ τοῖς προσθίοις ὤκλαζε καὶ τὴν κεφαλὴν ὑπὸ τοὺς τοῦ πέλας πόδας ὑπετίθει. Auch die Bedeutung des Hercules als eines Schutzgottes der Parther hat er richtig erkannt. Demnach fällt dieses Ereignis nothwendig noch in das Jahr 114, und die Daten des Malalas[80]) von

[78]) Die Daten über Lusius Quietus s. Prosopographia II 308 n. 325.

[79]) Die Inschrift des Bogens geht demnach auf die Zeit des Beschlusses der Errichtung und bezeichnet nicht die Zeit der Vollendung des Baues.

[80]) Vgl. auch Mommsen, Röm. Gesch. V 400, 1.

Traians Abfahrt aus Rom im October 114, seiner Landung in Seleukeia im December und seinem Einzuge in Antiocheia am 7. Januar 115 sind alle falsch und wahrscheinlich um ein ganzes Jahr verschoben. Dann aber gewinnt die ältere Ansicht, dass auch das Erdbeben falsch datiert ist und vielmehr in den Winter 114 auf 115 gehört, volle Berechtigung.[81]) Der Partherkrieg wurde also im Frühjahre 115 eröffnet und hat ohne Unterbrechung bis an das Ende der Regierung des Kaisers gedauert. Dass das Jahr 115 bereits dem Angriffskriege gegen die Parther angehört, bestätigt sowohl die große Zahl imperatorischer Acclamationen, die der Kaiser im Laufe dieses Jahres angenommen hat, als die Verleihung des Siegernamens Parthicus bereits in der ersten Hälfte des Jahres 116.[82])

11. Noch ist aber der Kreis der Siegesthaten des Kaisers in den Provinzen nicht erschöpft. Denn auch an den Grenzen Großgermaniens hat Traian gewirkt, und dem Siege Nervas über die Donausueben dankte er den Namen Germanicus.[83]) Auch am Oberrhein hat der Kaiser das Verhältnis zu den germanischen Stämmen neu geordnet, und die Vorschiebung der Besatzung am obergermanisch-rätischen Limes wird sein Werk sein.[84]) Aber diese Auseinandersetzung mit den Stämmen des freien Germaniens ist wesentlich friedlicher Natur gewesen. Das zeigt das Relief zu unterst am linken Pfeiler. Schon Petersen hat mit Recht in den Barbaren, welche mit dem Kaiser unterhandeln, Germanen erkannt.[85]) Es fordert dies auch die Symmetrie in der Anordnung der Scenen. Die Reliefs auf dem rechten Pfeiler stellen Thaten des Kaisers im Oriente dar. Demnach haben wir in dem untersten Relief des linken Pfeilers, ebenso wie in dem Relief links an der Attica Ereignisse zu erkennen, deren Schauplatz der Occident ist. Die bevorzugte Stellung der occidentalischen Scenen auf der linken Seite entspricht nur dem



Fig. 95 Relief 11.

[81]) Vgl. Dierauer in Büdingers Untersuchungen I 167, der zwar dem Ansatz des Malalas folgt, aber mit Recht bemerkt, dass die Erwähnung des Consulates des Pedo bei Dio nichts entscheidet.

[82]) Über die Zeit der Titelverleihung s. Mommsen, Röm. Gesch. V 398, 1.

[83]) Im Jahre 97. Vgl. Mommsen, Hermes III 117.

[84]) Deutlicher als die dürftigen Inschriften — vgl. besonders Zangemeister, Westd. Zeitschr. III 237 f. — beweist dies die Aufhebung des Legionslagers von Vindonissa, die unter seiner Regierung eingetreten ist.

[85]) S. 248. Der Typus der Barbaren ist gewiss nicht orientalisch, sondern entspricht vollkommen den Germanen der Marcussäule, wie sie seither bekannt geworden sind.

allgemeinen politischen und militärischen Übergewicht des westlichen Reichstheiles. Wenn aber Petersen in Iuppiter den Donar der Germanen erkennen will, so widerlegt dies schon die Thatsache, dass Donar mit Hercules geglichen wurde.[86]) Auch tritt der Gott von Seite der Römer an den Germanen heran, dem er scharf ins Antlitz blickt. Es ist der Gott des römischen Vertragsschlusses Iuppiter feretrius, und er wacht über die Bundestreue der germanischen Fürsten.[87]) Der erste der germanischen principes leistet mit vorgestrecktem Zeige- und Mittelfinger der rechten Hand den Treueeid. Zunächst hat man hier an die Donausueben zu denken, die nach dem Siege, welchem der Kaiser den Namen Germanicus verdankte, in ein Schutzverhältnis zu Rom traten.[88]) Dass Verträge mit dem Ausland in römischer Form geschlossen werden, liegt schon in der maiestas des populus Romanus, die keine Gleichberechtigung anderer Völker anerkennt. Und das ist einer der Gründe, warum alle römischen Kaiser seit Augustus Fetialen gewesen sind.[89])

Es sind daher nicht so sehr die Kriegsthaten des Kaisers, welche die vier Scenen der Landseite feiern, als das segensreiche Walten des princeps optimus in den Provinzen des Reiches. Demnach muss man erwarten, dass auch die beiden Scenen in der Mitte des Pfeilers, wie auf der Stadtseite das Gedeihen Roms, so hier in den Provinzen schildern. Wieder hat der Künstler diesen Gedanken in einer militärischen und einer bürgerlichen Scene zur Anschauung gebracht, und auch hier hat die militärische Scene den ehrenvolleren Platz auf der linken Seite. Gerade in dieser Zeit war es wieder hervorgetreten, dass die Wehrkraft des Reiches nur auf den Provinzen des Westens beruhte.[90])

9. Dass die beiden Männer, die vor dem Kaiser stehen, Soldaten sind, stellt die paenula, welche sie tragen, außer Zweifel. Diesen Mantel tragen die Soldaten, welche noch im Dienste starben, häufig auf den Grabsteinen des Rheinlandes.[91]) Es sind also Vertreter des activen Heeres der Provinzen. Deshalb steht hinter ihnen wieder die Virtus, deren Mauerkrone, wenn ich die Form richtig erkenne,

[86]) Westd. Zeitschr. XIV (1892) 49 f.

[87]) Westd. Zeitschr. XIV (1892) 119.

[88]) Vgl. meinen Commentar zur Marcussäule III und über den Treueeid der Germanen. Schroeder, Neue Heidelberger Jahrb. VIII 248 ff.

[89]) Bezeugt ist es nur für Augustus selbst Mon. Ancyr. 1, 46 und für Marcus Dio LXXI 33. Aber das Vorbild des Augustus ist in solchen Dingen unbedingt maßgebend geblieben. Deshalb sind auch die fetiales, ebenso wie die sodales Titii, ein Priesterthum, das Augustus ebenfalls bekleidet hat, viri senatorii der höchsten Rangsclassen. Vgl. die Indices zum CIL. Wenn Claudius solche Verträge ritu fetiali auf dem Forum abschließt (Sueton Claud. 26), so liegt das Sonderbare nicht in der Vertragsform, sondern in dem Orte, als wäre der Kaiser Numa Pompilius.

[90]) Mommsen, Röm. Gesch. V 398.

[91]) So z. B. Bonner Jahrb. LXVI Taf. II.

ein Eichenkranz schmückt,[92]) das höchste Ehrenzeichen der römischen Soldaten.[93]) Mars ultor selbst, der Heeresgott der Kaiserzeit,[94]) empfiehlt die Soldaten dem Kaiser. Der junge Soldat, der in strammer Haltung dasteht, wird von dem Centurio vorgeführt, dem seine Ausbildung oblag; und selbst der Gott spendet dem vollendeten Krieger seinen Beifall, indem er den Kaiser auf das Werk der disciplina Romana hinweist.[95]) Der folgenschwerste Wandel in der Heeresordnung der Kaiserzeit ist der Übergang zur provincialen Recrutierung für die Bürgertruppe der Legionen. Dass dieser Übergang sich um die Wende des 1. und 2. Jahrhunderts n. Chr. vollzog, lehren die Heimatsangaben auf den Grabsteinen der Soldaten. Seither bestand der Mannschaftsstand der Legionen, aber nicht das Corps der Centurionen, fast ausschließlich aus Provincialen. Der genaue Zeitpunkt lässt sich aus unserer Überlieferung nicht scharf fixieren.[96]) Aber dieses Relief zeigt, dass es Traian war, der das Heer in dieser Weise reorganisierte. Auf welcher Grundlage diese neue Conscriptionsordnung beruht, zeigt das Relief des rechten Pfeilers.



Fig. 96 Relief 9.

10. Hier erscheint Roma mit einem undeutlichen Attribut in der Linken. Ihr blickt Mars pater, der sie mit der Rechten umfasst, theilnahmsvoll ins Auge. Beide sind freudig bewegt über den Anblick der unter dem Schutze des Kaisers aus einem Saatfeld emporsteigenden proles Romana. Das oben verstümmelte Attribut



Fig. 97 Relief 10.

[92]) Meomartini 117 erklärt den Kranz für einen Lorbeerkranz; ist dies richtig, so ist es der Triumphalkranz und ein Hinweis auf die siegreiche Kraft der römischen Virtus.

[93]) Plinius N. h. XVI 11 ff.

[94]) Deshalb ist er bartlos. Vgl. Westd. Zeitschr. XIV (1892) 33 f. Dass er hier gerüstet erscheint, während das Cultbild nackt war, ist wohl geschehen, um ihn deutlicher zu individualisieren.

[95]) Westd. Zeitschr. XIV (1892) 44.

[96]) Mommsen setzt ihn zweifellos zu früh, wenn er die Ausschließung der Italiker vom Legionsdienst — die eigentlich nie eingetreten ist — durch Vespasian begründet werden lässt. Vgl. Die Fahnen S. 31, 1.

der Roma zeigt nur mehr einen stabförmigen Rest. Petersen hat ihn mit Recht zur Handhabe eines Pfluges ergänzt, dessen Pflugschar zu Füßen Romas gebildet ist. Der Pflüger ist das typische Kennzeichen auf den Münzen der römischen Colonien, auch wenn eine Stadt nicht durch Deduction römischer Bürger, sondern durch bloße Titelverleihung zum Range einer römischen Colonie emporsteigt. Nur in den Provinzen, nicht mehr in Italien wurden in jenen Zeiten Colonien begründet. Roma ist gefasst als die Schöpferin römischen Lebens in den Provinzen. Es bestätigt also der Pflug die Auffassung, welche durch den Schauplatz aller anderen Scenen der Landseite geboten ist, dass das Wachsthum der proles Romana auf dem Boden der romanisierten Städte der Provinzen sich vollzieht.[97]) So bedarf man für Roma noch ein Attribut, welches ihr Verhältnis zu den Provinzen erkennen lässt. Auch in der vorgestreckten, jetzt abgebrochenen Rechten hielt Roma ein Attribut. Es wird die Weltkugel gewesen sein, welche den sinngemäßen Begriff der Herrschaft über den Orbis Romanus zum Ausdruck bringt. Der Künstler hat den Schauplatz der Scenen 9 und 10 für den römischen Betrachter klar bezeichnet durch die militärische Tracht des Kaisers. Denn Rom und Italien sind von dem imperium proconsulare des Kaisers eximiert, und der Kaiser führte den Titel proconsul nur, wenn er in den Provinzen verweilte.[98]) Selbst die Soldaten tragen in Rom und Italien das Bürgerkleid.[99]) In den Scenen 11 und 12 war der Schauplatz durch den Vorgang selbst bestimmt, und es erschien dem Künstler wichtiger, den Gegensatz zwischen Römern und Barbaren durch die nationale Tracht des Kaisers hervorzuheben.[100]) Dagegen ist es klar, dass in den Scenen der Stadtseite, in denen der Kaiser und alle Römer immer in der Toga erscheinen, der Schauplatz Rom und Italien sein muss. Diese Durchdringung der Provinzen mit römischem Geiste und römischer Cultur ist nicht nur der leitende Gedanke für diese Reliefs der Landseite, sondern berechtigte den Künstler vor allem, jene Scheidung der Scenen auf den beiden Hauptseiten des Bogens vorzunehmen, durch welche Italien und die Provinzen als gleichberechtigte Theile des Reiches nebeneinander treten.

[97]) Die Alimentarstiftungen des Kaisers, die Petersen in dieser Scene erkennen will, können schon deshalb nicht dargestellt sein, weil sie mit voller Sicherheit in dem Relief des Durchgangs 14 erscheinen. Aber auch wenn Petersens Deutung richtig wäre, sieht man nicht, was der Pflug in den Händen Romas mit den Alimenta gemein haben soll. Denn die Italia agricola, auf die er hinweist, wäre ein neuer und ganz verschiedener Gedanke.

[98]) Mommsen, Staatsrecht II ^{3} 776 und 846.

[99]) Mommsen, Staatsrecht I ^{3} 431.

[100]) Vgl. über die typische Darstellung auf den Münzen Mommsen, Res gestae 142.

III. Die Reliefs des Durchganges.

14. Nur das Bemühen, die Alimentarstiftung bereits in Scene 10 zu sehen, kann die Erklärer bestimmt haben, hier die congiaria zu erkennen, ohne die schweren sachlichen Bedenken zu erwägen, die einer solchen Deutung entgegenstehen. Die Congiaria sind Gnadengeschenke an die Stadtarmen Roms, an die plebs quae frumentum publicum accipit, wie es Augustus mit ausdrücklichen Worten im monumentum Ancyranum sagt.[101]) Wie kann ein solcher Vorgang ausgedrückt werden durch die Darstellung von vier Städten? Und wie können dann die Kinder die eigentlichen Geldempfänger sein, die das Geschenk voll Stolz und Freude ihren Eltern weisen? Nein, hier sind die Alimentarstiftungen dargestellt. Von der Stiftungsurkunde der Benevent benachbarten Ligures Baebiani sind noch bedeutende Bruchstücke erhalten.[102]) Mit vollem Rechte hat der Künstler diese Scene zum Schmucke des Durchganges gewählt, um so den Beneventanern die Gnade des Kaisers unmittelbar vor das Auge zu stellen.

13. Diese nahe Beziehung des Reliefs auf Benevent selbst fordert auch für die Scene der Gegenseite, die ein Opfer darstellt, einen für die Geschichte Benevents bedeutsame Handlung. Man darf daher annehmen, dass dieses Opfer vom Kaiser dargebracht wurde, als er bei seinem Auszug zum Partherkriege die von ihm erbaute Straße zum erstenmale betrat. Die Stelle, wo das Opfer dargebracht wurde, wird eben der Standort des Bogens sein. Weil die Gebete beim Opfer Sieg und glückliche Heimkehr[103]) für den Kaiser erflehten, so zeigen jene Reliefs des Bogens auf der Stadtseite[104]) die Erfüllung des Gebetes.

Hundert Jahre früher hatte Augustus im monumentum Ancyranum über die Grundsätze berichtet, die ihn bei der Neuschöpfung des Staates der Römer geleitet hatten. Aber der Blick des ersten princeps ist wie festgebannt auf Rom und Italien; die Provinzen erscheinen im Gesichtskreis seiner Betrachtungen nur als der Schauplatz der Machterweiterung des römischen Volkes.[105]) Ein ganz anderer Geist spricht aus den Bildwerken, welche die Thaten des princeps optimus feiern. Obwohl dem Blute nach Römer, nannte Traian doch Spanien seine Heimat, und er hat seine Herkunft aus der Provinz auch auf dem Kaiserthrone nicht vergessen. Erfahren wie keiner der Fürsten seit Tiberius in allen Zweigen

[101]) 3, 20; vgl. den Commentar Mommsens.

[102]) CIL IX 1455. Ihr Stadtgebiet ist ein Theil des ager Beneventanus.

[103]) Die Sitte, regelmäßig, „pro itu ac reditu" des Kaisers Opfer darzubringen, ist aus den Arvalacten hinlänglich bekannt.

[104]) Relief 1; 2; 5; 6.

[105]) So sind die provinciae auch auf dem Panzerschmuck der Statue von Primaporta charakterisiert. Vgl. meinen Aufsatz in der Festschrift für Helbig.

des Heerwesens und der Verwaltung, vertraut mit dem Wesen der Provinzen, gelangte er als reifer Mann zur Macht. Lang vernachlässigte Landschaften und weite Gebiete, die den Namen der Römer nur als den ihrer Feinde kannten, sind unter seinem machtvollen Wirken in den Kreis römisch-hellenischer Civilisation eingetreten, und es blieb der leitende Gedanke seiner Regierung, die Provinzen zur Höhe Italiens emporzuheben.[106])

Heidelberg. A. v. DOMASZEWSKI.

Eine neue Athletenstatue Polyklets?



Fig. 98 Torso Bardini in Florenz.

Unter den Antiken des Kunsthändlers Herrn Bardini in Florenz verzeichnete in der zweiten Serie der photographischen Einzelaufnahmen ihr Mitherausgeber auch „einen aus Villa Borghese stammenden, vorzüglich gearbeiteten, bisher noch in keinem weiteren Exemplare bekannten Polykletischen Körper mit ungebrochenem Kopf".[1]) Dieses Stück hat jüngst P. von Bieńkowski in der Festschrift für Benndorf herausgegeben, auf Tafel V in Dreiviertel-, auf S. 119 in Rückenansicht, die in Fig. 98 und 99 beide wiederholt werden. Die bei einem Werke dieser Kunststufe wichtigste und zum Vergleichen nothwendigste Vorderansicht wird leider vermisst. Der begleitende Text versucht, meist in Übereinstimmung mit Amelung, das Verhältnis des „neuen" zu den bereits bekannten Athleten Polyklets und die Ergänzung der fehlenden Theile zu bestimmen.

Schon die Abbildungen erregten in mir ein dunkles Missbehagen. Seinen Ursachen nachzugehen, bot sich alsbald Gelegenheit, und ich muss dankend hervorheben, dass Herr Bardini auch mir, wie Bieńkowski und seinen Helfern bei der „Nachprüfung des Details", die Untersuchung mit einer bei Kunsthändlern nicht eben selbstverständlichen Liberalität erleichtert hat. Völlig lückenlos ist sie trotzdem nicht gewesen, unter anderem deshalb, weil ich vorher

[106]) Die römische Cultur Nordafrikas wie der beiden Germaniae ist im wesentlichen das Werk Traians. Das zeigt dort die tribus Papiria der Städte, hier der Ulpiername der civitates.

[1]) Arndt-Amelung, Einzelaufnahmen II S. 24, hinter n. 380.

den Text des Herausgebers nicht zu lesen vermocht hatte. Aber aller wesentlichen Punkte glaube ich sicher zu sein und damit auch des Schlussergebnisses: dass für das Neue, was dieses Werk bietet, jemand ganz anderer verantwortlich ist als Polyklet oder seine Schule. Eine gute Controle meiner Beobachtungen liefert Bieńkowski selbst, indem er an ihnen hart vorbeikommt, offenbar nur deshalb, weil ihm vordem die Zeit gebrach, aus seinen eigenen Wahrnehmungen die Consequenzen zu ziehen.

Seine vergleichende Analyse des Stückes beginnt mit folgenden Worten: „In Bewegung und Haltung schließt es sich so nahe an den Diadumenos an, dass, wenn der Kopf nicht erhalten wäre, der Torso wohl als eine Replik jener Statue gelten würde.“ (S. 117.) Sehr richtig. Denn der in den Abbildungen deutliche Unterschied, ein Heraustreten des linken Schenkelrestes vor den rechten, welches sich mit dem Polykletischen Spielbeinmotiv nicht verträgt, beruht ganz auf moderner Ergänzung. Ihr gehören nämlich nicht bloß „die linke Hüfte und die hinteren Ansätze der beiden Beine“ an. Nur der rechte Oberschenkelrest ist in der Hauptsache antik, aber um standfähig zu werden, unten vorne wagrecht zugeschnitten und nach hinten zu ergänzt, in einer an der Außenseite langsam ansteigenden, hinten emporgewölbten Linie, welche die Abbildungen zu verfolgen gestatten. Der linke Schenkelansatz dagegen, an dessen Vorderkante ein Bruch nur grob nachgebildet ist, gehört zu demselben modernen Ergänzungsstück, das die ganze linke Hüftgegend nebst der angrenzenden Schamhaarecke, dem linken Drittel des Bauches und einem spitzen Abschnitt oberhalb der Taille mit zungenförmiger, in der Rückenansicht Fig. 99 deutlich erkennbarer Grenzlinie umfasst. Auch den linken Glutaeus bis ans Kreuz hielt ich für neu. Hergestellt sind die Ergänzungen in der Hauptsache aus einem von dem großkörnigen „parischen“ Steine des Torso auffallend abstechenden, blaugeäderten und, wie mir schien, kornlosen Marmor; die Fugen aber wurden unregelmäßig mit Gips oder Cement verstrichen, in besonders breiter Ausdehnung auf der Rückseite, wo auch verletzte Stellen der echten Theile so geflickt sein dürften.

Der echte, alte Torso ist in der That nichts, als eine genaue Wiederholung des Polykletischen Diadumenos. Der Vergleich mit anderen Exemplaren wird, in Ermangelung einer Vorderansicht, am besten mit Hilfe von Gipsen durchgeführt. Dabei ist zu beklagen, dass die allein in Abgüssen weit verbreitete Copie aus Vaison die Kraft der Muskulatur plump übertreibt,[2]) die dem Bardini-

[2]) S. nach Michaelis besonders Furtwängler, Meisterwerke der griechischen Plastik 437. Die Literatur außerdem bei Collignon, Histoire de la sculpture Grecque I 496 f.

schen näherstehenden feineren Exemplare aber, wie das Madrider und das delische, bisher nur an wenigen Orten — ersteres konnte ich in Dresden vergleichen — vorhanden sind. Doch reichen die guten Lichtbilder dieser



Fig. 99 Torso Bardini.



Fig. 100 Diadumenos im Orto botanico.

beiden Statuen in den französischen Monuments[3]) aus, um die stärkeren Unterschiede unserer Replik von der Londoner als Fehler der letzteren erkennen zu lassen. Wer bloß auf Abbildungen angewiesen ist, den wird am ehesten diese Zusammenstellung der Rückansicht unseres Torso mit der des hübschen, von Petersen im Bullettino comunale veröffentlichten Exemplars des Orto botanico, neben die immerhin

[3]) Das Madrider besser als bei Furtwängler, Meisterwerke 439 in Fond. Piot. Monum. et Mémoirs 1897 IV Taf. 8 S. 57; 68 (P. Paris); das delische besser als im Bull. de corr. hell. 1895 XIX Taf. 8 in denselben Monum. 1896 III Taf. 14 (Couve), danach bei G. Hirth, Der Stil in den bild. Künsten und Gewerben, I. Serie: Der schöne Mensch, Alterthum bearb. von H. Bulle Taf. 119.

noch der Stich des Diadumenos von Vaison in den Monumenti gelegt werden mag, überzeugen können.[4])

Zur Gleichheit aller Hauptformen tritt die der Maße entscheidend hinzu. Der Herausgeber hat S. 118 einige mitgetheilt, ihnen aber nicht die von anderen Diadumenoscopien, sondern die vom Doryphoros gegenübergestellt. Ich habe zumeist andere Abstände gewählt, leider ohne Rücksicht auf die Tabelle, in der Petersen die Maße von fünf der zahlreichen, meist erst von ihm erkannten Exemplare zu Rom verzeichnet hat.[5]) Doch ließ sich aus ihr wenigstens der Brustwarzenabstand herübernehmen, ein anderes Hauptmaß durch Subtraction berechnen.

		Eigene Messungen:			Nach Petersen:				
		Bardini	Vaison	Madrid	Torlonia	Orto	Capitol	Valentini	Mattei
Halsgrube bis Schamhaar		540	534	536	540	520	540	540	540
Nabelmitte bis Brustknorpel . .		206	203	193					
Nabelmitte bis Schamhaar . . .		152	155	151					
Brustwarze bis Bauchhüftwinkel (Hüftkamm)	rechts	235	240	242					
	links	(335) am Bauch Ergänzung	340	330					
Brustwarzenabstand		305	295	(290) wenig deutlich	305	305	305	290	305
Taillendurchmesser		35[illegible]	350	346					

Aber diese genaue Replik des Diadumenos trägt ja einen Kopf, der, obgleich auch polykletisch, doch gerade mit diesem Typus nichts gemein hat. Dies wäre in der That schwer zu begreifen, wenn die Angabe Amelungs (oben S. 192), der Kopf sei „ungebrochen", auf etwas anderem beruhen könnte als auf einem Versehen, welches ich mir nur aus sehr ungünstigen Umständen, unter denen er seine Notizen nehmen musste, zu erklären vermag. Bieńkowski hat denn auch erkannt, dass der Kopf aufgesetzt, sowie dass die Fuge „verschmiert und hie und da, z. B. am Nacken hinter dem rechten Ohr, ausgeflickt ist" (S. 117). Nur ist das noch ein zu milder Ausdruck für die Thatsache, dass der Zusammenhang zwischen den marmornen Halsstümpfen an Körper und an Kopf ringsum, vorne in größerer Breite als hinten, mit Gips oder Cement hergestellt ist. Dennoch soll der Kopf „sicher dazu gehören". Ob er „aus demselben parischen Marmor und von derselben Arbeit wie der Torso ist", braucht nicht erörtert zu werden, wenngleich mir wenigstens von ersterem das Gegentheil gewiss vorkam. Denn das kann jedermann auch auf der Tafel der Festschrift (hier Fig. 98) sehen, dass

[4]) Bull. della commissione archeolog. comunale di Roma 1890 XVIII Taf. 12. – Monum. dell' inst. arch. X tav. 49, 3.

[5]) Bull. d. commiss. arch. comun. a. a. O. 193

der mittelst jener Flickerei hergestellte Hals zu formlos und dünn, der Kopf aber zu groß ist, um in die harmonisch-kräftigen Proportionen einer Polykletischen Jünglingsstatue hineinzupassen. Und wer den Kopf an und für sich recht ins Auge fasst, — was freilich in der Heliogravure die Schlagschatten der Brauen und der (ergänzten) Nase erschweren — wird nicht lange zögern, in ihm gleichfalls einen guten alten Bekannten zu begrüßen.

Auch dieser Erkenntnis war der Herausgeber ganz nahe gekommen. „Es ist der nämliche kantige lange Schädel mit dem knappen Haar, welches schichtenweise übereinanderliegt, die symmetrische Trennung der kleinen Haarenden in der Mitte über der Stirne, die vom Haare unbedeckten schmalen Ohren mit langen Läppchen“, und wie gegen Bieńkowski (S. 120) hinzuzufügen ist: mit mäßig verschwollener Muschel, ferner „die eigenthümliche Bildung der vom Wirbel ausgehenden Haarbüschel — alles wie am Doryphoros“ (S. 118). Das ist wieder ganz richtig, nicht aber der verallgemeinernde Zusatz: „und seiner Sippe“. Denn was im folgenden, zum Theile nach dem Vorgang Amelungs, an Unterschieden vom Doryphoros aufgeführt wird, ist nicht stichhaltig.

Davon konnte ich mich gleich in Florenz überzeugen, indem ich unmittelbar nach dem Marmor Bardini die beiden Wiederholungen des Speerträgers in den Uffizien[6]) mit Auge und Zirkel verglich. Und alle weiteren, später in Reproductionen herangezogenen Exemplare bestätigten diese Überzeugung. Man darf nur hier, wie in anderen Fällen, den Vergleich nicht auf eine beliebige Replik beschränken, welche gerade zufällig die bekannteste ist, am wenigsten auf eine solche, wie die in Bild und Gips verbreitetste Statue aus Pompeji, deren Kopf alle Formen vereinfacht und das Gesicht entschieden vergröbert.[7]) Von ihm führt die lange Reihe sicherer, aber untereinander, wie gewöhnlich, recht verschiedener Copien,[8])

[6]) Amelung, Führer d. d. Antiken in Florenz 20, 22; 27, 30.

[7]) Die beste Abbildung des Kopfes in zwei Ansichten Arndt-Amelung, Einzelaufnahmen II n. 510; 511. L. Seitenansicht auch bei [Hirth-]Bulle, Der schöne Mensch, Alterth. Taf. 116.

[8]) Vgl. zuletzt Furtwängler, Meisterwerke 421. Außer den unten Anm. 9 bis 13 citierten Repliken liegen mir noch in ausreichenden Photographien vor die schlechte und arg restaurierte Herme, Collection Barracco Taf. 44 und der gute Kopf des Pal. Pitti Einzelaufn. I n. 211; 212, welcher der Neapeler Statue mit am nächsten steht. Die im Texte zu diesem Exemplar von Arndt aufgeworfene Frage, wieweit etwa aus den angeblichen Copien freie Variationen älterer griechischer Zeit auszusondern sind, verneine ich natürlich für alle hier verglichenen Stücke. Dagegen trifft sie völlig zu auf den schönen Kopf im Orto botanico (Helbig, Führer I² S. 497; 747; Photographien des k.d.arch.Instit. in Rom n. 209 A B). Etwas kleinere Maße, „myronischere“ Schädelbildung, verschiedenes und freieres Haar, andere Ohren, schrägeres Profil u. a. m. lassen den selbständigen, wohl etwas jüngeren Typus erkennen. Und zwar ist es der Kopf des Athleten mit auf den Rücken gelegter Hand, wie der Vergleich mit dem einzigen Exemplar, dessen Kopf erhalten ist, dem köstlichen Figürchen Collection Barracco Taf. 45; 45a, zur

aus der ich nur brauchbar abgebildete heranziehe, in geschlossener Folge bis zu der Eigenart des Bardinischen Kopfes, welche der Herausgeber als wesentliche Verschiedenheit vom Doryphorostypus überhaupt verkannte. In der etwas weichen Haarbehandlung und im Gesammtumriss „mit den großen Flächen der zarten Wangen“ steht ihm wohl das Exemplar in Villa Mattei[9]) am nächsten. Die letztere Eigenschaft und mit ihr auch den „wunderbar edlen und bescheidenen Ausdruck des feinen Gesichts“ zeigt die bessere von den beiden Repliken Barraccos.[10]) Diese hat auch die „horizontale Trennung der Stirn“ und die Schwellung ihres unteren Theiles, die sich mehr oder minder kräftig noch an dem Neapeler Marmorkopf,[11]) der Bronzeherme von Apollonios[12]) und am Kopfe Riccardi[13]) wiederfindet. Der „leicht geöffnete Mund“ ist an der Bronze und, trotz der zerstörten Unterlippe, an dem erwähnten Exemplar bei Barracco am deutlichsten. Weitere Durchführung des Vergleiches wird besser aufgeschoben, bis von unserem Stück ausreichendere Nachbildungen vorliegen.

Und nun abermals noch die Controle durch Maße. Der Herausgeber hat ihrer sechs genommen und die „des“ Doryphoros — ich vermuthe wieder, der pompejanischen Statue, obgleich für diese die Augapfellänge und die Mundbreite nach meiner Nachprüfung am Gips um rund je 0·005 m zu groß ist — danebengesetzt. Das Ergebnis lautet: „Die Maße stehen sich also sehr nahe. Eine größere Differenz bemerken wir nur bezüglich der Gesichtslänge; das Gesicht des Athleten Bardini ist nämlich länger.“ Das wäre, beiläufig, schlimm genug für die Proportionalität der ganzen „Statue“. Aber dieser einzige Unterschied beruht nur auf einem Versehen. Ich setze also meine Messungen her. Unter denen, die ich ihnen zur Seite stellen kann, fehlen die der beiden Florentiner Statuen, die ich aufzuzeichnen unterließ, weil mir an Ort und Stelle ihre Übereinstimmung im allgemeinen genügte. Ich gebe die Maße der Gipsabgüsse der Statue und Bronzeherme in Neapel und dazu Kalkmanns von zahlreichen Wiederholungen abstrahierte mittlere Zahlen.[14])

Evidenz lehrt (über die Statue zuletzt Furtwängler, Meisterw. 434 und Arndt, Glypt. Ny Carlsberg zu Taf. 49; 50. Ein anderes, wenn auch sehr verschiedenes Exemplar dieses Kopftypus ist schon Berl. phil. Wochenschr. 1895 S. 693 erkannt in der herculanischen Bronze Brunn-Bruckmann, Denkm. gr.-röm. Sculpt. n. 339 (auch bei Furtwängler a. a. O. 496 f. abgebildet). Ich glaube, noch mehrere Repliken in Marmor zu kennen. Doch davon später einmal.

[9]) Arndt-Amelung, Einzelaufn. I n. 116; 117.

[10]) Collection Barracco Taf. 43; 43a.

[11]) Arndt-Amelung, Einzelaufn. II n. 509.

[12]) Brunn-Bruckmann, Denkm. gr.-röm. Sc. n. 336 besser als Comparetti und de Petra, Villa Ercol. Taf. 8; 3.

[13]) Arndt-Amelung, Einzelaufn. II n. 305.

[14]) Kalkmann, Die Proport. d. Gesichts (53. Berliner Winckelmannsprogramm) 18; 96.

	Bardini	Bronzeherme	Statue Neapel	Kalkmanns Mittelzahlen
Kinn bis Scheitel .	300	298	310	—
Kinn bis Haargrenze	197	200	200	$199^1/_2$
Innerer Augenwinkel bis Kinn	120	121	124	$124^3/_4$
Abstand der äußeren Augenwinkel .	97	100	104	$99^3/_1$
Ohrläppchenabstand	152	152	161	155

Die größeren Abweichungen betreffen fast sämmtlich nur den Statuenkopf, dessen schon für das Auge sehr empfindlich hervortretende Derbheit sie ziffermäßig ausdrücken.

Somit ist der „Athlet Bardini“ keine Bereicherung der Liste Polykletischer Werke, nur ein amusanter Pasticcio, den ein Kobold aus dem Torso eines Diadumenos und dem Haupt eines Doryphoros zusammengeklebt hat. Man wüsste wohl gern, ob von ungefähr, oder mit kunstgeschichtlichem Raffinement auf uns entdeckungsfrohe Archäologen speculierend. War solch ein Schabernack die Absicht, dann ist er staunenswert gut gelungen. Deshalb schien es mir geboten, ihm rasch ein Ende zu machen. Hoffentlich gelingt mir das auch beim Herausgeber des interessanten Stückes, der freilich im vorigen Jahrgang dieser Zeitschrift (S. 191) vorgezogen hat, ein von ihm früher publiciertes Flickwerk von noch größerer Disharmonie, das allerdings zur Zeit nur in einem einzigen Gipsabguss aus der Mengsschen Sammlung, nicht im Original bekannt ist, einem guten antiken Copisten zuzumuthen, statt den ihm von Paul Herrmann nachgewiesenen Sachverhalt anzuerkennen. Und doch ist an dem wirksamen Troste „socios habuisse malorum“ auch da kein Mangel; einen anders gearteten, aber doch auch in seiner Weise recht schlimmen Fall kann ich aus meiner eigenen Vergangenheit zur Verfügung stellen.[15])

Dem Pasticcio selbst aber ist zu wünschen, dass sein einsichtiger Besitzer ihn wieder in seine Theile auflöse. Die antiken unter ihnen sind dann vielleicht gründlicher, als es hier versucht werden konnte, zu verwerten für die alte, aber doch noch in ihren Anfängen steckende, schwierige, aber auch unumgängliche Arbeit kunstgeschichtlicher Textkritik, aus den zahlreichen, verschiedenartig verderbten Abschriften nach Möglichkeit den Wortlaut der Archetypen wiederherzustellen.[16])

Leipzig, April 1899. FRANZ STUDNICZKA.

[15]) Athen. Mitth. 1886 XI 360, 6; vgl. dagegen Ἐφημ. ἀρχ. 1888 p. 85 f. zu Taf. 3 (Sophulis) und Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik I[4] 205.

[16]) Wenigstens unter dem Texte soll eine Frage ausgesprochen werden, die zu entscheiden mir noch nicht möglich gewesen ist: ob nicht von unserem Diadumenos noch der rechte Unterschenkel erhalten ist, und zwar fälschlich zur Ergänzung einer gleichfalls aus Borghesischem Besitze herrührenden Statue verwendet, die neulich Herr Jacobsen in Kopenhagen erworben hat. Es ist eine Replik des Dresdener aufgestützten Herakles, Arch. Anz. 1894 S. 25, 4 (P. Herrmann), die erste dieses Typus mit zugehörigem, ungebrochenem Kopfe, der bärtig und lebhaft, fast „frühskopasisch“ aufblickend, alles eher ist als Polykletisch.

Zur Entstehung der Akroterien und Antefixe.

Benndorf hat oben S. 1 ff. in umfassender Darlegung die Zierformen des griechischen Giebeldaches aus dem Holzbau abzuleiten gesucht. Diesen überzeugenden Ausführungen freue ich mich den Hinweis auf ein paar Denkmäler nachtragen zu können, welche, wie mir scheint, eine schlagende Bestätigung für die Richtigkeit seines Gedankenganges ergeben.

Den Ursprung des Stirnziegelschmuckes sieht Benndorf (S. 40 ff.) in dem Ornament, das man auf das Stirnende der Fugenleisten für die Bretter der Dachschräge gemalt habe. Er beruft sich zum Beweise dafür auf den nebenstehend in Fig. 43 wiederholten Stirnziegel aus Tiryns, der den Durchschnitt einer solchen, oben für den besseren Wasserablauf giebelförmig abgeschrägten Fugenleiste in seiner Form wiedergebe (vgl. oben S. 41 und Fig. 43). Dies ist die älteste nachweisbare Form des Stirnziegels. Seine spätere halbrunde Gestalt aber sei aus halbkreisförmigen Verschalungsbrettchen entstanden, welche man dem Stirnende jener Fugenleiste zum Schutz und Schmuck vorgenagelt habe. Auf dieses habe man dann auch folgerichtig das Ornament von der Stirnfläche der Leiste übertragen.

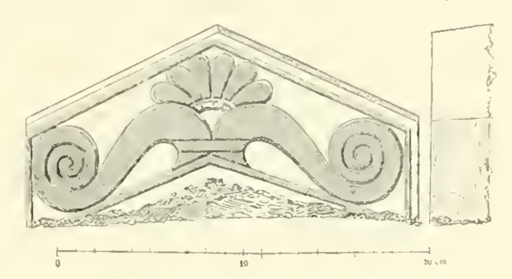


Fig. 43 Stirnziegel von Tiryns.

Nun findet sich in der That auf einem olympischen Thon-Antefix jenes giebelförmig bekrönte Feld des Tirynther Stirnziegels einem Halbkreis eingeschrieben (vgl. Fig. 101 nach Olympia III Taf. 88). Diese Vereinigung wirkt umso auffallender, als wir sonst gewohnt sind, das Gorgoneion einen Voll- oder Halbkreis füllen zu sehen, während es hier in die unbequemere Form des gegiebelten Rechteckes eingezwängt wurde und die Halbkreisfläche ringsum ohne plastischen

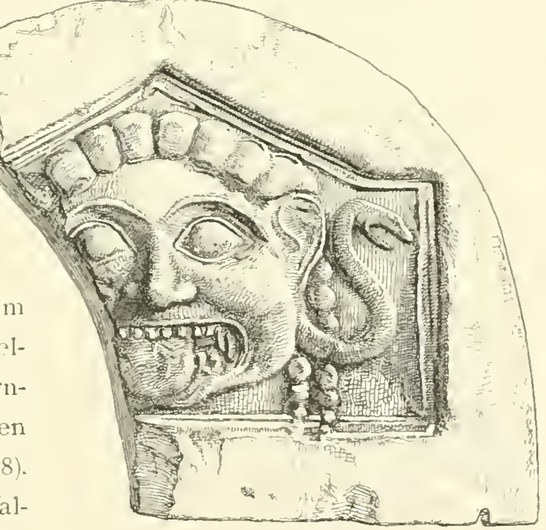


Fig. 101 Stirnziegel aus Olympia.

Schmuck blieb. Diese seltsame Verbindung erklärt sich aber entwicklungsgeschichtlich vollkommen, wenn hier die ältere Schmuckform in voller Ausbildung mit der jüngeren Halbkreisform vereinigt wurde, die, ihrer angemessenen künstlerischen Ausgestaltung noch harrte.

Das Mittelakroter des Giebels fasst Benndorf (S. 7 ff.) als Stirnverzierung eines Firstbalkens. Er hat zur Erklärung der älteren Rundformen dieses Giebelschmuckes auf das Vorkommen cylindrischer Deckbalken hingewiesen. Ich vermag nun aber auch ein Denkmal zu bringen, auf dem der Firstbalken einen Querschnitt in der Form der späteren Palmettenakrotere aufweist. Es ist dies bei dem Kalkstein-Kapellchen aus Amorgos der Fall, das ich im Erwerbungsbericht der Dresdner Antikensammlung für 1896 (Archäolog. Anzeiger 1898 S. 53) zu jenen Votivkapellen der Göttermutter aus Massilia gestellt habe, die auch Benndorf anführt (s. Fig. 102 und oben S. 33 Fig. 35).

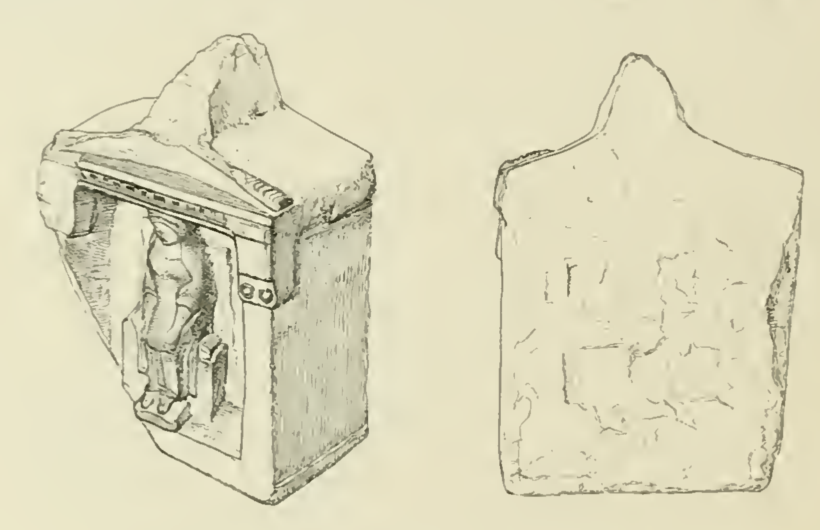


Fig. 102 Kalkstein-Kapellchen aus Amorgos.

Endlich möchte ich Benndorfs Verzeichnis der figürlichen Giebelakrotere auch noch die sogenannte Nike des Archermos hinzufügen. Dass die delische Siegesgöttin nicht auf der Archermosbasis gestanden haben könne, habe ich im Albertinum durch ein Ergänzungsmodell nachzuweisen versucht, das ich auch der 42. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Wien vorlegte. Es ist in den Verhandlungen der Philologenversammlung von 1893 auf S. 324 abgebildet und besprochen. Das Ergebnis hat bei Bulle, Roschers Lexikon der Mythologie III 320 ff., und Studniczka, Jahrbücher für das class. Alterthum



GRIECHISCHE WURFSCHEIBE

AUS SIZILIEN



1898 S. 382 (S. 6 des Sonderabdruckes) Zustimmung gefunden, ebenso bei Loeschcke, dem ich das Modell im Albertinum zeigte. Von ihm stammt die Vermuthung, dass die delische Nike gleich sovielen ähnlichen Statuen der Siegesgöttin, von denen die delische zu trennen kein genügender Grund vorliegt, den Firstschmuck eines Tempels oder Schatzhauses gebildet habe. Auch Homolle hat sich beim Funde der Akroter-Nike in Delphi ihrer delischen Schwester erinnert.*)

Dresden. GEORG TREU.

Griechische Wurfscheibe aus Sicilien.

(Tafel I.)

Im vergangenen Jahre gelang es, für die kaiserliche Antikensammlung einen bronzenen Diskos zu erwerben, den das Bild eines Delphines ziert. Disken, zumal mit Figuren geschmückte, sind Seltenheiten; und diesen neuen darf man umso höher bewerten, als er älter als die meisten andern und fast tadellos erhalten ist. Auch seine Herkunft ließ sich feststellen. Nach dem Zeugnisse des italienischen Händlers, eines, wie man versichert, glaubwürdigen Mannes, wurde er in der Nähe von Terranova, auf dem Boden des alten Gela gefunden.

In gelungenem Lichtdrucke gibt den Diskos Tafel I, ein wenig mehr als um die Hälfte verkleinert, wieder. Eine etwa 0·007^{m} starke Scheibe mit abgerundeten Kanten, hat er eine Schwere von 3800 Gramm und misst 0·28^{m} im Durchmesser, so dass er, in die Hand genommen, einem erwachsenen Manne bis in die Armbeuge reicht. An Gewicht und an Größe übertrifft er die meisten erhaltenen Exemplare. Nur ein in Olympia gefundener Diskos aus römischer Zeit hat einen um 0·06^{m} größeren Durchmesser[1]) und ein corfiotischer der Sammlung Woodhouse im britischen Museum eine um 192 Gramm größere Schwere.[2]) Dagegen wiegt

*) Bull. de corr. hell. XX 652 f. (Benndorf oben S. 51 Anm. 91) „. . . une Niké ailée et volante, du type de celle de Délos ... La facture, en particulier celle des étoffes, est identique à celle des autres figures féminines des frontons. Comme elles, très brutalement brisée et très finement conservée, elle aussi appartient au temple et l'on y trouve aisément sa place à l'une des extrémités du toit; une autre semblable lui faisait pendant à l'autre bord. Ainsi les figures analogues jouaient le rôle d'acrotères dans un des temples archaïques de l'acropole d'Athènes" Eine schwarzfigurige Hydria bei Inghirami, Vasi fittili I 43 zeigt eine kurzbekleidete Nike, im archaischen Laufschema nach rechts begriffen, verwendet als großes Mittelakroter eines gesäulten Brunnenhauses mit Voluten als Seitenakroteren.

[1]) Olympia IV 179 (Furtwängler).

[2]) A. B. Walters, Catalogue of the bronzes (1899) no. 2691, wo das Gewicht des Diskos abweichend von dem älteren Guide to the Bronze Room (1871), auf den sich Jüthner, Über antike Turngeräthe (Abhandl. des arch.-epigr. Seminars der Universität Wien XII) 25 beruft, angegeben ist: 8 lbs 13 oz. statt 11 lbs. 9 oz.

ein Diskos aus Amyklai im Nationalmuseum zu Athen bei einem Durchmesser von nur 0.10^{m} um 440 Gramm weniger.[3])

Der Diskos ist gegossen, nicht gehämmert. Deutlich erkennt man am Rande noch die Stelle des Angusses. Sollte es wirklich erwiesen sein, dass in der älteren Zeit die Wurfscheiben gehämmert, in der späteren gegossen wurden,[4]) so würde man unseren Diskos als Ausnahme von der Regel zu nehmen haben. Seine Patina ist von schöner, olivgrüner Farbe, aber nicht ganz ebenmäßig, zwar größtentheils glatt, doch stellenweise auch runzelig. Offenbar lag er unter der Erde zusammen mit anderen Bronzen, deren Oxydation ihn in Mitleidenschaft zog, wie denn auch ein solches Nachbarstück, ein spatelförmiger Gegenstand, oberhalb des Delphinkopfes seinen vollkommen deutlichen Abdruck zurückgelassen hat. Hingegen dürfte die scharfe Furche über dem Schwanze des Thieres durch einen Hieb der Haue beim Ausgraben entstanden sein.

Der Körper des Delphins ist innerhalb seiner Umrisse gleichmäßig eben etwa 0·002^{m} in die Scheibe eingetieft, war also ursprünglich in anderem Materiale ausgelegt. Man erkennt dies Verfahren noch an der Schnittfläche des Conturs, die insbesondere am Rücken des Delphins schräg einwärts geführt ist, so dass man die eingelegte Masse hier in die spitzwinkelige Randfurche fest einkeilen konnte. Da ein Diskos glatt sein musste[5]) und selbst ein noch so sanft ausladendes Relief der Bestimmung des Geräthes entgegen gewesen wäre, boten sich, wenn man verzieren wollte, zwei Techniken dar, die Gravierung und die Incrustation, von denen die letztere den Vortheil gewährte, dass sich die Figur hell oder dunkel aus der umgebenden Fläche abheben ließ. Schon mittelst einer verschiedenen Legierung der Bronze war dieser Contrast zu erzeugen. Weit wahrscheinlicher aber ist, dass man, wie so oft zur Incrustation in Erz, auch in unserem Falle Silber benützte. Dann wird es begreiflich, da es sich gewiss im Alterthume schon lohnen mochte, das edle Metall aus seiner Bettung wieder zu entfernen, dass jetzt, von geringen und unsicheren Resten der Löthung abgesehen, jede Spur des Belages fehlt.

Technisch bemerkenswert ist noch ein anderer Umstand. Gewisse Theile des Delphins, und zwar die schnabelförmige Schnauze, die Rückenfinne und der Bauch, sind von dem übrigen Körper durch eingefurchte Linien abgegrenzt, die nichts anderes als die Marken für die Einlage verschieden zubereiteten Mate-

[3]) A. de Ridder, Catalogue des bronzes de la société archéologique d'Athènes n. 530.

[4]) Furtwängler a. a. O.; Jüthner a. a. O. 24.

[5]) Vgl. Lukian Anacharsis 27 . . . ἐδόκει σοι βαρὺ καὶ δύσληπτον ὑπὸ λειότητος.

riales waren. Denn schwerlich ist hiezu ausschließlich Silber schlechtweg verwendet worden. Vielmehr wird man gesucht haben, im Sinne antiker Caelatur eine polychrome Wirkung durch verschiedene Legierungen zu erzielen. Von Natur ist der Bauch des Delphines hell, der Rücken dunkel. Es lag nahe, diesen Unterschied durch sogenanntes Weißgold und Feinsilber anzudeuten, und gewiss war auch das Auge, etwa durch eine eingesetzte rothe Glasperle, besonders hervorgehoben.

Stil und Zeit des Diskos lassen sich unschwer nach der überaus prägnanten Zeichnung der Umrisse des Delphines bestimmen. Charakteristisch sind vor allem die steile Form der nach hinten concav ausgeschwungenen Rückenfinne, das knopfartige Ende des Leibes, die halbmondförmige Bildung der Schwanzflosse und der runde Einschnitt in deren Mitte. Wir finden diese Einzelheiten nicht selten ganz ähnlich stilisiert an Fischleibern in Vasengemälden aus der zweiten Hälfte des sechsten Jahrhunderts, in schwarzen wie in den frühen rothen, auf attischen, wie auf nicht attischen Fabrikaten. So gibt Exekias auf seiner berühmten Schale mit dem Bilde der Meerfahrt des Dionysos[6]) den Schwänzen der Delphine die Form einer Mondsichel. In einen „Knopf“ endigt der Fischleib des Triton und der ihn begleitenden Delphine auf einer Berliner Amphora unbekannter, vielleicht italischer Fabrik mit schwarzen Figuren strengen Stiles.[7]) Häufig zeigen gleichzeitige Vasenbilder an Stelle dieses „Knopfes“ eine Einschnürung des Körperendes wie mit rings herum gelegten Binden. Zahlreiche Belege bieten sich für den halbrunden Ausschnitt in der mondsichelförmigen Schwanzflosse dar. Ich verweise auf den Triton der Hydria des Timagoras im Louvre,[8]) auf die Seepferde einer schwarzfigurigen Schale des britischen Museums[9]) und einer rothfigurigen der ehemaligen Sammlung Canino,[10]) auf den Acheloos des Phanphaios,[11]) auf den Delphin einer Caeretaner Hydria mit der Darstellung der Europa auf dem Stiere.[12]) Vereinigt sieht man die genannten vier Merkmale an den Delphinen der Schale des Euphronios im Louvre mit der Darstellung des jungen Theseus bei Amphitrite[13]): sie sind in allen Einzelheiten genau so gezeichnet wie

[6]) W. Klein, Die griechischen Vasen mit Meistersignaturen S. 40. n. 7; Wiener Vorlegbl. 1888 Taf. 7.

[7]) Furtwängler, Katalog n. 1676; Gerhard, Auserl. Vasenbilder I 9; Elite céram. III 35.

[8]) Klein, Vasen mit Meistersignaturen S. 50 n. 1, Wiener Vorlegblätter 1889; Taf. 5, 3 c.

[9]) Catalogue vol. II B 428, Gerhard, Auserl. Vasenb. I 8, 1; Elite céramogr. III 1.

[10]) Elite céramogr. III 2.

[11]) Klein a. a. O. 97 n. 28; Jahreshefte II 79 Fig. 56.

[12]) Monumenti dell' inst. VI & VII 77, vgl. Dümmler in den Mittheil. des deutschen arch. Inst., röm. Abth. III (1888) S. 167.

[13]) Vgl. W. Klein, Vasen mit Meistersignaturen S 141 n. 7; P. Hartwig, Die griech. Meisterschalen 481 ff. und das dort Angeführte, dem jetzt noch die Abbildungen bei E. d'Eichthal et Th. Reinach, Poèmes choisis de Bacchylide (Paris 1898) Taf. 4 und im Journal of hellenic studies XVIII (1898) Taf. 14 anzufügen sind.

unser Delphin. Wie dieses reifste und schönste Werk des Meisters wahrscheinlich um 500, keinesfalls aber später als 400 v. Chr. entstanden ist, so scheint mir hiemit die ungefähre Datierung des Diskos gewonnen.

Denn zu dem gleichen Ergebnisse führt auch die Betrachtung der Münzen. Während die Delphine der Münzen von Zankle,[14]) auf welchen sie als Wappenthiere der Stadt beständig wiederkehren, dem des Diskos wenig ähnlich und, soweit ich sehe, niemals mit dem knopfartig verdickten Körperende gebildet sind, weisen die Delphine der Dekadrachmen von Syrakus, auf denen sie nur als Beiwerk den Kopf der Quellnymphe umgeben, die gleichen Formelemente auf. Namentlich auf den sogenannten Damaretien aus dem Jahre 480 v. Chr.[15]) hat die Rückenflosse der Thiere dieselbe Gestalt, ihr Leib an der Schwanzflosse dieselbe Anschwellung, und beide Eigenthümlichkeiten erben sich fort bis auf die schönen Münzen des Kimon und Euainetos.[16]) Die vollkommenste Analogie mit unserem Bilde bietet aber ein Didrachmon von Tarent,[17]) das den Taras reitend auf dem Delphine zeigt. Hier ist nicht bloss das Körperende des Thieres wie seine Rücken- und Schwanzflosse in völlig übereinstimmender Weise stilisiert, sondern sein ganzer Körper erscheint wie im vollständigen Parallelismus mit dem Delphine des Diskos in gleicher Schwingung und Bewegung. Werden auch manche der genannten Elemente in der Form der Delphine auf tarentinischen Münzen bis in das dritte Jahrhundert[18]) beibehalten, so findet sich auf ihnen nie wieder der Körper des Thieres in der gleichen Weise gezeichnet, wie auf diesem Didrachmon. Nach Evans wurde es um 500 v. Chr. geprägt. Es führt uns demnach zu demselben Zeitpunkte wie die Schale des Euphronios, und es ist nicht einzusehen, weshalb wir den Diskos später ansetzen sollten als Vase und Münze.

Gedacht ist der Delphin des Diskos, wie er im Bogen über die See emporschnellt. Einer an altgriechischen Darstellungen gewohnten Feinheit entsprechend, nimmt er nicht die genaue Mitte der Scheibe ein, sondern wurde so auf ihr angebracht, dass ihm in der Richtung des Sprunges gleichsam Raum für die Bewegung übrig bleibt. Wohlgefällig ergab sich hiedurch auch ein gewisses Gleich-

[14]) Head, Guide to the coins of the ancients 9, 29; Numismatic Chronicle Ser. 3 Bd. 3 Taf. 9, 2. Aus dem oben Gesagten geht hervor, weshalb ich die mir brieflich ausgesprochene Annahme, der Diskos möchte der Fundangabe des Händlers entgegen nicht bei Terranova, sondern bei Messina ausgegraben worden sein, für unberechtigt halte.

[15]) Head 17, 33; F. Gardner, The types of greek coins Taf. 2, 2.)

[16]) Vgl. die Tafeln in A. J. Evans, Syracusan medallions and their engravers; Jahreshefte I S. 146 Fig. 47.

[17]) Numism. Chronicle Ser. 3 Bd. 9 Taf. 1, 4 (danach Fig. 105.)

[18]) Vgl. Head 7, 7; ferner 6, 9; 7, 10; 15, 4 und die Tafeln zu Evans Aufsatze The horsemen of Tarent, Num. Chronicle a. a. O.

gewicht seiner Körperhälften, des kurzgedrungenen Vorder- und des schmächtigen, spitzzulaufenden Hintertheils. Auf den Gebrauch des Geräthes ist in der Zeichnung Rücksicht genommen. Es hat den Anschein, als wiche das Thier im Sprunge dem auf die Scheibe gelegten Handballen des Epheben aus, oder bei umgekehrter Verwendung seinen umklammernden Fingern, wenn er sich wie der Myronische Diskobol zum Wurfe anschickte. Von besonderer Schönheit ist aber der Sinn des Emblems. Ohne Zweifel wurde es als Symbol der Schnelligkeit gewählt, welche die Alten an dem Delphine bewunderten,[19]) und mit der sinnlichen Kraft eines Homerischen Gleichnisses wirkt es an dem Wurfgeräthe, das in der nämlichen Bogencurve und ebenso plötzlich wie der Delphin, ocior volucre acrior telo, die Luft durchschwirrte. So feiert auch Pindar den Sieger im Sprunge Melesias, indem er ihn mit dem Springer der Meerflut, dem Delphine, vergleicht.[20])

Kaum zu entscheiden und im Grunde müßig ist schließlich die Frage, ob der Diskos für den wirklichen Gebrauch gearbeitet oder schon als Weihgeschenk bestellt wurde. Alle Anzeichen sprechen zwar für das erste. Agonistische Darstellungen auf Vasen lehren zur Genüge, wie häufig auch Gebrauchsexemplare Verzierungen trugen.[21]) Allein ebensowohl bleibt denkbar, dass unser Diskos ursprünglich des Schmuckes entbehrte und erst nach erlangtem Siege, vor der Weihe, um ihn der siegverleihenden Gottheit würdiger zu machen, mit dem silbernen Bilde des Delphins geziert ward. Bekannt sind sonst noch zwei Disken mit figürlichem Schmucke, der eine aus Aigina in Berlin,[22]) der andere aus Sicilien in London,[23]) beide mit einem Springer auf der einen, einem Akontisten auf der andern Seite. Sie mögen wirkliche Votive gewesen sein, sind aber leichter und kleiner als der Wiener Diskos, dem sie auch an Alter um zwei oder drei Jahrzehnte nachstehen.

Wien, im April 1899. ROBERT von SCHNEIDER.

[19]) O. Keller, Thiere des class. Alterthums S. 215 f.; 232.

[20]) Nem. VI 64—66 ed. Bergk. Vgl. Philostr. imag. II 4, 1 rec. seminariorum Vindob. sodales und die Bemerkung Benndorfs zur Stelle.

[21]) Jüthner, Über antike Turngeräthe 29.

[22]) Jüthner a. a. O. 27, Fig. 20.

[23]) Jüthner a. a. O. 28 Fig. 21; H. B. Walters, Catalogue of the bronzes n. 248.



Fig. 103 Didrachmon von Tarent.

Sulpicia Dryantilla.

Die Bedeutung der Numismatik für die alte Geschichte kann man an dem Beispiel der Sulpicia Dryantilla so recht ermessen. Kein Autor, keine Inschrift berichtet von ihr; wenn wir nicht ihre Münzen hätten, wüssten wir nicht, dass es eine Kaiserin dieses Namens gegeben hat.

Was die Münzen über Dryantilla lehren, hat Theodor Rohde in den Arch.-epigr. Mitth.[1]) übersichtlich und schön dargelegt.[2]) Es sind Antoniniane, die fast durchweg durch Überprägung von Denaren früherer Kaiser von Caracalla an bis Maximin[3]) hergestellt sind. Dryantillas Regierung fällt demnach in die Zeit nach diesem Herrscher, der im Jahre 238 n. Chr. starb. Etwa in das Zeitalter des Gallienus führt uns der Missbrauch, ältere Münzen zu überprägen, und ungefähr für dieselbe Zeit spricht die Haartracht, die Dryantillas Münzporträt zeigt. Diese ähnelt nämlich am meisten derjenigen der Ulpia Severina, der Gemahlin Aurelians.[4]) Mit dieser theilt Dryantilla das Hauptmerkmal ihrer Frisur, die über den Hinterkopf bis zum Vorderhaare geflochtenen starken Zöpfe, während seitlich Dryantillas Haar in Flechten nach rückwärts gelegt, Severinas einfach nach rückwärts gestrichen ist.[5]) Bei Cornelia Salonina, der Gattin des Gallienus,[6]) bei Cornelia Supera, wahrscheinlich der Gemahlin Ämilians,[7]) finden wir zwar auch dieselben Flechten am Hinterkopf, dagegen ist das Vorderhaar in welligen Scheiteln geordnet. Noch frühere Kaiserinnen, wie Herennia Etruscilla (Decius), Otacilia Severa (Philippus), Furia Tranquillina (Gordian III.)[8]) haben den geflochtenen Zopf meist nur wenig über den Wirbel hinaus befestigt. Die Haartracht der Damen vom Hause Severus Alexanders endlich ist völlig verschieden.

[1]) XVI 1893, S. 236 ff. = Wiener numism. Zeitschrift XXV 1894 S. 421 f.

[2]) Vgl. dazu auch Kubitschek, Rundschau über ein Quinquennium der antiken Numismatik, Wien, 1896, S. 81 f. und die unten S. 210 ff. veröffentlichten Ausführungen Kubitscheks.

[3]) Dass auch ein Denar des Gallienus, wie angegeben wird, von Dryantilla überprägt wurde, bezweifelt Kubitschek gewiss mit Recht (a. a. O. 81 Anm.).

[4]) Vgl. ihre Münzbilder bei Cohen VI² 208 f.; Bernoulli, Röm. Ikonogr. II 3 Münztaf. VI 10.

[5]) Diese Haartracht findet sich mit geringer Abweichung auch noch bei Magnia Urbica, der Gemahlin des Carinus, vgl. Cohen VI² 406 f. Dagegen zeigt die Frisur, welche Severina auf dem bei Bernoulli a. a. O. n. 9 abgebildeten Münzbilde trägt, wieder eine veränderte Mode.

[6]) Cohen V² 495 f.; Bernoulli II 3 Münztaf. V 13—15.

[7]) Cohen V² 295 f.; Bernoulli II 3 Münztaf. V 7.

[8]) Cohen V² 208 f.; 143 f.; 88 f.; Bernoulli II 3 Münztaf. IV 13, 6; 7, 3. Vgl. ebenda S. 138; Manoni, Il costume e l'arte delle acconciature nell' antichità, Milano 1895, S. 293 f.

Natürlich soll mit diesen Ausführungen nicht gesagt sein, dass Dryantilla zur Zeit Aurelians regiert haben müsse; aber im allgemeinen entspricht ihre Frisur doch der Art, wie etwa im sechsten und siebenten Jahrzehnt des dritten Jahrhunderts die Damen ihre Haare ordneten.

Das Herrschaftsgebiet der Dryantilla scheint nur die Donaulandschaften der beiden Pannonien umfasst zu haben, da ihre Münzen ausschließlich in Nieder- und Oberösterreich, in Carnuntum und bei Raab gefunden wurden.[9]) Die Herstellungsart ihrer Antoniniane spricht für kurze Dauer ihrer Regierung. Immerhin ist bemerkenswert, dass mehrere Stempel zur Verwendung kamen.[10])

Etwas weiter werden wir durch die Bemerkung Eckhels[11]) gebracht, dass die Münzen des Usurpators P. C. Regalianus,[12]) der nach dem Bericht der historia Augusta[13]) um das Jahr 259/260 n. Chr. in Illyricum vom moesischen Heere als Gegenkaiser gegen Gallienus aufgestellt wurde,[14]) in Charakter und Überprägungsweise mit denen der Dryantilla übereinstimmen und überdies gleichfalls im Donaugebiete gefunden wurden. Eckhel hat daraus den Schluss gezogen, dass Dryantilla die Gemahlin Regalians war. Cohen[15]) ist ihm hierin gefolgt, und Rohde hat dieser Ansicht noch größere Wahrscheinlichkeit gegeben durch den Hinweis auf Regalianusmünzen, deren Reverslegenden mit Augg. endigen.[16])

Dies ist, was uns die Münzen über Sulpicia Dryantilla lehren. Ein glücklicher Fund gibt uns nun wenigstens Kunde von der Familie, der Dryantilla entstammte.

E. Petersen hatte auf dem Trümmerfeld von Oinoanda in Lykien sechs Quadern einer großen Inschrift bloßgelegt, die sich als Genealogie einer lykischen Familie herausstellte.[17]) Heberdey und Kalinka haben dann fast alle übrigen Theile dieser Inschrift aufgefunden und in den Denkschriften der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften[18]) veröffentlicht. Von der Stammtafel, die sie auf Grund der Inschrift entworfen haben, gebe ich hier den uns interessierenden Theil wieder:

[9]) Kubitschek a. a. O. 82.

[10]) Vgl. Rohde a. a. O. 239.

[11]) Doctrina numorum VII 463 f.

[12]) Rohde a. a. O. 239 f.

[13]) Trig. tyr. 10. Die Einzelheiten der Erzählung sind unzuverlässig. Vgl. Prosopogr. Rom. I 244 n. 2, wo die sonstigen Quellen über Regalianus angeführt sind. Die Zeit der Erhebung Regalians wird durch Vict. Caes. 33, 2 und Trig. tyr. 10, 1, verglichen mit Trig. tyr. 9, 1, bestimmt.

[14]) Vgl. Kubitschek a. a. O. 82.

[15]) Descript. hist. des monnaies VI² 11.

[16]) Eine mit der Umschrift CONCORDIA AVGG zeigt Kaiser und Kaiserin einander zugewendet, Rohde a. a. O. 240 f.

[17]) Reisen im südwestl. Kleinasien II 180 f.

[18]) Phil.-hist. Classe XLV 1897, 41 ff. Vergl. A. Wilhelm, Arch.-epigr. Mittheil. XX 77.

Iulia Lysimache
× Claudius Dryantianus

Claudius Agrippinus × Aelia Platonis	Claudia Helena × Claudius Titianus
Ti. Claudius Dryantianus Antoninus	Claudia Ammiana Dryantilla × Sulpicius Pollio

Claudius Caesius Agrippinus	Claudia Orestia Agrippina	Marciana Alexandra	Claudia Dryantilla Platonis	Sulpicius Iustus	Sulpicius Pollio	Sulpicia Agrippina × Sosius Falco

Es ist unmöglich ein zufälliges Zusammentreffen, dass der Gentilname Sulpicius und das äußerst seltene Cognomen Dryantilla sowohl in dieser senatorischen Familie als bei unserer Kaiserin verbunden erscheinen.[19]) Vielmehr ist kein Zweifel, dass Sulpicia Dryantilla eben dieser Familie angehörte und zwar höchstwahrscheinlich als Enkelin des Sulpicius Pollio und der Claudia Ammiana Dryantilla. Denn auch im Namensystem der Kaiserzeit kehren die Namen der Großeltern gewöhnlich bei den Enkeln wieder, wofür gerade die hier behandelte Familie mehrere Beispiele liefert.[20])

Dazu stimmt nun auch die Zeit der Inschrift. Dieselbe gehört gewiss nicht in die Jahre nach 150/151 n. Chr., wie die Herausgeber aus den einleitenden Worten derselben geschlossen haben. Vielmehr lassen sich mehrere Mitglieder der Familie zeitlich genau bestimmen: Claudius Agrippinus, der Gemahl der Aelia Platonis, ist eine Person mit dem in der Opramoas-Inschrift von Rhodiapolis als Gatte der gleichnamigen Nichte des Opramoas erwähnten Senator Claudius Agrippinus, der daselbst in Documenten aus den Jahren 145 und 149 n. Chr. erscheint.[21]) Infolgedessen muss er auch mit dem in den Arvalakten des Jahres 155 genannten Ti. Claudius Agrippinus (CIL VI 2086) identificiert werden. Seine Enkelin Claudia Dryantilla Platonis, in der Inschrift als ὑπατική (d. h. Gemahlin eines Consularen) bezeichnet, ist ohne Zweifel identisch mit der C[l(audia)] Dryantilla Plato[nis], die in den acta ludorum saecularium des Jahres 204 n. Chr. genannt wird.[22]) Der in den acta Arvalium des Jahres 214 aufgeführte frater Arvalis . . .

[19]) Bereits Kubitschek hat auf das Vorkommen des Namens Dryantilla in dieser Inschrift hingewiesen (a. a. O. 83 Anm.).

[20]) Claudius Dryantianus — Ti. Claudius Dryantianus Antoninus und Claudia Ammiana Dryantilla; Claudius Agrippinus — Claudius Caesius Agrippinus, Claudia Orestia Agrippina, Sulpicia Agrippina; Aelia Platonis — Claudia Dryantilla Platonis.

[21]) Reisen im südw. Kleinasien II 98; 113; 114; Heberdey, Opramoas, Wien, 1897, 45; 49; vgl. 55 ff.

[22]) Ephem. epigr. VIII p. 288 = CIL VI Add. 32329, wo irrig C[l.] Dryantilla Plato[ri] sc. uxor ergänzt ist.

[A]grippinus (CIL VI 2103) ist vielleicht der Bruder der Platonis, Claudius Caesius Agrippinus.

Demnach gehört der Gemahl der Claudia Ammiana Dryantilla, Sulpicius Pollio, συνκλητικός, ungefähr in die Zeit gegen Ende des zweiten Jahrhunderts und seine Kinder Sulpicius Iustus, ὁ ἀνθυπατεύσας Λυκίας καὶ Παμφυλίας, Sulpicius Pollio, ὁ πρεσβεύσας σὺν τῷ ἀδελφῷ, und Sulpicia Agrippina, ἡ γαμηθεῖσα . . [Σ]οσσίῳ Φάλκω[ν]ι ὑπατικ[ῷ], in den Anfang des dritten Jahrhunderts. Der jüngere Pollio ist also der in den Arvalakten der Jahre 213, 214 und 218 genannte frater Arvalis C. Sulpicius Pollio[23]) und Sosius Falco ist der consul ordinarius des Jahres 193 Q. Sosius Falco.[24])

War Dryantilla demnach die Tochter entweder des Sulpicius Iustus oder des jüngeren Pollio, so stand sie zur Zeit ihrer ephemeren Regierung bereits in vorgerücktem Alter, etwa im 50. Lebensjahr. Daher dürfte denn auch Regalianus, wenn er wirklich ihr Gemahl war, damals mindestens das gleiche Alter erreicht haben. Dem widersprechen jedoch die jugendlichen Gesichtszüge seines Münzbildes. Während alle anderen Kaiser und Usurpatoren der Zeit des Gallienus mit Ausnahme der jugendlichen[25]) bärtig sind, trägt Regalianus keinen Bart, was kaum durch persönliche Abneigung gegen die herrschende Mode, sondern wohl nur durch seine Jugend zu erklären sein dürfte.[26]) Überdies wird man, wenigstens meines Erachtens, bei genauer Vergleichung der Münzporträts Dryantillas und Regalians eine trotz der Kleinheit derselben auffallende Ähnlichkeit zwischen den Gesichtszügen beider wahrnehmen.[27]) Es sind dieselben scharf geschnittenen, etwas gepressten Züge, es ist dieselbe gerade Nase, dieselbe hohe und gewölbte Stirn, dieselbe starke Unterlippe, dasselbe hervortretende Kinn. Und dabei hat es doch den Anschein, als ob die Münzbilder der Kaiserin und wenigstens theilweise auch die des Kaisers noch keineswegs die damals einreißende Nachlässigkeit, sondern verhältnismäßig gute Arbeit verrathen würden.

Aus alledem möchte ich den Schluss ziehen, dass Dryantilla nicht die Gemahlin, sondern die Mutter Regalians war. Sie wird sich zur Zeit seiner Er-

[23]) Prosopogr. III 287 n. 730.

[24]) Prosopogr. III 254 n. 557.

[25]) Saloninus, der jüngere Valerian, der jüngere Macrianus, Quietus, Tetricus der Sohn.

[26]) Nur auf der S. 214 wiedergegebenen Regalianusmünze n. 4 *a* (n. 11 bei Rohde) lässt sich, wie mir scheint, ein leichter Bartanflug constatieren, was natürlich erst recht für die Jugend des Usurpators spräche. — Die Bezeichnung Regalians als in Illyrico ducatum gerens (Trig. tyr. 10) kann bei der bekannten ungenauen und oft irrigen Ausdrucksweise der hist. Aug. auch so aufgefasst werden, dass er damals Officier irgend einer pannonischen oder moesischen Legion war.

[27]) Vgl. die Abbildungen auf der Rohdes Abhandlung beigegebenen Tafel; namentlich die Ähnlichkeit der Münzporträts von n. 6 und 8, 3 und 11 (hier auf S. 213 ff. unter n. 2 *f* und 4 *b*, 2 *c* und 4 *a* abgebildet) ist frappant.

hebung bei ihm befunden haben und von ihm zur Augusta und wohl auch Mitherrscherin[28]) erhoben worden sein. Als Dame aus senatorischem und jedenfalls auch vermögendem Hause[29]) hat sie vermuthlich die Proclamierung Regalians, der nichtrömischer (dacischer) Abstammung gewesen sein soll,[30]) hervorragend beeinflusst und vielleicht in kleinerem Maßstab eine ähnliche Rolle gespielt wie kurze Zeit nachher Zenobia, die neben ihrem Sohne Vaballath als Augusta und Mitherrscherin regierte.

Rom, im Februar 1899. EDMUND GROAG.

Die Münzen Regalians und Dryantillas.

Das nachfolgende Verzeichnis ist entstanden, als ich mich bemühte, für Illustrationen zum Aufsatze Herrn Groags die besten Vorlagen aufzufinden. Ich veröffentliche es, weil es auf einem reicheren Material als die anderen Darstellungen beruht, und weil bei vielen Stücken die bisherigen Angaben über die Urpräge und über das neue Gepräge berichtigt oder vervollständigt werden konnten. Auch schien es nöthig, die ältere Literatur mehr auszunützen, als geschehen war.

Einige wenige Stücke, deren Verbleib ich nicht feststellen konnte,[1]) kenne ich bloß aus Beschreibungen oder Abbildungen. Die übrigen sind mir im Original oder dank dem freundlichen Entgegenkommen der Besitzer und der Musealverwaltungen in Gipsabgüssen vorgelegen.[2]) Im ganzen sind meines Wissens 14 Münzen Regalians und 20 Dryantillas bezeugt. Dem Fundort nach entfallen auf

Carnuntum	Reg. —	Dry. 7 oder 8 Stücke (sicher 1 b; 2 e; 2 f; 2 g;[3]) 2 o; Egger; Milkovics; wahrscheinlich auch 2 k)
Brigetio	1 Stück (4 b)	—
Arrabona	—	2 Stücke (2 i)
Austria sup.	—	1 Stück (2 m).
Mursa	1 Stück (7 b)	—

[28]) Dafür sprechen mehrere Reverslegenden Regalians: liberalitas Augg., concordia Augg. (allerdings auch bei Severus Alexander und Iulia Mamaea, die nicht officielle Mitregentin war, vgl. Cohen IV² 406 n. 40), providentia Augg.; Rohde a. a. O. 241.

[29]) Für das Ansehen der Familie spricht die Verschwägerung mit dem sehr vornehmen Q. Sosius Falco.

[30]) Trig. tyr. 10,8.

[1]) Sie sind im folgenden Verzeichnis durch einen Stern bezeichnet.

[2]) Im Original sind mir vorgelegen die Exemplare des Wiener Hofmuseums, Sr. Durchlaucht des Fürsten Windischgrätz, der Herren Trau, Herzfelder.

[3]) Die Stücke 1 b; 2 e; 2 f und 2 g sind einzeln, aber im Zeitraum weniger Wochen nach einander

Über die Provenienz der übrigen Stücke liegen keine genaueren Daten vor.

Zeichnung und Schrift bieten nichts, was etwa auf einen bestimmten Zusammenhang mit einem der damals thätigen legitimen Münzämter hinwiese; sie sind nicht aus der pannonischen Reichsmünzstätte hervorgegangen, deren Existenz in der Zeit Galliens für mich außer Zweifel steht, und deren Stil uns die Münzen von Siscia aus Aurelians Zeit [4]) und der Folgezeit lehren. Eher erinnern mich die Formen des oben breiten Λ ohne Mittelstrich, N und ein sehr breites N für N, ein ungestieltes V, Y für Y, C für G an kleinasiatisches Stadtgeld. Auch, dass die Stempelschneider bei einem Revers Regalians statt D ein Œ und beim Revers Dryantillas statt G etwas wie q oder D oder O — gewiss aus Missverständnis eines auf den Kopf gestellten G — schreiben, und dass ungehörigerweise die Darstellung der Libertas mit der Erklärung LIBERALITAS und die Fecunditas Augustae mit der Erklärung PROVIDENTIA [6]) verbunden sind, beweist, wie fern von den Trägern der römischen Tradition und den Organen der römischen Reichsmünze diese armselige Winkelprägung entstanden ist. Die Stempel sind meist schlecht auf den Schrötling gebracht, was freilich auch bei gewissen verwilderten Serien der Münzen Galliens und Claudius Gothicus begegnet.

In den meisten Fällen ist es sehr deutlich, dass ältere Münzen lediglich überstempelt worden sind; wahrscheinlich liegt dasselbe Verfahren auch bei anderen Fällen vor, in denen eine frühere Prägung bisher nicht constatiert worden ist. Denn es liegt auf der Hand, dass die neue Regierung, wenn sie erst das Münzmetall hätte herstellen sollen, nicht jene Zusammensetzung gewählt hätte, die zu Anfang des dritten Jahrhunderts üblich gewesen war, sondern aus dem viel schlechteren Billon gemünzt hätte, das ihre Zeit d. i. Galliens Zeit charakterisiert. Die Münzen Regalians und Dryantillas sind aber regelmäßig aus halbfeinem Silber hergestellt; dass die Gräfin Bentinck ein kupfernes Stück der Dryantilla und ein ebensolches Regalians besaß, wird — die Echtheit ihrer Münzen und die Richtigkeit ihrer Angaben vorausgesetzt [7]) — dann so zu erklären sein,

dem Museum und den Sammlern in Deutsch-Altenburg und Petronell angeboten worden, so dass die Vermuthung unabweisbar erscheint, dass diese vier Stücke demselben Schatzfunde angehört haben.

[4]) Vgl. Rohde, Num. Zeitschr. XXVII (1896) 108 ff.

[5]) Das gleiche Versehen weist dem Münzamte Antiochia für die Zeit Gordians Voetter, N. Z. XXV (1884) 408 (= Cohen [2] Gordian n. 126) nach.

[6]) Auch an einem anderen Typus, der als ‚Providentia' verwendet erscheint, hat Friedländer, Z. f. N. IV 349 Anstoß genommen. Es ist nun zwar richtig, dass dies eigentlich der (in der Münze seit Hadrian viel geübte) Typus der Annona ist; aber auch Alexander Severus, Maximin und Gordian haben die Fürsorge für die Annona als Theil der Providentia Aug. angesehen und diese durch das Bild jener veranschaulicht.

[7]) Allerdings enthält auch das ganz verfehlte Porträtbild Regalians, wie sie die Abbildung im Bentinckschen Katalog zeigt, einen starken Verdachtsgrund gegen die Echtheit dieses Stückes.

dass je ein älteres plattiertes Stück etwa aus der Zeit der Severe oder bloß die Anima eines solchen mitbenützt worden war. Es hat den Anschein, als ob die Prägemeister dieser ephemeren Regierung ihren Metallschatz lediglich aus einem Vorrathe älterer und theilweise schon stark abgeschliffener Denare genommen hätten. Soweit die überprägten Typen sich sicher oder wahrscheinlich erkennen lassen, gehören

8 Reg. und 6 Dry. dem Hause des Septimius Severus und des Elagabal an,
— — — 5 Dry. Alexander Severus,
1 Reg. und 1 Dry. Maximin;

dass eine Münze Galliens mitbenutzt worden sei (Dry. 2 b), müsste weit glaubhafter bezeugt sein, als es der Fall ist, und will ich daher ganz auf sich beruhen lassen. Gewichte der Wiener Stücke Regalians sind (für 1) 3·015, (für 3) 3·075, (für 4 b) 2·96, das Budapester wiegt 3·90, das Frankfurter 2·83 Gramm; von Dryantillastücken kenne ich die Gewichte (für 2 c) 2·78, (für 2 d[8]) 2·51, (für 2 m) 3·355, (für 2 i) 2·51, (für 2 p) 2·24 Gramm. Da diese Stücke mit der neuen Prägung gewiss nur eine ganz geringe Umlaufzeit behielten, lassen solche Gewichte auf den Zustand der zur Überprägung verwendeten Denare schließen; dieser Habitus mag dann auch mit verursacht haben, dass bei einigen unserer Münzen keine deutliche Spur eines älteren Typus bemerkt worden ist.

Stilistische Merkmale präcisieren leider nicht genügend den terminus post quem für diese Prägung. Die Haartracht der Dryantilla ist auf Münzen zuerst durch Tranquillina vertreten, und die Legende ORIENS AVG ist durch Gordian, deren Gatten, eingeführt worden[9]); aber erst Valerian und Gallien haben sie wieder und häufig verwendet und zwar in Verbindung mit eben diesem (allerdings bei anderer Umschrift bereits seit Septimius Severus üblichen) Typus des die Rechte emporstreckenden und mit der Linken die Peitsche schwingenden Sol.

Die Frage endlich, ob Regalian bartlos oder mit kurz geschorenem Barte dargestellt sei, wage ich bei dem mangelhaften Abdruck des Stempels auf den mir vorliegenden Stücken nicht mit voller Bestimmtheit zu entscheiden. Allerdings scheinen das Wiener Exemplar mit liberalitas Augg., die Trausche Münze und die beiden Hunterschen dafür zu sprechen; aber andere Stücke, wie das der Frankfurter Sammlung, scheinen ebenso bestimmt für die Bartlosigkeit zu zeugen.

[8]) „Diese Münze ist sehr beschädigt." Prof. Gohl (brieflich).

[9]) Eine Vermuthung über Zeit und Ort dieser Prägung bei Voetter, N. Z. XXV 410.

A. Regalianus.

Übersicht der Legenden:

auf der Vorderseite stets *imp. C. P. C. Regalianus Aug.*:

auf der Rückseite

1 *concordia Augg.*
2 *fides militum*
3 *Iovi conser(vatori)*
4 *liberalitas Augg.*
5 *oriens Aug.*
6 *oriens Augg.*
7. 8 *providentia Augg.*
9 *victoria . . . .*

IMPCPCREGALIANVS AVG

Brustbild Regalians mit Strahlenkrone und Mantel, rechtshin. Von diesem Typus existieren zwei Stempel: der eine mit vierzackiger Strahlenkrone bei 1; 3; 7 (a; b; c), der andere mit fünf Zacken und in größerer und etwas besserer Ausführung bei 4 (a; b), 5 (a; b) und 6 b.

1. CONCORDIA AVGG

l. Dryantilla, r. Regalian, in die Toga gekleidet und mit der L. eine Buchrolle haltend, stehen einander gegenüber und reichen sich die R. (also das von Tranquillina Cohen[2] n. 4 bekannte Gepräge mit Vertauschung der Standplätze von Kaiser und Kaiserin), zwischen beiden ein flammender Altar.

1	Wien	IMPCPCREgalianus auG . . . . . *AVGVSTa*[10]) *Frauenkopf, r.; die Reste von Umschrift und Gepräge sind eher für Domna als Plautilla oder Soaemias möglich.*

= Cohen n. 1; Rohde N. Z. XXV (1894) 425 Taf. V 9.




Fig. 104 (= n. 1)

2. FIDE SM ILITVM

stehende Fides, von vorn, Kopf linkshin, hält mit jeder Hand ein Feldzeichen.

2	Bentinck (Æ)	IMPCPCREGALIANVS

FIDE SM I

im Abschnitt C

= cat I 603 mit Abb.; Echtheit fraglich, s. oben S. 211.

3. IOVI CONSER

stehender nackter Juppiter, von vorn, Kopf linkshin, in der vorgestreckten R. Blitz, die erhobene L. am Scepter.

[10]) Cursiv gedruckt erscheinen die Reste der Umschrift und des Typus der älteren Prägung.

3 Wien

imPCPCREGALIANVSaug
MArti paca ATORI




Fig. 105 (= n. 3)

i o V I C O N ser
ANTONINVs PIVs aug brIT
Kopf Caracallas mit Lorbeerkranz, r.
= Neumann numi vet. II 142; Eckhel syll. I 105 Taf. X 10; doctr. VII 462; Mionnet, Rareté p. 307; Cohen n. 2; Rohde 426 Taf. V 10.

4. LIBERALITASAVGG
stehende Libertas (!) l., in der vorgestreckten R. den Pileus, im l. Arm schräge das Scepter.

4 a Wien (früher Ariosti)

iMPCPCREGALIANVSAVg
Bodenstrich und Füße einer l. schreitenden Reversfigur (Victoria?).




Fig. 106 (= n. 4 a)

LIBERAL∮ICSAVGGG (Eckhel: luculentis tribus G); das letzte G (freilich auch C oder S möglich) wird wenn wie wahrscheinlich eine andere Erklärung ausgeschlossen ist (wie das C vor S), als Rest einer älteren Legende anzusehen sein (*von ‚Antoninus' oder von ‚Pius' einer Caracallamünze wie Voetter glaubt*).
= Khell Suppl. p. 195 mit Abb. Eckhel syll. I 106; doctr. VII 462; Tanini p. 117 mit Abb.; Mionnet, Rareté p. 307; Cohen n. 3 mit Abb; Rohde 426 Taf. V 11.

4 b Trau seit 1892 (früher Voetter, dann an Rollin 1875 getauscht, dann beim Vicomte El. de Quelen; Fundort Brigetio, Ó-Szöny).

iMPCPCREgaliaNVSAVG
pmtrp XVIIICOS iiii pp

LIBERALITAs augg
antoninus pius aug GERM
Brustbild des bärtigen Caracalla, r.
= Verkaufskatalog Quelen n. 1745 Taf. VIII; Rohde 425 Taf. V 8.

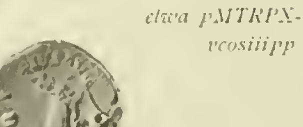



Fig. 107 (= n. 4 b)

5. ORIENSAVG
stehender Sol mit Strahlenkranz, von vorn, Kopf linkshin, mit vorgestreckter R., in der L. die Peitsche.

5 a Hunter (ehemals France)

IMPCPCREGALIANusaug
etwa pMTRPX-vcosiiipp

Fig. 108 (= n. 5 a)

ORIens aug
severus PIVSAVG

= Khell 195; (Eckhel) mus. Franc. I 119 (daraus Neumann numi vet. II 142; Eckhel syll. I 106; doctr. VII 462; Tanini 117; Cohen n. 4; Rohde 426).

5 b	Hunter	IMPCPCREGALIAnus aug	ORIenS AVG

Fig. 109 (= n. 5 b)

6. ORIENS AVGG
stehender Sol wie in 5.

6 a	Viczay	REGILIN . . . . *typus adversae alteri numo superincusus Antonini Pii* (irrig: vielmehr führt der Legendenrest *iMp* ANTONINVSPIVS . . . auf Elagabal oder Caracalla) *reliquis adhuc elementis MANTONINVS PIVS*	ORIENSAVGG = Mus. Hedervar. n. 2834.
6 b	Budapest	IMPCPCREG ALIANVSAVG	oRIENS AVCC (der letzte Buchstabe ist fraglich). = Kuzsinszky Arch. Értesitö XIV (1894) 178 mit Abb.



Fig. 110 (= n. 6 b)




Fig. 111 (= n. 7 a)

7. PROVIDENTIA AVGG
stehende Providentia (= Annona), von vorn, Kopf linkshin, in der vorgestreckten R. Ähren, im l. Arm Füllhorn; zu Füßen l. Modius mit Ähren.

7 a	Paris	IMPCPCREGALIAnus aug *M — A* *Kopf, wahrscheinlich des Septimius Severus mit Lorbeerkranz. r.*	PROVIDENTIAAVGG *stehende . . . . ., in der vorgestreckten R. eine Schale.* = Cohen n. 5 (daraus Rohde 426).




Fig. 112 (= n. 7 b)

7 b	Windischgrätz (von Voetter in Essegg gefunden)	imp c p c regALIANus aug *IMP CAES MaurantoniNVs aug* *Brustbild* [*Elagabals*] *mit Lorbeerkranz, r.*	PROVIDENtia augg *VICTORantoniniaug* *geringe Spuren der r. eilenden* [*Victoria*].
7 c	Frankfurt am Main (früher Glock)	IMp c p c r e g ALIANVSAug *IMPMAXIMINVs pius aug* *Brustbild Maximins mit Lorbeerkranz.*	p r o v IDEnTIAAVGG *FIDES militum* *Reste der Fides mit den Feldzeichen.* = Friedländer Z. f. N. IV (1877) 348; Numoph. Glockianum p. 250 (argentum purum) unter Hanniballianus.

* 8	Senckler	IMPCPCREGALIANus aug	PROVIDENTIA AVGG stehende Fecunditas (!), von vorn, linkshin blickend, ein Kind auf dem l. Arm; ein zweites steht r. neben ihr (also ein seit Faustina iun. und Lucilla üblicher Typus von Münzen römischer Kaiserinnen). = ‚Jenckler' Rev. num. 1840, 28 n. 5; Krafft, Rhein. Jb. XI (1847) 59 n. 12 Taf. II n. 12.
* 9	Romae apud rm̄ p. Rosini, eruditiss. monachum Olivetanum, nunc in museo coenobii S. Michaelis in Bosco extra Bononiam	IMPCPCREGALIANVS aug	VICTORIA . . . . Victoria stans, d. coronam, s. palmam. = Tanini p. 117 (daraus Eckhel VII 462). Eine Anfrage bei Prof. Brizio ergab nur ein negatives Resultat: in Bologna existiert dieses Stück heute nicht.

Das von (Caronni) Ragguaglio del viaggio compendioso (Milano 1805/6) II 90 beschriebene und Taf. V 31 abgebildete Stück (rame tinto)

. . . . RBGALLIAN . PIVSA . . Unbärtiges Brustbild mit Lorbeerkranz, r.	PRON ΩNVC, r. im Felde I stehende Providentia, von vorn, linkshin blickend, die L. auf ein Scepter gestützt, zu ihren Füßen l. eine Kugel.

ist sicher irrig beschrieben und nachgezeichnet. Schon der Ort der Erwerbung (Berberei) spricht gegen Regalian, ebenso der Laufbuchstabe im Felde und der Lorbeerkranz.

B. Dryantilla.

Übersicht der Legenden:

auf der Vorderseite stets *Sulp. Dryantilla Aug.*
auf der Rückseite 1 *Iuno regina*
2 *Iunoni regine.*

SVLP DRYANTILLA AVG
Brustbild der Kaiserin auf dem Halbmond, r. Sicher stempelgleich sind 1 a; 1 b; 2 a; 2 b[1]; 2 c; 2 e; 2 g; 2 h; 2 m, welche einen und denselben in der Fortsetzung der senkrechten Hasta des ersten L von DRYANTILLA verlaufenden Stempelsprung aufweisen.




Fig. 113 = n. 1 a)

1. IVNOREΩINA
stehende Juno, von vorn, Kopf linkshin, in der vorgestreckten R. eine Opferschale, L. am aufgestützten Scepter.

1 a Trau (früher Hiesmanseder in Wien, dann Missong, dann Rohde) | SVLPDryanTILLA AVG
imp? MAXIMINus pius aug
Brustbild Maximins mit Lorbeerkranz, r.
| iuNOREGINA
pm tr PIICOs pp
[*Maximinus zwischen zwei Feldzeichen*], *die L. auf ein Scepter gestützt.*
= Rohde 423 Taf. V 4.

1 b Graf O. Traun † | SVLPDRYantiLLAAug | IVNOrediNA
. . . *ALEXAND?* (so Voetter).
Brustbild [*des Alexander Severus?*] *mit Lorbeerkranz r.*
= Rohde 424 Taf. V 5.




Fig. 114 (= n. 1 b)

1 c Windischgrätz (früher Fabry, dann Rohde) | sVLPDRYANtilla aug | iunOREGINa
alexAN DER PIVS Aug
Brustbild des Alexander Severus [*mit Lorbeerkranz*] *r.*
= Cohen zu n. 1; Rohde 423.

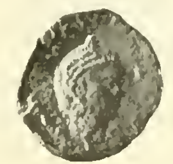



Fig. 115 (= n. 1 c)

2. IVNONI REGINE, REDINE, REGINE und REOINE. Diese Schreibungen lassen sich auf den mir bekannten Stücken nicht deutlich auseinander halten, und es ist wohl möglich, dass immer REGINE zu lesen ist. Stempelgleich sind 2 a; b; c; d; i; l; m; o, in denen die linke Hand der Juno wie ein langes breites Band um das Scepter gelegt ist.




Fig. 116 (= n. 2 a)

2 a Weber in Hamburg (von Hoffmann in Paris gekauft) | SVLP DRYANTILLA aug | IVNONIReGINE
,soweit ich sehen kann, durchaus keine Überprägung' Weber.

2 b Rollin und Feuardent | SVLPDRYANTILLAAVG | IVnoNIREDINE
pièce surfrappée sur une pièce de Gallien avec FORTVNAE (von Gallien gibt es Fortunae reduci neben Fortuna Aug., Fortuna Redux u. ä., nicht bloßes Fortunae).
= Verkaufskatalog 1874/80, p. 579 n. 6409 mit dem Zusatz t(rès) b(elles), 500 et 600 Frcs., was sich doch unmöglich auf das allein angeführte Stück n. 6409 beziehen kann.




Fig. 117 (= n. 2 b[1])

2 b[1] Gotha | SuLP DRYANTIlla aug | IVnoNIREOINE
FORTVNA

		Avers	Revers
* 2 b[1]	Severogli (metallum minus impurum)	SVLP DRVANTILLA AVG ALEXAND *also von imp. sev. alexand. aug., und ,imperatorii capitis vertex'.*	IVN ONI REDINE FORTVNAE REDuci *cum typi vetustioris indiciis* = Caronni, De numo Dryantillae Leopoldo comiti archidiacono Severolio Viennam (Hedervar 1809) mit Abb.; 2 b und 2 b[1] sind also wohl mit 2 b identisch.
2 c	Wien	SVLP DRVANTILLA AVG *RVS* . . . . (*von severus pius aug*)	IVNONI REDINE *nict Parl max* [*l. schreitende Victoria*], *in der vorgestreckten R. einen Kranz?; also wenn diese Reste richtig gedeutet sind, von einer Severus gehörenden Münze.* = Rohde Taf V 3 (vgl. p. 422).
2 d	Budapest (um 1840—1850 bei Bischof Bittnitz in Steinamanger).	SVLP DRVAnTILLa aug	IVNONi regine = Kuzsinszky Arch Ért XIV (1894) 178 mit Abb.
2 e	Verein ,Carnuntum'	SVIPDRY aNTILLAAVG . . . *antonINVS* . . . *Brustbild (wohl Caracallas) mit Lorbeerkranz r.*	iunONI REGINE . . . . *C* . . . . . . = Schmidel auf einem fliegenden Blatte 1891; Rohde 421 Taf. V 1.
2 f	Graf K. Traun	SVlp dryantILLA AVG (Doppelschlag) *IIPP PMtr p* . . . *cos* . . (*also p. m. tr. p.* . . . *cos.* . . . *II p. p.*) *Undeutliche Spuren einer stehenden [Gottheit]?*	iuno NIRE DINE (Doppelschlag) *IMP alexander pius aVG Brustbild des bärtigen Alexander Severus mit Lorbeerkranz, Panzer und Mantel, r.*[11]) = Rohde 424 Taf. V 6.

Fig. 118 = n. 2 c

Fig. 119 = n. 2 d

Fig. 120 = n. 2 e

Fig. 121 = n. 2 f

[11]) Voetter legt Gewicht darauf, dass der Panzer von vorn dargestellt sei, und will daraus schließen, dass der zugehörige Revers, PMTRPXIICOSIIIPP, Sol, linkshin eilend, Cohen [2] n. 440 sei.

		Vorderseite	Rückseite
2 g	Baron Ludwigstorff	SVLP DRYANtilla aug *SEVERus pius aVG* *Brustbild des Septimius Severus, rechtshin.*	IVNONIRECINE *funDAT ORpacis* [*stehender Kaiser*]. = Rohde 424 Taf V 7.




Fig. 122 (= n. 2 g)

2 h	Gnecchi (früher principe Ercolani di Bologna)	SVLP DRYANTIlla aug *Brustbild, assai probabilmente quella di Giulia Domna, r.*	IVNONI REGINE = Gnecchi Gazz. num. di Como VI (1886) n. 316; Riv. Ital. II (1889) 466 n. 149 Taf. VII 3.




Fig. 123 (= n. 2 h)

2 i	Paris (früher Rohde aus Missongs Sammlung), etwa 1864 bei Raab gefunden	SVLP DRYANTILLA Aug . . . . *P P*	iunONIREOINE . . . . . *NI'* . . . . . ? = Missong, Wiener Num. Monatsbl. II 109 Taf. II 4 (daraus Rohde 423).




Fig. 124 (= n. 2 i)

* 2 k	Baron Seckendorff (rep. in Austria, ubi Hungariae contermina est)	sulp drYANTILLA aug *maeSA AVG*	iVNONIREDINe *PVdicitia* = Eckhel VII 463 (daraus Cohen n. 3; Rohde 422).
2 l	Paris (früher Garelli in Wien, dann Viczay)	sulp dryaNTILLa aug *PIETAS augg* oder *publica*	iunoNIREOINE *IVLIA augusta* *Brustbild* [*Domnas*] *r.* = Fröhlich tentam. p. 438; Eckhel VII 463; Tanini p. 117 Taf. II; Caronnis Brief S. 2; Mus. Hedervar. n. 2835 Taf. suppl. arg. n. 19; Cohen n. 2 (daraus Rohde 422 n. 2).




Fig. 125 (= n. 2 l)

2 m	Wien früher Ariosti, gef. 1760 ‚in Austria superiore')	SVLP DRVANTILLA AVC *geringe Spuren der früheren Prägung.*	IVNONIREDINE = Corsini tres epist. (Titelvignette); Khell suppl. p. 190 mit Abb; Eckhel cat. II 556; doctr. VII 464; Cohen n. 1; Rohde 422 n. 1 Taf. V 2.

Fig. 126 (= n. 2 m)

2 n	Berlin	SVLP DRVAntilla aVC	IVNONIREDINe

Fig. 127 (= n. 2 n)

* 2 o	in Deutsch-Altenburg 1873 gef.; bei Frau Nowatzi, dann bei Oberstlieut. Vötter, von diesem 1875 an Rollin abgetreten	SVLPDRYANTILLAaug	IVNONIRedine Auf der linken Seite sehr breiter Rand, ohne Perlkreis.
		Von einer älteren Prägung war keine Spur wiederzufinden.	
2 p	Herzfelder in Wiener Neudorf (früher Quelen, dann Montagu, dann, wie mir Herr Feuardent mittheilte, an Hamburger in Frankfurt a. M verkauft, von wo mich Nachfragen zu Egger und Herzfelder geführt haben).	sulp dr Y ANTILLA AVg *imp cm AVRSEV ALΓxand aug* *Brustbild des [Alexander Severus] mit Lorbeerkranz r.*	REGINE iunoni *fides M ILITVM in Doppelschlag* *links unten Rest eher einer sitzenden als einer stehenden Fides.* = Quelen, Verkaufskatalog n. 1746 Taf. 8; Montagu n. 538.

Hieher gehört wohl auch:

* 2 q	Bentinck (Æ)	SVLP ORVANTILLA AVG	IVNONIRE GINAE = Bentinck Suppl. 120 mit Abb.; s. oben S. 211.

Nichts Genaueres ist mir über das von Missong, Wiener Num. Monatsbl. II 109 erwähnte Stück der Sammlung Egger (Fundort Carnuntum), über das des Fünfkirchner Bischofs Klimo (Eckhel VII 463), sowie über das von Rohde 423 bezeugte Exemplar der Sammlung Milkovics in Koronczó (gekauft in Deutsch-Altenburg,

später nach Frankfurt a. M. an Hess verkauft, s. Hess, Num. Corresp. 1874, Heft 4 5 n. 904) bekannt. Dass das Huntersche Museum, wie Tanini p. 117 behauptet, eine Dryantilla besitzt, ist wohl auf einen Irrthum zurückzuführen. Über eine gefälschte Dryantillamünze berichtet Akerman, Roman coins II 81.

WILHELM KUBITSCHEK.

Simonideische Gedichte.

I.

Nach einer Abschrift des verewigten Achilleus Postolakkas veröffentlichte Ulrich Köhler CIA II 1677 mit der Bemerkung ‚frustum marmoris albi inaedificatum muro domi cuiusdam in via Μουσαίου prope aedem S. Irenes' die folgende Inschrift aus Athen:

Υ Δ Ο
Ο Σ Υ Ν Α
Ͻ Ι Δ Ο Σ Ο
Α Ρ Ν Α Μ Ε
vacat

Nur ein Wort ist ohne weiteres kenntlich: μ]αρναμε[ν- oder β]αρναμε[ν.[1]) Es genügt zum Beweise, dass das Erhaltene einem Gedichte angehörte. In der ersten Zeile scheint, vorausgesetzt dass die Schrift die ionische ist, Α]υδο- zu lesen; in der zweiten eines der zahlreichen Worte auf -σσύνη, die, ohne auf sie beschränkt zu sein, doch vor allem dichterischer Sprache eignen; in der dritten mag man πατ]ρίδος oder nach einem Dative -σι den Imperativ δός erkennen. Jedesfalls drängt

[1]) Diese Form begegnet, wie in Grabschriften aus Akarnanien, Kerkyra, CIGSept. III 521, 868, in dem attischen Epigramme der Verlustliste vom Hellespontos CIA IV 1 p. 108, 446 a. Sie ist von Kirchhoff auf das Jahr 408 v. Chr. bezogen worden; aber die Schrift zeigt, wie U. Köhler bemerkte, höheres Alter an. St. Kumanudis hatte Ἀθήν. X 524 für Ermittlung der Zeit die Namen Καρυστόνικος I 27 und Ναξιάδης II 31 verwertet, indem er diese Namengebungen zu den von den Athenern nach den Perserkriegen gegen Karystos und Naxos gerichteten Unternehmungen in Beziehung setzte und die Liste in die Zeit des samischen Krieges verwies. Dagegen glaubte Kirchhoff, Hermes XVII 627 in Abrede stellen zu müssen, dass für uns die Berechtigung oder gar die Nöthigung vorliege, die Urkunde den Ereignissen, welche zur Namengebung die äußere Veranlassung gaben, so nahe zu rücken. Das beweise ‚unwiderleglich' der dritte gleichartige Name Σκυροκλῆς in der Liste I 446 Dies ist ein Irrthum. Diese Liste gehört vermuthlich in das Jahr 425/4, und an den Kämpfen, deren Verluste sie bucht, kann ein Mann, der zur Zeit der Eroberung von Skyros geboren war (um 473 nach Busolt, Griechische Geschichte III 1, 106), wohl theilgenommen haben. Dagegen wären Καρυστόνικος und Ναξιάδης, da die Unternehmungen gegen Karystos und Naxos um 472 und 470/69 fallen (Busolt III 1, 140; 142) und solche Namen in der ersten Siegesfreude ertheilt zu werden pflegen, im Jahre 409 über oder fast sechzig Jahre alt gewesen. Somit behält

sich die Vermuthung auf, dass das Gedicht sich auf im Kampfe für das Vaterland Gefallene beziehe und einem von staatswegen errichteten Ehrengrabe angehöre. Unter die Aufschriften, die uns von solcherlei Denkmälern aus dem vierten Jahrhunderte v. Chr. erhalten sind, hat denn auch Köhler das Bruchstück eingereiht, ohne eine Deutung mitzutheilen. Aufklärung gewährt ein unter Simonides Namen in der Anthologia Palatina VII 254 überliefertes Epigramm,[2]) in dem sich Zeile für Zeile ein Stück der Inschrift wiederfindet:

Χαίρετ᾽ ἀριστῆες πολέμου μέγα κῦδος ἔχοντες,
κοῦροι Ἀθηναίων, ἔξοχοι ἱπποσύνῃ,
οἵ ποτε καλλιχόρου περὶ πατρίδος ὤλεσαθ᾽ ἥβην
πλείστοις Ἑλλάνων ἀντία μαρνάμενοι.

Die Übereinstimmung reicht soweit, dass ein Zufall ausgeschlossen scheint; doch verbleiben bei näherem Vergleiche einige kleine Schwierigkeiten, die eine Erörterung erheischen. In der ersten Zeile zeigt der Text des CIA nicht K, wie κῦδος verlangt, sondern einen Strich, der einem Λ anzugehören scheint. In der zweiten steht οσυνΑ, im Epigramme ἱπποσύνῃ. In der dritten gibt Postolakkas, dessen hervorragende Genauigkeit bekannt ist, nach πατρίδος nicht Ω, wie in ionischer Schrift zu erwarten stände, sondern O. Also ist vielmehr attische Schrift vorauszusetzen. Dann ist aber auch die Lesung κῦδος gesichert. Denn keiner der Buchstaben, auf die in attischer Schrift der Rest \ weist, weder γ noch μ noch allenfalls α oder δ, ergibt ein mögliches Wort; zudem mag die Differenz lediglich scheinbar und bei der Wiedergabe im Typendrucke des Corpus zufällig entstanden sein.

Ebenso erledigt sich die dritte Schwierigkeit. Bietet der Stein ἱππ]οσύνΑ[ι, die Anthologie ἱπποσύνῃ, so ist die Entstellung auf Seite der handschriftlichen Überlieferung zu suchen und ihr umso eher zuzutrauen, als sie an einer anderen Stelle des Gedichtes die auffällige nichtattische Form Ἑλλάνων bewahrt hat. Noch der letzte Kritiker hat Ἑλλάνων ‚forme qui ne s'explique, ce semble, que par un lapsus' in Ἑλλήνων ändern wollen, im Einklange mit der herrschenden Ansicht, nach der das Epigramm ‚auf Stein die epichorische Sprachform wählt oder die internationale Form des epischen Dialektes'.[3]) Nun werden uns ἱπποσύναι und Ἑλλάνων wertvolle Beweise, dass das attische Epigramm auch schon im fünften

Kumanudis Recht. Dass die Liste in das Jahr 438 gehört, hat schon U. von Wilamowitz, Hermes XXII 243, 3 ausgesprochen.

[2] Poetae lyrici Graeci ed. Bergk [4] III 462, Simonidis frg. 108; Anthologia lyrica ed. Crusius p. 253.

[3]) Kirchhoff, Hermes V 48; von Wilamowitz, Hermes XX 69; Homerische Untersuchungen 310.

Jahrhunderte nicht verschmäht hat, durch Abtönung des Vocalismus, wie sie der Lyrik geläufig war,[4]) feierlichere Klänge zu erzielen. Auch in einigen Epigrammen, die bei den letzten Ausgrabungen auf der Akropolis von Athen zutage gekommen sind, begegnen, bisher nicht gebürend beachtet, dieselben dorischen α. Zu CIA IV 1 p. 90, 373 [105]

Παλλάδι Ἀθαναίαι Λύσων ἀνέθηκεν ἀπαρχὴν
ὧν αὐτοῦ κτεάνων,[5]) τῆι δὲ θεῶι χαρίεν

hat Kirchhoff nicht versäumt zu bemerken ‚notanda Ἀθαναίᾳ forma admissa in carmine hominis ut videtur Attici'. In dem Distichon IV 1 p. 89, 373 [99], zweifellos zu lesen:

Τίμαρχος μ' ἀνέθηκε Διὸς κρατερόφρ[ονι κούρηι
μαντειῶν φρασμοσύναι μητρὸς ἐπ[ευξαμένης.[6])

mag Kirchhoffs Ergänzung in angeblichen Ionikern

μαντειῶν φρασμοσύναι μητρὸς ἐπ[ῆρον oder ἔπ]εισαν

eben dadurch veranlasst sein, dass er in φρασμοσύναι attischer Sprachform gemäß den Nominativ erkennen zu müssen glaubte. Dazu kommt IV 1 p. 102, 373 [216]

Παλλάδι ἐγρεμάχαι[7]) Διονύσιο[ς τό]δ' ἄγαλμα
στῆσε Κολοίου παῖς [εὐξά]μενος δεκάτην.

So sind alle Schwierigkeiten mühelos beseitigt. Zum Überflusse erlaubt die sogenannte στοιχηδὸν-Anordnung, welche Postolakkas Abschrift für den Stein bezeugt, eine entscheidende Probe. Unter Berücksichtigung der orthographischen Gewohnheiten attischer Schrift erhält man die folgende Ergänzung:

χ α ί ρ ε τ ε ἀ ρ ι σ τ ῆ ε ς π ο λ έ μ ο μ έ γ α \ Υ Δ Ο ς ἔ χ ο ν τ ε ς
κ ό ρ ο ι Ἀ θ ε ν α ί ο ν ἔ χ σ ο χ ο ι h ι π π Ο Σ Υ Ν Α ι
h ο ὶ π ο τ ε κ α λ λ ι χ ό ρ ο π ε ρ ὶ π α τ Ͻ Ι Δ Ο Σ Ο λ έ σ α θ' h ἑ β ε ν
π λ ε ί σ τ ο ι ς h ε λ λ ά ν ο ν ἀ ν τ ί α μ Α Ρ Ν Α Μ Ε ν ο ι

Sie führt links für alle Zeilen auf gleiche Länge — eine Einrückung des Pentameters kennen so alte Steine nicht —, und unschwer überzeugt man sich, dass diese Gleichmäßigkeit verloren geht, sowie etwa die Bezeichnung des rauhen

[4]) Über Bakchylides U. von Wilamowitz, Gött. Anz. 1898, 153; Blass, Bacchylidis carmina, praef. XXIII.

[5]) Es ist wohl noch nicht bemerkt, dass die erste Hälfte des Pentameters bei Theognis 1009 τῶν αὐτοῦ κτεάνων wiederkehrt.

[6]) Vgl. Arch.-epigr. Mitth. XX 83, 42; Athen. Mitth. 1898, 483. Ich verweise noch auf Anth. Pal. VI 154: μητρὸς ὑποσχεσίῃ. Auch Lolling hatte ἐπ[ευξαμένης gefunden, wie der nun veröffentlichte Katalog der archaischen Weiheinschriften der Akropolis zeigt.

[7]) Derselbe Versanfang in dem Orakel in Hendess Sammlung (Dissert. philol. Halens. IV) 79, 6; vgl. Hymnos an Demeter 424, Orphica E. 38.

Hauches in der zweiten, dritten und vierten Zeile unterdrückt oder gar statt der attischen die ionische Schrift eingeführt wird. Der Beweis ist erbracht, dass in den einundzwanzig Zeichen attischer Schrift des Steines Reste eben des in der Anthologie unter Simonides Namen überlieferten Gedichtes vorliegen.

Als Simonideisch ist das Epigramm mehrfach behandelt worden, zuletzt von A. Hauvette in seiner Schrift De l'authenticité des épigrammes de Simonide 1896. 94. Hauvette geht aus von einer Zeitbestimmung, die Schneidewin für das Gedicht versucht, Theodor Bergk[8]) verworfen, Kaibel[9]) gebilligt hatte. Die Aussage des Epigrammes, die athenischen Ritter seien πλείστοις Ἑλλάνων ἀντία μαρνάμενοι gefallen, deutete Schneidewin auf ein Ereignis des peloponnesischen Krieges ‚quum plerique Graeci in Athenienses coorti essent', wahrscheinlich das von Thukydides II 19 erwähnte Treffen bei den Rheitoi.[10]) War damit Simonides' Verfasserschaft preisgegeben, so versuchte Bergk die Echtheit dadurch zu retten, dass er das Gedicht auf den Krieg bezog, den die Athener um 506 v. Chr. mit den Lakedaimoniern unter König Kleomenes und Demaratos und den ihnen verbündeten Boiotern und Chalkidiern zu führen hatten. Vermuthlich seien die Ritter in der Schlacht bei Eleusis gefallen, und καλλίχορος πατρίς bezeichne nicht Athen, sondern mit einer Anspielung auf das καλλίχορον φρέαρ Eleusis als ihre Heimat. Dieser Einfall ist abzuweisen: das Beiwort hat sicherlich hier und sonst ebenso wenig zu besagen als εὐρύχορος.[11]) Aber auch eine andere Erwägung verbietet wie Kaibel bemerkt hat, Bergk beizupflichten. Denn damals kam es gar nicht zu einem förmlichen Treffen. Vor dem Zusammenstoße zogen erst die Korinther und mit ihnen Demaratos, dann angesichts des Zwistes der Könige die übrigen Bundesgenossen der Lakedaimonier ab; Kleomenes blieb nur ein schimpflicher Rückzug, und die Athener erhielten freie Hand die Boioter und Chalkidier niederzuwerfen.[12]) Hauvette freilich hält die Beziehung auf jene Zeit für möglich: ‚puisqu'il y avait eu réellement coalition contre Athènes, les Athéniens morts dans une rencontre de cavalerie, peut-être à Eleusis, pouvaient bien recevoir cet éloge ‚πλείστοις Ἑλλήνων ἀντία μαρνάμενοι'. Dieser Versuch einer Vertheidigung von Bergks Ansatz verkennt nur von neuem, nicht minder auch Schneidewins Deutung auf das augenscheinlich geringfügige Gefecht bei den Rheitoi, die stolze, schlichte Sachlichkeit, die solchen Aufschriften der großen

[8]) Poetae lyrici Graeci [4] III 462.

[9]) Rhein. Mus. XXVIII 456.

[10]) Καὶ καθεζόμενοι ἔτεμνον πρῶτον μὲν Ἐλευσῖνα καὶ τὸ Θριάσιον πεδίον καὶ τροπήν τινα τῶν Ἀθηναίων ἱππέων περὶ τοὺς Ῥειτοὺς καλουμένους ἐποιήσαντο.

[11]) Ταῖς μεγάλαισιν καὶ καλλιχόροις Ἀθάναις sagt Euripides Herakl. 360. Ἐν εὐρυχόροισι Ἀθάναις ἐθράφθε Grabschrift des Spartiaten Pleistias in Eretria, Ἐφημ. ἀρχ. 1897, 152.

[12]) Vgl. Busolt, Griechische Geschichte [2] II 442.

Zeit eigen ist und hohle Unbestimmtheit, eitle Übertreibung oder gar Unwahrheit auch im Gedichte nicht duldet. Die Worte *πλείστοις Ἑλλάνων ἀντία μαρνάμενοι* erlauben kein Deuteln: sie weisen auf ein ganz bestimmtes Ereignis von geschichtlicher Bedeutung. Die athenischen Ritter, denen die Grabschrift gilt, sind in einem Kampfe gefallen, in dem sie nicht einzelne Aufgebote eines vielleicht übermächtigen, aber an Ort und Stelle gar nicht wirksamen Bündnisses, sondern die große Mehrzahl der Hellenen thatsächlich zu Gegnern hatten. So nachdrücklich gekennzeichnet, muss der Anlass des Gedichtes auch für uns noch zu ermitteln sein. Hätte Hauvette Recht, so würden wir ihn freilich gar nicht im fünften Jahrhundert suchen dürfen. Zwar gebe der Stil des Epigrammes, so meint er, ohne bemerkenswert zu sein, keinen Anlass zu Ausstellungen; aber das Wort *χαίρετε* erscheine als Apostrophe an die Todten, und so finde es sich auf attischen Grabsteinen niemals vor dem vierten Jahrhunderte; früher sei es höchstens als Zuspruch der Verstorbenen an die am Grabe Vorübergehenden nachzuweisen: *χαίρετε οἱ παριόντες.*[13]) Der Einwand ist nichtig. Längst bevor das Wort auf Grabsteinen den Platz erhielt, den ihm die Einfachheit älterer Zeit versagte, ist der Gruß, um den ob seiner Vieldeutigkeit und Tiefe alle Sprachen die griechische beneiden können, den lieben Abgeschiedenen nachgerufen worden: als letzter Gruß an die Todten ist *χαῖρε* ebenso alt wie als Abschiedsgruß unter Lebenden.

Die Frage nach dem Ereignisse, auf welches sich die Grabschrift der Ritter bezieht, hätte längst die richtige Beantwortung erfahren können. Lässt Simonides Name vermöge der Unverbindlichkeit solcher Überlieferung volle Freiheit der Wahl, so beschränkt sie nun die Kenntnis der ursprünglichen Aufzeichnung. Das ausgebildete attische Alphabet, das Postolakkas Abschrift zeigt, erlaubt kaum, weit über die Mitte des fünften Jahrhunderts hinaufzugehen; anderseits mag man, ohne darauf besonderes Gewicht zu legen, die, soweit sich erkennen lässt, durchgehende Setzung der Hauchzeichen zugunsten verhältnismäßig höheren Alters geltend machen. Die athenischen Ritter sind im Kampfe mit der verbündeten Macht der meisten Hellenen gefallen; ob als Sieger, ob als Besiegte, verräth der Nachruf *ἀριστῆες πολέμου μέγα κῦδος ἔχοντες* nicht. Denn im Tode theilt der Besiegte den Ruhm des Siegers; wenn auch unterlegen, ist Dexileos auf seinem Denkmale doch als Sieger dargestellt. Keine der Schlachten des peloponnesischen Krieges, soviel ich sehe, auch keiner der Kämpfe,

[13]) IGA 368 (Hoffmann, Sylloge epigr. Gr. 66); CIA II 3820 (Hoffmann 42); nun auch in dem noch nicht vollständig entzifferten Epigramme aus Eretria, Ἐφημ. ἀρχ. 1897, 153.

die Athen nach der Mitte des fünften Jahrhunderts zur Vertheidigung seiner Herrschaft zu führen hatte, entspricht den Voraussetzungen des Gedichtes. Wohl aber treffen diese völlig zu für die Schlacht von Tanagra.[14]) Dort stand im Sommer des Jahres 457 v. Chr. ein Heer der Peloponnesier, bei seinem Erscheinen in Mittelgriechenland nach Thukydides I 107 zehntausend lakedaimonische und tausendfünfhundert bündnerische Hopliten stark, vermehrt durch das boiotische Aufgebot, den Athenern und Truppen der Bundesstädte, tausend Argeiern und Kleonaiern, im ganzen vierzehntausend Mann, und der thessalischen Reiterei gegenüber. Der Verrath der Thessaler entschied den beiderseits hartnäckig geführten Kampf trotz Perikles persönlicher Anstrengungen zu Ungunsten der Athener. Ihre schwere Niederlage, die freilich wenige Monate später der Sieg bei Oinophyta wettmachte, bezeugt Thukydides Bericht I 108: γενομένης δὲ μάχης ἐν Τανάγρᾳ τῆς Βοιωτίας ἐνίκων Λακεδαιμόνιοι καὶ οἱ ξύμμαχοι καὶ φόνος ἐγένετο ἀμφοτέρων πολύς: zu Olympia verkündete sie als Weihegeschenk der Lakedaimonier und ihrer Bundesgenossen ἀπ' Ἀργείων καὶ Ἀθαναίων καὶ Ἰάνων eine goldene Phiale und das bekannte Epigramm.[15]) Die Betheiligung der attischen Reiterei, die zufolge des Überganges der Thessaler in dem entscheidenden Augenblicke thatsächlich πλείστους Ἑλλάνων zu Gegnern hatte, wird in der Überlieferung nicht ausdrücklich hervorgehoben, ist aber selbstverständlich. In Pausanias Beschreibung des Staatsfriedhofes findet sich ein Denkmal in der Schlacht von Tanagra gefallener Ritter nicht erwähnt; von der Todtenliste der Kleonaier, die er anführt, sind uns bekanntlich fünf Bruchstücke erhalten.[16])

Besäßen wir den Stein, so würde die Eigenart der Schriftzüge, das steht bei einem Denkmale gerade jener Zeit zu erwarten, über die Zulässigkeit der von mir versuchten Datierung Auskunft geben. Leider aber ist es mir bei wiederholten Nachforschungen, die ich, einmal auch von Herrn D. Philios freundlichst unterstützt, in der ὁδὸς Μουσαίου, nunmehr ὁδὸς Καρόρη genannt, und in der Nachbarschaft anstellte, nicht gelungen, Verbleib und Schicksal des von Postolakkas gesehenen Steines zu ermitteln. Ulrich Köhler danke ich die Nachricht, dass ihm Postolakkas Originalabschrift nicht mehr zur Hand sei; so bleibt ihr Abdruck im Corpus derzeit die einzige Quelle unserer Kenntniss. Für die Schriftformen, die er überliefert, bietet sich zunächst das von Köhler, Athen. Mitth. IV 30 in das Jahr 454/3 gesetzte Bruchstück des Volksbeschlusses CIA IV 1

[14]) Busolt, Griechische Geschichte III 1, 311 ff.

[15]) Pausanias V 10, 4; Inschriften von Olympia 253: Benndorf oben S. 9.

[16]) I 21; CIA I 441; IV 1 p. 107; 132.

p. 58, 22 k zum Vergleiche dar.[17]) Übrigens ist bei Beurtheilung der Zuverlässigkeit von Postolakkas Abschrift nicht außeracht zu lassen, dass sie, da der Stein eingemauert war, möglicherweise unter erschwerenden Umständen genommen wurde.

Gilt das Gedicht wirklich Todten der Schlacht von Tanagra, so ist über Simonides Verfasserschaft entschieden. Der Überlieferung nach war der Dichter im Jahre 468 gestorben.[18])

II.

Der von St. N. Dragumis auf Salamis entdeckte, jetzt im Nationalmuseum zu Athen aufbewahrte Stein trägt in zwei Zeilen alterthümlicher korinthischer Schrift folgendes Gedicht zu Ehren der in der Schlacht von Salamis gefallenen Korinther:

Ὦ ξένε, εὔυδρ]όν ποκ' ἐναίομες ἄστυ Ϙορίνθο·[19])
νῦν δ' ἁμὲ Αἴα]ντος [νᾶσος ἔχει Σαλαμίς.

Das zweite Distichon, das Plutarch[20]) folgendermaßen überliefert:

ἐνθάδε Φοινίσσας νῆας καὶ Πέρσας ἑλόντες
καὶ Μήδους ἱερὰν Ἑλλάδα ῥυόμεθα,

Favorinus[21]) mit den Varianten ῥεῖα δὲ und ῥυσάμεθα, anstößig durch seinen Anschluss, die Nennung von Persern und Medern, die doch für jene Zeit noch dasselbe waren, die auffällige Verkürzung der Endsilbe in Πέρσας, stand nie auf dem Steine. Die echte alte Grabschrift begnügt sich mit der Erklärung: Zur Heimat hatten wir die wasserreiche Stadt Korinth; nun ruhen wir auf Aias' Insel Salamis.

Diesen Sachverhalt hat Ulrich v. Wilamowitz in seiner Abhandlung über Simonides, den Epigrammatiker,[22]) festgestellt und nachgewiesen, dass gleich diesem Epigramme mehrere andere sogenannte ‚Simonideische' Gedichte, von den Denkmälern durch Abschrift in literarische Überlieferung übergegangen, in dieser

[17]) Der Versuch einer Ergänzung, den ich an anderer Stelle vorlege, bestätigt Benndorfs Auffassung der Ereignisse und Busolts jüngste Darstellung III 1, 521.

[18]) Über den Vortrag, durch den ich diesen Fund in einer Sitzung des deutschen archäologischen Institutes zu Athen bekanntmachte, ist nach dem griechischen Blatte Ἐφημερίς vom 6./18. Februar 1899 in der Wochenschrift f. class. Philologie 1899, 330 kurz berichtet. Darnach H. Stadtmüller in dem eben erschienenen zweiten Bande der Anthologia Graeca, praef. XXVII; LXXVI.

[19]) Dragumis meint Ath. Mitth. 1897, 53, in diesem Worte sei ⊙ versehentlich eingehauen und durch Ϙ verbessert; Tilgung habe der Steinmetz für überflüssig gehalten, sei es weil es die Deutlichkeit nicht störte, sei es weil es mit K zugleich wie Koppa und Kappa aussah. Ich glaube, es ist einfach Koppa in Kappa geändert worden; Κόρινθος schreibt auch schon die Inschrift aus Olympia 253 aus dem Jahre 457.

[20]) Περὶ τῆς Ἡροδότου κακοηθείας 39.

[21]) [Dion von Prusa] 37 (20 in v. Arnims Ausgabe), 18.

[22]) Göttinger Nachrichten 1897, 306.

gleichartige Erweiterungen erfahren haben. Meisterlich durchgeführt, trägt seine Untersuchung die Gewähr der Richtigkeit ihrer Ergebnisse in sich und bedürfte, um zu überzeugen, nicht erst nachträglicher Bestätigung durch neue Funde; ergibt sich eine solche, so steigert sich ihr Wert, wenn sie die erschlossenen Erkenntnisse vermehrt. So freue ich mich, die Kritik, die v. Wilamowitz mit sicherem Blicke für echtes altes Gut und späte Zuthat an einer Reihe ‚Simonideischer' Gedichte geübt und für die ganze Gattung gefordert hat, an einem von ihm nicht berücksichtigten Epigramme durch Entdeckung des Denkmals urkundlich als zutreffend erwiesen zu sehen.[23])

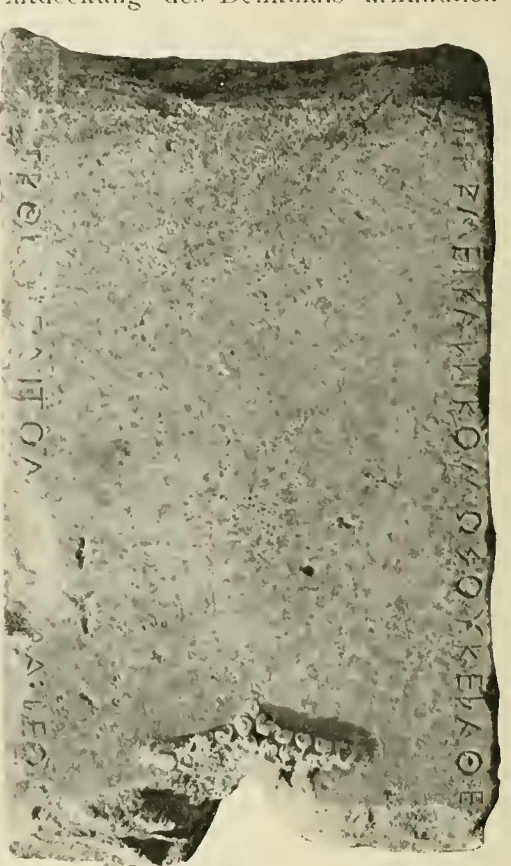


Fig. 128 Bruchstück einer Herme in Markopulo.

Gelegentlich seiner letzten Bereisung Attikas fand Arthur Milchhöfer im Frühlinge 1897 im Hause des Georgios A. Petros zu Markopulo in der attischen Mesogeia eine verstümmelte archaische Herme mit Inschrift. Verständnis und Ergänzung der zwei metrischen Zeilen wollten nicht gelingen, obwohl sich bei einer im folgenden Winter mit Herrn Dr. Robert Zahn unternommenen Besichtigung des Steines Milchhöfers Abschrift als durchaus treu herausstellte. Das Räthsel löste sich erst, als ich auch hier Reste eines in der Anthologie überlieferten Epigrammes erkannte.

Der Stein ist, wie die Fig. 128 zeigt, das kopflose obere Stück eines 0·335^{m} breiten, 0·12^{m} dicken, rückwärts nur roh bearbeiteten Hermenpfeilers aus pentelischem Marmor, von Glied und Hoden, die einst eingesetzt waren, jetzt fehlen, und dem in scharfer Begrenzung mit archaischer Sorgfalt gebildeten Schamhaare an bis anscheinend nahe an die Schultern in einer Höhe von 0·59^{m} erhalten. Am Rande läuft links und rechts von oben nach unten je eine Inschriftzeile, von einem Omega abge-

[23]) Über das Weihgeschenk der Söhne des Deinomenes zu Delphi und das Epigramm des Simonides handelt, noch ohne U. v. Wilamowitz Darlegungen (nun auch Gött. Nachr. 1898, 128) be-

sehen, in attischen Zeichen. Diese Anordnung der Schrift auf dem Denkmale entspricht der Beschreibung, die der pseudoplatonische Hipparchos p. 228 von den Hermen gibt, die Hipparchos in Attika κατὰ τὰς ὁδοὺς ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τῶν δήμων ἑκάστων aufstellte und mit Sprüchen versah: ἐκλεξάμενος ἃ ἡγεῖτο σοφώτατα εἶναι. ταῦτα αὐτὸς ἐντείνας εἰς ἐλεγεῖον αὑτοῦ ποιήματα καὶ ἐπιδείγματα τῆς σοφίας ἐπέγραψεν κτλ. ἐστὸν δὲ δύο τὠπιγράμματε· ἐν μὲν τοῖς ἐπ᾽ ἀριστερὰ τοῦ Ἑρμοῦ ἑκάστου ἐπιγέγραπται λέγων ὁ Ἑρμῆς ὅτι ἐν μέσῳ τοῦ ἄστεος καὶ τοῦ δήμου ἕστηκεν. ἐν δὲ τοῖς ἐπὶ δεξιά

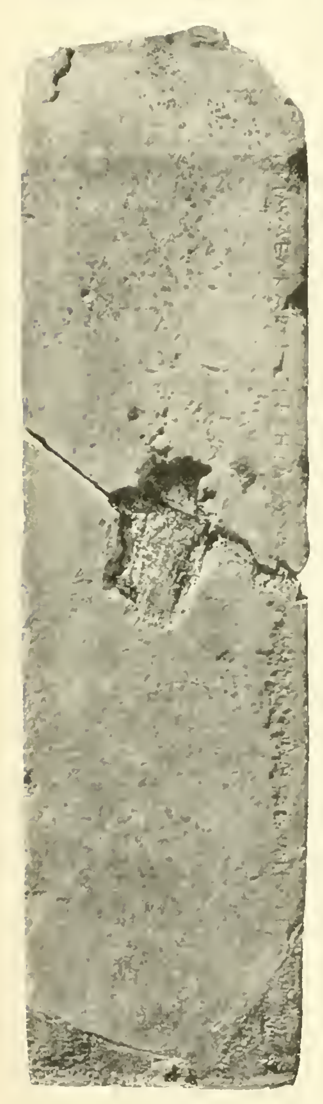


Fig. 129
Herme von Chaidari.

μνῆμα τόδ᾽ Ἱππάρχου· στεῖχε δίκαια φρονῶν

φησίν. ἔστι δὲ τῶν ποιημάτων καὶ ἄλλα ἐν ἄλλοις Ἑρμαῖς πολλὰ καὶ καλὰ ἐπιγεγραμμένα· ἔστι δὲ δὴ καὶ τοῦτο ἐπὶ τῇ Στειρακῇ ὁδῷ ἐν ᾧ λέγει

μνῆμα τόδ᾽ Ἱππάρχου· μὴ φίλον ἐξαπάτα.

Ich gestehe, nicht zu wissen, wie und wo man bisher auf diesen Hermen die Aufschriften angebracht gedacht hat; spricht Böckh [24]) von zwei Inschriften ‚altera in sinistro, altera in dextro latere' schlechtweg, so scheint er der Meinung gewesen zu sein oder mindestens sie veranlassen zu können, dass die Inschriften auf der linken und der rechten Seitenfläche der Herme standen. Die Worte ἐν τοῖς ἐπ᾽ ἀριστερά und ἐν τοῖς ἐπὶ δεξιά sind an sich ebensowohl von diesen zu verstehen wie von dem linken und rechten Rande der Vorderseite; für ihre Deutung müssen uns die erhaltenen Denkmäler maßgebend sein. Leider gibt Fourmonts Abschrift der vielbesprochenen Inschrift CIA I 522,[25]) der einzigen, die von einer Hipparchischen Herme auf uns gekommen ist, über die Anbringung des Hexameters, den sie auffälligerweise in zwei Zeilen vertheilt, keine Auskunft. Die Inschrift I 530, besser von Lolling, Ath. Mitth. V 245 veröffentlicht, kann weder, wie er wollte, mit I 522 identisch sein noch der Stein,

rücksichtigen zu können, Th. Homolle, Mélanges Weil 207.

[24]) Kleine Schriften IV 200.

[25]) Th. Preger, Inscr. Gr. metr. 197. Neuerdings vermuthet H. Roehl, Zu griechischen und lateinischen Texten, Halberstadt 1897, 13: εἰμὶ μέσος Κεφαλῆς τε καὶ ἄστεος· ἀμφοῖν Ἑρμῆς. Die Übersetzung ‚Ich stehe in der Mitte zwischen Kephale und der Stadt: rufe ich, der Hermes' lässt wenigstens wissen, was Roehl mit dem Verse gemeint hat.



Fig. 130 Bruchstück einer Herme in Trachones.

der auf seiner Hauptseite das von P. Kretschmer, Hermes 1891, 118 erklärte Gedicht I 492 IV 1 p. 118 trägt, einer Herme angehören. Die Herme I 381 (Fig. 129) trägt das Distichon in einer einzigen Zeile an dem rechten Rande der Vorderseite.[26]) Die Vorderseite des Pfeilers bot sich naturgemäß für Anbringung der Inschrift dar; die lange Zeile folgt seiner Begrenzung, der Lauf senkrecht nach abwärts ist von zahlreichen Trägern archaischer Weihgeschenke her bekannt. Eigenthümlich ist auf der von R. Loeper[27]) veröffentlichten Herme von Trachones, die Fig. 130 nach einer Herrn Dr. R. Zahn verdankten Photographie abbildet, die Inschrift links, oben und rechts um das Glied und darunter angeordnet: Ηερμε͂ν Εὐφρονίδεσι τόνδε | Καλίας ἐπόεσεν. Die Herme von Markopulo ist die erste, die eine Theilung des elegischen Distichons in eine Zeile links und eine Zeile rechts zeigt, wie sie dem Berichte des Dialoges zufolge bei den inhaltlich scharf gesonderten Hexametern und Pentametern der Hipparchischen Gedichte üblich war. Denn augenscheinlich steht links vom Beschauer am Rande ein Hexameter:

. τροι . . [28]) π[α]ῖ τό[δ' ἄγαλ]μα ⁝ Λ ε ο ⁝ ⏑⏑ ⏑⏑ ⏑

rechts ein Pentameter

Ηερμεῖ καλλικόμως οὐκ ἔλαθες ⏑⏑⏑

In diesem befremdet καλλικόμως. An ein Adverbium wird man ebensowenig denken dürfen wie an einen Eigennamen; eine lange Silbe fordert das Metrum.

[26]) Als ich kürzlich Ath. Mitth. 1898, 477 gegen Lolling diese Herme mit dem angeblichen Gedichte Anakreons Anthol. Palat. VI 138 wieder Kimonischer Zeit zuwies, habe ich leider versäumt, auf die denselben Ansatz begründenden Ausführungen Furtwänglers (Über Statuencopien im Alterthum I 48 und Sammlung Somzée 2) zu verweisen.

[27]) Στέφανος Sammlung von Aufsätzen zu Ehren von Th. Sokolow 136. Die Maße sind nach Loeper: Höhe 0·80 m, Breite 0·41 m, Dicke 0·10 — 0·15 m.

[28]) Vor παῖ zeigt der Abklatsch und die Photographie einen Rest, den ich leider auf dem Steine

Somit bleibt nur der Ausweg, Ω als versehentliche Schreibung für ου anzusehen (καλλικόμους). Dieselbe missverständliche Verwendung des ionischen Zeichens lässt sich auch sonst in attisch geschriebenen Inschriften nachweisen[29]) und darf in der Zeit, in die die Herme augenscheinlich gehört, der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts, nicht wundernehmen. Wie zu erwarten, erscheint der Buchstabe, rund mit schräge angesetzten Füßchen, in der ältesten Form, die wir von ihm auf attischen Steinen kennen.

Das Distichon, das auf der Herme verstümmelt steht, ist der erste Theil eines vierzeiligen Epigrammes, das in der Anthologia Palatina VI 144 Anakreon oder einem anderen Dichter zugetheilt und mit dem Namen des Simonides nach 213 verzeichnet ist[30]):

Στροίβου παῖ, τόδ᾽ ἄγαλμα, Λεώκρατες, εὖτ᾽ ἀνέθηκας
Ἑρμῇ, καλλικόμους οὐκ ἔλαθες Χάριτας
οὐδ᾽ Ἀκαδήμειαν πολυγαθέα, τῆς ἐν ἀγοστῷ
σὴν εὐεργεσίην τῷ προσιόντι λέγω.

Für die Überlieferung verweise ich auf H. Stadtmüllers Ausgabe. Statt Στροίβου bietet die Handschrift Στοίβου und Στρομβου; den Namen, der auch CIA II 751 B b 10 begegnet, hat Schneider nach Thukydides I 105 hergestellt.

Auf dem Stein hat nie mehr als das erste Distichon gestanden: wo in aller Welt soll, ist er auch verstümmelt, das zweite Platz finden? Die Vertheilung der Schrift in zwei Zeilen links am Rand und rechts am Rand lehrt allein unwiderleglich, dass überhaupt nie mehr einzutragen war als dieser Hexameter und dieser Pentameter. In unübertrefflicher Schlichtheit sagt das Gedicht:

Als du dem Hermes, Stroibos Sohn, Leokrates,
dies Bildnis weihtest, dachten dein die Chariten,

und sagt damit alles, was zu sagen war. Der Stifter ist genannt, sein Vater und der Gott, dem die Weihung gilt; und die Zuversicht wird ausgesprochen, dem Stifter solle der Dank des Gottes und der ihm zugesellten Chariten nicht fehlen. Denn nur dies kann der Sinn der Worte καλλικόμους οὐκ ἔλαθες Χάριτας sein, die frühere Erklärer, allerdings beirrt durch die ungeschickte Fortsetzung οὐδ᾽ Ἀκαδήμειαν πολυγαθέα, missverstanden haben. Etwas schulmeisterlich legte sich Schneidewin das

selbst nicht genügend beachtet habe. Nach Iota ist nur für die zwei Buchstaben BO Raum, nicht etwa noch für Y. Eine Interpunction an dieser Stelle ist sehr auffällig, und doch bleibt kaum ein anderer Ausweg als eine solche anzunehmen.

[29]) CIA I 358 Λευκολοφίδω; I 93 a τε̃ς θεω̃; IV 1 p. 182, 373 [121] (vgl. Ath. Mitth. 1898, 483) mit doppelter Schreibung χορίοω. Ganz unsicher ist in der Verwendung des Buchstaben der Schreiber der Inschrift IV 1 p. 134, 2a.

[30]) Bergk PLG III 499, Simonidis frg. 150; Anthologia lyrica ed. Crusius p. 260.

Gedicht so zurecht, als sei es von den Vorstehern gymnischer Wettspiele, auf deren Bestellung es Simonides gedichtet habe, an den jungen Leokrates gerichtet worden, dem die Chariten und die Akademie, dankbar für seine Stiftung, eines Tages Sieg verleihen werden. ‚Plus simple' findet Hauvette den Sinn, ‚quoique enveloppé sous une forme obscure: les Grâces n'ont pas été indifférentes à la belle offrande de Léocrate, non plus que les riants bosquets de l'Académie'.

Nichts ist dunkel, nur löse man die Worte καλλικόμους οὐκ ἔλαθες Χάριτας von dem zweiten Distichon. Sie kehren wieder in einem attischen Gedichte der Kaiserzeit CIA III p. 484, 82 a,[31]) dessen schwer verstümmelte letzte Zeilen nach Nennung der Eponymen der siegreichen Phylen also lauten:

⏑⏑– ⏑⏑–⏑⏑ ἀγλαίῃ τόδε τεῦξε[ν
⏑⏑ – ⏑⏑ – οὐκ ἔλαθεν Χάρι[τας.

Ohne sich des Simonideischen Vorbildes zu erinnern, hat Kaibel, Rhein. Mus. XXXIIII 202 folgende Ergänzung und Erklärung vorgetragen:

Ὃς δὲ σὺν εὐτεχνίῃ τε καὶ] ἀγλαίῃ τόδ' ἔτευξε[ν
nomen artificis ἐρατὰς] οὐκ ἔλαθεν Χάρι[τας.

„Qui non latuit Gratiarum oculos, earum ope adiutus fuit." Nun das Original nachgewiesen ist, dem der späte Dichter, der auch sonst Simonides ausbeutet,[32]) die Phrase entlehnte, ist sie einzig und allein aus dem Zusammenhange des echten, alten Epigrammes zu erklären, und in diesem kann sie, glaube ich, wie schon angedeutet, keinen anderen Sinn haben als den der Zuversicht auf den Dank der Götter, der soviele Gedichte griechischer Weihegeschenke — ich berücksichtige nur einige inschriftlich erhaltene — in anderer Form, nämlich der des Wunsches oder der Aufforderung, Ausdruck geben. Πρῶι μὲν Καλλιτέλης ἱδρύσατο· τόνδε δ' ἐκείνου ἔγγονοι ἐστήσανθ' οἷς χάριν ἀντιδίδου heißt es auf der schon erwähnten Herme CIA I 381 (derselbe Schluss IV 1 p. 91, 373[107], anders gewendet I 397 Z. 2); ebenda I 397 ὦ[ι πολὺν ὄλβον] σῷζε, Διὸς θύγατερ, τῶνδε χάρ[ιν θεμένη· τὺ δὲ δὸς χαρίεσσαν ἀμοι.Fάν (ἀφορμάν?) auf den altkorinthischen Pinakes IGA 20 n. 62 ff.; 108 *a*; und besonders IGSI 2424 das bekannte Epigramm: Τέρπων εἰμὶ θεᾶς θεράπων σεμνῆς Ἀφροδίτης· τοῖς δὲ καταστήσασι Κύπρις χάριν ἀνταποδοίη.

[31]) Abgedruckt auch in A. Brinck, Inscriptiones Graecae ad choregiam pertinentes (Dissert. Halens. VII 161.

[32]) Augenscheinlich hat der Dichter in Z. 7 εὐάγγελος ἕσπετο κῦ[δος die letzten Worte dem bekannten Epigramme des Simonides, 147 bei Bergk entnommen: ἀμφὶ διδασκαλίῃ δὲ Σιμωνίδῃ ἕσπετο κῦδος. Ich habe daher geglaubt, den Vers so herstellen: ἀμφὶ διδασκαλίῃ δ'] Εὐαγγέλῳ ἕσπετο κῦδος und ein durch Wiederkehr der gleichen Endung in

Aber was dem Verspaare der Herme den Reiz einer höchsten Feinheit gibt, ist der Umstand, dass Hermes und die Chariten im Cultus auf das engste mit einander verbunden sind, wie sie denn bildlich in anmuthigstem Reigenvereine so überaus oft zusammen dargestellt wurden. Für die durch Gestaltungen der Kunst befruchtete religiöse Phantasie vollzieht sich daher die Darbringung einer Gabe an Hermes gleichsam unter den Augen seiner Genossinnen, die durch ihre Huld belohnen. Die in ihrem Namen beschlossene Sinnfülle ist ein Kleinod der griechischen Sprache, das hier zu eigenster Geltung kommt.

In literarische Überlieferung aufgenommen, wohl eines der πολλὰ καὶ καλὰ ἐπιγράμματα, die der Verfasser des Hipparchos von attischen Hermen kennt, hat das Gedicht eine verunstaltende Erweiterung erfahren:

καλλικόμους οὐκ ἔλαθες Χάριτας
οὐδ' Ἀκαδήμειαν πολυγαθέα, τῆς ἐν ἀγοστῷ
σὴν εὐεργεσίην τῷ προσιόντι λέγω.

„Auch die Akademie gedachte dein, in deren Winkel ich deine gute That dem Nahenden verkünde."

Die Anreihung ist sonderbar. Man nehme an, es stiftete jemand ein Weihgeschenk auf der Akropolis; wer wird sagen, dabei sei er Athena oder den auch mit ihr verbundenen Chariten und der Akropolis nicht unbemerkt geblieben? Wie frostig ist der ganze Gedanke. Nun redet doch wohl die Herme selbst — nicht wie im ersten Distichon, so fromm und lebendig, der Wanderer, der, den Hermes betrachtend, den gegenwärtig gedachten Stifter anspricht —, und sie redet Leokrates an, um ‚dem Nähertretenden' σὴν εὐεργεσίην zu künden. Wie klingt dies Wort εὐεργεσία so ungriechisch, wo wir allenfalls εὐσέβεια erwarten. Unwillkürlich erinnert man sich der gebräuchlichen Formel ἀντ' εὐεργεσίης,[33]) die so bequem die erste Hälfte des Pentameters bilden half. Schließlich ἐν ἀγοστῷ, eine Glosse, deren Verständnis wir, da die Homerischen Stellen ὁ δ' ἐν κονίῃσι πεσὼν ἕλε γαῖαν ἀγοστῷ nicht aufklären, von einer pseudoherodianischen Notiz beziehen müssen: ἀγοστός· . . . . . τινὲς δὲ κόλπον ἢ τὸ ἔνδον. Der Vers entstammt

der nächsten Zeile (unmittelbar darunter Ἄττ]αλος) verschuldetes Versehen der Abschrift annehmen zu dürfen. Aber es würde dies vielmehr ein Versehen des Steinmetzen sein, da, wie ich mich später überzeugte, der Stein thatsächlich εὐάγγελος bietet. Das macht immerhin bedenklich. Kaibel ergänzt νίκη δ' ἡνίκ' ἐπῆλθ'] εὐάγγελος, ἕσπετο κῦ[δος οἷσιν ἐπώνυμος ἦν Ἄττ]αλος ἠδ' Ἀκάμα[ς – ⏑ ⏑ – ⏑ ⏑ – Π[τολεμαῖος Ἀδρι[ανός τε. Übrigens ist mir höchst wahrscheinlich, dass in der dritten verstümmelten Zeile θε]οειδεος Ἀ[ντινόοι]ο zu lesen ist.

[33]) In dem Epigramme der dritten Herme am Markte ἀντ' εὐεργεσίης καὶ μεγάλης ἀρετῆς, der bekannten Aufschrift einer anderen Herme ἀντ' εὐεργεσίης Ἀγαμέμνονα κτλ. (Preger, Inscriptiones Gr. metricae 153 und 198) und in dem Zusatze zu der Grabschrift der Korinther auf dem Isthmos, unten S. 244.

dem ἀγροστὸς nicht der Akademie, in der Hermes und die Chariten zuhause sind, sondern der Stube eines gelehrten Dichterlings.

Ich verwerfe also das zweite Distichon, und verwerfe es mit vollster Beruhigung. Aber ich bin dem Einwand begegnet und gewärtige ihn weiter, dass ich damit denn doch vielleicht auch Überlieferung, nämlich die Beziehung zur Akademie, verwerfe. Ich muss bekennen, dass es mir nicht gelingen will, irgend eine Möglichkeit zu ersinnen, die diese Beziehung als für uns verbindliche Überlieferung erwiese. Es ist sicher, dass unser Stein nur das erste Distichon getragen hat; das zweite ist unter allen Umständen Zuthat, auch dann, und dann erst recht, wenn die Herme des Leokrates je in der Akademie gestanden haben sollte: eben dann bedurfte es der Nennung der Akademie am allerwenigsten. Man sagt, stand sie dort, so hätte der Interpolator das wissen und diesen Umstand für sein zweites Distichon verwerten können, zumal er das Gedicht nicht ohne diese örtliche Beziehung auf dem Papiere stehen lassen wollte. Aber wer gibt uns die Gewähr, dass der Fälscher hierin auf einer Thatsache fußt und nicht einem bloßen Einfalle zuliebe oder aus Gründen, denen vielleicht sogar wir noch nachspüren können, die Akademie hineingeschwärzt hat? Mindestens spricht der Fundort des Hermes nicht für ursprüngliche Aufstellung in der Akademie. Der Stein ist nach bestimmter Aussage des Besitzers — unter welchen Umständen, ist mir leider nicht bekannt — in der Gegend von Angelisi (Hagia Triada) nordöstlich von Markopulo [34]) in der attischen Mesogeia gefunden worden. Die Möglichkeit einer Verschleppung besteht an sich in diesem Falle wie überall und jederzeit; wahrscheinlich oder gar erweislich ist sie nicht, und man wird sie nicht leichthin zugunsten der bedenklichen Annahme, dass eine augenscheinliche Fälschung in einer einzelnen Angabe verlässliche Kunde bewahre, voraussetzen dürfen. Zudem lässt sich die Frage, warum der Fälscher gerade auf die Akademie verfallen sei, wenigstens einigermaßen beantworten.

Wo immer die Herme aufgestellt war, das Gedicht sprach für sich und der Ort ebenfalls. War es einmal in literarische Überlieferung aufgenommen, so gieng es ihm wie dem Epigramme auf die in der Schlacht von Salamis gefallenen Korinther. Da dieses „auf dem Papiere kahler aussah als angesichts des salaminischen Meeres“, war leicht ein Distichon hinzugedichtet, das den Großthaten der Helden an Phoinikerschiffen, Persern und Medern Ausdruck lieh, damit kein Leser zweifle, wo und wann sie in den Tod gegangen. In unserem Gedichte vermisste man die Ortsangabe. Aber der Charitencult der Akademie war bekannt; auch

[34]) S. Milchhöfers Text zu den Karten von Attika III—VI 10.

Hermes war dort zuhause, war doch die alte Akademie ein Gymnasium; und Kimon legte dort einen vielgepriesenen Park an; daher πολυγαθής. Allerdings konnte der Akademie auch vor ihrer Verschönerung durch Kimon dies Beiwort ertheilt werden; rechte Bedeutung gewinnt es sicherlich erst nach ihr. Und der Interpolator konnte wissen, dass er die Erwähnung der Akademie an ein echtes Gedicht ungefähr Kimonischer Zeit anflicke; denn der Stifter der Herme, Leokrates, des Stroibos Sohn, war ihm bekannt, wie er es noch uns ist, bekannt als Zeitgenosse des Themistokles und Kimon, als Feldherr im glorreichen Jahre 479 mit Aristeides und Myronides,[35]) 459 als Sieger über die Aigineten.[36]) Ein Gedicht dieser Zeit — die Inschrift stimmt, ohne nähere Begrenzung seiner Entstehung zu erlauben — lag es nahe Simonides zuzuweisen, umsomehr als Beziehungen zwischen dem Feldherrn und dem Dichter bestanden hatten. Wenigstens berichtet Quintilian XI 2, 14: est autem magna inter auctores dissensio Glaucone Carystio an Leocrati an Agatharcho an Scopae scriptum sit id carmen (nämlich das Gedicht mit dem Lobe der Tyndariden) et Pharsali fuerit haec domus (bei dessen plötzlichem Einsturze der Dichter wunderbarerweise unversehrt blieb) etc. Freilich ist uns von einem Gedicht auf Leokrates nichts weiter bekannt. Immerhin wäre es bei dieser Sachlage verwegen, die Möglichkeit, dass die echte Aufschrift des Hermes von Simonides herrühre, zu leugnen. Ja, die lebendige Anrede erinnert an ein sicher Simonideisches Epigramm (Anth. Pal. VI 213)

Ἓξ ἐπὶ πεντήκοντα, Σιμωνίδη, ἤραο ταύρους
καὶ τρίποδας, πρὶν τόνδ᾽ ἀνθέμεναι πίνακα κτλ.

Aber mag man für die Grabschrift des Sehers Megistias in den Thermopylen zugeben, dass Herodot seine Angabe VII 228 ἐπιγράμμασι μέν νυν καὶ στήλῃσι ἔξω ἢ τὸ τοῦ μάντιος ἐπίγραμμα Ἀμφικτύονές εἰσί σφισι οἱ ἐπικοσμήσαντες· τὸ δὲ τοῦ μάντιος Μεγιστίεω Σιμωνίδης ὁ Λεωπρέπεός ἐστί κατὰ ξεινίην ὁ ἐπιγράψας dem Denkmale selbst verdankte,[37]) bei dem Gedichte der Herme des Leokrates war Nennung des Verfassers, auch wenn es Simonides gewesen sein sollte, durch den Brauch ebenso ausgeschlossen wie bei allen anderen poetischen Aufschriften jener Zeit. Auch jener Möglichkeit gegenüber gilt der Grundsatz, den Kaibel schon vor langen Jahren aufgestellt,[38]) v. Wilamowitz[39]) früher und neuerdings wieder eingeschärft hat: „Alles, was das Monument nicht darbot, hat mindestens zunächst schlechterdings keine Gewähr, dazu gehört bei Inschriften unzweifelhaft der Verfassername.“

[35]) Plut. Arist. 20

[36]) Thukyd. I 105; Diodor XI 78; Plut. Περικλέους καὶ Φαβίου Μαξίμου συγκρ. 1: τὰ Μυρωνίδου καὶ Λεωκράτους τρόπαια.

[37]) Hauvette, Les épigrammes de Simonide; U. v. Wilamowitz, Gött. Nachr. 1897, 315.

[38]) Rhein. Mus. XXVIII 426.

[39]) Hermes XX 62 ff.; Gött. Nachr. 1898, 317.

III.

Nur ein Gedicht ist uns inschriftlich mit Simonides Namen überliefert, das Epigramm auf die in den Perserkriegen gefallenen Megarer. Aber dieses Gedicht war nur durch eine Abschrift bekannt, die Michel Fourmont vor nunmehr hundertsiebzig Jahren auf seiner griechischen Reise angefertigt hat, nicht etwa von der ursprünglichen Inschrift des Denkmals, das die Megarer den Helden auf dem Markt ihrer Stadt errichtet hatten, wo es auch Pausanias[40]) sah, sondern von einer späten Aufzeichnung, die etwa im vierten Jahrhunderte n. Chr. der Erzpriester Helladios veranlasste. Der Wortlaut der Überschrift, welche Simonides augenscheinlich als Dichter nennt, und des Gedichtes selbst, dem eine von Blomfield gedeutete Unterschrift folgt, war nach Fourmonts Abschrift nicht in allen Einzelheiten festzustellen. Umsomehr war zu bedauern, dass von den Steinen, die Fourmont in Palaeochori entdeckt hatte, gerade dieser neueren Reisenden nicht mehr zugesichte kam.[41]) So steht er denn zuerst im Jahre 1818 aus Fourmonts Papieren von Böckh in einem Programm (jetzt Kleine Schriften IV 125), dann CIG 1051 herausgegeben, seither oftmals abgedruckt und behandelt,[42]) schließlich CIGSept. I 53 mit dem Zusatze ‚periisse videtur'. Aber wie so manche andere Inschrift, die in Dittenbergers Sammlung nach Abschriften älterer Reisender mit diesem Vermerke oder dem zu neuer Suche wenig ermuthigenden ‚Lollingius frustra quaesivit' mitgetheilt ist, so habe ich den Grabstein der Megarer wiedergefunden, ebendort, wo ihn Fourmont gesehen hatte, in Palaeochori.[43])

Der Fund stand beinahe zu erwarten. Denn wenn man den Stein für ver-

[40]) I 43, 3 (unten S. 242).

[41]) Bursian, Bullettino 1854 XXXIV und Geographie von Griechenland I 376. Er weiß aus Palaeochori nur von der lateinischen Inschrift CIL III 546 und der griechischen Grabschrift CIGSept. I 166 zu berichten; Lolling hat, nach Dittenbergers Ausgabe der megarischen Inschriften zu urtheilen, in Palaeochori entweder keine griechische Inschrift gefunden oder den Ort überhaupt nicht besucht.

[42]) Bergk PLG⁴ III, Simonidis frg. 107; Kaibel, Epigrammata graeca 461; Anthologia lyrica ed. Crusius, Simonidis frg. 91.

[43]) In einer besonderen Abhandlung gedenke ich Nachträge zu CIGSept. I zu veröffentlichen, über die ich mir an dieser Stelle nur einige vorläufige Bemerkungen erlaube. I 15, ein Psephisma für den pergamenischen Gouverneur von Aigina Hikesios, Sohn des Metrodoros, aus Ephesos ist jetzt in der Inschriftensammlung des Nationalmuseums zu Athen; denselben Mann zeichnet ein noch unveröffentlichter Beschluss der Athener durch das Bürgerrecht aus. Ebenfalls in Athen befinden sich die drei großen Urkunden aus Pagai I 188; 189; 190; höchst merkwürdig ist, dass an die bekannten Bruchstücke des Psephisma zu Ehren des Soteles, Sohnes des Kallinikos, aus Pagai rechts oben das in der Ἐφημ. ἀρχ. 1883, 99 mitgetheilte Fragment unmittelbar anpasst, das bei einem Bau mitten in Athen zum Vorschein kam; es gibt erfreulicherweise die Datierung. I 4236, bisher nur durch Schauberts Abschrift bekannt, I 103 und 104 b habe ich in Megara wiedergefunden. Von den für die Megaris charakteristischen kleinen Grabsteinen ist eine ganze Sammlung nach Athen gewandert, rund 25 noch unveröffentlichte Stücke. Ferner ist das Psephisma von Chorsiai I 2383, bisher ganz ungenügend entziffert, die Siegerliste I 2727 a aus Akraiphiai und I 195 jetzt in Athen.

schollen hielt, so war ein Zeugnis übersehen worden, das sein Vorhandensein noch für die erste Hälfte unseres Jahrhunderts feststellte. In seinen Beiträgen „zum Corpus inscriptionum Graecarum“ im Rheinischen Museum XIV 1859, die man wie alle seine Arbeiten auch heute noch nie ohne Nutzen und stets mit Anerkennung liest, hat K. Keil auf Anregung Welckers nach dessen und nach Mustoxydis Aufzeichnungen eine Reihe griechischer Inschriften, namentlich aus Megara, mitgetheilt. S. 505 sagt Keil: „Derselbe Gewährsmann (es ist Mustoxydis) allein verzeichnet von einem großen Stein an der Kirche des h. Athanasios, in einem Winkel der äußeren Mauer, folgenden Anfang der letzten Zeile: ΛΕΧΟΡΙΜΟΙΚΙΟ, was vielleicht identisch mit ΛΕΩCΑΡΙCΤΩΧΟC CIG 1079, 5 scheinen könnte, wenn letzterer Stein nicht ‚in angulo aedis Panagiae‘ wäre.“ Hier hat den trefflichen Gelehrten sein Scharfsinn irre geleitet. Die von Mustoxydis aus einer augenscheinlich größeren Inschrift als ‚Anfang der letzten Zeile‘ mitgetheilten Reste gehören nicht etwa missverstanden der jetzt CIGSept. I 90 abgedruckten Ehreninschrift an, die mit den Worten ἐπιμεληθέντος τοῦ στρατηγοῦ τῆς πόλεως Ἀρίστωνος τοῦ Διονυσίου schließt, sondern dem von Fourmont abgeschriebenen Grabsteine der megarischen Helden. Was Mustoxydis ‚Anfang der letzten Zeile‘ schien, ist der Anfang des dritten Distichons des Simonideischen Epigrammes, in der verwahrlosten Orthographie des vierten Jahrhunderts τοὶ δ' ἐν ὄρι Μοικάλας, τοὶ δ' ἔνπροσθε Σαλαμεῖνος. Zu Mustoxydis Zeit war also der Stein an geschützter Stelle noch vorhanden. Im CIGSept. ist seine Mittheilung, soviel ich sehe, nicht berücksichtigt.

Ein Ausflug nach Megara, den ich im Frühjahr 1898 mit den Herren W. Dörpfeld und Sp. Lambros unternahm, bot mir Gelegenheit, unter Führung des Anwaltes P. G. Stambolas, der mich auch bei späterer Wiederkehr zu lebhaftem Danke verpflichtete, Palaeochori aufzusuchen. So heißt heute noch, wenn auch τοῦ Χριστοῦ als Bezeichnung des Ortes jetzt üblicher sein soll, im Ölwalde, eine halbe Stunde nördlich von Megara, eine Gegend, die, von manchen Gelehrten, zweifellos irrig, für das von Pausanias bei seiner Wanderung durch Megara erwähnte χωρίον Ῥοῦς gehalten,[44]) jetzt ganz verlassen, zahlreiche Spuren älterer Besiedlung und mehrere Kirchen aufweist, darunter eine, theilweise verfallen, des Erlösers (τοῦ Χριστοῦ), der eine stattliche Kalksteinplatte[45]) mit der lateinischen Inschrift CIL III 546 als ἱερὰ τράπεζα dient, und, ganz nahe östlich gelegen,

[44]) Vgl. Bursian, Geographie von Griechenland I 376, 1.

[45]) 1·33^m breit, 1·18^m hoch, 0·20^m dick; rechts Anschlussfläche, links nur roh behauen. Unterhalb der Platte ist eine Basis weißen Marmors mit zwei Kränzen vermauert.

eine zweite, dem hl. Athanasios gewidmet. In dieser findet sich an der Nordwestecke eine mächtige dunkle Kalksteinplatte eingemauert, die, oben dicht mit Kalk bedeckt und, wie sich herausstellte, tief in die Erde reichend, auf der Nordseite eine griechische Inschrift in späten Zügen trägt, in der ich alsbald im Einklange mit Mustoxydis Ortsangabe Fourmonts Inschrift erkannte. Ihre Entzifferung konnte ich erst nach Ausgrabung und Reinigung des Steines und nur mit Hilfe von Abklatschen vornehmen. Denn die 1·75^{m} breite, 0·925^{m} hohe, 0·225^{m} dicke, oben mit einem wenig vorspringenden, 0·10^{m} breiten Rande versehene Platte, so eingemauert, dass die Zeilen senkrecht von oben nach unten

ΤΟΕΠΙΓΡΑΜΜΑΤΩΝΕΝΤΩΠΕΡCΙΚΩΠΟΛΕΜΩΑΠΟΘΑΝΟΝΤΩΝΚΕΚΕΙΜΕΝΩΝ
ΕΝΤΑΥΘΑΗΡΩΩΝΑΠΟΛΟΜΕΝΟΝΔΕΤΩΧΡΟΝΩΕΛΛΑΔΙΟCΟΑΡΧΙΕΡΕΥCΕΠΙΓΡ.

ΦΗΝΑΙΕΠΟΙΗCΕΝΙCΤΕΙΜΗΝΤΩΝΚΕΙΜΕΝΩΝΚΑΙΤΗCΠΟΛΕΩCCΙΜΩΝΙΔΗC
ΕΛΛΑΔΙΚΑΙΜΕΓΑΡΕΥCΙΝΕΛΕΥΘΕΡΟΝΑΜΑΡΑΕΞΙΝ ΕΠΟΙΕΙ
ΙΕΜΕΝΟΙΘΑΝΑΤΟΥΜΟΙΡΑΝΙΕΔΕΞΑΜΕΘΑ Β
ΤΟΙΜΕΝΥΠΕΥΒΟΙΑΚΑΙΠΑΛΙΩΕΝΘΑΚΑΛΕΙΤΕ
ΑΓΝΑCΑΡΤΕΜΙΔΟCΤΟΞΟΦΟΡΟΥΤΕΜΕΝΟC
ΤΟΙΔΕΝΟΡΙΜΟΙΚΑΛΑCΤΟΙΔΕΝΠΡΟCΘΕCΑΛΑΜΕΙΝΟC
ΤΟΙΔΕΚΑΙΕΝΠΑΙΔΙΩΒΟΙΩΤΙΩΟΙΤΙΝΕCΕΤΛΑΝ
ΧΕΙΡΑCΕΠΑΝΘΡΩΠΟΥCΙΠΠΟΜΑΧΟΥCΙΕΝΕ
ΑCΤΟΙΔΕΑΜΜΙΤΟΔΕΓΕΡΑCΟΜΦΑΛΩΑΜΦΙC
ΝΕΙCΕΩΝΕΠΟΡΟΝΛΑΟΔΟΚΩΝΑΓΟΡΗ
ΜΕΧΡΙCΕΦΗΜΩΝΔΕΗΠΟΛΙCΤΑΥΡΟΝΕΝΑΓΙΖΕΝ

aufen, ist an ihrer Oberfläche, zumal in dem über dem Boden befindlichen Theile, sosehr zerfressen und ihre Aufstellung und Färbung der Sichtbarkeit der für ihre Größe flachen Schriftzüge so hinderlich, dass nur in der unteren (rechten) Hälfte eine directe Lesung vom Steine zu bewerkstelligen ist. Selbst wenn ihn Fourmont unter günstigeren Umständen gesehen haben sollte, hat seine Abschrift trotz einiger augenfälliger Versehen als eine achtenswerte Leistung zu gelten. Nur der kann seine Arbeit würdigen, der die Entzifferung selbst wiederholt hat. Bezeichnend ist, dass Mustoxydis von der ganzen Inschrift nur ein Dutzend Buchstaben vom Anfang der achten Zeile mittheilt, die er für die letzte hielt, während deren dreizehn sind.

Die vorstehende Zeichnung habe ich nach Abdrücken in ungefähr zwölffacher Verkleinerung angefertigt und glaube, meine Lesung nach wiederholter

Prüfung als gesichert bezeichnen zu können. Der Deutlichkeit wegen sind einige sehr beschädigte Zeichen in der ersten Hälfte der dritten Zeile vervollständigt.

Analogien für die seltene Form der Bezeichnung des Dichters Σιμωνίδης ἐποίει geben nach Benndorfs Deutung[46]) die Überschrift des Gedichtes, das nach Prokopios, De bello Goth. IV 22 auf dem von Agamemnon geweihten Schiffe zu Geraistos stand: Τύννιχος ἐποίει Ἀρτέμιδι Βολοσίῃ, und zwei attische Steine der Kaiserzeit: über dem bekannten Hymnos CIA III 171 b (Kaibel, Rhein. Mus. XXXIV 209) steht Μακε[δόνιος] ἐποίη[σεν, und derselbe Name wird, ganz entsprechend angebracht, nach U. Köhler und E. Loewy[47]) auf dem im British Museum befindlichen Bruchstücke CIA III 426 (Μακε]δόνιος ἐποίει) zu ergänzen sein. Auch CIGSept. III 523 (524) scheint die Überschrift des Gedichtes Μαχάτας (ἐ)πόησεν nicht dem Künstler des Bildwerkes, sondern dem Dichter zu gelten. Andere Beispiele sind mir von Steinen nicht gegenwärtig.[48])

Τὸ ἐπίγραμμα τῶν ἐν τῷ Περσικῷ πολέμῳ ἀποθανόντων κὲ κειμένω[ν
ἐνταῦθα ἡρώων ἀπολόμενον δὲ τῷ χρόνῳ Ἑλλάδιος ὁ ἀρχιερεὺς ἐπιγρ[α-
φῆναι ἐποίησεν ἰς τειμὴν τῶν κειμένων καὶ τῆς πόλεως. Σιμωνίδης
ἐποίει.
Ἑλλάδι καὶ Μεγαρεῦσιν ἐλεύθερον ἆμαρ ἀέξιν
5 ἱέμενοι θανάτου μοῖραν ἐδεξάμεθα·
τοὶ μὲν ὑπ' Εὐβοίᾳ καὶ Παλίῳ, ἔνθα καλεῖτε
ἁγνᾶς Ἀρτέμιδος τοξοφόρου τέμενος,
τοὶ δ' ἐν ὄρι Μυκάλας, τοί δ' ἔνπροσθε Σαλαμεῖνος,
τοὶ δὲ καὶ ἐν παιδίῳ Βοιωτίῳ, οἵτινες ἔτλαν
10 χεῖρας ἐπ' ἀνθρώπους ἱππομάχους ἱένε·
ἀστοὶ δὲ ἄμμι τόδε γέρας ὀμφαλῷ ἀμφὶς
Νεισέων ἔπορον λαοδόκων ἀγορῇ.
μέχρις ἐφ' ἡμῶν δὲ ἡ πόλις ταῦρον ἐνάγιζεν.

Für das Epigramm selbst gibt der Stein an einer Stelle eine Lesung, die in Fourmonts Abschrift mit Auslassung eines einzigen Zeichens so gut wie

[46]) Archäologische Untersuchungen auf Samothrake II 76; Th. Gomperz, Wiener Studien II 6 f.; Preger, Inscr. Gr. metr. 104.

[47]) Inschriften griechischer Bildhauer 453.

[48]) Häufig ist auf den Steinen, namentlich in römischer Zeit, die Nennung des Dichters im Genetiv in Über- oder Unterschrift oder Akrostichon: Kaibel Epigr. Gr. 618; 647; 810; 990; 993; 1001; 1009; 1026; CIGSept. I 1797 ff.; IGSI 453; Sterrett Amer. Pap. II 352 ff. Zu CIA III add. 171 a; 171 g (vgl. Kaibel, Rhein. Mus. XXXIV 207) mit der Überschrift Σοφοκλέους habe ich kürzlich ein zweites Stück gefunden. Zwei Epigramme des Dichters Antiphon aus Athen (CIGSept. I 1773) werde ich demnächst veröffentlichen. Wohl das älteste Beispiel, das mir gegenwärtig ist, bieten die beiden Disticha Ἡρακλείδου Τραλλιανοῦ auf dem Stein aus Larisa Ath. Mitth. VIII 23 (richtig gelesen von Dittenberger, Satura Sauppiana), der Schrift nach doch wohl dem zweiten Jahrhundert v. Chr. an

bewahrt war und durch ihre schlagende Einfachheit überrascht. Sonst fördert der Stein wenig: der Pentameter des dritten Distichons fehlt, und in dem Hexameter des schwierigen fünften Distichons ist ein mehrsilbiges Wort ausgelassen. Ich beschränke meine Bemerkungen nach Thunlichkeit.

Sinnlos ist in der zweiten Zeile des Gedichtes vor ἐδεξάμεθα ein I eingeschaltet. In der nächsten Zeile hat der Steinmetz eine itacistische Schreibung, die er sich sonst gestattet, nachträglich durch die richtige ersetzt und κε in και verwandelt. Den ungeheuerlichen Buchstaben, der durch die Vereinigung von Є und Ν entstanden ist, hat Fourmonts Abschrift treulich wiedergegeben, wie ihr Abdruck in Böckhs Programm und im CIG lehrt; in Dittenbergers Text ist er durch ein Versehen ganz ausgefallen und das folgende Iota allein stehen geblieben. Ein verzeihlicher Irrthum ist es, wenn das nächste Wort Παλιω in Fourmonts Abschrift durch Auslassung des Iota und leichte Entstellung des dritten Buchstaben zu Παχω wurde. Durch die Nennung des Πάλιον, womit das ganze den pagasaischen Golf östlich begrenzende Gebirge gemeint ist, — die dorische Namenform ist auch Pindar geläufig[49]) — auf der einen und Euboias auf der anderen Seite wird der Schauplatz der gewöhnlich nach dem Heiligthum der Ἄρτεμις Προσηῴα genannten Kämpfe anschaulich und bestimmt bezeichnet.[50]) Für ἔνθα καλεῖται hat W. Schulze, Quaestiones epicae 286[1]; 526 Beispiele aus dem Griechischen und ganz entsprechende Ausdrücke aus anderen Sprachen beigebracht. Im dritten Distichon pflegt man νηῶν Φοινισσῶν ἐξολέσαντες Ἄρη zu ergänzen. Zu dem vierten bemerkt Kaibel mit Recht auf Grund von Herodots Bericht IX 69: „modestius loquuntur quoniam una cum Phliasiis ingruente Thebanorum equitatu terga verterant Megarenses.“ Leider bestätigt der Stein in dem letzten Distichon lediglich Fourmonts Lesungen, wenn man wie billig die kleinen Versehen wie ЄCTOPON statt ЄΠΟΡΟΝ u. s. w. abzieht, die durch verständige Kritik längst erledigt sind. Es steht also wirklich τόδε γέρας da, wo das Metrum Ausfüllung heischt, die Kaibel mit besonderer paläographischer Wahrscheinlichkeit durch Einsetzung von Μεγαρῆς[51]) versucht hat, das nur

gehörig. Unter einem Epigramme aus Chalkis vermuthete ich den Dichternamen Μέγγητος Χαλκιδέως Arch.-epigr. Mitth. 1894, 43. Noch sei erwähnt Διονύσιος Μάγνης ποιητὴς ἔγραψεν Kaibel Epigr. gr. 218; vgl. 1003; 1007.

[49]) Pyth. 2, 85; Nem. 5, 41 u. ö.

[50]) Die Vorschläge der Kritiker sind nun alle erledigt; fast wundert man sich bei einem Blick auf die lange Reihe: ὑπ' Εὐβοίᾳ ναυσικλύτῳ, wie Böckh, ὑπ' Εὐβοίᾳ κοπαχέι, wie Röhl, ὑπ' Εὐβοίας ἁλίῳ πάγῳ, wie Schneidewin und Emperius, ἄκρῳ πάγῳ, wie Bergk, ἱερῷ πάγῳ, wie Kaibel vermuthet hat, dass die am nächsten liegende Lesung erst auf dem Steine gefunden werden musste.

[51]) Die längende Kraft des anlautenden M ist bekannt. Noch unveröffentlicht sind die Inschriften mehrerer mächtiger, augenscheinlich einer Wasserleitung angehöriger Porosblöcke unweit des großen

neben ἀστοί, Νισαίων u. s. w. etwas reichlich wirkt, während Bergk vor ἄμμι: μνᾶμ', Hauvette vor γέρας: φθιμένοις, Sitzler ἀνδρείας einschieben, anderer Vorschläge nicht zu gedenken. Das sonst, wie es scheint, nicht bezeugte, zuerst von Schneidewin erkannte Adjectiv λαοδόκος, nach Bergk zumeist durch das gleich unbezeugte, aber gleich begreifliche δαμοδόκος ersetzt, ist nunmehr gesichert. Auffällig ist zu Ende ἀγορΗ, schon der Form wegen. Aus Fourmonts ἀγορΩ hat Bergk durch Zusatz eines Ν ἀγόρων (Dittenberger: ἀγορῶν) und damit zu Νισαίων λαοδόκων passend ein Substantiv und zu ὀμφαλῷ ἀμφὶς einen Genetiv gewonnen. Wäre ἀγορῇ richtig, so würde das Beiwort vermöge einer meinem Empfinden nach sehr harten Enallage zu Νισαίων bezogen sein, während es doch dem Sinne nach zu dem ‚Markt' bezeichnenden Worte gehört, das in welcher Form nun auch immer am Ende der Zeile steht. So faselt der Dichterling Poseidippos von Theben, dessen Entwürfe uns H. Diels verstehen gelehrt hat,[52]) von seinen glorreichen Vorfahren: ἄμφω λεωφόρῳ κείμενοι εἰν ἀγορῇ. Die Änderung Νισαίων λαοδόκῳ ἀγορᾷ hat denn auch Schneidewin empfohlen; dann ist ἀγορᾷ oder, wenn man die ionische Vocalisierung ertragen will, ἀγορῇ Locativ, und es stehen ὀμφαλῷ ἀμφὶς und ἀγορῇ nebeneinander, während man zu ὀμφαλῷ ἀμφὶς eigentlich einen Genetiv erwartet, den Bergks Änderung ἀγόρων denn auch bequem schafft. Ohne Anstoß und ohne Änderung, mindestens ohne Zusatz, kommt man in diesem letzten Distichon schon der Lücke wegen, die der Hexameter zeigt, nicht aus. Die schließliche Entscheidung wird von der Vorstellung abhängig sein, die man sich über Wert und Zeit des ganzen Epigrammes bildet. Ich überlasse Berufeneren das Urtheil.

Für die von Böckh erst missverstandene Unterschrift wird Blomfields Lesung lediglich bestätigt. Nur steht auf dem Steine ἐνάγιζεν mit Vernachlässigung des Augmentes, über die Hatzidakis, Neugriechische Grammatik 63 ff. handelt.

Wie geringe Gewähr es hat, wenn eine Inschrift des vierten oder gar fünften Jahrhunderts — älter kann sie, sicher heidnischer Zeit angehörig, des Itacismus wegen nicht sein — und zudem sie allein Simonides als Verfasser eines Gedichtes auf die Todten der Befreiungskriege nennt, ist längst erkannt.[53]) Dennoch fahren die Sammlungen der Bruchstücke des Dichters fort, ihm das Epigramm aus Megara zuzutheilen. Auch wenn die durch Helladios veranlasste Aufzeichnung direct auf die alte Inschrift des Grabes der Helden auf dem Markte von Megara zurückgienge, würde mindestens der Name des Dichters, der auf

Waschplatzes nördlich von der Stadt Megara, auf denen sich in alterthümlichen, großen Zeichen die Inschrift ΜΗΕ d. i. Μhε[γαρέων (vgl. Inschriften von Olympia 22; P. Kretschmer, Vaseninschriften 159) wiederholt.

[52]) Berliner Sitzungsberichte 1899, 847 ff.

[53]) Vgl. Kaibel, Rhein. Mus. XXVIII 454; Hauvette, Les épigrammes de Simonide 7, 92.

jener nicht gestanden haben kann, als Zuthat aufzufassen sein. Von einem Gedichte des Simonides auf die in den Perserkriegen gefallenen Megarer bewahrt unsere Überlieferung sonst keine Spur.[54]) Auch Pausanias, der in seiner Beschreibung von Plataiai IX 2, 5 κατὰ δὲ τὴν ἔσοδον μάλιστα τὴν ἐς Πλάταιαν τάφοι τῶν πρὸς Μήδους μαχεσαμένων εἰσί. τοῖς μὲν οὖν λοιποῖς ἐστιν Ἕλλησι μνῆμα κοινόν· Λακεδαιμονίων δὲ καὶ Ἀθηναίων τοῖς πεσοῦσιν ἰδίᾳ τέ εἰσιν οἱ τάφοι ausdrücklich hinzusetzt: καὶ ἐλεγεῖά ἐστι Σιμωνίδου γεγραμμένα ἐπ' αὐτοῖς, weiß in Megara I 43, 3 εἰσὶ δὲ τάφοι Μεγαρεῦσιν ἐν τῇ πόλει (unmittelbar vorher erwähnt er das Prytaneion)· καὶ τὸν μὲν τοῖς ἀποθανοῦσιν ἐποίησαν κατὰ τὴν ἐπιστρατείαν τοῦ Μήδου, τὸ δὲ Αἰσύμνιον καλούμενον μνῆμα ἦν καὶ τοῦτο ἡρώων über den Dichter der Aufschrift, die auch hier nicht gefehlt haben wird, nichts zu berichten. Die Frage drängt sich auf, und ihre Beantwortung muss versucht werden, ob und inwieweit die uns erhaltene Aufschrift überhaupt auf jene alte zurückgeht. Gewisse Lesungen Fourmonts hat Böckh für solche Abhängigkeit geltend gemacht; noch jüngst hat Hauvette erklärt: „Mais une chose pourtant est certaine: c'est que le texte épigraphique lu par Fourmont avait été gravé d'après un modèle fort ancien, que nous pouvons avec assurance faire remonter jusqu' au Ve siècle.“ Wenn Fourmont ΚΑΛΛΑΔΙ. ΗΕΜΕΝΟΙ. ΕΛΓΝΑC gibt, so soll er das Zeichen des rauhen Hauches Ⱶ gelesen haben, das Helladios von dem alten Steine behielt.[55]) Jetzt erweisen sich diese Lesungen Fourmonts als Irrthümer. Aber über jenes Zeichen hinaus scheint man sich keine Vorstellung von dem Originale gebildet zu haben. Eine Inschrift in Megara aus jener Zeit war doch wohl im megarischen Alphabet geschrieben; soll Helladios sich begnügt haben, das Zeichen des rauhen Hauches, das nebenbei bemerkt für megarisches Gebiet in dieser Form noch nicht bezeugt ist, allein herüberzunehmen? Dass die Schreibung ἔνπροσθε Σαλαμεῖνος und die verschiedene Behandlung der Elision nicht beweisen können, hat schon Böckh zugegeben. Somit können wir, soviel ich sehe, aus der erhaltenen Aufzeichnung für die alte nichts lernen. Aber haben wir eine solche überhaupt als Vorlage vorauszusetzen?

Von einer Wiederherstellung ist in der Inschrift nicht die Rede; ἐπεσκεύασεν, wie man früher zu Ende der zweiten Zeile ergänzte, steht nicht auf dem Steine; auch nicht, wie etwa in der bekannten Inschrift aus Halikarnassos in Dittenbergers Sylloge[1] 372 μεταγράψαι [ἐκ τῆς ἀρχαίας στή]λης κτλ. von einer Übertragung von einem alten auf ein neues Denkmal. Τὸ ἐπίγραμμα τῶν ἐν τῷ Περσικῷ

[54]) Über das Scholion zu Theokrit XII 27, Kaibel, Rhein. Mus. XXVIII 454.

[55]) Anders Cougny, der es in dem dritten Bande der Anthologia Palatina III 14 fertigbringt, Χάλλαδι καὶ Μεγαρεῦσιν zu drucken.

πολέμῳ ἀποθανόντων καὶ κειμένων ἐνταῦθα ἡρώων ἀπολόμενον δὲ τῷ χρόνῳ Ἑλλάδιος ὁ ἀρχιερεὺς ἐπιγραφῆναι ἐποίησεν ἐς τειμὴν τῶν κειμένων καὶ τῆς πόλεως. Noch lagen auf dem Markte die Heroengräber, noch ehrt die Stadt durch ein Stieropfer die Todten: das Epigramm war zugrunde gegangen, wenn man ἀπολόμενον scharf fassen darf, oder allermindestens sehr beschädigt. Im ersten Falle war Helladios außerstande, eine Abschrift vom Steine zu nehmen: ob ihm im zweiten eine Entzifferung, wenn er auf diese angewiesen war, glücken konnte, entzieht sich unserer Kenntnis: so werden wir in beiden auf Benützung literarischer Überlieferung seitens des Helladios geführt: und über das Maß des Vertrauens, das ‚Simonideischen‘ Gedichten und dem Dichternamen in der Überlieferung des späteren Alterthums gebürt, sind wir durch v. Wilamowitz Untersuchungen aufgeklärt. Inwieweit außerdem ein spätentwickelter Localpatriotismus — Pausanias weiß anscheinend nichts von einem Simonideischen Gedichte auf die Todten — und Helladios eigene Gelehrsamkeit mitspielen, bleibe dahingestellt.

Diese Bedenken würden selbstverständlich nicht ausschließen, dass in dem durch Helladios geretteten Epigramme geradezu die alte Aufschrift des Ehrengrabes der in den Perserkriegen gefallenen Megarer erhalten sei. Anstandslos ist denn auch das Gedicht bisher Simonides oder, soferne man von seinem Namen absehen zu sollen glaubte, wenigstens seiner Zeit zugeschrieben worden. Möglich, dass nunmehr die an anderen Simonideischen Gedichten gemachten Erfahrungen auch gegen das Epigramm von Megara misstrauischer stimmen. Das auf dem Markt zu Megara errichtete Denkmal bedurfte wie alle gleichartigen Denkmäler einer Überschrift und einer Namenliste, „gilt doch der ganze Cult der ἄνδρες ἀγαθοὶ der Erhaltung ihres persönlichen Gedächtnisses“.[56]) Als Überschrift, wenn man so sagen darf, genügte das erste Distichon unseres Gedichtes:

Ἑλλάδι καὶ Μεγαρεῦσιν ἐλεύθερον ἆμαρ ἀέξειν
ἱέμενοι θανάτου μοῖραν ἐδεξάμεθα.

Ganz ähnlich trug das Kenotaph, das die Korinther am Isthmos offenbar für alle ihre Todten der Freiheitskriege errichtet hatten, nach Plutarch die Inschrift:

Ἀκμᾶς ἑστακυῖαν ἐπὶ ξυροῦ Ἑλλάδα πᾶσαν
ταῖς αὐτῶν ψυχαῖς κείμεθα ῥυσάμενοι.

„Eine Liste der Namen musste auch hier folgen und auch hier war sie eigentlich die Hauptsache. Das Gedicht trägt den Stempel derselben stolzen

[56]) U. von Wilamowitz, Gött. Nachr. 1897, 307; 1899, 221.

Kürze wie das von Salamis. Auch hier hat sie der späteren Ruhmredigkeit nicht genügt. Zwar in der Anthologie VII 250 ist nur das Lemma Σιμωνίδου hinzugetreten, das durch Plutarch widerlegt wird. Aber Aristides führt nach dem echten Distichon, das er mit ionischem Vocalismus citiert, also fort IXL p. 512 Dind.:

> δουλοσύνης· Πέρσαις δὲ περὶ φρεσὶ πήματα πάντα
> ἥψαμεν, ἀργαλέης μνήματα ναυμαχίης·
> ὀστέα δ᾽ ἄμμιν ἔχει Σαλαμίς· πατρὶς δὲ Κόρινθος
> ἀντ᾽ εὐεργεσίης μνῆμ᾽ ἐπέθηκε τόδε.

Auch hier ist die Fälschung „unverkennbar" und, wie U. v. Wilamowitz zeigt, dessen Abhandlung ich diese Beurtheilung wörtlich entnehme, noch im einzelnen die Flickarbeit zu erweisen.

Eine Reihe gleichartiger Gedichte (Bergks Sammlung der Bruchstücke des ‚Simonides' 90; 91; 92; 93; 101) besteht gleichfalls nur aus einem Distichon. Ich zweifle nicht, dass diesen zweizeiligen Gedichten, auch 89 (Anth. Plan. 26):

> Δίρφυος ἐδμήθημεν ὑπὸ πτυχί, σῆμα δ᾽ ἐφ᾽ ἡμῖν
> ἐγγύθεν Εὐρίπου δημοσίᾳ κέχυται

anzureihen und das zweite Distichon:

> οὐκ ἀδίκως· ἐρατὴν γὰρ ἀπωλέσαμεν νεότητα
> τρηχεῖαν πολέμου δεξάμενοι νεφέλην

mit Junghahn als spätere Erweiterung zu verwerfen ist. Der Anschluss der die Stimmung zerstörenden Begründung durch οὐκ ἀδίκως findet sich in einem attischen Epigramme auf den Komödiendichter Euthias CIA II 3688 wieder. Dass mir auch für andere Gedichte, 95 (Anth. Pal. VII 301) und 105 (VI 258), der Verdacht gleicher Erweiterung erwägenswert scheint, will ich nicht verschweigen.

Nach allem stehe ich nicht an, mit der Möglichkeit zu rechnen, dass aus dem echten, alten, schlichten, aber an seinem Orte voll bedeutsamen Distichon:

> Ἑλλάδι καὶ Μεγαρεῦσιν ἐλεύθερον ἆμαρ ἀέξειν
> ἱέμενοι θανάτου μοῖραν ἐδεξάμεθα

durch spätere Zudichtung das Epigramm geworden sei, das Helladios als Simonideisch verewigen ließ.

Athen. ADOLF WILHELM.



MARMORKOPF

AUS DEM THEATER IN EPHESOS



Priester-Diademe.

(Tafel VIII.)



Fig. 131 Büste eines Priesters aus Ephesos.

In his report on the recent excavations at Ephesos,[1]) Dr. Heberdey notes the discovery, on the site of the theatre, of a marble portrait-head of the third century A. D., which „interessiert durch eigenartigen Kopfschmuck, einen schmalen Reif, auf dem kleine Büsten aufsitzen." I am indebted to the kindness of Dr. Otto Benndorf for photographs of this head and of the similar heads and fragments (one of which is of bronze) discovered in 1896 on the site of the Agora, and for permission to make some remarks upon them.

The busts adorning the crowns on these portraits (Figs. 131—134) are unfortunately in most cases poorly preserved. On the portrait which is otherwise in the best condition (Taf. VIII and Fig. 131) it is not possible to see more than the remains of the lower part of the bust which occupied the central position. But on one of the most fragmentary heads (that of a woman, Fig. 132), an attempt at identification is more likely to succeed. The bust which occupies the central position, over the parting of the hair, bears a strong resemblance to the Emperor Septimius Severus. On his left (the spectator's right) is Caracalla, who is represented, as often, with his head inclined to one side. The other busts on this crown I am unable to identify with any certainty from the photographs, but the personage on the right of Severus is probably Geta. As to the others, I will hazard no conjecture.

The wearing by priests of crowns decorated with representations of the deities whom they served was an old custom,[2]) and it was therefore natural

[1]) Jahreshefte I Beiblatt 78.

[2]) Cf. e. g. Athen. V 13 p. 211; Mus. Cap. IV Tav. 16; Daremberg et Saglio III p. 1525 Fig. 1986.

that the priests of the cultus of the Augusti (the στεφανηφόροι, coronati of the κοινά) should wear effigies of the Augusti on their crowns. The development is well illustrated by a passage of Suetonius (Vit. Domit. 4), who describes the Emperor as presiding at games „capite gestans coronam auream, cum effigie Iovis, ac Iunonis Minervaeque, adsidentibus Diali sacerdote et collegio Flavialium pari habitu, nisi quod illorum coronis inerat et ipsius imago.“ [3])



Fig. 132 Fragment eines weiblichen Kopfes aus Ephesos.

A bust in the Vatican[4]) has been connected with this passage. It represents an old man wearing a diadem decorated in front with a medallion. In the profile head visible thereon, Visconti and others recognised the portrait of Caesar. Generally, but without any real ground, called the „aged Augustus“, the bust has more lately been described, with equally small probability, as „a portrait or some provincial priest of the Caesar-worship under the Antonines.“ [5]) Helbig, however, pointing out that under the diadem is a wreath of vine-



Fig. 133 Fragment eines Kopfes aus Ephesos.

[3]) Jullian, in Dar. et Sagl. s. v. Flavialis, suggests „sacerdote Titiali“ for „Diali sacerdote“; but I see no reason why the effigy of Domitian should not have been added to those worn by the flamen Dialis in his crown.

[4]) Helbig, Führer² I p. 138 no. 226; Bernoulli, Röm. Ikonogr. II 1 p. 30; Bruckmann, Gr. u. Röm. Porträts nos. 105; 106.

[5]) See the quotation (from Conybeare's Mon. of Early Christianity 88 and 354) in Ramsay, Cities and Bishoprics I 56.

leaves, calls the personage represented a king of the Hellenistic period, whom his wreath identifies as νέος Διόνυσος; and, with regard to the ornament on the diadem, he adds: „mir scheint es sogar ungewiss, ob dieser stark zerstörte Kopf einen Idealtypus oder ein Porträt wiedergibt." This portrait therefore cannot concern us. Nor need we consider the many Palmyrene portraits of private persons wearing crowns in front of which are set busts.[6]) The Ephesian portraits belong to a class which seems to be unique. Nevertheless, if further evidence is required to prove that they are portraits of officials connected with the cultus of the Augusti, and presumably of the ἀρχιερεῖς and ἀρχιέρειαι Ἀσίας,[7]) it is forthcoming. Imhoof-Blumer has recently called attention to a group of coins[8]) struck at Tarsos in Imperial times, the types of which consist of crowns decorated with heads, some male, others female; the male heads are sometimes laureate. We may note the following varieties:



Fig. 134 Kopf eines Priesters aus Ephesos.

1. Obverse: Tyche. Reverse: Crown set with eight heads, five male and three female; the male heads all bearded and bare. Inscription around: ΚΟΙΝΟϹ ΚΙΛΙΚΙΑϹ ΤΑΡϹΟΥ ΔΙϹ ΝЄΩΚΟΡΟΥ. „The series as a whole gives the impression of being intended for portraits of the Antonine family." (Imhoof-Blumer l. c. 180 Pl. XIII 21.)

2. Obverse: Bust and name of Elagabalus. Reverse: An altar garlanded; over it a large plain crown; to the right, beside it, crown with seven heads. Inscription: ΤΑΡϹΟΥ ΤΗϹ ΜΗΤΡΟΠΟΛЄΩϹ. Α. Μ. Κ. Γ. Β. (Ibid. Pl. XIII 22.)

3. Obverse: Bust and name of Maximus Caesar. Reverse: Crown with six heads and a figure of Nike moving to the left. Inscription: ΤΑΡϹΟΥ ΤΗϹ ΜΗΤΡΟ (πόλεως) and, within the crown, ЄΠΑΡΧΙΚΩΝ. (Fig. 135) British Museum; cf. Babe-

[6]) E. g. Bruckmann no. 59; D. Simonsen, Skulpturer og Indskrifter fra Palmyra i Ny-Carlsberg Glyptothek Tavl. VII.; VIII.

[7]) Whether they are local officials (ἀρχιερεῖς, ἀρχιέρειαι Ἀσίας ναῶν τῶν ἐν Ἐφέσῳ) or officials of the province of Asia, we can hardly decide; but the chances are in favour of the lesser dignity.

[8]) Journ. of Hellen. Stud. XVIII (1898) 180 f. Pl. XIII 21 f.

lon. Inventaire de la Collection Waddington no. 4661; Pl. XII no. 11, where the inscription is misprinted ЄΠΑΡΧΙЄѠΝ.



Fig. 135
Münze von Tarsos.

4. Others have ΚΙΛΙΚΑΡΧΙΑϹ (Babelon l. c. no. 4637) and ΚΟΙΝΟϹ ΚΙΛΙΚΙΑϹ (British Museum) in the centre of the crown.

The inscriptions Ἐπαρχικῶν, Κιλικαρχίας, Κοινὸς Κιλικίας, occurring as they do in the centre of the crown, obviously indicate that it is connected with the festival of the provincial Κοινόν. They also incidentally illustrate an inscription from Tarsos (Le Bas-Waddington no. 1480; bull. de corr. hellén. VII 280 f.) in which the city is described as τετειμημένη δημ[ι]ουργίαις τε καὶ Κιλικαρχ[είαις] ἐπαρχικῶν καὶ ἐλευθέρῳ κοινοβουλίῳ κ. τ. λ.

The fact that busts of the Emperors decorated the crowns of the priests of the Imperial cultus adds fresh significance to a phrase in an inscription from Lampsacus (CIG 3642): Dionysios son of Apollonotimos, ἱερεὺς τῶν Σεβαστῶν καὶ στεφανηφόρος τοῦ σύμπαντος αὐτῶν οἴκου καὶ ταμίας τοῦ δήμου τὸ δεύτερον, defrays the expenses of a statue (with basis) of Livia, ὑπὲρ τῆς εἰς τοὺς στεφάνους εὐσεβείας. It was the presence of the busts on the crowns that gave special sanctity to them.

The crowns represented on the Ephesian portraits are to be regarded as being of gold. Possibly the bronze crown represented in Fig. 136 was originally gilded. That gold crowns were worn by the provincial priests is expressly stated by Tertullian (de idol. 18; cf. de cor. 13); and the custom was in keeping with ancient usage in the priesthoods of other deities. The fact that only a certain number of the priests of the Artemision were allowed to wear gold ornaments (Hicks, Greek Inscr. in the B. M. part III p. 85) of course has no bearing on the privileges of the ἀρχιερεῖς of Asia.



Fig. 136 Bronzediadem mit Büsten aus Ephesos.

Although it relates but indirectly to the present

subject, I may notice here a crown of peculiar shape which is represented on coins of Augustus struck at the Syrian Antiochia.[9]) These coins are dedicated, as the inscription on the obverse shows, ΚΑΙΣΑΡΙ ΣΕΒΑΣΤΩ ΑΡΧΙΕΡΕΙ, and are dated, according to the Actian era, to years corresponding to B. C. 5 at the earliest. The words ΑΡΧΙΕΡΑΤΙΚΟΝ ΑΝΤΙΟΧΕΙΣ, followed by the date, are inscribed inside the crown. That the coins commemorate the acceptance by Augustus of the office of ἀρχιερεύς, there can be little doubt. But, as the type does not appear until seven years after Augustus became pontifex maximus, Ramsay (quoted by Wroth l. c.) suggests that the dignity is a local one accepted by Augustus at the hands of the city of Antiochia.[10])

Appendix.

The detailed description which follows of the portraits from Ephesos I owe to the kindness of Dr. R. v. Schneider:

1. (Fig. 131) Büste aus Marmor, das Büstenstück sowie zwei Stücke des Diadems jetzt ergänzt, soweit antik 0·42 m hoch. In der Mitte des Diadems ein Büstchen, dessen Kopf fehlt.

2. (Fig. 132) Fragment eines weiblichen Kopfes, erhalten das in der Mitte getheilte Haar über der Stirne, das mit einem Lorbeerkranz und einem mit Büsten besetzten Diadem geschmückt ist. Von den Büsten des Diadems sind acht noch vorhanden. 0·12 m hoch.

3. (Fig. 133) Fragment eines (weiblichen?) Kopfes mit ähnlichem Diademe, das ursprünglich mit neun Büsten verziert war, von denen fünf erhalten. 0·20 m hoch.

4. (Fig. 134) Männlicher Kopf gehörte wie Fig. 131 zu einer Büste. An dem Diademe geringe Reste der Büstchen, deren im ganzen nach ihren erhaltenen Puntelli zwölf waren. 0·35 m hoch.

5. (Fig. 136) Bruchstück eines bronzenen Reifen, drei Büsten erhalten, eine abgebrochen. 0·075 m hoch, 0.19 m lang.

London. G. F. HILL.

[9]) Wroth, Brit. Mus. Catal., Galatia Cappadocia and Syria p. 167 nos. 133—136 etc. Pl. XX no. 11.

[10]) Probably therefore the ἀρχιερωσύνη τοῦ Ἀπόλλωνος καὶ τῆς Ἀρτέμιδος τῶν δ[ιδύμ]ων καὶ τῶν ἄλλων ἱερῶν (θεῶν, Brandis) ὧν τὰ τεμένη ἐστὶν ἐπὶ Δάφνης, quoted by Brandis (Pauly-Wissowa II 471) from Le Bas-Waddington 2713a.

Porträtkopf des Platon.

(Tafel IV.)

Während das geistige Bild Platons sich in herrlicher Klarheit aus seinen Schriften überlieferte, ist sein Porträt bis vor kurzem unbekannt geblieben. Die Idealtypen, welche man seit den Zeiten der Renaissance auf Platon zu deuten pflegte, sind längst als Darstellungen des bärtigen Dionysos erkannt. Auch eine von Emil Braun veröffentlichte epigraphe Statuette [1]) und eine epigraphe Büste der Uffizien [2]) galten fälschlich als Bilder des großen Philosophen, da sich an der Statuette der Kopf als modern, an der Büste die Inschrift als unecht erwies. Erst eine unlängst in das königl. Museum zu Berlin gelangte Herme mit echtem Kopf und echter Aufschrift gab der Forschung einen Anhalt.[3]) Wie flüchtig und gemein sie auch ausgeführt ist, so setzte sie doch Wolfgang Helbig, der sie zuerst veröffentlichte,[4]) in den Stand, aus den Sammlungen Roms sechs übereinstimmende Köpfe nachzuweisen, welche auf ein Bronzeoriginal des vierten Jahrhunderts zurückgehen und in näherer Begründung von Franz Winter auf die Statue des Silanion bezogen worden sind.[5]) Der Aufzählung Helbigs haben dann Salomon Reinach und Konrad Wernicke zwei weitere Exemplare, eines in Cambridge und ein anderes im Louvre aus Smyrna, angeschlossen;[6]) auch ist neuerdings das in Torre Annunziata gefundene Philosophenmosaik hinzugekommen, in dessen Hauptfigur Sogliano und unabhängig Mau [7]) mit anscheinlichem

[1]) Monum. dell' inst. III 7; Annali XI 207; Baumeister, Denkmäler III 1334 n. 1490; Treu, Arch. Anzeiger VI 12; IGSI 1200.

[2]) Dütschke III 190 n. 393; E. Q. Visconti, Iconogr. gr. I tav XVIII a; Schuster, Portraits der griechischen Philosophen II 1 S. 12; IGSI 1198. — Modern sind auch drei weitere Namensaufschriften: eine in Madrid (Hübner, Die antiken Bildwerke 108 n. 170; in IGSI fehlend), zwei im Capitol (IGSI 1198; Nuova descrizione del Museo Capitolino, Roma 1882 S. 11 n. 11; S. 91 n. 13), alle an Dionysosbildern, desgleichen die Münz- und Gemmenlegenden, Mon. dell' inst. III 7, wie Heydemann, Jenaer Literaturzeitung 1876 S. 478 ff. nachwies. Echt dagegen außer der Berliner (Anm. 4) und derjenigen der Braunschen Statuette (Anm. 1) die Inschriften einer im 16. Jahrhundert in Rom gefundenen kopflosen Herme (CIG III 6102; Lafreri, Speculum tab. XVI nach Schuster a. a. O.; in IGSI fehlend) und einer bei Tivoli gefundenen zweiten, die nach Henzen auch ‚kopflos' war, nach Secchi den Kopf ‚beschädigt' hatte (IGSI 1196), beide jetzt verschollen. Nach Winckelmann, Kunstgeschichte VII 2, 77 ist ein Platon ‚mit dem alten Namen auf der Brust' beim Transport nach Spanien zu Ende des 17. Jahrhunderts untergegangen. Vgl. Michaelis, Ancient marbles 277 n. 4.

[3]) Beschreibung der antiken Skulpturen n. 300; IGSI 1199.

[4]) W. Helbig, Jahrbuch I Taf. 6; 7; S. 71 ff.

[5]) F. Winter, Jahrbuch V 153 ff.; Overbeck, Geschichte der griechischen Plastik II [4] 10; Collignon, Histoire de la sculpture grecque II 346.

[6]) Salomon Reinach, American journal IV pl. I p. 1 ff.; K. Wernicke, Jahrbuch V 169 ff.

[7]) Notizie degli scavi 1897 S. 337 (Sogliano); Römische Mittheil. XII 328 (Petersen, Mau); Archiv für Geschichte der Philosophie XI 171 (Chiapelli, L. Stein); Jahrbuch XIII 121 (Diels, Conze); Helbig, Führer II [2] 83. — An Platon erinnerte mich lebhaft das Fragment eines bärtigen Porträtkopfes aus Marmor, das ich im Frühjahr 1886 am damaligen Eingange der Akropolis unter den östlich vor dem Sammlungshäuschen aufgehäuften Sculpturen

Rechte, trotz vorhandener Beschädigungen, Platon erkannten. Aber alle jene Köpfe, selbst der beste im Vatican, dem ein gewisser Anflug von Eleganz nicht abzusprechen ist, sind mehr oder weniger geringe Dutzendarbeiten der römischen Zeit und trotz ihrer unzweifelhaften Zusammengehörigkeit so verschiedenartig im Ausdruck, dass man mehr eine Summe einzelner Merkmale als ein festes Bild erhält. Es ist, als wenn man die Züge von Schiller und Goethe lediglich in der Marktware unserer kleinen Gips- oder Bisquitbüsten besäße. Man wird geduldig weiter beobachten und suchen müssen, bis einmal ein Glücksfund wie der Sophokles des Lateran ein durchschlagendes Kunstwerk schenkt, das den Typus eindrücklich und für immer feststellt.

Erheblich mehr als das Bisherige würde ein Marmorkopf bieten, der aus dem Besitze eines athenischen Kunsthändlers kürzlich in die Wiener Sammlung übergieng, wenn er rein erhalten wäre. Leider ist er aber mannigfach verletzt und befleckt, was sich im Lichtbilde auf Tafel IV empfindlich störend verstärkt, so dass nur eine genaue Betrachtung des Marmors selbst oder eines Gipsabgusses einen hinlänglichen Begriff des Ursprünglichen vermittelt. Er hat eine Höhe von fünfzehn Centimetern, annähernd also halbe Lebensgröße. Der Marmor ist kleinkrystallinisch und zeigt jenen bräunlich warmen Ton, welcher attischen Marmorsculpturen so oft eigen ist. Attisch aus vorrömischer Zeit ist auch die Arbeit, die im ganzen wie im einzelnen Sorgfalt und Feingefühl verräth. Sie erinnert sofort an Grabstelen des vierten Jahrhunderts, ist aber entschieden ausführlicher und zugleich minder frisch, wie gebunden durch eine Vorlage, der sie behutsam bis ins kleinste zu folgen scheint. Von allen Seiten gibt sie eine knappe, eng geschlossene Silhouette; die Modellierung des Fleisches sieht wie gezeichnet, das Haar wie graviert aus: ein Sachverhalt, den auch Fig. 137 vergröbert, in der namentlich das Relief der Locken beträchtlich stärker hervortritt. Unverkennbar durchaus ist die bescheidene, sanfte Vortragsweise, die einen specifischen Reiz attischer Sculpturen ausmacht, und ich entdecke nichts, was dazu nöthigen würde, einen erheblichen Zeitabstand von dem vorausliegenden Originale anzunehmen.

Zwei quer über den ganzen Nacken laufende Hautfalten beweisen, dass der Kopf in stark gebückter Haltung aufsaß und von eher einer Statuette als einer

liegen sah; erhalten war nur die rechte Gesichtshälfte und auch diese verletzt; bei späteren Besuchen habe ich es nicht wiedergefunden, auch kürzlich ist es nach meiner Skizze umsonst gesucht worden; Heydemann und von Sybel scheinen es in ihren Katalogen nicht aufzuführen. Unveröffentlicht ist ein Relief der Galleria delle statue, von Helbig, Führer I² 119 n. 200, früher auf Platon bezogen.

kleinen Herme herrührt. Diese gekrümmte Haltung wird als eine hervorstechende Eigenthümlichkeit Platons erwähnt, welche Anhänger nachgeahmt haben sollen,[8]) und von der Hauptfigur des genannten Philosophenmosaiks, welche ähnlich wie die Braunsche Statuette Platon sitzend darstellt, bestätigt. Weiter ist es die Form des sehr großen und, wie Fig. 137 zeigt, auffällig langen Schädels, die mit den bisherigen Bildnissen voll übereinstimmt. Desgleichen die energische horizontale Durchfurchung der Stirn und ihre beiden Verticalfalten zwischen den Augenbrauen, die das Gesicht dominieren und ihm jenen finstern Ernst des Blickes verleihen, von dem der Komödiendichter Amphis in einem bekannten Fragmente spottend spricht.[9]) Sehr bemerkenswert ist ferner, in der Profilansicht hauptsächlich, das glatte senkrechte Hinabgleiten des Bartes, das an den von Helbig veröffentlichten Exemplaren und dem Kopfe von Cambridge meist sogar in Übertreibung wiederkehrt und von der Gewohnheit herrühren mag, sinnend das Kinn anzufassen und den Bartwuchs spielend mit der Hand zu streichen.[10]) Auch die verhältnismäßig geringe Öffnung der Augen, die stark ausgeprägten Aufheber der Oberlippe und das ganz oder theilweise angewachsene Ohrläppchen treten gleichartig entgegen. Kurz alle die einzelnen Merkmale, welche die sonst so disharmonische Reihe



Fig. 137 Profil des Platonkopfes Taf. IV.

[8]) Plutarch Moral. 26 B ὥσπερ οἱ τὴν Πλάτωνος ἀπομιμούμενοι κυρτότητα καὶ τὴν Ἀριστοτέλους τραυλότητα: 53 C ὡς που καὶ Πλάτωνος ἀπομιμεῖσθαί φασι τοὺς συνήθεις τὸ ἐπίκυρτον.

[9]) Comicorum fragm. ed. Kock II 239 n. 13:

ὦ Πλάτων,
ὡς οὐδὲν οἶσθα πλὴν σκυθρωπάζειν μόνον,
ὥσπερ κοχλίας σεμνῶς ἐπηρκὼς τὰς ὀφρῦς.

[10]) Dargestellt ist diese Handbewegung an einem bärtigen Porträtkopfe der Münzen von Soloi-Pompeiopolis, der seit Visconti auf den Stoiker Chrysippos gedeutet wird (Imhoof-Blumer, Porträtköpfe auf antiken Münzen Taf. VIII 32; Journal of hell. stud. XVIII 167 pl. XII 17; 20), indessen älter aussieht und Platon in der großen Schädelform ähnelt. Auf jene Bartform bezieht sich die Schilderung eines Akademikers in einem Fragmente des Komikers Ephippos, der nach Athen. 509 *c* damit

der Wiederholungen zu einer Einheit verknüpfen, schließen sich auch hier zusammen und lassen keinen Zweifel, dass der attische Kopf ihr zugehört.

Was von Abweichungen zu bemerken ist, scheint sich größtentheils von der höheren Altersstufe herzuschreiben, die zur Darstellung gebracht ist. Während das Kopfhaar an den veröffentlichten Exemplaren voller in die Stirn geht, liegt es hier dünner und gelöster auf und weicht an den Schläfen zurück, so dass sich die Stirne markiger vorwölbt. Auch haben ihre Querfurchen einen längeren Lauf, die Hautfältchen an den äußeren Augenwinkeln sind ausgebildeter, die Formen der Wangen verlebter. Mit der Verkleinerung des Maßstabes mag es dagegen zusammenhängen, dass die jetzt verletzten und verscheuerten Lippen augenscheinlich zarter und feiner gezeichnet waren. Eine unbedeutende Ungleichheit der Gesichtshälften — die rechte Stirnseite dringt um ein Geringes mehr hervor — kann sich zufällig so ergeben haben. Schwerlich aber die abnorme Größe beider Ohren, welche die Photographie in Fig. 137 noch steigert. Man wird hierin vielmehr ein Anzeichen von Treue erblicken dürfen und damit den Gesammteindruck beglaubigt finden, in dem sich eine gewisse müde Milde mit schwerstem Ernste paart, und der an sich einheitlicher und natürlicher wirkt, als was andere Köpfe in Verzerrung bieten.[11])

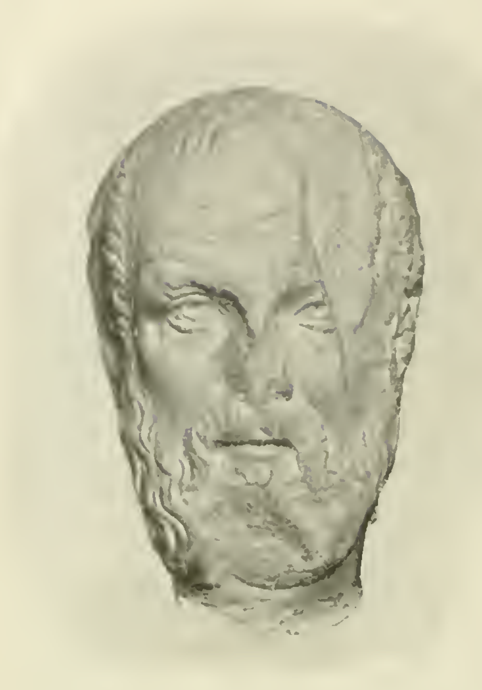
Dass Bildnisse des Platon im Alterthume weit verbreitet waren, wird ausdrücklich bezeugt,[12]) und es versteht sich von selbst, dass von den Zügen eines Mannes, der in selten langer Laufbahn grenzenlos wachsende Verehrung und eine der hohen Eigenart seiner Charakterschilderungen entsprechende Vollendung der Porträtsculptur im Mittelpunkte des griechischen Kunstbetriebes erlebte, Nachbildungen von mehr als einer Hand und Nachbildungen namentlich aus den letzten Stadien seines Wirkens nicht fehlen konnten. Eine Doppelherme des kön. Museums in Berlin[13]) vereinigt mit einem Bildnisse des Sokrates nach Helbig ein solches des greisen Platon. Der Berliner Katalog scheint diese Auffassung abzulehnen, und die Skizze, die er mittheilt, verstattet als solche kein eigenes Urtheil. Immerhin verräth sie ungefähr, was auf diese Deutung führte, und eine Verbindung von Sokrates mit Platon wäre das Nächstliegende und besonders an-

Platon verspottete: σὺ δ' ὑποκαθιεὶς ἄτομα πώγωνος βάθη.

[11]) Die Palatinische Anthologie VII 60 f. gibt nach Diogenes von Laerte III 43 drei Epigramme als Aufschriften seines Grabes. Das erste bezieht sich aber nicht auf ihn, sondern auf einen ἀνὴρ θεῖος Ἀριστοκλέης, vielleicht den Großvater. Sollte hieraus die seltsame Nachricht, die aus den Diadochen Alexanders bezeugt ist, geflossen sein, dass Platon ursprünglich den Namen des Großvaters Aristokles getragen habe und später Platon genannt worden sei, was durch allerhand noch seltsamere Erklärungen begründet wird?

[12]) Olympiodor bei Westerm. biogr. p. 383, 30.

[13]) Beschreibung der antiken Skulpturen n. 299.



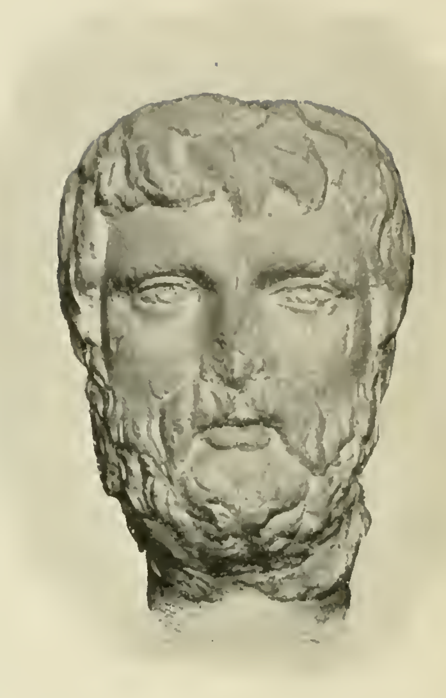


Fig. 138 Doppelherme des Platon und eines unbekannten Griechen im Nationalmuseum zu Athen.

sprechend. Weitere Vergleiche, auch von neuem Material, das nicht ausbleiben kann, werden entscheiden.

Etwas älter als die andern Porträts und in Stirn- und Haarbildung unserem Kopfe näherstehend ist der Platonkopf einer im Nationalmuseum zu Athen befindlichen Doppelherme, welchen Fig. 138 (links) nach einem Gipsabguss der Wiener Sammlung wiederholt.[14]) Dasselbe gilt von einem jetzt ebendort befindlichen, früher im Thurm der Winde aufbewahrten Kopfe, von dem mir eine von A. Wilhelm besorgte Photographie vorliegt. Er ist recht mitgenommen, aber von Wilhelm gewiss richtig auf Platon gedeutet, und anscheinend etwas älter als die andern Exemplare.[15])

OTTO BENNDORF.

[14]) Erkannt von Helbig, Jahrbuch a. a. O.

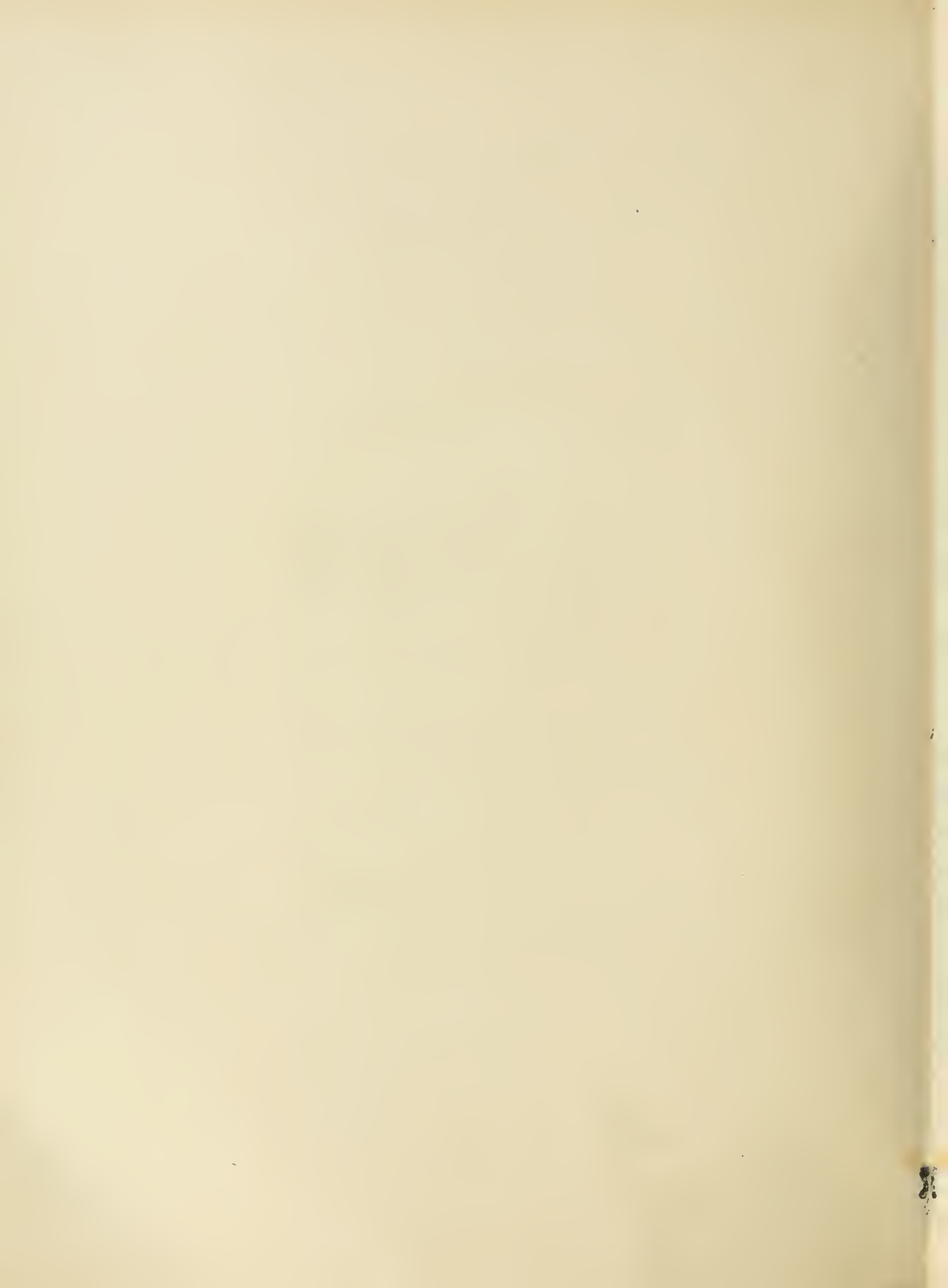
[15]) „Pentelischer Marmor. Höhe 0·32m. Ein Stück des Halses erhalten, die Nasenspitze besonders wieder aufgesetzt. Heydemann n. 302; Εὑρετήριον γλυπτῶν n. 1685". A. Wilhelm.



RELIEF I EINER DREIFUSS-BASIS

IN ATHEN

Lichtdruck der k. k. Hof- u. Staatsdruckerei



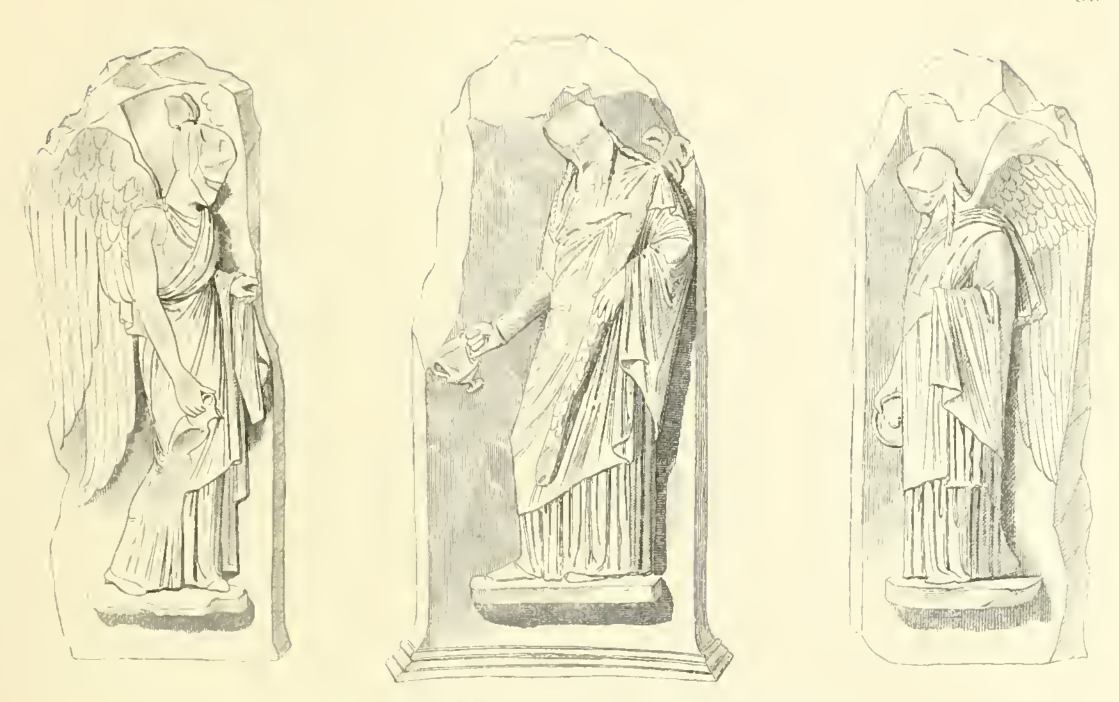


Fig. 139 Dreifußbasis, nach einem Stiche der Annali.

Dreifußbasis in Athen.

(Tafel V—VII.)

I.

Das feine Denkmal aus pentelischem Marmor, das die angeschlossenen Tafeln nach neu aufgenommenen Photographien wiedergeben, ist schon seit längerer Zeit bekannt und wiederholt besprochen,[1]) ohne volle Würdigung gefunden zu haben. Die einzige Veröffentlichung, ein vorstehend wiederholter flüchtiger Stich in den Annali, verdeutlichte mit den Grundlinien des Baues nicht viel mehr als das Gegenständliche der Darstellung und die Gliederung ihrer Theile. Auch Abgüsse, welche ehedem Martinelli verbreitete, fälschten den Eindruck, da sie aus elenden Leimformen waren; und das Original, das sich unter Trümmern früher im Thurme der Winde befand, im Nationalmuseum später in fremdartige Umgebung gerieth, hat erst vor kurzem dort eine entsprechende Aufstellung gefunden. Wie immer auf sachliche Förderung bedacht, fand sich der Leiter und Begründer des Museums, Herr Kabbadias, bereit, es in den Saal

[1]) Zu der bei Friederichs-Wolters, Bausteine n. 2147 verzeichneten Literatur ist gekommen: F. Hauser, Die neuattischen Reliefs 68 ff. n. 98; E. Reisch, Griechische Weihgeschenke 94 ff.; Cavvadias, Catalogue des musées d'Athénes 1895, S. 71 n 1463; Bulle in Roschers Lexikon s. v. Nike 341.

zu versetzen, der die kunstgeschichtlichen Sculpturen des vierten Jahrhunderts enthält. Hier steht es jetzt in der Nähe der berühmten Musenreliefs, welche einst die Basis einer Göttergruppe des Praxiteles in Mantineia verkleideten, und ein Vergleich mit jenen Reliefs scheint mir verfolgenswerte Aufschlüsse zu bieten.

Gefunden wurde es nach A. von Velsen gegen Ende des Jahres 1853 ‚bei Gelegenheit eines Hausbaues zwischen dem Dionysostheater und dem Denkmal des Lysikrates', nach C. Bursian ‚etwas oberhalb des Denkmals des Lysikrates, am Wege, der nach der Akropolis emporführt'. Es stammt also von der Tripodenstraße oder ihrer unmittelbaren Umgebung, wo in glänzender künstlerischer Fassung die staatlichen Preisdreifüße der Dionysien zur Weihung kamen. Als Basis eines Dreifußes gibt sich die prismatische Gestalt zu erkennen, und das in erläuterndem Sinne angebrachte Relief des Dionysos, dem anmuthige Niken mit Trankspenden huldigen, führt auf das Weihgeschenk eines im lyrischen Wettstreit siegreichen Choregen.

Die Tafeln geben den ergänzten, Fig. 139 den unergänzten Zustand. Man sieht, wie der obere Abschluss vollkommen fehlte und auch die eine, ursprünglich hintere Schaftkante der Basis bis zur Standfläche herab weggebrochen war. Es bleibt daher die einstige Höhe ungewiss, die Breite nur an der Vorderseite unten bestimmbar. Hier beträgt sie, von Kante zu Kante gemessen, am Schafte 0·55^{m}, am längsten Ablaufgliede 0·62^{m}, während die Eckflächen an den gleichen Stellen 0·05^{m} und 0·135^{m} breit sind. Jetzt ist die tektonische Form, und lediglich diese, ergänzt bis zu einer Höhe von 1·38^{m}, was ungefähr das Richtige treffen mag, doch ohne ein Profil, das dem untern Ablaufe entsprechen musste. An dem obersten Gliede eines Untersatzes, der nicht fehlen konnte, gleichviel ob das Ganze selbständig auf dem Erdboden oder auf einem eigenen Baue erhoben stand, wird sich die Weiheinschrift befunden haben.

Die Basis hat eingeschweifte Seitenflächen mit überleitenden Abkantungen der Ecken, in einer durch leichte Verjüngung gesteigerten Eleganz des Schemas, wie sie für choregische Denkmale seit dem Beginne des vierten Jahrhunderts in mehr als einem Beispiele nachweisbar ist.[2]) Das Elegante beruht hauptsächlich in dem scharfen Einklang, auf den die tragende Form zu der getragenen gebracht ist. An den abgeschnittenen Ecken, welche auf die ständigen Löwentatzen des Dreifußes Rücksicht nehmen, ist dieser Einklang rein gegeben, an den Breitseiten, die sich concav da einzogen, wo die Rundung des Kesselbeckens über ihnen convex auslud, mit einem Contrast, den der angefügte Bild-

[2] E. Reisch a. a. O. 90.

schmuck gefällig ausglich und auflöste. Die Reliefs sind nämlich nicht wie sonst in die Stirnflächen des Steines eingetieft, sondern ihnen bis zu einer Erhebung von acht Centimetern wie Metallzierden aufgetragen, weil aus großen Bossen gewonnen, die der Steinmetz beim Herausarbeiten des Prismas für den Bildhauer stehen ließ. Die Reliefs geben daher dem Körper der Basis wieder zurück, das ihm die flachen Einschweifungen entzogen, und verstärken ihn für das Auge sogar durch das Leben, mit dem sich die Figuren vom Grunde lösen. Denn die Figuren halten zwar die vom Stilgesetze geforderte Depression ein, überwinden sie aber in so vollkommen natürlicher Haltung, dass man nach den photographischen Aufnahmen beinahe von statuarischen Eindrücken reden könnte. So entsprechen sie jener „wundervoll in der Schwebe zwischen Freisculptur und Flächendarstellung sich haltenden Reliefweise", welche für die attische Plastik des vierten Jahrhunderts charakteristisch ist und mit ihr verschwindet.[3]) Eine Folge der gewählten Technik, die an den marmornen Grablekythen der gleichen Zeit durchaus das Gewöhnliche ist, auch an Stelen ausnahmsweise vorkommt,[4]) war dann, dass die Darstellungen eigene Bodenvorsprünge erforderten. Seltsamerweise hat man diese Nöthigung verkannt[5]) und an den Vorsprüngen etwas Ungefälliges und Stilwidriges herausfinden wollen. Mit Absicht sind sie vielmehr so schlicht und gleichgiltig als möglich behandelt, und als ein Auskunftsmittel werden sie, wenn überhaupt, nur in den Abbildungen oder am todten Gips auffällig, nicht vor dem Marmor, an dem das Linienspiel der figürlichen Umrisse und eine blendend glückliche Führung von Licht und Schatten sofort entscheidend fesselt.

Die hohe Erhebung des Reliefs verhindert, aus der Nähe die Bilder zweier Seiten auf einmal voll zu überblicken, und versagt dem Zusammensehen auch auf weitere Entfernungen einen erfreulich klaren Eindruck. Ein Feld musste daher die Hauptseite bilden.[6]) In der That ist in sorgsamerer Durchbildung aller Darstellungstheile, auch durch eine größere Scheitelhöhe des Körperwuchses, eine Seite erheblich bevorzugt, und zwar diejenige des Dionysos, den man daher zunächst

[3]) Conze, Über das Relief bei den Griechen 8.

[4]) Conze, Die attischen Grabreliefs Taf. CLXXXVIII; CXCIV; CXC.

[5]) Noch Hauser a. a. O. 151 und ihm folgend Helbig, Führer II [2] 130 n. 137 erklärten sich die Bodenvorsprünge unter den drei Figuren dreiseitiger römischer Kandelaberbasen als Anzeichen, dass Statuen copiert seien.

[6]) Vgl. Olympia III 183 (Treu); Schlie, Annali d. inst. 1869, S. 282 ff. Dass die Vasenbilder das dritte Bein des Dreifußes in der Regel vorn, nicht hinten zeigen, kann in der größeren Deutlichkeit der Reproduction liegen. Die Friesdreifüße des Lysikratesmonuments und sonstige Reliefs haben das dritte Bein hinten. Auch die bekannten spartanischen Dreifüße mussten so gestellt sein, wenn eine Statue in ihrer Mitte stand, desgleichen alle diejenigen, welche eine Säule in der Mitte hatten.

unter dem Dreifuße gewahr ward. Die erst in Umgehung der Ecken betrachtbaren andern Seiten wurden damit gleichsam zu flügelartigen Nebenfeldern, und ihre Figuren sind dementsprechend nicht nur beide dem Gotte zugewandt, sondern beide nahe an die Vorderkanten herangerückt, mit einem beträchtlich weiteren Spielraum im Rücken, als ihre schön entfalteten Schwingen in Anspruch nehmen.[7] Dienend wirken sie so über die Schranken hinweg und schließen einen Dreiverein, in dem der Festgott die herrschende Stelle einnimmt. Auch seine Figur weicht beträchtlich aus dem Mittel, indessen nicht aus Gründen der Composition allein wie dort: der reizvolle Widerspruch, mit dem sich die organische Silhouette dem strengen Oblongum fügt, ist hier der Schilderung einer Idee entsprungen. Nicht völlig sicheren Standes, wie in leichter Trunkenheit, das schwere Haupt stark gegen die Brust gebeugt, neigt Dionysos nach rückwärts etwas über, und die weich herabgeführten Arme, die schräg hängenden Locken und der lässig erfasste Thyrsos, der in Unterarbeitung einst zu Boden reichte, wo seine Bruchstelle noch bemerkbar ist, betonen jene Diagonale bestimmt, doch fühlbar bescheiden weiter. Denn es waltet Maß in diesen Andeutungen; die feierliche Geschlossenheit der Erscheinung und die ruhige Kraft im Faltenwurfe des prachtvollen Gewandes halten das Gegengewicht; es bleibt denkbar, dass aus dem Flusse dieser geschmeidigen Glieder auch einmal die Löwennatur hervorbrechen könnte. So ist Stimmung in dem Bilde, und sie erweitert sich in den beiden Niken, die mit gesenktem Blick und leisem Schritt andächtig ernst herzutreten, ihr Naturell scheint gedämpft und sich nur in dem gewohnten Schwunge der Fittiche zu regen. Alles an ihnen ist auf Wohllaut der Gestalt angelegt, ja dies ist so sehr Hauptsache, dass die Handlung, in der sie gedacht sind, als etwas Untergeordnetes im Ausdruck gänzlich zurücksteht. Auch mit der überraschend strengen Verhüllung der Körperform und dem alterthümlichen Haar der einen, der freieren Haltung und dem jugendlichen Kopfputz der anderen ist nichts als ein künstlerischer Gegensatz gegeben, kein Altersunterschied, wie man gewollt hat, der ja auch dem Begriffe nach nicht zu rechtfertigen wäre.

Es ist ausgeschlossen, dass Erfindungen solcher Art jemals gewissermaßen am Wege liegen könnten. Die Durchführung hält sich Bestem gegenüber, wenn man unsere Lichtbilder etwa neben Glanzstücke der Sammlung attischer Grabreliefs oder die klagenden Frauen des Sarkophages von Sidon legt. Durch den Fundort bezeugt ist die Herkunft aus einer der vornehmsten Denkmälerreihen

[7] Höchst lehrreich ist es, die Anordnung der Figuren an römischen Kandelaberbasen zu vergleichen, so insbesondere Monumenti dell' instituto IV 42.



RELIEF II EINER DREIFUSS-BASIS

IN ATHEN





RELIEF III EINER DREIFUSS-BASIS

IN ATHEN



Athens, für deren repräsentative Ausgestaltung sich die Reichsten der Stadt den Ruf hervorragender Künstler dienstbar gemacht hatten. Die Frage nach dem Urheber des Werkes drängt sich also auf, und vernehmlicher als in anderen Fällen scheint ihr ein Meistername zu antworten. Nicht in jenem weiten, allgemeinen Sinne aber, in dem der Begriff Praxiteles mit dem langen Zusammenhange von Schule und Familie eine typisch einheitliche Fülle von Leistungen bezeichnet, die in Rom wie eine Großmacht des Griechenthums auftritt und als Antike schlechthin den modernen Classicismus befruchtete. Stilgeschichtlich wären diese Reliefs am Ausgange des vierten Jahrhunderts oder später gar, wie die früheren Interpreten glaubten, unbegreiflich; sie fallen in die Lebenszeit des großen Schulhauptes, und das Bild der Vorderseite verräth seine persönliche Weise. Verständlich wird das poetische Spiel mit der Idee des Gottes aus dem von Philosophie, Dichtung und Malerei vorbereiteten inneren Wandel der religiösen Plastik, an dem Praxiteles mit durchschlagender Eigenart als Führender betheiligt war. Ist es doch sein bleibender Ruhm wie sein zeitliches Verhängnis, dass er die in unberührter Hoheit gleichsam jenseitigen Götterideale der Epoche des Pheidias zur Menschwerdung in Genuss und Leiden zwang und mit dem schärfsten Zartgefühl für Harmonie der sinnlichen Form zu entzückender Schönheit befreite. Treffend lässt ihn ein in der Münchener Glyptothek entstandenes Epigramm von D. F. Strauß[8]) bekennen: „Ja, du liehst mir das Wort, germanischer Dichter; das Ewig-Weibliche, welches du sangst, hab' ich in Marmor geformt.“ Dieses innerlichst sanfte Temperament der künstlerischen Größe, das als erblicher Grundzug attischer Art in den Statuen, dem Original von Olympia voran, zu höchster Entfaltung kommt, ist auch in dem bescheidenen Relief durchwaltend. Eine Gestalt von so eigenem Zauber wie die des Dionysos, ergriffen und durchströmt von der Gewalt der Gabe, die er als Gott gewährt, scheint von der nämlichen Phantasie geprägt, aus der sich die Eros- und Aphroditewunder vollendeten. Hätten nicht fanatische Hände, wie so vielfach sonst in früher Zeit an den Sculpturen Athens, sich hier versündigt und mit beinahe allen nackten Theilen namentlich die Köpfe abgeschlagen, so würde dieser Eindruck noch überzeugender heraustreten.

Doch fördernder sind einzelne Beobachtungen und controlierbare Vergleiche. Vergehenden wie vergangenen Zweifeln gegenüber besteht das gesunde Urtheil des Erforschers von Mantineia zu vollem Recht, dass die Musenreliefs aus der Mitte des vierten Jahrhunderts und Praxitelisch im Sinne einer Atelierarbeit

[8]) D. F. Strauß, Gesammelte Schriften XII 96.

sind.[9]) Leichte Unebenheiten und ein paar nur theilweise verbesserte Verstöße liegen zutage, wie sie im Parthenonfriese zutage liegen und in jeder größeren decorativen Sculptur geduldet wurden. Auch haftet der ungemeinen Zartheit von Zeichnung und Modellierung etwas Schüchternes, zuweilen etwas Mattes an. Aber der eindrücklich hohe und reine Wert des Ganzen, mit dem das unrhythmische Fabricat des Musenreliefs von Siena[10]) trotz seines anscheinenden Alters nicht entfernt als Composition, nur nach dem durchschimmernden Golde einzelner Typen, wie der Figur des Apollon, in Vergleich steht, kann und konnte lediglich Wünsche enttäuschen, welche unbewusst auf eine todte Vollendung hinauslaufen. Wer den Betrieb vielbeschäftigter Bildhauerwerkstätten kennt und verfolgen konnte, weiß, dass die Kraft der eigenen Hand nur für das Wichtigste zureicht; und wie eindringlich lehrt alles, was wir von Sockelarbeiten des Agorakritos, Bryaxis und Lysipp noch besitzen, dass jeder Basiszierde die strengste Bescheidung auferlegt wurde, um die Sprache des Hauptwerkes zu schonen. So ist gerade das gewollt, was an den Musenreliefs überkritische Augen zunächst beirrte, dass die Figuren in handlungsloser Isolierung sich wie ein weitgereihtes Ornament ausnehmen. In dichterer Abfolge gleicht auch das zeitlich nächststehende Relief der ephesischen Säulentrommel einer Perlschnur kunstgeschichtlicher Statuentypen; und, mehr oder minder ornamental, ist eine parataktische Gliederung an Basisfriesen immer das Übliche geblieben.[11]) Echt Praxitelisch ist aber, dass für das fehlende Band einer ausgesprochenen Handlung die Anmuth reizvollster Gesammtmotive und wundervoll gestimmter Köpfe entschädigt, durchherrschende Schönheit das einigende Element bildet.

Das choregische Relief ist von größerer Sicherheit und Kraft der Arbeit, gleicht aber, wie sich Erfindungen derselben Zeit und desselben Geschmackes gleichen. Auch hier wirkt schlechthin jede Figur für sich, Handlung besteht nur in leisen, sachlich nicht einmal einwandfreien Zügen; denn für den Hergang der Spende ist die Trinkschale neben dem Trinkbecher, noch dazu ohne Gussgefäß, müßig, wie auch die halbgeschlossene attributlose Linke der einen Nike müßig ist und die Verdoppelung der Nike überhaupt eines erkennbar anderen als formalen Grundes entbehrt.[12]) Sodann überrascht das gleiche seltene Kunstmittel

[9]) Fougères, Mantinée et l'Arcadie orientale 543 ff., wo die reiche Literatur genau verzeichnet und auf pl. IV eine sehr lehrreiche Zusammenstellung der Kopftypen gegeben ist.

[10]) Petersen, Römische Mitth. VIII 62 ff.; I.v. II; III.

[11]) F. Hauser a. a. O. 150 ff.

[12]) Vergl. Usener, Götternamen 298. Die linke Hand der rechten Nike ist abgeschlagen; in der Umgebung deutet nichts darauf, dass sie ein Attribut hielt.

der Composition, um die Nebenfelder mit der Hauptseite zu verbinden, da auch an der Basis von Mantineia die letzten Figuren beider Nebenseiten von der Hinterkante abgerückt sind wie hier die Niken.[13]) Hier wie dort ferner entspricht sich die vollkommene Ruhe der Stellungen, die empfindungsvoll tiefe Neigung der Köpfe, der erfindungsreiche Wechsel der Motive in der ausnahmslos vollen Bekleidung; auch Äußerlichkeiten entsprechen sich wie das durchgehende Enden des Obergewandes unterhalb der Knie. Weiter hat die höchlich singuläre Ausstattung des Dionysos mit dem Nackenzopfe, den steifen Haarlocken und den engen Langärmeln [14]) des Chiton, dazu seine auffällige Bartlosigkeit bei der alterthümlich vollen Gewandung, — in einer Reduction könnte man dem Halse fast unverändert den Praxitelischen jugendlichen Dionysoskopf des Capitols, die sogenannte Ariadne, aufsetzen — Zug für Zug in dem Apollon von Mantineia ein brüderliches Analogon. Alle Hauptmotive der links stehenden Nike aber (Tafel VII), in der Tracht sowohl wie in der Bewegung, wiederholen sich in der Muse mit der Flöte, und auf diesen letzteren Umstand darf man besonderen Wert legen. In der bereichernden Umschau, zu der die Reliefs von Mantineia den Anstoß boten, hat diese Muse eine besondere Wichtigkeit erhalten. Zeitlich fixiert sie einen in vielen Wiederholungen vertretenen, überaus schönen Statuentypus,[15]) von dem die sogenannte Urania des Vatican (Fig. 140) das bekannteste Exemplar ist und die neueste Besprechung[16]) hervorheben kann, dass er „gegenwärtig allgemein als praxitelische Schöpfung erkannt" sei. Von der Anlage dieser Statue unterscheidet sich die Nike lediglich durch das etwas kürzere Obergewand. Mit ihr entspricht sie, wie ein scharfsichtiger Beobachter[17]) bemerkte, einer leider sehr beschädigten Figur aus dem Ostfriese des Parthenon, und auch die zweite Nike (Taf. VI) hat, wie er gleichfalls hervorhob, an einer anderen Figur dieses Frieses, die in Fig. 141 nach allen Motiven durchzuvergleichen einen besonderen Genuss gewährt, eine freilich

[13]) Amelung, Die Basis des Praxiteles 9 ff., der nach technischen Beobachtungen, unterstützt durch Dörpfeld, die Anordnung der Platten feststellte. Fraglich kann nur sein, ob die Vorderseite der Basis durch zwei oder drei Platten gebildet war, also ob nur eine Platte fehlte oder zwei. Zusagender wäre, wenn eine Plattenfuge nicht in die Mitte fiele, und das Musenrelief von Siena böte Stoff genug für eine fehlende zweite Platte.

[14]) Vergl. Archaeol. Zeitung 1881 Taf. 14; Stephani, Compte-rendu 1862 Taf. III; 1872 Taf. I.

[15]) Die von Amelung (a. a. O. 53; Florentiner Antiken 32 ff.) begonnene Untersuchung, mit der sich von anderem Ausgangspunkte eine solche von R. von Schneider (Jahrbuch der Kunstsammlungen 1894, S. 135 ff.) begegnete, führt Klein, Praxiteles 358 ff. weiter, wo auch eine Replikenliste und eine vorzügliche Reproduction der vaticanischen Statue gegeben ist.

[16]) W. Helbig, Führer I² 176 n. 282.

[17]) F. Hauser a. a. O. 69.

ungleich anspruchslosere Vorgängerin. Aber nicht als Vorbild, was undenkbar ist. Die Übereinstimmungen lehren nur aufs neue, wie alles Gegebene in stetiger Fortbildung begriffen ist, und wie wurzelhaft tief die Kunst des Praxiteles mit den Idealen des fünften Jahrhunderts zusammenhängt. Auch der liebliche Kopf einer Muse in den Reliefs von Mantineia [18]) muthet wie ein älterer Typus an: wäre er isoliert überliefert, so würde man ihn nach dem Lichtbilde für einen Jünglingskopf aus dem Parthenonfriese halten können.



Fig. 140 Die sogen. Urania des Vatican.

Alles Stilistische macht also wahrscheinlich, dass in der attischen Dreifußbasis eine Erfindung des Praxiteles und eine weitere Leistung seiner Werkstätte erhalten sei. Anspruch auf eigenhändige Ausführung oder doch eigenhändige Vollendung könnte nur die Figur des Dionysos erheben, die allerdings bis ins Letzte, und zwar meisterlich, durchempfunden ist. Ungewohnt an ihr ist für unser Gefühl der etwas niedrig angenommene Unterschenkel. Wie unter anderem Figuren des



Fig. 141
Figur vom Ostfriese des Parthenon.

[18]) Fougères, Mantinée pl. IV, der mittlere Kopf in der untersten Reihe der Tafel.

Parthenonfrieses lehren, ist dies Verhältnis dem alterthümlichen Typus eigen, der mit allem Zubehör, so auch dem bauschigen Thyrsosknaufe, hier für die Gesammtanlage benutzt, aber in jedem Sinne verjüngt und veredelt ist. Ein Detail, das in den Reliefs so oft vernachlässigt wird, die perspectivische Darstellung seines Kantharos, ist in Mündung und Fuß correct gegeben, leider verwischt und unklar im Lichtdruck auf Tafel V. Die Hände, namentlich die linke, rühmt mir ein Kenner, der das Original kürzlich in Athen studieren konnte. Der Gefahr schließlich, dass der lange Thyrsos die Gestalt zerschnitte, beugt eine sorgsam erwogene, eigenartige Behandlung seiner Form vor. Er ist dicker als gewöhnlich, verläuft in unregelmäßigen leichten Krümmungen und ist, was ich sonst nicht nachzuweisen vermag, mit einem dichten Bandgeflecht[19]) umzogen, dessen diagonale Zickzacklinien die Wirkung der beiden langen Parallelen einschränken und abtönen. Das sind jedesfalls ausnehmend seltene Feinheiten.[20])

[19]) Überaus häufig kommen auf späten Vasenbildern, Wandgemälden, Sarkophagen, archaistischen Reliefs u. s. w. Tainien vor, die am Thyrsos zu einer Schleife angebunden sind. Auf einer strengrothfigurigen Vase von Corneto (Mon. d. inst. XI 27) umzieht ihn ein Band in weit voneinander abstehenden Spiralen.

[20]) Am eingehendsten behandelte die Basis E. Reisch in seiner gehaltvollen Schrift über die griechischen Weihgeschenke. Einer früheren Datierung als gegen Ende des vierten Jahrhunderts schienen ihm theils stilistische Bedenken, die indes jetzt namentlich durch die Basis von Mantineia sämmtlich entkräftet sind, entgegenzustehen, theils ein antiquarischer Grund, der hier nicht unerwähnt bleiben soll Reisch glaubt nämlich, dass die Gestalt der Dreifüße in Bau und Größe während des fünften und vierten Jahrhunderts sich gleich geblieben sei, und berechnet sie sowohl nach Darstellungen in Vasenbildern und Reliefs wie nach den Standspuren erhaltener Basen auf eine Höhe von 160—180, eine Kesselweite von 60—80 Centimetern, während die Dreifüße in der Epoche der Agonothesie (seit 309/8 v. Ch.) von wechselndem Maß, meist aber kleiner gewesen seien; der Frühzeit dieser Epoche gehöre daher unsere Basis an, da sie nur auf eine Kesselweite von 40—50 Centimetern schließen lasse. Ein gewisses Schwanken der Größe gibt er dabei immerhin zu und betont selbst, wie verhältnismäßig unsicher seine Berechnungen seien.

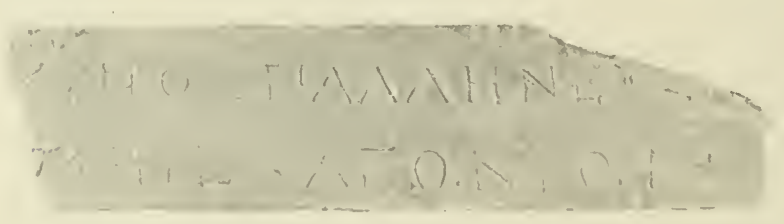
In erneuter Prüfung vermag ich auch jetzt weder dem Grundgedanken selbst noch seiner Anwendung auf den gegenwärtigen Fall beizutreten. Eine Kesselweite von 40—50 Centimetern für unser Anathem ergäbe, auch wenn sie feststünde (sie scheint aber zu klein angenommen), immer erst eine positive Differenz von 10 Centimetern, die nicht ausschlaggebend sein kann. Keine der vielen Voraussetzungen aber, welche die Deduction erfordert, ist an sich erweisbar, und das Material, mit dem sie operiert, ist ein verschwindend geringes. Wenn in den bildlichen Reproductionen Dreifüße bald höher oder gleichhoch wie erwachsene Figuren erscheinen, bald halbe Figurengröße haben (Stuart und Revett, Alterthümer von Athen Lief. XXVII Taf. 7, 4 der deutschen Ausgabe; Friederichs-Wolters n. 1185), in der Pompe des Ptolemaios Philadelphos die Dreifüße der Knabenchöre kleiner als die der Männerchöre waren, so sind dies jedesfalls beachtenswerte Symptome. Die bald größeren bald kleineren Befestigungslöcher auf den wenigen erhaltenen Basen — nur von zweien liegen Aufnahmen vor — geben kein Maß für die wirkliche Größe der Löwentatzen, noch weniger für den Kessel, dessen Durchmesser variierte, je nachdem die Dreifußbeine senkrecht standen oder nach oben divergierten. Vor allem aber, wie wäre es künstlerisch denkbar, dass Dreifüße auf dem Dache hoher Tempel, die in meisterlicher Leistung zu feinster Harmonie der Verhältnisse gebracht waren, durchaus die nämliche Größe gehabt haben sollten wie diejenigen auf niedrigen Fußgestellen.

II.

Dass in dem bedeutenden, alljährlich sich bereichernden und überbietenden Schmuck, den die Tripodenstraße im Laufe des vierten Jahrhunderts erhielt, auch die Kunst des vornehmsten und berühmtesten aller attischen Bildhauer dieser Epoche vertreten war, würde unzweifelhaft sein, auch wenn es nicht schriftstellerisch überliefert wäre. Zu diesen alten, bis zur Ermüdung abgehandelten Überlieferungen ist aber unlängst ein, wie ich überzeugt bin, wichtiges epigraphisches Zeugnis getreten, auf das ich noch einmal[21]) die Aufmerksamkeit lenken möchte, da es in dem neuesten Werke über Praxiteles zwar keineswegs übersehen, aber nicht seinem Werte nach ausgenützt worden ist.

Als im Juli und August 1862 die Orchestra und die Skene des Dionysostheaters freigelegt wurden kamen unter anderem auch zwei Basisinschriften zum Vorschein, welche St. Kumanudis in einem Berichte über die Ergebnisse jener Monate unmittelbar nebeneinander veröffentlichte.[22]) Über die Stelle, wo sie gefunden wurden, finde ich nichts Näheres angemerkt. Doch ist anzunehmen, dass sie im Alterthum irgendwie benachbart aufgestellt waren, da die eine in ausgesprochener Beziehung zu der andern steht.

Die erste[23]) ist ein Block von hymettischem Marmor, nach Rhusopulos links wie oben gebrochen, noch 0·31^m^ hoch, 0·5^m^ breit und 0·2^m^ dick. Das folgende Facsimile gibt nur die Schrift wieder:



. . κινος Παλληνεὺς
Ἑρ]μῆι ἐναγωνίωι.

Es überrascht einigermaßen, im Heiligthum des Dionysos einer Weihung an Hermes Enagonios zu begegnen, den man sonst als Gott der gymnischen Agone kennt, wie er denn in dieser Eigenschaft namentlich an den Eingängen von Stadien, Gymnasien und Palaistren Verehrung fand.[24]) Doch wurde der

[21]) Göttinger gelehrte Anzeigen 1871, S. 606 ff.; Zeitschrift für die österreich. Gymnasien XXVI (1875) S. 735 ff., S. 85 des Sonderdruckes.

[22]) St. Kumanudis, Philistor IV 93 n. 2; 3. Möglich, dass sie in einer der beiden Parodoi standen, in denen der Zillersche Plan (Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1862 Taf. 40) Reihen von Basen längs ihrer nördlichen Wände angibt.

[23]) Rhusopulos, Ἐφημ. ἀρχαιολ. 1862 S. 178; Taf. XXIV 9; CIA II 1543.

[24]) Zu der von Preller-Robert, Griech. Mythologie 415, 3 und Roscher, Lexikon I 2368 verzeichneten Literatur über Hermes Agonios oder Enagonios vergl. Aristoph. Plut. 1161; Anthol. Pal. IX 319; CIG I 205 = Rhangabé II 1071; CIA II 1181; Athen. Mittheil. XI 288.

Begriff auch in weiterem Sinne gefasst und auf die musischen Agone übertragen. Kumanudis ergänzte Καρ?]κῖνος, was Köhler wahrscheinlich fand: der Zeilensymmetrie halber können nur zwei, höchstens drei Buchstaben fehlen. A. Wilhelm denkt dagegen an einen Nachkommen des „aus Demosthenes (?) Rede gegen Polykles I 53 und CIA II 811 c 220; d 114 (323/2 v. Ch.) bekannten Λυ]κῖνος Παλληνεύς", was zu dem Charakter der Schrift zu stimmen scheine. Sicher ist diese Basis aus der Epoche der Agonothesie und die ältere von beiden. Nach ihrer geringen Dicke kann sie nur eine Stele getragen haben.

Die zweite Basis ist ebenfalls aus hymettischem Marmor, aber größer, da man die einstige Breite auf etwa 1·1 m berechnen kann, wenn die Schrift auf

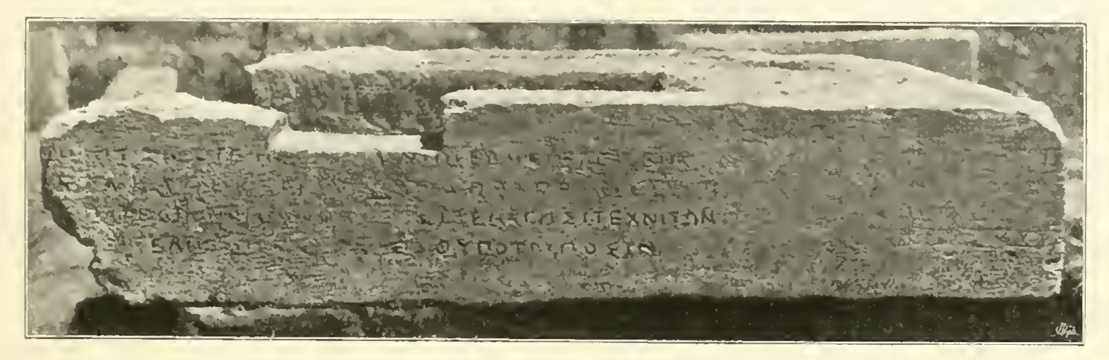


Fig. 142 Basis aus hymettischem Marmor vom Dionysostheater.

ihrer Vorderseite symmetrisch angebracht war. Fig. 142 zeigt sie nach einer Photographie, Fig. 143 in einer Zeichnung, die ich mit erläuternden Bemerkungen einer Untersuchung A. Wilhelms danke. In der Mitte ihrer Oberfläche findet sich die übliche oblonge Vertiefung für den Zapfen einer aufsetzenden Stelenplatte.

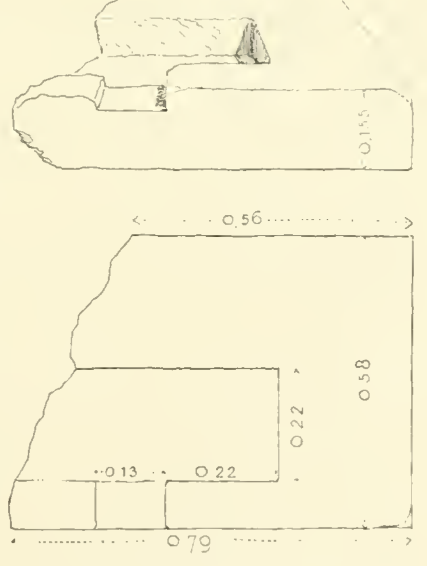


Fig. 143 Zeichnung der Basis Fig. 142.

Die Dicke dieser Platte lässt sich auf 0·2 m berechnen, da die Oberfläche der Basis jenseits der oblongen Eintiefung einen 0·06 m breiten, besser gearbeiteten Streifen zeigt, der zur Standfläche der Stele gehörte. Unklar ist der rechteckige Einschnitt, der in die oblonge Vertiefung mündet. Er scheint sich ungefähr in der Mitte der Vorderseite befunden zu haben, schneidet

aber die Schrift der obersten Zeile an und kann deshalb nicht ursprünglich sein. Auch für zwei kleine Stiftlöcher, die sich hart am Rande der oberen horizontalen Fläche finden, — das eine an der rechten Nebenseite ist leer, das andere an der Vorderseite hat noch das antike Metall — weiß ich keine Erklärung. Die Lesung der Inschrift[25]) ist in allen Theilen gesichert; nach ihren Charakteren setzt sie Köhler in die erste Hälfte des zweiten Jahrhunderts v. Chr.:

Εἰ καί τις προτέρων [ἐ]ν[αγω]νίωι Ἑρμεῖ ἔρεξεν
ἱ]ερά, καὶ Νίκει τοιάδε δῶρα πρέπει,
ἥ]ν πάρεδρον [Βρο]μίωι κλει[ν]οῖς ἐν ἀγῶσι τεχνιτῶν
Πρ]αξιτέλης δισσ[ο]ῖς εἵσαθ' ὑπὸ τρίποσιν.

Das Epigramm bezieht sich mit den Worten τοιάδε δῶρα auf ein Votiv, das nur die auf der Basis stehende Stele mit ihrem Reliefschmuck gewesen sein kann, ist aber nicht die Votivinschrift selbst, da der Name Praxiteles ohne Bezeichnung des Vaters und der Ortszuständigkeit gelassen ist. Die Votivinschrift muss also auf der Stele, sei es oberhalb oder unterhalb ihres Reliefschmuckes gestanden haben und das Epigramm ein epideiktischer Zusatz zur Votivinschrift sein, wie dies durch viele Beispiele belegbar ist.[26]) Anlass aber zu diesem metrischen Zusatz gab der ungewöhnliche Charakter des Votivs, den der Dichter erläutern und gewissermaßen entschuldigen wollte. Sein Gedankengang ist freilich alles andere eher als poetisch, aber nicht unlogisch und deutlich. Als etwas Selbstverständliches setzt er voraus, dass man im Bereiche des Theaters Weihungen an Dionysos erwarte, und beginnt nun, indem er auf jene erste benachbarte Basis Bezug nimmt: „Wenn schon ein früherer Dedicant einmal eine Weihung an Hermes Enagonios vollbrachte, so schickt sich auch ein so beschaffenes Votiv (τοιάδε δῶρα) für Nike." Eine Ausnahme zieht also hier wie überall andere nach sich. Aber Nike ist keine Cultgottheit, die Weihgeschenke empfangen könnte, — Spuren von Nikecultus tauchen erst in der hellenistischen Epoche auf und fehlen in Athen vor der römischen Kaiserzeit[27]) — eine Dedication an Nike bedarf daher auch einer inneren Motivierung; und diese geben die beiden letzten Verse mit dem Hinweise, dass Praxiteles Nike als Genossin des Dionysos unter zwei

[25]) CIA II 1298 mit der älteren Literatur; Löwy, Inschriften griech. Bildhauer n. 583; Reisch, Griechische Weihgeschenke 67; 113; Bodensteiner, Über choregische Weihinschriften 81.

[26]) Vergl. z. B. CIA II 1285; 1311, wo in den Epigrammen überhaupt ein Eigenname fehlt. Zu dem ersteren bemerkt Köhler: ‚Nomina fratrum, qui hoc monumentum . . . dedicaverant, in alia parte basis scripta fuerunt.'

[27]) Vergl. jetzt Bulle in Roschers Lexikon s. v. 311.

Dreifüßen aufgestellt habe. ‚Als Genossin‘, nicht ‚die Genossin‘; denn πάρεδρον kann nicht müßige Apposition sein, sondern muss prädicativ zu εἵσατο gehören, da nur eine Gruppierung von Nike und Dionysos die Idee einer Cultgemeinschaft erwecken konnte, Nike allein ohne künstlerisch ausgesprochenen Bezug zu Dionysos die gewünschte Motivierung nicht abgäbe.

Aber wer ist dieser Praxiteles? Der Errichter des Anathems, unter dem das Epigramm angeschrieben war, kann es nicht sein. Dann wäre die Wiederholung seines Namens befremdlich, und auf der Basis stand ja eben eine Stele, kein Dreifuß oder Dreifußpaar. Nothwendig muss daher der Errichter eines andern Anathems gemeint sein. Köhler, der sich auf die Bemerkung beschränkt „Praxiteles quum agonothetae munere fungeretur, in memoriam certaminis tragici et comici tripodes duos in eodem monumento erigendos curaverat,“ hält ihn für einen Agonotheten, offenbar wegen ἐν ἀγῶσι τεχνιτῶν, und weil es zwei Dreifüße sind. Aber der Terminus der dionysischen Techniten ist älter als die mit dem Jahre 309/8 v. Chr. beginnende Periode der Agonothesie, muss nicht auf diese hindeuten, kann auch aus dem Sprachgebrauche der späteren Zeit heraus mit Bezug auf ein weit Früheres gesetzt sein, wie er ja in einem Gedichte überhaupt nicht zu pressen ist; zwei Dreifüße aber konnte auch ein Chorege der älteren Zeit weihen, sei es successiv, was unbestreitbar ist, sei es zugleich, im vierten Jahrhundert, als sich die Sitte so vielfach lockerte.[28]) Auch ist keinesfalls erweislich, vielmehr unwahrscheinlich, wie neuere Untersuchungen übereinstimmend klargestellt haben, dass Dreifüße nicht nur für lyrische, sondern auch für scenische Wettkämpfe als Siegerpreis benutzt worden seien. Jedesfalls ist ein dem Epigramme gleichzeitiger Agonothet Praxiteles auszuschließen, „weil die Weihung zweier kostbar geschmückter Dreifüße“, wie Reisch betont, „in Widerspruch stünde mit allem, was wir sonst über die dionysischen Anatheme des zweiten Jahrhunderts wissen.“ Denken ließe sich nur an die ersten Jahrzehnte der Agonothesie, aus denen noch einiger Aufwand für Siegesdenkmale bezeugt ist, so dass man ein Jahrhundert zurückgehen müsste. In diesem Falle hätte man ein bedeutendes, jedermann geläufiges Monument anzunehmen, das ebendeshalb zu einer Exemplification tauglich gewesen wäre. Aber ein solches zeitlich weit zurückliegendes Monument hätte erst recht nicht mit dem bloßen Namen Praxiteles citiert werden können. Denn wenn in einem so jungen, nach Form wie Inhalt epideiktischen Epigramme von Praxiteles schlechtweg die Rede ist, etwa

[28]) Nach CIA II 971 d siegt die Kekropis in einem Jahre mit zwei Chören, allerdings mit zwei Choregen. Vergl. Bodensteiner a. a. O. 54 ff. und 67 ff.

so wie wir heute schlechtweg von Raphael sprechen, so kann nur der berühmte Träger jenes Namens zu verstehen sein, dessen Ansehen auch in epigrammatischer Poesie sprichwörtlich ist. Hier um so zuversichtlicher, weil Praxiteles das fragliche Denkmal nicht im Auftrage eines andern als Künstler gesetzt zu haben braucht, sondern in eigener Angelegenheit als Chorege setzen konnte. War er doch attischer Bürger, durch Verschwägerung in vornehmster gesellschaftlicher Stellung und nach all den zahlreichen Zeugnissen und Anzeichen der Überlieferung,[29]) an die ich nicht zu erinnern brauche, in Verhältnissen, die ihn zu mehr als einer Choregie verpflichten konnten. Auch auf die bekannte Anekdote von seinem Verhältnis zur Hetaire Phryne und dem berühmten Satyr, den er in die Tripodenstraße stiftete, würde damit neues Licht fallen.



Fig. 144
Relieffragment aus hymettischem Marmor vom Dionysostheater.

Was auf der Stele dargestellt war und mit τοιάδε δῶρα bezeichnet ist, lässt sich nicht errathen. Als eine Möglichkeit schien mir früher erwägenswert, dass das in Fig. 144 abgebildete Relieffragment[30]) wegen des Materials, das gleichfalls hymettischer Marmor ist, und wegen des gleichen Fundorts als ein Überrest zugehören könnte, was die Maße an sich erlauben würden. Doch hat es oben wie rechts einen Rahmen, die Darstellung scheint sich linkshin fortgesetzt zu haben, und nach einem vom rechten Rande vorstehenden unbearbeiteten Maße kann es, wie Wilhelm bemerkt, überhaupt kaum einer Stele angehört haben, werde eher in eine Wand eingelassen gewesen sein. Nicht minder schwierig ist die Frage, wie Nike und Dionysos ὑπὸ τρίποσιν vorzustellen seien. Nach Pausanias Beschreibung der Tripodenstraße[31]) hauptsächlich hatte O. Müller unter allgemeinem Beifall die Hypothese begründet, dass Statuen zwischen den Dreifußbeinen aufgestellt worden seien, wie unter den fünf von Pausanias in Amyklai beschriebenen Dreifüßen je eine Statue, auch hier ὑπὸ τρίποδι bezeichnet, in der Mitte (statt der sonst vorkommenden Säule) gestanden habe. Indessen nothwendig, wenn auch künstlerisch denkbar, ist dies letztere nicht; sprachlich würde man dann eher

[29]) Vergl. Klein, Praxiteles 6 ff.
[30]) Heydemann n. 715; v. Sybel n. 3912.
[31]) Vergl. den Commentar von Blümner zu Pausanias I 20, 1.

ἐν τρίποδι erwarten; jene Stelle des Pausanias aber ist in solcher Zerrüttung überliefert, dass ihr Sicheres nicht abzugewinnen ist, und wie Statuen zwischen den Dreifußbeinen stehen könnten, ohne von den Verbindungsstäben überschnitten zu werden und an Profilwirkung durch gegenseitige Deckung zu verlieren, erscheint mindestens als ein offenes Problem. Dazu macht Reisch den schwerwiegenden Umstand geltend, dass es unter den erhaltenen Denkmälern an zeitlich beweiskräftigen Analogien für eine solche Aufstellungsweise fehle, daher Klein sie kurzerhand als ‚eine rein moderne‘ und nicht ‚sehr geschmackvolle Gelehrtenfiction‘ verurtheilt.[32]) Jetzt beweist die oben behandelte Dreifußbasis, dass ὑπὸ τρίποσιν in ganz anderem Sinne gedacht sein könne, und wenn mir mit Recht von einem ersten Graecisten versichert wurde, dass εἵσατο, auch von Relieffiguren gesagt, wofür ich keinen Beleg anführen kann, sprachlich unbedenklich sei, so liegt die Möglichkeit vor, dass die Dreifußbasis geradezu von dem Praxitelischen Denkmal herrührt, auf welches das Epigramm anspielt.[33])

Freilich zunächst schwerlich mehr als eine Möglichkeit. Ich möchte weitere Aufschlüsse abwarten und mich eines Urtheils enthalten. Es genügt, schien mir aber geboten, einmal zusammenzustellen und doch auseinanderzuhalten: einerseits, dass die mit Dionysos und Niken geschmückte Dreifußbasis der Tripodenstraße sich stilistisch als ein Werk Praxitelischer Kunst zu erkennen gebe; anderseits, dass nach einem inschriftlichen Zeugnis Praxiteles unter zwei Dreifüßen die gleichen Gottheiten am gleichen Ort dargestellt habe. In den Denkmälern ist Nike mit Dionysos sonst überaus selten verbunden. Gegenwärtig ist mir eine solche Verbindung nur von späten Vasen.[34])

W i e n. OTTO BENNDORF.

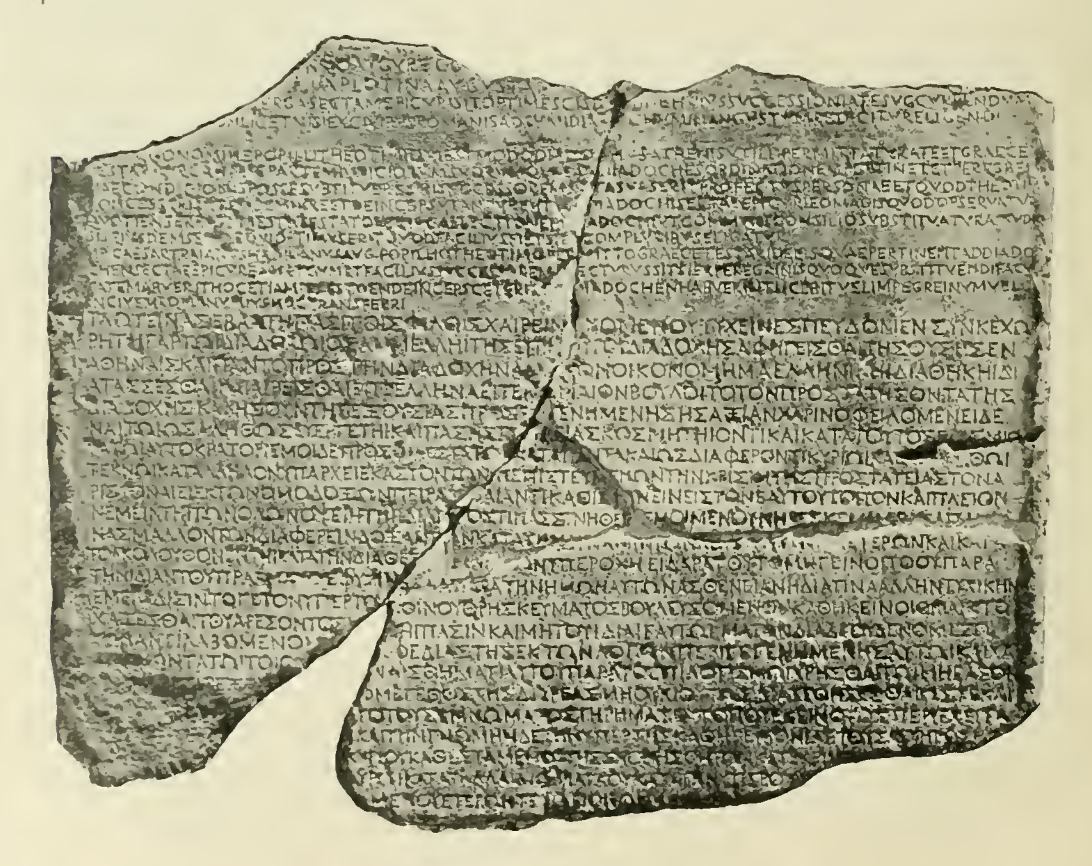
[32]) Reisch a. a O. 112, 4; Klein a. a O. 189; E. Petersen in der Festschrift für O. Benndorf 132 ff. — Zwei auf Kugeln gestellte Niken erscheinen unter dem Kessel des delphischen Dreifußes, und zwar zwischen den Beinen auf einem formell höchst seltsamen Untersatz postiert, in einem Thonrelief der Sullanischen Zeit, welches Apollon und Herakles im Dreifußraube darstellt. (Campana, Opere in plastica I 20; Welcker, Alte Denkmäler II 309 Taf. XV 29.) Ob und inwieweit diese Composition in jenem Detail antik ist, wird die bevorstehende kritische Ausgabe der von Campana viel misshandelten Thonreliefs lehren. Keinesfalls erlaubt sie Muthmaßungen für die Kunst des vierten Jahrhunderts. Nicht vor einem Dreifuß, sondern einem auf säulenartig hohem Fuße ruhenden Kessel steht Nike in einer kyprischen Steinsculptur (R. v. Schneider, Jahrbuch, Beiblatt VI 170, 4); das Verhältnis von Figur und Geräth mag an den mit je einer Statue geschmückten amykläischen Dreifüßen ähnlich gedacht werden.

[33]) Πάρεδρον wenigstens stünde schon deshalb nicht entgegen, weil Nike neben Dionysos nicht sitzen kann. Ihr Beruf ist der Flug, es sind verschwindende Ausnahmen (Studniczka, Nike 20 ff.), wenn sie gelegentlich auch einmal ruhend gebildet wird.

[34]) Mon. d. inst. X 3; Laborde, Vases de Lamberg I 58 (nicht in Wien); Catalogue of vases in the British Museum III (C. Smith) 425; IV (Walters) 69; 171; 163. Die Deutung einer Vase in Karlsruhe (Winnefeld n. 261) ist ganz unsicher.

Ein Brief der Kaiserin Plotina.

Wie dem ersten Herausgeber, Pittakis, blieb auch dem letzten, W. Dittenberger, die im CIA III 49 abgedruckte Inschrift ein unbequemes Räthsel. Die folgenden Mittheilungen geben seine Lösung. Nach Ἐφημ. ἀρχ. 1956 im westlichen Gebiete des Peiraieus gefunden, ist der Stein ein Theil der bekannten auf die Nachfolge in der Schule Epikurs bezüglichen Urkunde und passt, den Brief der Kaiserin Plotina wesentlich vervollständigend, rechts unten unmittelbar an die vier Bruchstücke an, die bei den Ausgrabungen der archäologischen Gesellschaft westlich vom Thurme der Winde in Athen im Jahre 1890 zutage gekommen und von Stephanos A. Kumanudis in einem der letzten Beiträge, die er der neuen Ἐφημερὶς ἀρχαιολογικὴ widmete (1890, S. 141), veröffentlicht sind. Das ganze Denkmal, das sich jetzt, auf meine Veranlassung zusammengesetzt, in der Inschriftensammlung des Nationalmuseums zu Athen befindet, zeigt nachstehende Abbildung in ungefähr 1/7 der wirklichen Größe.



Schwer verstümmelten Resten einer ersten Zeile — ς χαλ — folgt auf der 0·90^{m} breiten, 0·14^{m} dicken und noch 0.77^{m} hohen, rechts und links von erhöhtem Rande umgebenen, aus weißem Marmor gefertigten Platte in der zweiten, lateinisch, eine Datierung: [*M. Annio Vero II — A*]*rrio Augure co*[*ss.* Ihr zufolge gehört die Urkunde in das Jahr 121 n. Chr. Der Geschlechtsname, früher nicht erkannt, trotzdem nur ein Buchstabe fehlt, ist nun, wie ich P. v. Rohden, Pauly-Wissowa II 2312 und E. Klebs, Prosopographia I 140 entnehme, auch durch die Inschrift CIL III Suppl. 12283 bezeugt.

Dann folgt ein Schreiben der Kaiserin Plotina an ihren Sohn Hadrian. Sie bittet, es möge Popillius Theotimus, zur Zeit Diadochen der Epikureischen Schule in Athen, und den künftigen Schulhäuptern gestattet werden, die Bestimmung über die Nachfolge durch ein griechisches Testament zu treffen und zum Nachfolger auch einen Peregrinen zu ernennen.

A Plotina Augusta.

Quod meum studium] *erga sectam Epicuri sit, optime scis. d*[*om*]*ine. huius successioni a te succurrendum* | [*est. nunc quia n*]*on licet nisi ex civibus Romanis adsumi dia-*[*do*]*chum, in angustum redi*[*g*]*itur eligendi* | [*facultas.*] | *rogo e*]*rgo nomine Popilli Theotimi qui est modo diado*[*c*]*hus Athenis, ut illi permittatur a te et Graece* | [*t*]*estari circa hanc partem iudiciorum suorum quae ad diadoches ordinationem pertinet et peregrei*|*nae condicionis posse sub*[*s*]*tituere sibi successorem, s*[*i i*]*ta suaserit profectus personae, et quod Theotimo* | *concesseris ut eodem iure et deinceps utantur futu*[*ri*] *diadochi sectae Epicuri eo magis quod opservatur* | *quotiens erratum est a testatore circa electionem* [*di*]*adochi, ut communi consilio substituatur a studio*|*sis eiusdem sec*[*t*]*ae qui optimus erit, quod facilius fiet, si e*[*x*] *compluribus eligatur.*

Den Anfang des Schreibens haben Kumanudis und Diels (Archiv für Geschichte der Philosophie IV 487) *Qui meus favor*] *erga sectam Epicuri sit* ergänzt. Ich erkenne vor *erga* ein Stück einer senkrechten Linie, das ich mit R nicht zu vereinen vermag. Da zudem ein etwas längeres Wort dem Raume besser entspricht, habe ich — daran hatte übrigens auch Kumanudis schon gedacht — *quod meum studium* eingesetzt. Auch den Anfang der siebenten Zeile ergänze ich anders als meine Vorgänger. Kumanudis Vorschlag *eligendi* [*optio. a*]*go.* der zudem mitten im Briefe eine Zeile völlig frei lässt, und Diels Lesung *eligendi* [*facultas. ro*]*go.* die diesem Einwande entgeht, aber mit *ro*]*go* den Anfang der siebenten Zeile nicht füllt, scheitern beide daran, dass vor *go* Reste eines R und davor auch noch Spuren des untersten Striches eines E sichtbar sind. Mit

der üblichen Formel[1]) *rogo e]rgo* beginnt in einer neuen Zeile der Hauptsatz des ganzen Briefes.

Des Kaisers Antwort gewährt die Bitte:

I]mp(erator) Caesar Traianus Hadrianus Aug(ustus) Popillio Theotimo permitto Graece testari de eis quae pertinent ad diado|chen sectae Epicureae, sed cum et facilius successorem [el]ecturus sit, si ex peregrinis quoque substituendi facul|tatem abuerit. hoc etiam praesto e[t] deinceps ceteris [qui] diadochen habuerint licebit vel im pe[re]greinum vel | in civem Romanum ius hoc transferri.

Ein griechischer Brief der Kaiserin Mutter verkündigt ‚allen ihren Freunden' die durch ihres Sohnes Gnade erlangte Begünstigung. Ich lasse der Umschrift einen Versuch der Übersetzung folgen.

Πλωτεῖνα Σεβαστὴ πᾶσι τοῖς φίλοις χαίρειν. [Ἔ]χομεν οὗ τυχεῖν ἐσπεύδομεν. Συνκεχώ-
ρηται γὰρ τῶι διαδόχωι ὃς ἂν μέλληι τῆς Ἐπικούρου διαδοχῆς ἀφηγεῖσθαι τῆς οὔσης ἐν
Ἀθήναις καὶ πᾶν τὸ πρὸς τὴν διαδοχὴν ἀν[ῆ]κον οἰκονόμημα Ἑλληνικῆι διαθήκηι δι-
ατάσσεσθαι καὶ αἱρεῖσθαι εἴτε Ἕλληνα εἴτε Ῥωμαῖον βούλοιτο τὸν προστατήσοντα τῆς
5 διαδοχῆς. Καλῆς οὖν τῆς ἐξουσίας προσγ[εγ]ενημένης ἧς ἀξίαν χάριν ὀφείλομεν εἰδέ-
ναι τῶι ὡς ἀληθῶς εὐεργέτηι καὶ πάσης π[α]ιδείας κοσμητῆι ὄντι καὶ κατὰ τοῦτο σε[βα]σμιω-
τ]άτωι αὐτοκράτορι, ἐμοὶ δὲ προσφιλεστάτω[ι] κατὰ πάντα καὶ ὡς διαφέροντι κυρίωι καὶ ὡ[ς ἀγ]αθῶι
τέκνωι. κατάλληλον ὑπάρχει ἕκαστον τῶν πεπιστευμένων τὴν κρίσιν τῆς προστατείας τὸν ἄ-
ριστον αἰεὶ ἐκ τῶν ὁμοδόξων πειρᾶσ[θ]αι ἀντικαθιστ[ά]νειν εἰς τὸν ἑαυτοῦ τόπον καὶ πλεῖον
10 νέμειν τῆι τῶν ὅλων ὄψει ἢ τῆι ἰδίᾳ [πρ]ός τινας συνηθεί[αι]. Ἐμοὶ μὲν οὖν ἤρεσκε μηδὲ [ἀγα]π[ᾶν τι-
νας μᾶλλον τῶν διαφέρειν δοξάντων κατὰ τὴν δύναμιν τῶν λό[γ]ω[ν τ]ῶν [ἡμ]ετέρων καὶ κατὰ
τὸ ἀκόλουθον ἐν τῆι κατὰ τὴν διάθεσ[ιν τ]ῶν [ἠθ]ῶν ὑπεροχῇ. Εἰ δ' ἄρα τοῦτο μὴ γε ίνοιτο, οὐ παρὰ
τὴν ἰδίαν τοῦ πράγματος φύσιν. ἀλλὰ παρὰ τὴν ἡμῶν αὐτῶν ἀσθένειαν ἢ διά τινα ἄλλην τυχικὴν
ἐμπόδισιν, τό γε τὸν ὑπὲρ τοῦ κοινοῦ θρησκεύματος βουλευσόμενον καθήκειν οἴομαι [σ]το-
15 χάζεσθαι τοῦ ἀρέσοντος [κοιν]ῆι πᾶσιν καὶ μὴ τοῦ ἰδίαι ἑαυτῶι. Μὰ τὸν Δία δὲ οὐδὲ νομίζω
τὸν ἀντιλαβόμενον [τῆς] ὠφελίας τῆς ἐκ τῶν λόγων περιγεγενημένης αὐτῶι καὶ χά-
ριν ἔχ]οντα τῶι τοιο[ύτῳ συ]ναισθήματι αὐτοῦ παρὰ τὸ ἐπιλογισμῶι χρῆσθαι τῶι μὴ ἐάσον-
τι αὐτὸν] παρεξεν[εγκεῖν τ]ὸ μέγεθος τῆς δωρεᾶς μὴ οὐχὶ οὕτως διατεθήσεσθαι ὥστε καὶ
τὸ τοῦ σεμνώματος τήρημα τοῦ τόπου ἐκείνου ὃς περιέχει τὰ
20 καὶ τὴν γνώμην δὲ τὴν ὑπὲρ τῆς καθηγεμονίας τοῦ σωτῆρος η . .
κυρίου καθεσταμένου τῆς σχολῆς ὄντων κατ' ἐκεῖνον [τὸν καιρὸν? . . .
Ἐπικ]ούρωι κατὰ τἆλλα ἰδιώματα οὐ κατὰ τὴν ὑπεροχὴ[ν
. μένου ἑτέρων τε πλειόνων κα

[1]) Es genügt auf Plinius Briefe an Kaiser Trajan zu verweisen 4; 8; 10; 11 u. s. w.; precor eego 1, quare rogo 5. rogo itaque 6.

„Kaiserin Plotina sagt allen ihren Freunden ihren Gruß. Wir haben erreicht, was wir anstrebten. Denn es ist gestattet worden, dass das jeweilige Haupt der Epikureischen Schule in Athen in Zukunft sowohl jede auf die Nachfolge bezügliche Verfügung durch ein griechisches Testament treffe, als auch nach Belieben einen Griechen oder einen Römer zum Vorstande der Schule wähle. Da uns nun zum Glücke diese Ermächtigung zutheil geworden ist, die uns zu gebürender Dankbarkeit dem Kaiser gegenüber verpflichtet, der uns als wahrer Wohlthäter und Schirmherr aller Bildung und in dieser Beziehung höchst verehrungswürdig zu gelten hat, mir aber in jeder Hinsicht in besonderer Liebe angehört sowohl als erhabener Herr wie als trefflicher Sohn, so ist es angemessen, dass jeder, dem die Entscheidung über die Vorstandschaft anvertraut ist, von den Glaubensgenossen stets den Besten an seine Stelle zu bringen bemüht sei, und mehr auf die Ansehung des Ganzen als auf persönliche Freundschaftsbeziehung zu einzelnen Gewicht lege. Mir nun sollte es gefallen, dass er niemanden auch nur mehr liebte als die, die sich durch ihre wissenschaftliche Bedeutung und dementsprechend durch ihre hervorragenden Charaktereigenschaften Ruf erwarben. Sollte dies aber nicht der Fall sein, nicht der Natur der Sache nach, sondern vermöge unserer eigenen Schwäche oder sonst eines zufälligen Hindernisses wegen, so hat meiner Meinung nach, wer für den Glauben unserer Gemeinde sorgen will, wenigstens diese Pflicht, auf das, was allen insgemein, und nicht, was ihm für seinen Theil gefallen wird, bedacht zu sein. Auch bin ich, bei Zeus, der Meinung, dass, wer den Nutzen erfasst hat, der ihm aus unserer Lehre erwuchs, und in solchem Bewusstsein dankbar ist, vermöge der Überlegung, die ihm Missbrauch des großen Zugeständnisses untersagt, seine letztwillige Verfügung jedesfalls so treffen werde, dass zugleich (?) die Wahrung der Würde jenes Platzes [gesichert wird?], der . . . . .“

Für die fünf letzten Zeilen habe ich eine einleuchtende Erklärung und Ergänzung nicht vorzutragen. Es ist anscheinend von der Meinung Epikurs selbst, der in überschwänglicher Verehrung der Retter und Erlöser (σωτήρ) heißt, über die Leitung der Schule (*καθηγεμονία* — das Wort ist noch nicht gebucht —) die Rede. Vielleicht darf man Z. 21 *πρώτου] κυρίου καθεσταμένου τῆς σχολῆς* ergänzen und diese Worte wieder auf den Stifter der Schule beziehen. Dass auf Verhältnisse der Vergangenheit verwiesen war, lehrt, falls diese Vermuthung zutrifft, *κατ' ἐκεῖνον [τὸν καιρόν?*, und was sich in den beiden letzten Zeilen erkennen lässt, dürfte von Schülern Epikurs, dessen Nennung Z. 22 Ἐπικ]ούρωι mich zuerst die Bedeutung der Inschrift errathen ließ, gesagt sein. Trügt der Schein nicht, so

hat der Brief der Kaiserin auf die Einsetzung des Hermarchos als ersten Nachfolgers des Stifters und die Rücksichten, die Epikuros bei dieser Wahl bestimmten, Bezug genommen.[2])

Die sachliche Erklärung der Urkunde ist nach Kumanudis von H. Diels und R. Dareste gegeben worden, und ich kann mich mit einem Verweise auf ihre Ausführungen (Archiv für Geschichte der Philosophie IV 488; Nouvelle Revue historique de droit 1892, p. 622) umsomehr begnügen, als das von mir hinzugefügte Stück in dieser Hinsicht nichts Neues lehrt.[3]) Eine stilistische Würdigung des Briefes will und kann ich nicht versuchen. Auch die früheren Vermuthungen über Inhalt und Zeit der Inschrift CIA III 49 bedürfen einer Erörterung nicht mehr. So erübrigen nur wenige Bemerkungen.

Wie der Abdruck in der Ἐφημερὶς nicht erkennen lässt, zeigt der Anfang des griechischen Briefes und eines der lateinischen Schriftstücke ἔκθεσις,[4]) die denn auch für die verlorenen Anfänge der übrigen vorauszusetzen ist; die Sätze sondern kleine Zwischenräume Z. 1; 5; 12; 15. Die Verbalsubstantiva auf -μα, deren der Brief nicht weniger als sechs zeigt: οἰκονόμημα, θρήσκευμα, συναίσθημα, σέμνωμα, τήρημα, ἰδίωμα, haben früher veranlasst, die Inschrift CIA III 49 in sehr späte Zeit zu setzen, da solche Bildungen als dem byzantinischen Griechisch eigen galten. Nur die Rücksicht auf Schrift und Orthographie hat den letzten Herausgeber bewogen, sie doch wenigstens dem dritten oder vierten Jahrhundert n. Chr. zuzuweisen. Erweiterte Kenntnis und vorurtheilsfreie Anschauungen über die Entwicklung der griechischen Sprache werden heute solche Beurtheilung nicht mehr erlauben: da jene Substantiva schon in der Sprache der Ionier und der tragischen Dichter viel häufiger begegnen als im strengen Attisch und vollends dem hellenistischen Griechisch ganz geläufig sind, haben sie schon für gute Zeit als Besitz der Volkssprache zu gelten. Nicht überraschend, aber in neueren Untersuchungen nicht immer berücksichtigt[5]) und angesichts dieses Briefes der kaiserlichen Gönnerin Epikureischer Lehre bemerkenswert ist die starke Verwendung solcher Bildungen, die sich der Stifter der Schule selbst erlaubte. Kleomedes[6]) macht ihm Worte wie

[2]) Vgl. Seneca ep. 52, 3; Usener, Epicurea 159. Dazu nun Th. Gomperz, Platonische Aufsätze II (Wiener Sitzungsberichte 1899 CXLI) 6.

[3]) P. F. Girards Abdruck (Textes de droit romain 158), auf den Inscr. jurid. II 108 verwiesen wird, ist mir nicht zur Hand.

[4]) Vgl. meine Bemerkung Serta Harteliana 232; v. Wilamowitz, Jahrbuch 1899, S. 52.

[5]) So in der sonst tüchtigen Dissertation von O. Glaser, De ratione quae intercedit inter sermonem Polybii et eum qui in titulis saeculi III. II. I. apparet (Gießen 1894) 52 ff.

[6]) II 1 p. 112 Bake; Usener, Epicurea 89; Th. Gomperz, Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik CIX 169.

καταστήματα, ἐλπίσματα, λίπασμα, ἀνακραυγάσματα, ληκήματα καὶ ἄλλας τοιαύτας κακὰς ἄτας, zum Vorwurfe, ὧν τὰ μὲν ἐκ χαμαιτυπείων ἄν τις εἶναι φήσειε, τὰ δὲ ὅμοια τοῖς λεγομένοις ἐν τοῖς Δημητρίοις ὑπὸ τῶν θεσμοφοριαζουσῶν γυναικῶν, τὰ δὲ ἀπὸ μέσης τῆς προσευχῆς καὶ τῶν ἐπ᾽ αὐταῖς προσαιτούντων Ἰουδαϊκά τινα κτλ., und, wie meine Sammlungen lehren, weisen die Reste der Schriften des Meisters denn auch eine überaus stattliche Zahl solcher Bildungen auf. Τὸ τοῦ σεμνώματος τήρημα in Plotinas Brief Z. 19 klingt geradezu an eine Stelle in Epikuros Brief an Herodotos 77 (Usener p. 28) an: πᾶν τὸ σέμνωμα τηρεῖν.

Zu Z. 11 κατὰ τὴν δύναμιν τῶν λόγων τῶν ἡμετέρων seien für die Verbindung derselben Worte Alexis bekannte Verse Athen. XIII 610 e: τοὺς τὰς τῶν λόγων, ὥς φασι, δυνάμεις παραδιδόντας τοῖς νέοις ἐς κόρακας ἐρρίφασιν ἐκ τῆς Ἀττικῆς beigebracht, und für τῶν λόγων τῶν ἡμετέρων, wenn es dessen überhaupt bedarf, an die Bezeichnung der Häupter einer anderen Schule CIA III 772 a (add. p. 503): 1441 τὸν διάδοχον τῶν ἀπὸ Ζήνωνος λόγων erinnert. Ehreninschriften ἀρετῆς ἕνεκα καὶ λόγων, Ἐφημ. ἀρχ. 1883, p. 20; ἐπὶ ἀνδραγαθίᾳ καὶ λόγοις CIG 4679; διά τε τὴν ἐν τῷ ἐπιτηδεύματι ὑπεροχὴν καὶ τὴν περὶ τὰ ἤθη σεμνότητα CIA III 769 betonen dieselben Verdienste, die die Kaiserin an dem Vorstande voraussetzt. Zu τοῦ τόπου ἐκείνου Z. 19 verweise ich auf eine Stelle in Lykons Testament Diog. V 70: συγκατασκευαζέτωσαν δὲ καὶ οἱ λοιποὶ γνώριμοι κἀμοῦ καὶ τοῦ τόπου χάριν. Die Ergänzung παρεξενεγκεῖν Z. 18 scheint geboten, da nach παρεξ EN sicher ist, wenn ich auch παρεκφέρω ähnlich nicht zu belegen vermag. Die Reste der Z. 22 nach πλειόνων entziehen sich der Deutung.

Auch als Schriftdenkmal ist die Urkunde von hervorragender Bedeutung. Dieselben einfachen und doch eleganten Buchstaben zeigen zwei andere Inschriften Hadrianischer Zeit: die Verordnung über den Ölverkauf auf dem Pfeiler bei dem Marktthore in Athen CIA III 38 und der von mir aus zwei Bruchstücken (Philologus 1870, S. 694 im Peiraieus und Bull. de corr. hell. 1882, p. 250 auf Tenos) hergestellte Erlass über Abgaben des Fischhandels, den ich ebenfalls auf Hadrian zurückführen zu dürfen glaube.

Athen. ADOLF WILHELM.

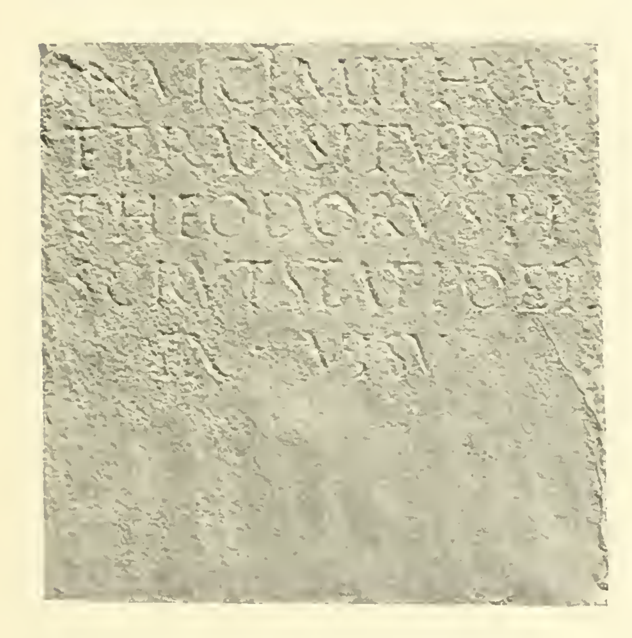


BEIBLATT

Vorbericht über Ausgrabungen in Pettau.

(Fortsetzung; s. oben Sp. 87 ff.)

6. Inschrift auf Altar; auf der rechten Nebenseite Hahn, auf der linken Rabe auf phrygischer Mütze, darüber Stern.



Invict(o) Mithrae | et transitu Dei | Theodorus p(ublici) p(ortorii), scrut(ator) stat(ionis) Poet(ovionensis), | ex visu.

Die Buchstabenverbindung SCRVT kommt auch auf der Inschrift CIL III 5122 (von der Zollstation Atrans) vor: Libero | patri | sacr(um), Abascantus | Antoni Rufi s(ervus) | SCR·V·T· v(otum) s(olvit) l(ibens) m(erito). So nach der Lesung Mommsens, während Hirschfeld (III S. 1827) SC·R·V·T· liest. Mommsen weist wegen der sicher vorhandenen Punkte die Auflösung früherer Herausgeber scrut(arius) zurück, ohne selbst eine Auflösung zu geben. In unserer Inschrift sind die Punkte so genau gesetzt — einer erscheint sogar am Ende der Z. 3 nach dem zweiten P, wo er nach dem stehenden Gebrauche der Inschriften überflüssig ist —, dass es mir ausgeschlossen scheint, dass sie zwischen den Buchstaben SCRVT, falls diese Siglen verschiedener Worte wären, fehlen sollten. Die Ergänzung zu scrut(arius), ‚Trödler, Verkäufer alter Waren' ist ja möglich, aber scheint mir doch gegen die von mir vorgeschlagene scrut(ator) zurücktreten zu müssen. Ich habe sie vorgeschlagen, als ich die Inschrift für das Supplement des 3. Bandes des Corpus an O. Hirschfeld einsandte, und sie hat die Billigung dieser Autorität in lateinischer Epigraphik gefunden. Hirschfeld hatte zugleich die Güte, mich auf Quintilian Declamat. 359 aufmerksam zu machen: praeter instrumenta itineris omnes res quadragesimam publicano debeant: publicano scrutari liceat . . . hos (uniones) cum requireret publicanus, matrona scrutandi potestatem fecit. publicanus noluit scrutari und auch weiterhin: scrutari matronam . . . scrutationem permisisse. Scrutari ist also der technische Ausdruck für Zollrevision. Hirschfeld hält dieselbe Ergänzung bei n. 5122 für sicher und möchte sie auch für n. 5124 vorschlagen, obgleich dort auch [c(ontra)]scr(iptor) mögich ist. Ich verweise noch auf die Scene, die Philostratos (vit. Apollon. II, 25 Kayser) bei der Zollstelle am Zeugma beschreibt.

Um die Zeit der Inschriften und damit auch der Erbauung des Mithraeums zu bestimmen, ist von den Inschriften 1—4 auszugehen, die zweifellos zuerst in dem Heiligthum aufgestellt wurden. Dass sie gleichzeitig sind, beweist der gleiche Ductus der Buchstaben und das Vorkommen derselben Namen (der vilicus Primus in 1 und 4, der conductor Antonius Rufus und der vilicus und vicarius Prudens in 2 und 4; n. 2 ist etwas jünger als n. 4, da Prudens in 2 vilicus, in 4 noch vicarius vilici ist).

Die Zeit des conductor publici portorii Illyrici C. Antonius Rufus, der auch praef(ectus) veh(iculorum) und proc(urator) Aug(usti) gewesen ist, hat Patsch, Röm. Mitth. VIII (1893) 192 ff. bestimmt[2].

[2]) Durch Nachweisung dieses Aufsatzes hat mich Prof. v. Domaszewski zu bestem Danke verpflichtet.

mit Hilfe der Inschrift CIL III 1568 aus Mehadia. Sie gehört, wie die Consulnamen Barbarus und Regulus zeigen, in das Jahr 157 n Chr. Die Inschrift ist eine Weihung des Felix Rufi Saturnini c(onductorum) p(ublici) p(ortorii servus) an Hercules Augustus. Die Annahme von Patsch (S. 197), dass der Sclave Felix als Eigenthum der beiden Zollpächter C. Antonius Rufus und T. Iulius Saturninus bezeichnet werden sollte, wird glänzend bestätigt durch unsere Inschrift 2, in der derselbe Felix als zur Sclavenfamilie des Antonius Rufus gehörig erscheint. Auch die Vermuthung desselben Gelehrten (S. 198, 1), dass außer Rufus und Saturninus noch Q. Sabinius Veranus dieser societas von illyrischen Zollpächtern angehört habe, so dass wir für das Jahr 157 eine Gesellschaft von drei Zollpächtern anzunehmen haben, wie für die Jahre 161—168 n. Chr. die der drei Julier Januarius, Capito, Epaphroditus bezeugt ist (Mommsen CIL III zu n. 753), findet in den neuen Inschriften ihre Bestätigung, da hier (n. 3) gleichzeitig mit Antonius Rufus Sabinius Veranus als Zollpächter auftritt. Somit müssen die Inschriften des Mithraeums zwischen ca. 157 und 161 n. Chr. gehören. Ob es möglich ist, dieselben vor 157 anzusetzen, bleibt zweifelhaft. Denn die Beziehung der Zeichen ANNO · XI in Z. 4 der schlecht überlieferten Inschrift aus Mehadia auf das 11. Geschäftsjahr der societas, die Patsch annimmt, ist, obgleich sie durch die Wachstafel XXIII CIL III 958 (T. Iuli Saturnin(i) conduct(oris) Illyr(ici) ann(o) VI empfohlen wird, nicht ganz sicher. Wenn diese Erklärung aber das Richtige treffen sollte, so würde sich für unsere Inschriften die Zeit zwischen 147—161 n Chr. ergeben. Jedenfalls gehört unser Mithraeum zu den ältesten der bisher bekannten. Cumont (in Roschers Lexikon der griech. und röm. Mythol. II 3033) zählt nur vier auf, die sicher älter sind.

Die n. 5 und 6 müssen jünger sein, da sich 5 auf eine Restauration bezieht und 6 offenbar zu diesem damals errichteten Monumente gehört. Dies beweisen auch die Buchstabenformen und die beiden Ligaturen in n. 6. Genaueres lässt sich nicht bestimmen, da weder der manceps C. Caecina Calpurnius, der den Neubau gepachtet und ausgeführt hatte, noch der scrutator Theodorus sonsther bekannt sind. Doch wird man die Inschriften nach dem Schriftcharakter nicht später als in den Anfang des dritten Jahrhunderts n. Chr. setzen wollen.

Von einem zweiten Mithraeum, welches innerhalb der jetzigen Stadt Pettau am linken Draufer am oberen Ende der Herrengasse beim ehemaligen Dominicanerkloster (jetzt Kaserne) gelegen hat, zeugen vier Inschriften CIL III 4039; 4041; 4042; Suppl. 10874 (= Cumont, Textes et mon. 145 n. 354—357). Dies Mithräum, das Aurel(ius) Iustinianus, dux (Pannoniae primae et Thraciae ripensis nach Mommsen zu n. 4039) restituierte, muss nach den Angaben, die A. v. Premerstein (Arch.-epigr. Mitth. X 235) auf dieses Gebäude bezieht, größer und glanzvoller gewesen sein als das von mir aufgedeckte. Es sind aber keine Sculpturen von demselben erhalten, und ergeben die Inschriften auch nichts Neues für den Mithrascult.

Anders verhält es sich mit den Inschriften aus dem Mithräum von Unter-Haidin. Zwar Weihungen an die petra genetrix sind häufig genug (Zusammenstellung im Index zu Cumont, Textes et mon. 533, 1). Sehr bemerkenswert ist aber die einzig dastehende Weihung an die Natura Dei, welche auf der Basis unter der Felsengeburt des Gottes erscheint. Mein erster Gedanke war, dass diese Weihung der ‚Natur', dem ‚Wesen' des Gottes gelte, die sich dem Eingeweihten in dem Hervorgehen des lichtspendenden Gottes aus dem Dunkel des Steines oder der Grotte offenbare. Ist doch die Bezeichnung θεὸς ἐκ πέτρας für Mithras gerne von den Alten als die kürzeste und charakteristischeste gewählt worden. Ich habe aber diese Auffassung dem entschiedenen und begründeten Einspruch Cumonts gegenüber aufgegeben. Natura ist hier in freilich seltenem Gebrauch als ‚Geburt' aufzufassen, und dies wird neben der Abstammung des Wortes von nasci—natus, wie genitura von gignere—genitus, worauf Cumont hinweist, durch die folgende Glosse bewiesen: G. Goetz, Corp. glossar. Latin. IV 122, 24: natura. corpus ingenium genitura (aus den glossae cod. Vat. 3321; dieselbe wiederholt in den glossae Affatim Goetz IV 540, 25 und im glossarium Amplonianum secundum V 312, 39.[3]) Dazu kommt, dass der Altar für die petra genetrix, wie die Fundthatsachen beweisen, in ebenso engem Zusammenhang mit der Sculptur (4) stand, wie die Sculptur mit dem stiertragenden Gotte (5) zu dem vor ihm stehenden Altar (6). Es ist hier also derselbe religiöse Gedanke in zwei Monumenten ausgedrückt, der in der Weihung aus Trient CIL V 5020 (= Cumont 125 n. 183): Gen(etric)i|

[3]) Ich habe meinem Collegen H. Schenkl für den gefälligen Nachweis dieser Glossen zu danken. Eine Stelle aus der römischen Literatur zu finden, in der natura zweifellos in dieser Bedeutung vorkommt, ist uns nicht gelungen.

pro ge(nitura) | Dei . . . in kürzester Fassung erscheint.

Ebenso einzigartig unter den bisher bekannten Mithrasdenkmälern sind die beiden Weihungen an den transitus Dei auf 5 und 6. Und sie sind viel interessanter, da sie uns nicht nur eine schon bekannte Anschauung der Mithrasdiener in ungewohnter Form bringen, sondern, wenn ich nicht irre, eine ganz neue Erklärung für eine Darstellung aus der Mithraslegende bieten. Bisher wird die häufig (s. oben) auftretende Scene des stiertragenden Gottes mit Berufung auf Firmicus Maternus, De err. profan. relig. c. 4 (= Cumont, Textes 14; vgl. Porphyrios, De antr. nymph. c. 18 = Cumont, Textes 40 und Commodian Instruct. I 13 = Textes 9) als eine Darstellung der βουκλοπία, der Mithras hier als βουκλόπος θεὸς gefasst (zuletzt Cumont in Roschers Lexikon II 3050). Diesen Sinn kann man aber unmöglich in den Worten transitus Dei finden: der taurophore Gott ist hier offenbar als der Vorüberwandelnde aufgefasst, aus der Finsternis zum Licht, oder wohl besser aus der Unterwelt durch die sublunare Region in die Oberwelt. Das Stiertragen ist eines der schweren ἆθλα, die Mithras im Dienste der zu erlösenden Menschheit verrichtet, etwa, wenn es gestattet ist, Kleines mit Großem zu vergleichen, der Kreuztragung Christi entsprechend. Ganz wie in unserem Heiligthum sind auch die Geburt des Gottes und das Stiertragen auf dem aus Bulgarien stammenden Relief (Cumont, Mon. 276 n. 134 Fig 119) in engste Verbindung gebracht: daneben ist die „Himmelfahrt" des Gottes dargestellt. Als βουκλοπία scheint mir dagegen die Reihe der Scenen aufzufassen zu sein, die erst den weidenden Stier, dann den sich ihm nähernden und zuletzt den auf dem Stier reitenden Gott zeigen (Cumont, Mon. n. 122; 123; 136; 163; 241; 245; 246; 272 u. s. w.), wozu auch der von Firmicus a. a. O. gebrauchte Ausdruck abactor gut stimmt.

Zum Schlusse fühle ich mich noch verpflichtet, den Herren vom Museumverein, besonders dem Herrn Bürgermeister von Pettau Ornigg und den Grundbesitzern in Unter-Haidin, namentlich dem Bauer J. Graber für ihr freundliches Entgegenkommen bestens zu danken. Die Ausgrabungen werden im Frühling fortgesetzt werden.

Graz, im März 1899. W. GURLITT.

Lykischer Sarkophag in Pola.

Im hiesigen k. u. k. Seearsenal steht ein Sarkophag aus Kalkstein, welchen nach freundlicher Mittheilung des k. u. k. Linienschiffscapitäns W. v. Mörth S. M. Schiff Pola 1884 von der Küste Lykiens und zwar von der Mündung des Flüsschens Andriakos nach Pola brachte. Er ist 2·42 m lang, 1·15 m (Kasten) + 0·7 m (Spitzbogendeckel) hoch und 1·1 m (Decke 1·35 m) breit. Der Deckel ist mit Mittel- und Eckakroterien und, wie der Kasten, mit den gewöhnlichen Steinbossen versehen. Die Vorderfläche des Kastens ist von Pilastern umrahmt und trägt in vertieftem Mittelfelde (0·78 m × 0·6 m) folgende schwerleserliche Inschrift:

ΤΗΝΣΩΜ . . . ΗΚΗΝΚΑΤΕΣΚΕ
ΑΥΡΠΑΡΔΑΛΑΣΕΠΑΦΡΟΔΕΙΤΟΥΜΥΡΕΥ . .
ΕΑΥΤΩΚΑΙΤΗΠΡ . ΚΕΚΗΔΕΥΜΕΝΗΓΥΝΑΙ
ΚΙΜΟΥΙΟΥΛΙΑΚΑΣ . Α . . ΙΚΑΙΤΩ . ΔΕΛ . . . ΜΟΥ
5 ΑΥΡΕΠΑΦΡΟΔΕΙΤΩ . ΑΙ . . . . . ΖΩΤΙ
ΚΩΚΑΙΤΟΙΣΟ . Ι ΤΟ . ΜΟΙΣ . ΕΦΑΝΩΚΑΙ
. ΡΙΣΤΩΝΙ . ΙΚΑΙ . . . . . ΗΚ . . . . . ΙΙΑΚ .
ΤΟΙΣ . ΑΥΤΩΝΓ . . ΝΗ . ΗΣΟΜΕΝΟΙΣ . . .
ΤΩΦΙΛΩΜΟΥ ΡΜΑΙΩΕΡΜ . . . ΝΟΥΣΜΥΡΕΙ
10 ΜΟΝΩΑΛΛΩΔΕΜΗΔΕΝΙΕΤ . ΡΩΕΞΟΝ
ΕΙΝΑΙΕΝΚΗΔΕΥΣΑΙ . ΟΦΕΙ . . ΣΕΙΤΩΙΕ
ΡΩΤΑΤΑΤΩΤΑΜΕΙΩ Χ ΧΕΙΛΙΑΚΑΙΟΕ
ΛΕΝΞΑΣΛΗΜ . ΕΤΑΙΤΟΤΡ . .

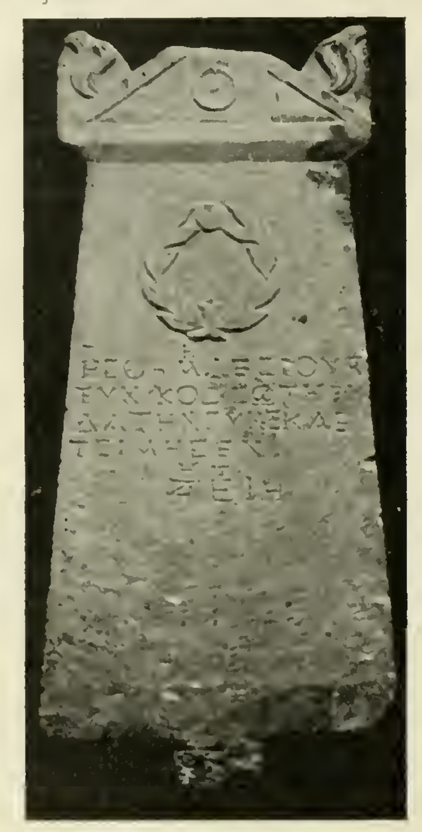
Z. 1 glaubte ich ΣΩΜΑΤ lesen zu können. Z. 12 Anf. scheint der dritte Buchstabe (T) aus P corrigiert zu sein.

Τὴν σωμ[ατοθ]ήκην κατεσκε[ύασεν
Αὐρ(ήλιος) Παρδαλᾶς Ἐπαφροδείτου Μυρεὺς
ἑαυτῷ καὶ τῇ προκ[ε]κηδευμένῃ γυναι-
κί μου Ἰουλίᾳ Κασιάδι καὶ τῷ [ἀ]δελφῷ μου
5 Αὐρ(ηλίῳ) Ἐπαφροδείτῳ καὶ τῷ [πατρὶ?] Ζωτι-
κῷ καὶ τοῖς [θ]ρ[ε]πτοῖ[ς] μο[υ] Στεφάνῳ καὶ
Ἀριστωνίδι καὶ Εὐτ[ύχ]ῃ κ[α]ὶ Δ[ε]ινί[ᾳ] κ[α]ὶ
τοῖς ἐξ αὐτῶν γεννη[θ]ησομένοις κ[α]ὶ
τῷ φίλῳ μου [Ἑ]ρμαίῳ [Ἑ]ρμογ[έ]νους Μυρεῖ
10 μόνῳ· ἄλλῳ δὲ μηδενὶ ἑτ[έ]ρῳ ἐξὸν
εἶναι ἐνκηδεῦσαι [ἢ] ὀφειλ[έ]σει τῷ ἱε-
ρωτά‹τα›τῳ ταμείῳ (δηνάρια) χείλια κ[α]ὶ ὁ ἐ-
λένξας λήμ[ψ]εται τὸ τρ[ίτ]ο[ν.

Pola, Jänner 1899. R. WEISSHÄUPL.

Aus dem Süden der Monarchie.

1. Stele aus weißem Marmor 0·055 m dick; ohne den 0·085 m breiten, 0·045 m hohen Zapfen 0·66 m hoch; Breite oben, unterhalb des Aufsatzes, 0·24 m, unten 0·325 m; hinten roh abgemeißelt. Sie kam zugleich mit dem von Mommsen, Athen. Mitth. XIII 18 publicierten Reliefsteine durch einen türkischen Teppichhändler aus Smyrna als Ballast nach Triest und wurde am 23. November 1887 von Herrn Director A. Puschi für das Triester Museum erworben, wo sie sich jetzt befindet.

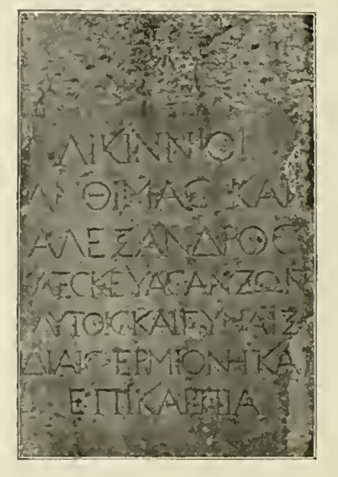


(῎Ε)τους σοςʹ μη(νὸς) Δεσίου ςʹ
Τυχικὸς Σωτηρί-
δα τὴν γυνὲκα ἐ-
τείμησεν
5 ζή(σασαν) ἔτ(η) ιηʹ.

Falls man der Datierung die Sullanische Ära vgl. Boeckh CIG III 1103 ad n. 3892 und Pauly-Wissowa I 638 Kubitschek Ära XXVIII) zugrunde legt, würde der Daisios des Jahres 276 der Mitte des Jahres 192 nach Christi Geburt entsprechen.

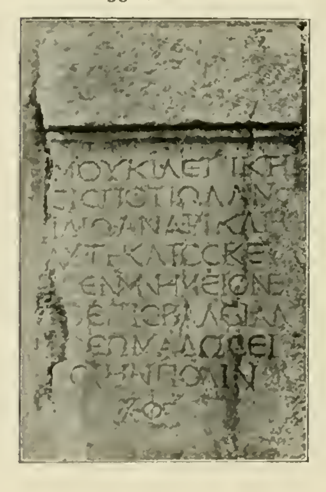
Die folgenden zwei Inschriftsteine sind in die Façade des Rathhauses von Perasto in den Bocche di Cattaro eingelassen, wohin sie vor rund hundert Jahren als Ballast von einem Küstenorte Kleinasiens gekommen sein sollen. Beide wurden von Giuseppe Gelcich, Memorie storiche sulle Bocche di Cattaro, Zara 1880 S. 10 n. 1 und n. 2 ohne Fundnotiz ediert. Ich copierte sie in Perasto im Herbste 1892.

2. Platte aus weißem Kalkstein 0·85 m hoch, 0·58 m breit.



Λικίννιοι
Ἀνθίμας καὶ
Ἀλέξανδρος
κ]ατεσκεύασαν
ζῶντε[ς
αὐτοῖς καὶ γυναιξὶ
5 ἰδίαις Ἑρμιόνῃ καὶ
Ἐπικαρπίᾳ.

3. Stele aus demselben Material; Höhe 0·88 m, Breite 0·33 m; = CISI 1862.



Μουκία Ἐπίκ[τ]η-
σ]ις Ποτιωλανῷ
ἰδίῳ ἀνδρὶ καὶ [ἑ-
αυτῇ κατεσκεύ[α-
5 σεν μνημεῖον· ε[ἰς
ὃ εἴ τις βαλεῖ ἄλ-
λ]ο σῶμα, δώσει
εἰς τὴν πόλιν
(δηνάρια) φʹ.

Die beiden letzten Nummern 2 und 3 hat schon U. Raffaelli in einer von den Herausgebern griechischer Inschriftensammlungen bisher, wie es scheint, übersehenen Notiz der Gazzetta di Zara 1844 n. 27 138 f. (Antiquaria. Cattaro) mit lateinischen Majuskeln abgedruckt und bemerkt dazu in der Hauptsache Folgendes: „Alcune tradizioni le vorrebbero recate di Grecia. Il Visconti però, che pubblicò la seconda (n. 3) di esse nelle sue opere var. tom. 2 p. 103, dice che proviene da Risano, dove ne fu dissotterata non guari una in quest' idioma, cui ci piacerà di riportare qui appresso". Die letztgenannte Inschrift, die Raffaelli gleichfalls mit lateinischen Majuskeln wiedergibt, hat folgenden Wortlaut: Διονίσιος | Εἰρηναίου Ἰα|σεὺς ῥήτωρ | εὐδαιμονήσας ἐτελεύ|τα ἐτῶν ξ' ...· ἐποίει Ἐπίκτησις ἀπελευ|θέρα. Auch diese Inschrift fehlt in den Inschriftensammlungen.

Triest. P. STICOTTI.

Chrysopolis Aquileja.

Das k. k. Staatsmuseum zu Aquileja besitzt 46 antike Tesserae aus Blei, von denen 23 mit Inschriften versehen sind. Indem ich es mir noch versagen muss, ein genaues Verzeichnis dieser kleinen Sammlung zu geben,[1] will ich vorerst aus ihr nur ein Stück herausgreifen, das vermuthlich bei dem sogenannten Circus in der Gegend Mariniane[2]) gefunden wurde.



Fig. 34 Piombo aus Aquileja.

Die Vorderseite dieser Tessera zeigt den Kopf der Stadtgöttin Aquileja nach rechts, mit dem Diademe geschmückt, rechts davon die Contremarke C und knapp am äußeren Rande die Inschrift CHRYSOPOLIS AQVILEIA; die Rückseite eine nach links schreitende Victoria wie auf Münzen der späteren Kaiserzeit mit dem Kranze in der erhobenen Rechten und einem Zweige in der Linken. Ein fast gleiches Exemplar, aber ohne Contremarke, ist im Museo civico zu Udine (n. 1142 in dem von den Herrn Gortani und Ostermann um 1877 verfassten Inventare) Obgleich aus dem Nachlasse des Fälschers Cigoj[3]) stammend, ist es doch unzweifelhaft echt, wie ich nach genauer Prüfung des Originals versichern kann.

Aquileja als thronende Göttin, die Mauerkrone auf dem Haupte, das Füllhorn in der Rechten, ist auf einer anderen Tessera dargestellt, die Friedländer[4]) und C. Kunz[5]) veröffentlicht haben (Fig. 35). Sie trägt vorne neben dem Bilde die Legende AQVILEIA FELIX und hinten innerhalb eines Kranzes die zweite HORR(ea) AQVIL(eiensia). Im Museum von Udine befindet sich aus dem Besitze jenes Cigoj eine Bronzemünze (n. 1141) mit einem weiblichen



Fig. 35 Piombo aus Aquileja.

Kopfe nach rechts und der Beischrift FELIX AQVILEIA auf der einen, dem auch sonst auf Tesserae häufigen Modius mit drei Ähren[6]) und der Inschrift HORREUM ROMANI IMPERII (sic! auf der anderen Seite. Dass sie eine Fälschung sei, geht aus der ungewöhnlichen Dicke des Stückes, der) mangelhaften Prägung, der unsicheren Form der Buchstaben, der Schreibung des Wortes „imperii", der Patina und schließlich auch aus dem Bilde selbst hervor.

Darstellungen der Stadtgöttin Aquileja finden sich auch auf steinernen Monumenten, so neben einem Flussgotte auf der Marmorplatte Bertoli, Le antichità d'Aquileja (Venedig 1739) VI 8. Andere Beispiele wird der Sculpturenkatalog des Museums von Aquileja bringen.

Aquileja, März 1899. E. MAIONICA.

[1]) Über antike Piombi hat M. Rostovtsew in der Revue numismatique 1897 S. 462 ff. und 1898 S. 77 ff.; 251 ff.; 457 ff gehandelt. Zu seiner Studie habe ich zu bemerken, dass nicht weniger als 150 Stück wahrscheinlich aus Aquileja stammen; 42 gelangten davon aus der Sammlung Zandonati in das Museo civico zu Triest.

[2]) Vgl. meine Fundkarte 1893, Fundstelle E.

[3]) Vgl. Trau in der Numismatischen Zeitschrift III (1871) 105 ff.; Willner XXVII (1895) 115 ff.

[4]) Berliner Blätter für Münzkunde III 191.

[5]) Archeografo Triestino V 30 ff. Taf. 2 Fig. 1.

[6]) Vgl. Benndorf, Beiträge zur Kenntnis des attischen Theaters (Wien 1875) 77 und die beigegebene Tafel.

Prosopographisches.

Manches wertvolle Ergebnis für die Zeit und Stellung ägyptischer Verwaltungsbeamten verdanken wir den zwei neuen englischen Papyrus-Publicationen, den Oxyrhynchus Papyri [1]) und dem neuen Katalog der Papyrussammlung des britischen Museums.[2])

Wieder wird die Frage nach der Zeit der Präfectur des Volusius Maecianus (vgl. Arch.-epigr. Mitth. XIX 151—153; Hermes XXXII 227 f.; 483, 1; 663—667; XXXIII 262—265) berührt durch ein Schriftstück (Kenyon 77 n. 376), das vom 14. Febr. 150 n. Chr. datiert ist, und in dem der Strateg Theodorus genannt wird; der Name desselben Strategen kehrt aber in der Urkunde wieder, auf deren Datierung es ankommt (Berl. Urk. II 613, 26). Dieser neue Anhaltspunkt spricht doch wieder mehr zugunsten meines Zeitansatzes, bald nach 150, als für die Annahme Meyers, für das J. 176. Dazu kommt noch, dass Meyers Bemerkungen über die Titulatur λαμπρότατος (Hermes XXXIII 263 f.), die er als Hauptgrund dafür anführt, dass die Amtszeit des Präfecten Volusius Maecianus später falle, durch andere Urkunden jetzt hinfällig erscheinen. In dem Papyrus Kenyon II 172 n. 358 führt nämlich schon im J. 150 der Präfect Munatius Felix das Prädicat λαμπρότατος, und das Gleiche finden wir bei einem andern Präfecten aus der Zeit des Antoninus Pius, bei M. Sempronius Liberalis (Berl. Urk. III 780), der von 154 bis 156 dieses Amt verwaltete.[3]) Auch andere Behauptungen Meyers erweisen sich jetzt als entschieden unrichtig. Auf den Irrthum, in den er hinsichtlich des Claudius Firmus verfallen ist, habe ich schon an anderer Stelle (Pauly-Wissowa III s. v.) hingewiesen. Unrichtig ist ferner, dass er (a. a. O. 267) den Berliner Urk. I 378 genannten Lucius . . . . . . auf Mevius Honoratus bezieht. Wir sind jetzt durch Kenyon II 152 n. 196 (aus der Zeit des Antoninus Pius), wo ebenfalls der δικαιοδότης Claudius Neocydes genannt wird, in der Lage, jene Urkunde genau zu datieren: unter dem 10. Jahr ist das der Regierung des Pius verstanden, Ende Pharmuthi dieses Jahres fällt demnach in den April 147. Dadurch wird nicht nur die bisher nicht bekannte Zeit der beiden iuridici Claudius Neocydes und Calpurnianus bestimmt, deren unmittelbarer Nachfolger [C]alvisius P[a]trophilus im J. 147/8 (Rev. arch. XXIV, 1894, S. 70) gewesen sein muss, sondern es fällt auch die früher erwähnte Vermuthung Meyers; der Präfect kann vielmehr nur L. Valerius Proculus sein, zu dessen Namen der fehlende Raum in Z. 11 passt, während die erhaltene Endung des Namens . . . . . ωι den Gedanken an L. Munatius Felix ausschließt; in Z. 5 hat der Name des Präfecten wahrscheinlich überhaupt nicht gestanden. So sind wir jetzt auch über die Zeit der Präfectur des L. Valerius Proculus besser unterrichtet; sie fällt wenige Jahre, nachdem er Praefectus annonae gewesen war (im J. 144, vgl. Friedländer, Sittengesch. I [6] 174), und somit sind auch die auf ihn bezüglichen Angaben Meyers (265 ff.) irrig; diese Unrichtigkeit ist auch durch die falsche Voraussetzung veranlasst, dass C. Avidius Heliodorus bis zum J. 148 im Amte war, während wir thatsächlich seine Stellung nur bis 143 nachweisen können; anderseits ist die Lücke zwischen Sempronius Liberalis (getödtet im J. 156) und M. Annius Syriacus (seit 161) wahrscheinlich durch Postumus auszufüllen (vgl. Hermes XXXII 666).

In überraschender Weise bestätigt sich jetzt eine schöne Vermuthung D. G. Hogarths, der in zwei Inschriften aus dem J. 90 n. Chr. (Flinders Petrie, Koptos, London 1896, 27 n. IV und 26 n. III = CIL III suppl. 13580), in welchen der Name des Präfecten von Ägypten eradiert ist, den Namen des aus Sueton Dom. 4 bekannten Mettius Rufus einsetzte und daran Bemerkungen knüpfte, die für die Regierungsgeschichte Domitians nicht unwichtig sind; vgl. auch P. Meyer Hermes XXXII 212. Aus dem Papyrus Oxyrhynchos 135 n. 72 vom 13. April 90 n. Chr. erfahren wir, dass Mettius Rufus wirklich in diesem Jahre Präfect von Ägypten war.

Zum Schluss füge ich noch eine Einzelheit hinzu, die mir schon früher aufgefallen ist. Der Papyrus Berl. Urk. I 168 konnte in den Nachträgen (S. 353) vom Herausgeber datiert werden, er stammt aus dem November 169 n. Chr.; desgleichen ist die Zeitbestimmung von Berl. Urk. I 291 in den Nachträgen zum II. Band (S. 355) mit 172 n. Chr. ungefähr angegeben; daraus ergibt sich aber auch, was die Herausgeber nicht bemerkt haben, dass in den beiden Urkunden derselbe Epistrateg genannt ist, und dass daher in der ersteren in Z. 1 anstatt Ἰο]υλίῳ Καπιτο[λεί]νῳ zu ergänzen ist Ἀουιλ]λίῳ Καπιτο[λεί]νῳ.

Wien, März 1899. A. STEIN.

[1] Grenfell and Hunt, The Oxyrhynchus Papyri, part I, London 1898.

[2] Kenyon, Greek papyri of the Br. Mus. Cat. II London 1898.

[3]) Die neuerdings bekannt gewordenen Papyrusurkunden Kenyon II 75 n. 328; 255 n. 470; Berl. Urk. III 762 bestätigen nur die bisherigen Beobachtungen über diese Titulatur.

Salvia in Dalmatia.

Im April 1897 hat das archäologische Museum in Spalato einen Inschriftstein erworben, der unverdienterweise lange Zeit unbeachtet geblieben war; er war in Sućurac in eine Fensterbrüstung des Hauses n. 152 eingemauert, das den Erben des Pave Jerkunica gehört. Die Inschrift (in vertieftem Felde) befindet sich auf einem schlicht und ohne jede Verzierung zugerichteten Cippus, der 0·45 m hoch, 0·32 m breit, 0·05 m dick ist; die linke Seite ist ein wenig abgearbeitet, und die Inschriftfläche hat auch sonst gelitten, wie ihr langjähriger Gebrauch als Fenstersohle erklärlich erscheinen lässt, ist aber, wie die nachstehende Abbildung zeigt, gut lesbar:



D(is) m(anibus) | Ael(ius) Capito, dec(urio) | municip(io) Salvio, | natus Starue, qui | vix(it) an(nis) XLV, Ael(ius) | Victor filius ips|ius patri karissim(o) b(ene) m(erenti) pos(uit).

Aelius Capito war also in Starue geboren worden, in Silvium zur Würde eines decurio gelangt und hatte seine letzte Ruhestätte in einem dritten Gemeindegebiete gefunden; denn Castel Sućurac, wohin der Stein gewiss nicht erst von den Erbauern des bezeichneten Hauses gebracht worden ist, liegt im ager Salonitanus, von dessen antikem Centrum es 5 Kilometer entfernt ist. Die Schreibung *Salvio* bestätigt aufs neue die durch das Ethnikon *Salviatae* CIL III suppl. 9860 und durch Zangemeisters Lesung eines württembergischen Steins mit *ex municipio Salvia* (zu Brambach n. 1621 bei Mommsen Eph. ep. V p. 241 und bei Hirschfeld CIL III 9860) geforderte Entscheidung zwischen der Namensform Σαλουία, die die Handschriften des Ptolemaeus II 16, 6 geben, und der Form *Silvie*, welche, wie man annimmt, im sog. Itinerarium Antonini steht p. 269, 4; überdies ist letztere Annahme unrichtig und damit jeder Zweifel an dem Vocal der ersten Silbe überflüssig, da der Escurialensis *Salvie*, der Parisinus *Salute*, der Vindobonensis *Silviae* haben und eine methodische Kritik für die gemeinschaftliche Grundlage unseres Handschriftenbestandes nur auf *Saluie* zurückleiten kann. Die Lage von Salvie, das im Ant. Itinerar an der Straße von Sirmium nach Salonae genannt wird:

Sarnade		
Siluie	mpm	XXIIII
Pelua	mpm	XVIII
Aequo	mpm	XVII
Salonas	mpm	XXI

und das bei Ptolemaeus unter den Binnenorten Liburniens nördlich von Corinium und Aenona erscheint, wird von Mommsen, Kiepert, Kukuljević, Tomaschek und Ballif[1]) auf dem Hügel Glavice bei Glamoć in Bosnien fixiert, während es Alačević in Grahovo[2]) sucht. Das *Salviaticum* der Acten des Concils von Salona 530 n. Chr. ist wohl die Diöcese des Bisthums von Salvia; Alačević gleicht es daher mit dem Thal von Livno, einschließlich Grahovos und mit Ausschluss von Bužkoblato.[3]) Ich sehe aber keinen Grund, Mommsens Identification von Salvia und Glavice im Glamočko bolje aufzugeben. Dieser Überzeugung folgend, habe ich in der Festschrift für Otto

[1]) Kieperts Karte von Dalmatien zu CIL III; Bull. Dalm. V, 1882, 137; Cons, La province Rom. de Dalmatie 231; Tomaschek, Vorslavische Topographie, S. 18 des Sonderabdruckes; Ballifs Karte zu den römischen Heerstraßen in Bosnien und der Hercegovina.

[2]) Bull. Dalm. 1882, p. 136–139.

[3]) Bull. Dalm. 1892, p. 136; 1897, p. 103.

Benndorf (Wien 1898) 280 auf dem von Alačević für Salvia beanspruchten Grahovo polje das Gebiet der Stadt Stridon vermuthet, der Heimat des hl. Hieronymus.

Staruc, den Geburtsort des Aelius Capito, glaube ich auf dem Berge Staretina bei Glamoč suchen zu sollen, da es mir wahrscheinlich ist, dass dieser Berg den Namen der antiken Ansiedlung bewahrt hat. Die von Alačević vorgetragene Erklärung,[1] in Staretina sei das antike Saritte erhalten, erscheint mir ganz unhaltbar; auch den von anderer Seite mir nahegelegten Versuch, Staretina als rein slavisches Wort von der Wurzel *staro* = "alt" abzuleiten, kann ich nicht gutheißen.

F. BULIĆ.

[1] Bull. Dalm. 1882, p. 118.

Nachtrag zu den Münzen Regalians und Dryantillas.

Dass die in diesen Jahresheften II 210 ff. aufgezählte Reihe nicht den gesammten Vorrath an Münzexemplaren dieser beiden nur für einen Augenblick mit den Abzeichen und Ansprüchen des Principats ausgestatteten Personen erschöpfen dürfte, den seit etwa 140 Jahren kleinere und größere Sammlungen bergen konnten, ist so gut wie selbstverständlich. Nach Abschluss des Druckes erfuhr ich noch durch die Güte des Prof. Arnold Börzsönyi, Custos des Raaber Museums, dass der handschriftliche Katalog einer Sammlung Sárközy („welche sich derzeit meines Wissens zu Pápa in der Bibliothek des Collegiums befindet") ein Stück verzeichnet, das oben S. 215 als n. 6 c einzureihen wäre:

IMP C P C REGALIANVS aug	ORIENS AVGG
Kopf mit Strahlenkrone	Sol, die R. mit Geißel erhoben.

Es ist mir noch nicht gelungen, genauere Daten oder einen Abdruck dieses Stückes zu erhalten, da die Münzsammlung des reformierten Collegiums in Pápa, wie ich von dorther erfuhr, erst durch Neuordnung der Benutzung zugänglich gemacht werden muss. Ich benütze die Gelegenheit, die diese Nachtragsnotiz mir gewährt, um anzufügen, dass Herr Ferdinand Fábry in Wieselburg mir ungefähr gleichzeitig mittheilte, dass zwei Dryantilla-Münzen, „wie ich bestimmt weiß, auf dem Marktplatz unweit des Bahnhofes Raab gefunden worden sind"; diese Nachricht bezieht sich aller Wahrscheinlichkeit nach auf das Exemplar 2 i (S. 219), während das andere Stück erst noch zu ermitteln wäre. Auch muss ich hinzusetzen, dass das Stück 1 c (S. 217) zuerst im Besitze eines Raaber Goldarbeiters gewesen und wahrscheinlich in Raab gefunden worden ist.

W. KUBITSCHEK.

ÜBERSICHT DES INHALTS

BEIBLATT











